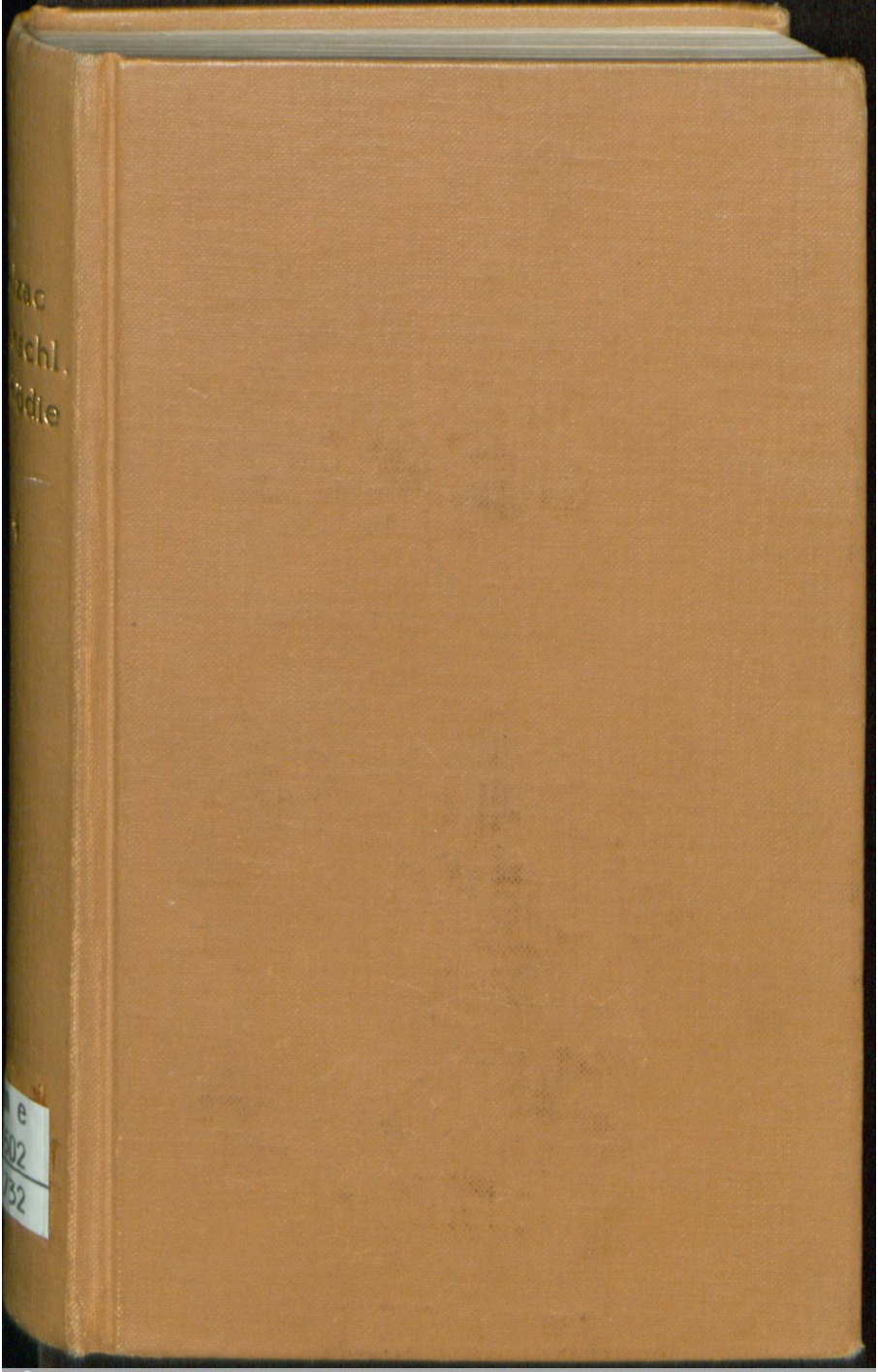

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ULB Düsseldorf

+0409 228 01

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

BALZAC'S

MENSCHLICHE KOMÖDIE

IV. BAND

Z61936

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

02
tom e
05502
G 732

530/99

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

A. Lit. 738
2
h

025/409228

OX · 1871

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

HONORE DE BALZAC

VERLORENE ILLUSIONEN

I. TEIL

LEIPZIG
IM INSELVERLAG · MCMIX

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DIE BEIDEN DICHTER

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ERSTES KAPITEL

IN der Zeit, in der diese Geschichte spielt, waren die Stanhopepresse und die Walzen zur Verteilung der Druckerschwärze in den kleinen Provinzdruckereien noch nicht zur Anwendung gelangt. Trotz der Spezialität, die Angoulême zum Pariser Druckereigewerbe in Beziehungen bringt, bediente man sich dort immer noch der Holzpressen. Die rückständige Druckerei verwendete dort noch die Lederbälle, die mit der Druckerschwärze bestrichen waren und mit denen einer der Drucker leicht über die Lettern fuhr. Die bewegliche Platte, auf der die Form mit den Lettern sich befindet, worauf der Papierbogen gelegt wird, war noch aus Stein. Die gefräßigen mechanischen Pressen haben heutzutage diesen Apparat, dem wir trotz seiner Unvollkommenheiten die schönen Bücher der Elzevier, Plantin, Alde und Didot verdanken, so sehr in Vergessenheit gebracht, daß es angezeigt ist, die alten Werkzeuge, zu denen Jérôme Nicolas Séchard eine abergläubische Zuneigung hegte, zu erwähnen, denn sie spielen ihre Rolle in dieser Geschichte.

Dieser Séchard war ein früherer Drucker, den die mit dem Satz beschäftigten Handwerker in ihrem Jargon einen Bären nannten. Das Hin und Her der Bewegung, wie die Drucker vom Farbenbehälter zur Presse und von der Presse zum Farbenbehälter gehen, hat einige Ähnlichkeit mit dem Auf und Ab eines Bären im Zwinger, und so ist offenbar der Spitzname entstanden. Zur Vergeltung gaben die Bären den Setzern den Beinamen Affen infolge der fortgesetzten kleinen Bewegungen, die diese Herren machen, um die Lettern den hundertzweiundfünfzig kleinen Fächern, in denen sie enthalten sind, zu entnehmen. In dem unheilvollen Jahr 1793 war Séchard ungefähr fünfzig Jahre alt und verheiratet. Sein Alter und seine Verheiratung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

befreiten ihn von dem großen Truppenaufgebot, das fast alle Handwerker in die Armeen schleppte. Der alte Drucker blieb allein in der Druckerei zurück, deren Besitzer — diese führten den Namen die Pinsel — soeben gestorben war und eine kinderlose Witwe zurückgelassen hatte. Das Geschäft schien dem Untergang geweiht: der allein zurückgebliebene Bär war nicht imstande, sich in einen Affen zu verwandeln; denn als Drucker konnte er weder lesen noch schreiben. Ohne sich um seine Unfähigkeit zu kümmern, versorgte ein Volksvertreter, der es eilig hatte, die schönen Dekrete des Konvents zu verbreiten, den Drucker mit dem Patent eines Buchdruckermeisters und versah seine Druckerei mit Aufträgen. Nachdem der Drucker Séchard dieses gefährliche Patent erhalten hatte, entschädigte er die Witwe seines Meisters, indem er ihr die Ersparnisse seiner Frau brachte, mit denen er das Material der Druckerei zur Hälfte des Wertes bezahlte. Aber das genügte nicht. Die Dekrete der Republik mußten unverzüglich gedruckt werden. In dieser schwierigen Lage hatte Jérôme Nicolas Séchard das Glück, einen Edelmann aus Marseille zu treffen, der nicht auswandern wollte, um seine Ländereien nicht zu verlieren, und nicht gesehen werden wollte, um seinen Kopf nicht zu verlieren, und der nur durch Arbeit irgendeiner Art Brot finden konnte. Der Graf von Maucombe zog also das schlichte Wams eines Provinzfaktors an; er setzte, las und korrigierte selbst die Dekrete, die den Bürgern, die Adlige bei sich verbargen, die Todesstrafe androhten; der Bär, der jetzt ein Pinsel geworden war, zog sie ab und ließ sie anschlagen; und alle beide blieben heil und gesund dabei. Als im Jahre 1795 der Sturmwind des Schreckens vorübergezogen war, war Nicolas Séchard genötigt, ein anderes Faktotum zu suchen, das zugleich Setzer, Korrektor und Faktor sein konnte. Ein Abbé, der später unter der Restauration Bischof wurde,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und der damals zu den Eidverweigerern gehörte, trat an die Stelle des Grafen von Maucombe und blieb bis zu dem Tag, wo der erste Konsul die katholische Religion wiederherstellte. Der Graf und der Bischof trafen sich später auf ein und derselben Bank der Pairskammer. Jérôme Nicolas Séchard konnte zwar im Jahre 1802 ebensowenig lesen und schreiben wie 1793, aber er hatte genügend auf die hohe Kante gelegt, um sich einen Faktor leisten zu können. Aus dem Gesellen, der sich früher so wenig um die Zukunft gekümmert hatte, war ein Meister geworden, vor dem seine Affen und Bären gewaltigen Respekt hatten. Der Geiz beginnt, wo die Armut aufhört. An dem Tag, wo der Drucker die Möglichkeit vor sich sah, ein vermögender Mann zu werden, ließ das Interesse in ihm einen Verstand erwachsen, der freilich materiell, aber voller Gier, Argwohn und Schärfe war. Seine Praktik kümmerte sich nicht das mindeste um die Theorie. Er hatte gelernt, mit einem hingeworfenen Blick den Preis einer Seite und eines Bogens, je nach der Schriftgattung, abzuschätzen. Er bewies seinen unerfahrenen Kunden, daß es teurer sei, die großen Lettern zu bewegen als die kleinen; wenn es sich um kleine handelte, sagte er, es sei schwieriger mit ihnen umzugehen. Da die Setzerei der Teil seines Berufs war, von dem er nichts verstand, hatte er eine solche Angst, sich zu irren, daß er nur solche Geschäfte machte wie der Löwe in der Fabel. Wenn seine Setzer gegen Stundenlohn arbeiteten, ließ er niemals ein Auge von ihnen. Wenn er irgendwo einen Fabrikanten in Schwierigkeiten wußte, kaufte er seine Papiere zu niedrigem Preis und stapelte sie auf. Zu der Zeit war er schon Besitzer des Hauses geworden, in dem sich die Druckerei seit unvordenklichen Zeiten befand. Er hatte alles mögliche Glück; er wurde Witwer und hatte nur einen Sohn, er tat ihn in das Lyzeum der Stadt, weniger um ihm einen guten Unterricht zuteil

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

werden zu lassen, als um sich einen Nachfolger heranzuziehen; er behandelte ihn streng, um die Dauer seiner väterlichen Gewalt zu verlängern, und in den Ferien ließ er ihn am Setzkasten arbeiten, wobei er ihm sagte, er solle lernen, sein Brot zu verdienen, um eines Tages seinen armen Vater entschädigen zu können, der sich aufopferte, um ihm eine gute Erziehung zu geben. Als der Abbé ihn verließ, erwählte Séchard aus der Zahl seiner vier Setzer den zum Faktor, von dem ihm der künftige Bischof gesagt hatte, er sei in gleicher Weise rechtlich wie klug. Dadurch war er imstande, den Augenblick zu erreichen, wo sein Sohn die Anstalt übernehmen konnte, die sich alsdann unter jungen und geschickten Händen vergrößern sollte. David Séchard machte auf dem Lyzeum von Angoulême die vorzüglichsten Fortschritte. Obgleich unser Bär, der es ohne Kenntnisse und Unterricht zu etwas gebracht hatte, die Wissenschaft gründlich verachtete, schickte Vater Séchard seinen Sohn nach Paris, um dort die Buchdruckerkunst in ihrer höchsten Ausbildung kennen zu lernen; aber er empfahl ihm so dringend, er solle an einem Orte, den er das Paradies der Handwerker nannte, ein ordentliches Sümmchen zurücklegen, wobei er ihm sagte, er solle keineswegs auf die Börse seines Vaters rechnen, daß er ohne Zweifel in diesem Aufenthalt in der Stadt der Weisheit ein Mittel sah, seine Ziele zu erreichen. David verband in Paris die Erlernung seines Handwerks mit der Vollendung seiner Studien. Der Faktor der Firma Didot bildete sich zu einem Gelehrten aus. Gegen Ende 1819 verließ David Séchard Paris, ohne daß der Aufenthalt dort seinen Vater, der ihn zurückrief, um ihn an die Spitze des Geschäfts zu stellen, einen roten Heller gekostet hätte. Die Druckerei von Nicolas Séchard war zu der Zeit im Besitz des einzigen amtlichen Blattes des Bezirks, hatte die Aufträge der Präfektur und der bischöflichen Kanzlei,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und das waren drei Kunden, die einem jungen Menschen, der sich regte, ein großes Vermögen verschaffen mußten. Genau in der Zeit kauften die Brüder Cointet, ihres Zeichens Papierfabrikanten, das zweite Druckerpatent der Stadt Angoulême, das der alte Séchard bisher unter dem Schutze der kriegerischen Zeitläufte, die unter dem Kaisertum jeden Aufschwung der Industrie erschwerten, nicht hatte aufkommen lassen; aus diesem Grunde hatte er es nicht an sich gebracht, und sein Geiz war ein Grund für den Untergang der alten Druckerei. Als der alte Séchard diese Nachricht erhielt, überlegte er sich vergnügt, den Kampf zwischen seiner Druckerei und den Cointet werde nun sein Sohn durchfechten müssen und nicht er.

‚Ich wäre in dem Streit unterlegen,' sagte er sich; ‚aber ein junger Mann, der bei Didot ausgebildet ist, wird damit fertig werden.'

Der Siebzigjährige ersehnte den Augenblick herbei, wo er die Last der Geschäfte los wäre. Er wußte zwar wenig von der hohen Kunst der Typographie, aber dafür stand er im Rufe, in einer andern Kunst sehr stark zu sein, die die Berufsgenossen recht hübsch die Saufographie genannt haben, in einer Kunst also, die der göttliche Verfasser des Pantagruel sehr geschätzt hat, deren Pflege aber dank den Verfolgungen der sogenannten Temperenzgesellschaften von Tag zu Tag mehr zurückgeht. Jérôme Nicolas Séchard, getreu dem Schicksal, das sein Name, der Trockene, ihm bestimmt hatte, war mit einem unauslöschlichen Durst begnadet. Seine Frau hatte seine Leidenschaft für den Saft der Traube, die übrigens den Bären so natürlich ist, daß Chateaubriand sie bei den richtigen Bären Amerikas beobachtet hat, lange Zeit hindurch in den gehörigen Schranken gehalten; aber die Philosophen haben die Bemerkung gemacht, daß die Gewohnheiten der Jugend im Greisenalter mit großer Stärke wiederkehren.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Séchard war eine Bestätigung für dieses psychische Gesetz: je älter er wurde, um so mehr liebte er das Trinken. Seine Leidenschaft hinterließ auf seinem Bärengesicht Spuren, die es höchst originell machten: seine Nase hatte den Umfang und die Form eines großen A von riesigen Dimensionen, seine beiden mit unzähligen Äderchen durchzogenen Backen sahen aus wie manche Weinblätter, die voller violetter, purpurner und oft buntgesprenkelter kleiner Buckel sitzen; man konnte an einen ungeheuren Trüffel denken, der mit herbstlichem Weinlaub umrankt war. Unter zwei mächtigen Brauen, die wie zwei schneebedeckte Büsche aussahen, hatten seine beiden grauen Augen, in denen die Schlauheit einer Habgier funkelte, die alles, selbst die Vaterliebe in ihm ertötet hatte, ihren Glanz noch in der Trunkenheit bewahrt. Sein kahler Schädel, der noch von grauen, lockigen Haaren umgeben war, erinnerte an die Franziskanermönche aus den Erzählungen Lafontaines. Er war untersetzt und beleibt, wie es bei diesen alten Lampen, die mehr Öl als Docht verbrauchen, oft der Fall ist; denn die Ausschweifungen in irgendeiner Sache treiben den Körper in die Richtung, die ihm gemäß ist. Die Trunksucht macht ebenso wie das Studieren den Dicken noch dicker und den Magern magerer. Jérôme Nicolas Séchard trug seit dreißig Jahren den bekannten Dreispitz, der sich noch heutzutage in den Städten mancher Provinzen auf dem Kopf des städtischen Tambourmajors findet. Seine Weste und seine Hose waren aus grünlichem Tuch. Überdies trug er einen alten braunen Überzieher, buntgewebte baumwollene Strümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen. Diese Tracht, in der der Handwerksmann noch im reichgewordenen Bürger zu erkennen war, entsprach seinen Lastern und Gewohnheiten so gut, war so sehr der Ausdruck seines Lebens, daß es schien, als ob dieser Wackere völlig angekleidet erzeugt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

worden wäre; man hätte ihn sich ebensowenig ohne seine Kleidungsstücke vorstellen können, wie eine Zwiebel ohne die Häute. Wenn der alte Drucker nicht schon längst wegen seiner blinden Habgier bekannt gewesen wäre, hätte die Art, wie er sein Geschäft übergab, genügt, ihn zu charakterisieren. Trotz den Kenntnissen, die sein Sohn von der hohen Schule des Didot mitbringen mußte, nahm er sich vor, das gute Geschäft mit ihm zu machen, das er schon lange hin und her überlegt hatte. Freilich wenn der Vater ein gutes Geschäft machte, war es unausbleiblich, daß der Sohn ein schlechtes machte. Aber für den Wackern gab es in Geschäften nicht Sohn und nicht Vater. Hatte er zuerst in David sein einziges Kind gesehen, so erblickte er später in ihm nur noch den gegebenen Käufer, dessen Interessen seinen entgegengesetzt sein mußten: er wollte teuer verkaufen, David mußte billig kaufen; sein Sohn war also ein Feind geworden, den es zu besiegen galt. Diese Umwandlung des zärtlichen Gefühls in persönliches Interesse, die bei wohlerzogenen Leuten gewöhnlich langsam, versteckt und heuchlerisch vor sich geht, war bei dem Alten schnell und unverhohlen, und der Bär zeigte, um wieviel stärker die schlaue Saufographie war, als die kunstgerechte Typographie. Als sein Sohn anlangte, benahm sich der Ehrenmann ihm gegenüber mit der geschäftlichen Zärtlichkeit, die die Gewandten für ihre Opfer haben: er ging mit ihm um wie ein Liebhaber mit seiner Geliebten; er gab ihm den Arm, er sagte ihm, wo er die Füße hinsetzen mußte, um sich nicht mit Schmutz zu bespritzen, er hatte ihm sein Bett wärmen, Feuer anmachen und ein gutes Abendbrot richten lassen. Nachdem er am andern Tag versucht hatte, seinen Sohn während eines üppigen Mahles betrunken zu machen, sagte Jérôme Nicolas Séchard, der stark bezecht war, zu ihm: „Nun zum Geschäft!“ Und das war so kurios zwischen zwei Rülps-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geräuschen eingeschoben, daß David ihn bat, das Geschäft bis morgen zu lassen. Der alte Bär verstand es aber zu gut, aus seiner Betrunkenheit Vorteil zu ziehen, als daß er eine so lange vorbereitete Schlacht aufgegeben hätte. ‚Außerdem', sagte er, ‚habe er fünfzig Jahre lang seine Kugel getragen, jetzt wollte er sie keine Stunde länger schleppen. Von morgen an sollte sein Sohn der Pinsel sein.'

Hier ist es vielleicht am Platze, ein Wort über die Druckerei zu sagen. Sie war an der Stelle gelegen, wo die Rue de Beaulieu auf die Place du Mûrier mündet, und befand sich in diesem Hause seit dem Ende der Regierung Ludwig XIV. Ebenfalls seit langer Zeit waren die Räume im Innern für die Ausübung dieses Handwerks eingerichtet. Das Erdgeschoß war ein sehr großer Raum, der von der Straße her durch einen alten Fensterverschlag und von einem innern Hof durch ein großes vergittertes Fenster beleuchtet war. Man konnte außerdem durch einen Gang in das Kontor des Meisters gelangen. Aber in der Provinz sind die Vorgänge bei der Buchdruckerei immer ein Gegenstand so lebhafter Neugier, daß die Kunden lieber durch eine Glastür eintraten, die an der Vorderseite von der Straße her zugänglich war, obgleich man dabei einige Stufen hinuntergehen mußte, da sich der Fußboden der Werkstatt unter dem Straßenniveau befand. Die erstaunten Neugierigen achteten niemals auf die Unbequemlichkeiten des Zugangs durch die Engpässe dieser Werkstatt. Wenn sie die gebauschten Papierbogen betrachteten, die an Seilen von der Decke herunterhingen, dann drängten sie sich an den reihenweise aufgestellten Setzkästen entlang oder sie ließen sich von den Eisenstangen, die die Pressen festhielten, die Frisur in Unordnung bringen. Wenn sie den flinken Bewegungen eines Setzers folgten, der seine Lettern aus den hundertzweiundfünfzig kleinen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fächern seines Setzkastens zusammensuchte, sein Manuskript las, seine Zeile in seinem Winkelhaken noch einmal überlas, während er den Durchschuß einfügte, dann gerieten sie in ein Ries aufgeweichtes, feuchtes Papier, das mit Steinen beschwert war, oder sie blieben mit dem Rock an der Kante einer Bank hängen; alles zum großen Vergnügen der Affen und der Bären. Niemals war jemand ohne Zwischenfall bis zu den beiden großen Käfigen gelangt, die am Ende dieser Höhle lagen, und die zwei elende Erker bildeten, die auf den Hof gingen; dort thronten auf der einen Seite der Faktor, auf der andern der Meister. Im Hof waren die Mauern sehr hübsch mit Weinspalieren geziert, die in Anbetracht des Rufs, in dem der Meister stand, eine anmutende Lokalfarbe hatten. Hinten, an die Grenzmauer angebaut, erhob sich ein verfallener Schuppen, wo das Papier befeuchtet und zurechtgeschnitten wurde. Dort war der Ausguß, auf dem vor und nach dem Druck die Formen abgewaschen wurden; es floß von da ein Gemisch aus der Druckerschwärze und den Abwässern der Haushaltung heraus, das ein solches Aussehen hatte, daß die Bauern, die an den Markttagen in die Stadt kamen, glaubten, der Teufel habe sich in dem Hause gewaschen. An diesen Schuppen stieß auf der einen Seite die Küche, auf der andern ein Holzhaufen. Der erste Stock dieses Hauses, über dem nur noch zwei Mansarden waren, enthielt drei Zimmer. Das erste war ebenso lang, wie der Hausgang ohne den Raum, den die alte Holztreppe einnahm, und war von der Straße her durch ein kleines rechteckiges Fenster und vom Hof her durch ein rundes Fensterchen erleuchtet; es diente zugleich als Vorzimmer und als Eßzimmer. Es war einfach weiß getüncht, und man bemerkte an ihm die zynische Einfachheit des Krämergeizes. Die schmutzige Scheibe wurde niemals gewaschen; das Mobiliar bestand aus drei schlechten Stühlen, einem runden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tisch und einem Büfett, das zwischen zwei Türen stand, deren eine in ein Schlafzimmer und die andere in ein Wohnzimmer ging; die Fenster und die Tür waren braun von Schmutz; Haufen weißen oder bedruckten Papiers versperrten sie die meiste Zeit; oft konnte man den Nachtisch, die Flaschen, die Teller vom Mittagessen des Alten auf den Papierballen herumliegen sehen. Das Schlafzimmer, dessen Fenster mit Blei eingefaßt war und vom Hof aus sein Licht empfing, war mit den alten Teppichen behängt, die man in der Provinz am Fronleichnamstag an den Häusern herunterhängen sieht. Es befand sich darin ein großes mit Vorhängen drapiertes Säulenbett, auf dem eine Bettdecke aus rotem Rips lag, ferner zwei wurmstichige Polsterstühle, zwei Nußbaumholzstühle, die mit einer Stickerei überzogen waren, ein alter Sekretär und auf dem Kamin eine Uhr im Gehäuse. Dieses Zimmer, in dem eine patriarchalische Behaglichkeit zu spüren und das voller brauner Töne war, war von Herrn Rouzeau, dem Vorgänger und frühern Meister Jérôme Nicolas Séchards, eingerichtet worden. Das Wohnzimmer, das die verstorbene Frau Séchard modern eingerichtet hatte, wies ein fürchterliches Getäfel mit greller blauer Farbe auf. Die Füllungen waren mit einer Tapete bekleidet, auf der man Szenen aus dem Orient sah, die mit Rußfarbe auf weißem Grund gemalt waren. Die Einrichtung bestand aus sechs Stühlen, die mit blauem Schafleder überzogen waren; die Rücklehnen hatten die Form von Lyren. Die zwei Fenster lagen unter einem plumpen Bogen und waren ohne Vorhänge; man sah durch sie auf die Place du Mûrier. Auf dem Kamin standen keine Leuchter und keine Standuhr, und es hing auch kein Spiegel darüber. Frau Séchard war gestorben, ehe sie ihre Verschönerungspläne hatte ausführen können, und der Bär, der den Nutzen von Verbesserungen, die nichts einbrachten, nicht einsah, hatte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich nicht darum bekümmert. In diesen Raum führte pede titubante Jérôme Nicolas Séchard seinen Sohn und wies ihm auf dem runden Tisch eine Aufstellung des Inventars seiner Druckerei vor, die der Faktor unter seiner Leitung gemacht hatte.

„Lies das, mein Junge," sagte Jérôme Nicolas Séchard und ließ seine weinseligen Augen vom Papier zu seinem Sohn und von seinem Sohn zum Papier rollen. „Da wirst du sehen, was für eine Perle von Druckerei ich dir übergebe." „Drei hölzerne Pressen, von Eisenstangen gehalten, mit gegossener Platte..." „Das ist eine Verbesserung, die ich gemacht habe," unterbrach der alte Séchard seinen Sohn. „Mit all ihrem Zubehör, Farbenbehältern und Gestellen usw. eintausendsechshundert Franken. Aber Vater," sagte David Séchard und ließ das Verzeichnis sinken, „deine Pressen sind Gerümpel, die keine hundert Taler wert sind, und nur gut zum Feueranmachen." „Gerümpel, Gerümpel!" rief der alte Séchard. „Nimm das Verzeichnis und komm mit herunter! Du sollst sehen, ob eure Erfindungen, diese elende Schlosserarbeit, so laufen wie diese ausgeprobten, wackern alten Maschinen. Nachher hast du nicht mehr das Herz, brave Pressen zu beschimpfen, die wie Postwagen laufen, und die noch dein ganzes Leben lang gehen werden, ohne die geringste Reparatur zu brauchen. Gerümpel! Freilich ein Gerümpel, womit du dir die Butter aufs Brot verdienen wirst. Gerümpel, das dein Vater zwanzig Jahre lang bedient hat, das ihm dazu verholfen hat, dich zu dem zu machen, was du bist."

Der Vater torkelte die holprige, abgetretene, unter seinen Schritten zitternde Treppe hinunter, und es sah aus, als ob er hinschlagen wollte; er öffnete die Gangtür, die in die Werkstatt führte, stürzte sich auf die erste seiner Pressen, die der Schlaue vorher hatte ölen und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

reinigen lassen; er deutete auf die starken Holzteile, die sein Lehrling gesäubert hatte.

„Ist das nicht eine entzückende Presse?" fragte er.

Es war gerade eine Vermählungsanzeige zu drucken. Der alte Bär ließ das Rähmchen auf den Preßdeckel herunter und den Preßdeckel auf die Platte, die er unter der Presse rollen ließ; er zog den Preßbengel, wickelte die Schnur ab, um die Platte zurückzuführen, und brachte den Preßdeckel und das Rähmchen mit einer Gewandtheit zurück, die einem jungen Bären Ehre gemacht hätte. Die also bediente Presse gab einen so reizenden Schrei von sich, daß es klang wie von einem Vogel, der sich an eine Scheibe gestoßen hat und rasch davonfliegt.

„Gibt es eine einzige englische Presse, die imstande ist, so zu laufen?" fragte der Vater seinen erstaunten Sohn.

Der alte Séchard lief hintereinander zur zweiten und zur dritten Presse und machte mit jeder mit der gleichen Geschicklichkeit das nämliche Manöver. Bei der letzten erblickte sein Auge, das vom Wein trüb war, eine Stelle, die der Lehrling übersehen hatte; der Betrunkene fing gehörig zu fluchen an, nahm einen Zipfel seines Überrocks, um sie abzuwischen, wie ein Pferdehändler, der das Fell eines Pferdes, das zum Verkauf steht, glänzend macht.

„Mit diesen drei Pressen hier kannst du ohne Faktor deine neuntausend Franken jährlich verdienen, David. Als dein künftiger Teilhaber erlaube ich nicht, daß du sie durch diese verfluchten gegossenen Pressen ersetzest, die die Schrift abnützen. Du hast in Paris Wunder zu sehen geglaubt, als du die Erfindung dieses verdammten Engländers gesehen hast. Er ist ein Feind Frankreichs, die Gießer hat er reich machen wollen. Ah! Stanhopemaschinen hast du anschaffen wollen! Ich danke für deine Stanhopes, von denen jede zweitausendfünfhundert Franken kostet, fast doppelt so viel, als meine drei prächtigen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Pressen zusammen wert sind, und dazu zerbrechen sie einem, da sie nicht elastisch sind, noch die Lettern. Ich bin nicht gelehrt wie du, aber merke dir das eine: das Leben der Stanhopepressen ist der Tod der Lettern. Diese drei Pressen halten sich gut, die Arbeit wird sauber gedruckt, die Leute im Angoumois verlangen nichts anderes. Druck du mit Eisen oder mit Holz, mit Gold oder mit Silber, sie zahlen dir keinen Heller mehr." „Ferner", las David, „fünfzig Zentner Schrift aus der Gießerei von Vaflard ..." Bei diesem Namen konnte der Schüler der Firma Didot ein Lächeln nicht zurückhalten. „Lach du nur! Nach zwölf Jahren sind die Lettern noch wie neu. Das nenne ich mir einen Gießer! Herr Vaflard ist ein Ehrenmann, der dauerhafte Ware liefert; und ich für meinen Teil nenne den den besten Gießer, den man am seltensten braucht." „Geschätzt auf zehntausend Franken," las David weiter vor. „Zehntausend Franken, Vater! Aber das sind vierzig Sous für das Pfund, und die Firma Didot verkauft ihre Cicero neu für sechsunddreißig Sous das Pfund. Die elenden Schusternägel, die Ihr da habt, sind nur den Gußpreis wert, zehn Sous das Pfund!" „Gibst du der Schreibschrift, der Kursivschrift, der Rundschrift des Herrn Gillé, des frühern kaiserlichen Druckers, den Namen Schusternägel! Das sind Lettern, von denen das Pfund sechs Franken wert ist, Meisterwerke der Schriftgießerei, die vor fünf Jahren gekauft sind, und von denen manche noch weiß sind, wie sie aus der Gießerei gekommen sind. Da sieh!"

Der alte Séchard griff nach einigen Fächern, in denen Schriftgattungen lagen, die niemals benutzt worden waren, und zeigte sie ihm.

„Ich bin kein Gelehrter, ich kann nicht lesen und nicht schreiben, aber so viel verstehe ich, daß ich weiß, die Schriften des Hauses Gillé waren die Väter der englischen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schriften deiner Herren Didot. Da ist eine Rundschrifttype," sagte er, indem er auf einen Kasten wies und ein M daraus nahm, „eine Cicero-Rundschrift, die noch nicht übertroffen worden ist."

David sah ein, daß es keine Möglichkeit gab, mit seinem Vater zu diskutieren. Man mußte allem zustimmen oder alles ablehnen, er war zwischen ein Nein und ein Ja gestellt. Der alte Bär hatte alles in sein Verzeichnis aufgenommen bis auf die Schnüre und Trockenleinen. Der kleinste Rahmen, die Bretter, die Geschirre, der Waschstein und die Waschbürsten, alles war mit der Genauigkeit eines Geizhalses auf Ziffern gebracht. Die Gesamtsumme belief sich auf dreißigtausend Franken, einschließlich des Meisterpatents und der Kundschaft. David fragte sich im stillen, ob das Geschäft möglich sei oder nicht. Als der alte Séchard seinen Sohn stumm über den Zahlen brüten sah, wurde er unruhig; denn eine heftige Auseinandersetzung war ihm lieber als eine stille Zustimmung. Bei dieser Art Geschäften beweist der Streit, daß es sich um einen leistungsfähigen Vertragschließenden handelt, der sein Interesse vertritt. ‚Wer zu allem Top sagt,' sagte sich der alte Séchard, ‚der zahlt nichts.' Er belauerte ängstlich das Nachdenken seines Sohnes und zählte dabei die armseligen Utensilien auf, die eine Provinzdruckerei nötig hat; er führte David hintereinander vor: eine Satinierpresse und eine Beschneidemaschine, die zu den städtischen Arbeiten nötig waren, und rühmte ihm, wie nützlich und wie solid gebaut sie wären.

„Die alten Werkzeuge sind immer die besten," sagte er, „man sollte sie in der Druckerei teurer bezahlen als die neuen, wie es bei den Goldschlägern der Fall ist."

Entsetzliche Vignetten, die Hymen, Amore, Tote darstellten, die ihren Grabstein hochhoben und dabei ein V oder ein M beschrieben, ungeheuerliche Einfassungen aus

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Masken für die Theateranzeigen wurden mit Hilfe der weinseligen Beredsamkeit Jérôme Nicolas' Gegenstände von außerordentlichem Wert. Er erklärte seinem Sohn, die Gewohnheiten der Leute in der Provinz seien so festgewurzelt, daß er ganz vergebens versuchen würde, ihnen etwas Schöneres zu geben. Er selbst, Jérôme Nicolas Séchard, hatte versucht, ihnen bessere Almanache zu verkaufen, als den auf Zuckerpapier gedruckten ‚Großen Lütticher Boten'. Aber was! der wahre Große Lütticher Bote war den wunderschönsten Almanachen vorgezogen worden. David würde bald den Wert dieser alten Scharteken erkennen und sie teurer verkaufen als die kostbarsten Neuheiten.

„Ah, ah! die Provinz ist die Provinz und Paris ist Paris. Wenn so ein Kerl aus dem Houmeau zu dir kommt, um seine Heiratsanzeige bei dir zu bestellen, und wenn du sie ihm ohne einen Amor mit Girlanden druckst, dann hält er sich nicht für verheiratet und bringt sie dir wieder, wenn er nichts weiter darauf sieht als ein M, wie bei deinen Didot, die der Ruhm der Buchdruckerkunst sind, aber deren Erfindungen hundert Jahre brauchen, bis sie sich in der Provinz einbürgern. Das ist die Sache."

Vornehme Naturen sind schlechte Geschäftsleute. David war eine dieser keuschen und zarten Naturen, die vor einer Auseinandersetzung zurückschrecken und die in dem Augenblick nachgeben, wo der Gegner sie etwas empfindlich trifft. Seine erhöhten Gefühle und die Herrschaft, die der alte Trunkenbold über ihn ausübte, machten ihn noch ungeeigneter, eine Auseinandersetzung über Geldsachen mit seinem Vater fortzuführen, insbesondere da er ihm die besten Absichten zuschrieb; denn er führte jetzt die Gier und Interessiertheit auf die Liebe zurück, die der Drucker zu seinen Maschinen hatte. Da indessen Jérôme Nicolas Séchard das Ganze von der Witwe Rouzeau für zehntausend Franken in Assignaten übernommen hatte,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

und da beim jetzigen Zustand der Einrichtung dreißigtausend Franken ein unerhörter Preis waren, rief der Sohn aus: „Vater, du plünderst mich aus!“ „Was, ich? Habe ich dir nicht das Leben gegeben?“ sagte der alte Trunkenbold und hob die Hand zur Decke empor. „Aber, David, wie hoch schlägst du denn das Patent an? Überlegst du dir, wieviel das ‚Anzeigeblatt‘ wert ist, wo die Zeile zehn Sous kostet? Das Privileg ganz allein hat im letzten Monat fünfhundert Franken eingebracht. Junge, öffne doch die Bücher, sieh nach, was die Anschläge und die Register der Präfektur einbringen und die Kundschaft des Magistrats und der bischöflichen Kanzlei! Du bist ein dummer Kerl, der reich werden kann und nicht will. Du feilschst noch um das Pferd, das dich zu einem so schönen Herrensitz tragen kann, wie mein Marsac ist.“

Verbunden mit dem Inventar war ein Gesellschaftsvertrag zwischen dem Vater und dem Sohn. Der gute Vater vermietete der Gesellschaft sein Haus für eine Summe von zwölfhundert Franken, obgleich er es nur für sechshundert gekauft hatte, und er reservierte sich darin eine der beiden Dachkammern. Solange David Séchard die dreißigtausend Franken nicht bezahlt hatte, sollte der Reingewinn zu gleichen Hälften geteilt werden; von dem Tage an, wo er diese Summe seinem Vater bezahlt hatte, sollte er alleiniger Eigentümer der Druckerei werden. David legte Wert auf das Patent, die Kundschaft und die Zeitung, ohne sich um die Pressen zu kümmern; er glaubte, es könnte ihm gelingen, die Schuld abzutragen, und akzeptierte die Bedingungen. Der Vater, der an die Bauernkniffe gewöhnt war und von den weiterblickenden Berechnungen der Pariser nichts wußte, war über einen so schnellen Entschluß erstaunt. ‚Sollte mein Sohn Geld haben,‘ fragte er sich, ‚oder entschließt er sich in diesem Augenblick, mich nicht zu zahlen?‘

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Infolge dieser Gedanken fing er an ihn auszufragen, ob er Geld mitgebracht habe, er könne es ihm ja in Rechnung stellen. Das neugierige Fragen des Vaters erweckte das Mißtrauen des Sohnes. David blieb zugeknöpft bis zum Halse hinauf. Am nächsten Tag ließ der alte Séchard durch seinen Lehrling seine Möbel in die Kammer des zweiten Stocks bringen; er beabsichtigte, sie durch die Bauernwagen, die sonst leer zurückfuhren, auf sein Landgut bringen zu lassen. Er übergab seinem Sohn die drei Zimmer des ersten Stocks völlig leer, ebenso wie er ihm die Druckerei übergab, ohne ihm einen Heller zur Bezahlung der Arbeiter zu geben. Als David seinen Vater bat, in seiner Eigenschaft als Teilhaber eine Einlage beizusteuern, die zum Weiterbetrieb nötig sei, wollte der alte Drucker von nichts wissen. Er sagte, er habe sich verpflichtet, seine Druckerei zu übergeben, aber kein Geld. Seine Einlage sei schon da. Als er von der Logik seines Sohnes bedrängt wurde, antwortete er ihm, als er die Druckerei der Witwe Rouzeau abgekauft habe, habe er die Sache ohne einen Sou fertiggebracht. Wenn das ihm, einem armen Arbeiter ohne Kenntnisse, geglückt sei, müsse es bei einem Zögling Didots noch besser gehen. Überdies habe David Geld verdient, was er der Erziehung zu verdanken habe, die mit dem Schweiß seines alten Vaters bezahlt worden wäre, und so könnte er es jetzt gut anlegen.

„Was hast du mit deinem Wochenlohn gemacht?“ fragte er ihn und versuchte damit nochmals die Frage zu erhellen, die das Schweigen seines Sohnes am Tage vorher unentschieden gelassen hatte. „Aber habe ich nicht leben müssen? Habe ich nicht Bücher gekauft?“ antwortete David ärgerlich. „Ah, du hast Bücher gekauft! Du wirst schlechte Geschäfte machen. Leute, die Bücher kaufen, sind kaum geeignet, sie zu drucken,“ antwortete der Bär.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

David stand die schrecklichste aller Demütigungen aus, er mußte die Erniedrigung seines Vaters mit ansehen. Er mußte die Flut gemeiner, weinerlicher, listiger Gründe über sich ergehen lassen, mit denen der alte Geizhals seine Weigerung motivierte. Er drängte seinen Schmerz in seine Seele zurück, er sah sich allein, ohne Hilfe, denn er fand in seinem Vater einen Spekulanten, den er aus philosophischer Neugier bis zum Grunde kennen lernen wollte. Er ließ die Bemerkung fallen, er habe niemals Rechnungslegung über das Vermögen seiner Mutter verlangt. Wenn dieses Vermögen nicht ausreichte, um den Preis der Druckerei zu erlegen, müßte es doch mindestens als Betriebskapital dienen können.

„Das Vermögen deiner Mutter?" sagte der alte Séchard, „aber das war weiter nichts als ihre Klugheit und ihre Schönheit."

Bei dieser Antwort durchschaute David seinen Vater völlig und sah ein, daß er, wenn er eine Rechnungslegung erhalten wollte, gegen ihn einen unendlichen, kostspieligen und entehrenden Prozeß würde anstrengen müssen. Der vornehme Jüngling nahm die Last auf sich, obwohl er wußte, wie sie ihn drücken mußte und wie schwer es sein würde, den Verpflichtungen gegen seinen Vater nachzukommen.

‚Ich werde arbeiten,' sagte er sich. ‚Schließlich wenn ich zu schuften habe, dem Alten ist es nicht besser gegangen, und überdies werde ich für mich arbeiten.'

„Ich hinterlasse dir einen Schatz," sagte der Vater, der über das Schweigen seines Sohnes unruhig wurde.

David fragte, was das für ein Schatz sei.

„Marion," sagte der Vater.

Marion war ein plumpes Bauernmädchen, das in der Druckerei unentbehrlich war; sie netzte und beschnitt das Papier, besorgte Bestellungen und die Küche, sorgte für

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

die Wäsche, lud das Papier von den Wagen ab, zog Geld ein und reinigte die Tupfballen. Wenn Marion hätte lesen können, hätte sie der alte Séchard an den Setzkasten gestellt.

Der Vater ging zu Fuß auf sein Landgut. Obgleich er über seinen Verkauf, der unter dem Namen Beteiligung versteckt war, sehr glücklich war, war er doch jetzt unruhig über die Art, wie er bezahlt werden würde. Nach den Erregungen des Verkaufs kommen immer die über die Bezahlung. Alle Leidenschaften sind in ihrem Kern jesuitisch. Dieser Mann, der die Erziehung für etwas Unnützes ansah, bemühte sich jetzt, an den Einfluß der Erziehung zu glauben. Er stellte seine dreißigtausend Franken mit den Ehrbegriffen sicher, die die Erziehung in seinem Sohne ausgebildet haben mußte. Als wohlerzogener junger Mann würde David Blut schwitzen, um seinen Verpflichtungen nachzukommen, seine Kenntnisse würden ihm Quellen erschließen, er hatte ein schönes Empfinden gezeigt, er würde zahlen! Viele Väter, die so verfahren, glauben väterlich verfahren zu sein, und die Überzeugung hatte schließlich der alte Séchard erlangt, als er in seinem Weingut angekommen war. Es war in Marsac gelegen, einem kleinen Dorf, das vier Meilen von Angoulême entfernt war. Dieses Landgut, auf dem der frühere Besitzer ein hübsches Wohnhaus erbaut hatte, hatte sich seit 1809, zu welcher Zeit der alte Bär es an sich gebracht hatte, von Jahr zu Jahr vergrößert. Er vertauschte dort die Sorgen der Presse gegen die der Kelter, und er war, wie er gern sagte, seit zu langer Zeit Weinkenner, um sich nicht darauf zu verstehen. Während des ersten Jahres seiner Zurückgezogenheit auf dem Lande machte Vater Séchard eine sorgenvolle Miene zwischen seinen Weinstöcken; denn er war immer auf seinem Weinberg, wie er früher in seiner Werkstatt gewohnt hatte. Diese uner-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hofften dreißigtausend Franken berauschten ihn noch mehr als der junge Septembersaft. Er hatte sie in Gedanken schon zwischen den Fingern. Je weniger er die Summe erwarten konnte, um so mehr wünschte er sie einzustreichen. Daher zog ihn seine Ungeduld oft von Marsac nach Angoulême. Er kletterte die Felsenabhänge hinauf, auf deren Höhe die Stadt liegt, und ging in die Druckerei, um zu sehen, ob sein Sohn mit dem Geschäft fertig wurde. Die Pressen waren an ihrem Platz. Der einzige Lehrling trug seine Papiermütze auf dem Kopf und reinigte die Tupfballen. Der alte Bär hörte eine Presse über irgendeine Einladungskarte kreischen, er sah seine alten Lettern wieder, er erblickte seinen Sohn und den Faktor und sah, wie beide in ihren Käfigen ein Buch lasen, das der Bär für Korrekturen hielt. Er aß mit David zu Mittag und kehrte dann auf sein Gut in Marsac zurück und grübelte über seine Besorgnisse. Der Geiz hat wie die Liebe die Gabe des zweiten Gesichts für die kommenden Ereignisse, er wittert sie, er nimmt sie voraus. Wenn er von der Druckerei weg war, wo der Anblick seiner Werkzeuge ihn bestrickte, da er durch sie in die Tage zurückgeführt wurde, wo er sein Vermögen erworben hatte, fand der alte Winzer bei seinem Sohne beunruhigende Zeichen von Untätigkeit. Der Name Gebrüder Cointet erschreckte ihn, er sah ihn die Firma Séchard & Sohn überflügeln. Kurz, der alte Mann fühlte, daß das Unglück nahe war. Diese Ahnung hatte guten Grund: das Unglück schwebte über dem Hause Séchard. Aber die Geizigen haben einen Gott. Durch ein Zusammentreffen von unvorhergesehenen Umständen mußte dieser Gott dafür sorgen, daß der Preis seines wucherischen Verkaufs vollständig in die Geldtasche des Trunkenbolds kam. Hören wir nun, aus welchen Gründen die Druckerei Séchard zurückging, obwohl es den Anschein hatte, daß sie hätte florieren müssen. David kümmerte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich weder um die religiöse Reaktion, die die Restauration in der Regierung hervorbrachte, noch um den Liberalismus, und bewahrte daher die schädlichste Neutralität in politischen und religiösen Dingen. Das war in einer Zeit, wo die Kaufleute der Provinz sich zu einer Meinung bekennen mußten, um Kunden zu haben, denn man mußte zwischen der Kundschaft der Liberalen oder der der Royalisten wählen. Eine Liebesneigung, die im Herzen Davids erwachte, und seine wissenschaftlichen Beschäftigungen, seine schöne Natur, all das ließ in ihm die Gewinngier nicht aufkommen, die zum rechten Kaufmann gehört, und die es bewirkt hätte, daß er sich an die Erforschung der Unterschiede machte, die die Industrie der Provinz von der in Paris trennen. Die Nuancen, die in den Departements voneinander so verschieden sind, verschwinden in der großen Bewegung von Paris. Die Gebrüder Cointet schlossen sich den monarchistischen Meinungen an, sie hielten ostensiv die Fasttage inne, gingen fortwährend in den Dom, verkehrten mit den Priestern und druckten sofort, als das Bedürfnis bemerkbar war, religiöse Bücher. Die Cointet bekamen also in diesem einträglichen Geschäfte das Oberwasser und verleumdeten David Séchard, den sie des Liberalismus und des Atheismus bezichtigten. ‚Wie', sagten sie, ‚könnte man einen Menschen beschäftigen, der einen von den Septembermördern, einen Trunkenbold, einen Bonapartisten, einen alten Geizkragen zum Vater hätte, der früher oder später ganze Haufen Gold hinterlassen müßte?' Sie waren arm, hatten für ihre Familie zu sorgen, während David ein Junggeselle war und einmal sehr reich wurde. Er tat auch nur, was ihm behagte, usw. Unter dem Einfluß dieser Anschuldigungen gegen David gaben schließlich die Präfektur und die bischöfliche Kanzlei das Privileg ihrer Druckaufträge den Gebrüdern Cointet. Bald riefen diese gierigen Gegner, denen die Sorglosigkeit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihres Konkurrenten Mut machte, ein zweites Anzeigeblatt ins Leben. Die alte Druckerei war auf die Druckaufträge der Stadt angewiesen und die Einnahme aus seinem Anzeigeblatt ging auf die Hälfte zurück. Das Haus Cointet, das an den kirchlichen und religiösen Büchern beträchtliche Summen verdient hatte, schlug bald den Séchard vor, ihnen ihre Zeitung abzukaufen, damit sie die Bekanntmachungen des Departements und die Inserate der Behörden ungeteilt hätten. Sowie David diese Nachricht seinem Vater mitgeteilt hatte, stürzte der alte Winzer, den die Fortschritte des Hauses Cointet schon erschreckt hatten, mit der Schnelligkeit eines Raben, der die Leichen auf einem Schlachtfeld gewittert hat, von Marsac auf die Place du Mûrier.

„Überlaß mir die Verhandlungen mit den Cointet, mische dich nicht in dieses Geschäft," sagte er zu seinem Sohn.

Der alte Mann hatte bald das Interesse der Cointet erraten, er erschreckte sie durch die Schärfe seiner Bemerkungen. ‚Sein Sohn habe eine Dummheit begangen, die er gerade noch verhindern konnte,' sagte er.

„Worauf soll unsere Kundschaft sich stützen, wenn er unser Blatt verkauft? Die Advokaten, die Notare, alle Kaufleute des Houmeau sind liberal, die Cointet haben den Séchard Schaden zufügen wollen, als sie sie des Liberalismus bezichtigten, sie haben ihnen damit das Rettungsseil zugeworfen, die Annoncen der Liberalen werden den Séchards verbleiben! Das Blatt verkaufen? Aber ebensogut könnte man die ganze Druckerei und das Patent verkaufen."

Er verlangte nunmehr von den Cointet sechzigtausend Franken für die Druckerei, um seinen Sohn nicht zu ruinieren: er liebte seinen Sohn, er schützte seinen Sohn. Der alte Winzer bediente sich seines Sohns, wie die Bauern ihrer Frauen: sein Sohn wollte oder wollte nicht, je nach den Vorschlägen, die er einen nach dem andern den Cointet

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

entriß, und er brachte sie nicht ohne Anstrengungen dazu, daß sie eine Summe von zweiundzwanzigtausend Franken für das Journal de la Charente gaben. Aber David mußte sich verpflichten, niemals wieder irgendein Blatt zu drucken, widrigenfalls er dreißigtausend Franken Schadloshaltung zu zahlen hätte. Dieser Verkauf war der Selbstmord der Druckerei Séchard, aber der Winzer beunruhigte sich nicht darüber. Nach dem Diebstahl kommt immer der Mord. Der Ehrenmann hatte im Sinne, diese Summe zur Bezahlung seiner Forderung zu verwenden, und um sie in die Hände zu bekommen, hätte er David noch mit dazu verkauft, insbesondere da dieser lästige Sohn Anspruch auf die Hälfte dieses unerhofften Gewinns hatte. Zur Entschädigung überließ der edelmütige Vater ihm die Druckerei, wobei aber die Bestimmung, daß der Sohn für die Miete des Hauses die famosen zwölfhundert Franken zu zahlen hatte, bestehen blieb. Seit dem Verkauf der Zeitung an die Cointet kam der Alte nur noch selten in die Stadt, er schützte sein hohes Alter vor; aber der wahre Grund war das geringe Interesse, das er an einer Druckerei nahm, die ihm nicht mehr gehörte. Trotzdem konnte er die alte Liebe zu seinen Werkzeugen nicht ganz aufgeben. Wenn seine Geschäfte ihn nach Angoulême führten, wäre es sehr schwer gewesen, zu entscheiden, was ihn am meisten in sein Haus zog, seine hölzernen Pressen oder sein Sohn, zu dem er kam, um pro forma seine Miete zu verlangen. Sein früherer Faktor, der jetzt bei den Cointet war, wußte, was er von diesem väterlichen Edelmut halten sollte; er sagte, ‚der schlaue Fuchs behielte sich auf diese Weise das Recht vor, sich in die Geschäfte seines Sohnes einzumischen, indem er durch die Aufhäufung der Mietschuld bevorrechtigter Gläubiger würde'.

Die Unbekümmertheit David Séchards hatte Ursachen, die für den Charakter des jungen Mannes bezeichnend

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

waren. Einige Tage, nachdem er die väterliche Druckerei übernommen hatte, hatte er einen seiner Studienfreunde getroffen, der damals dem tiefsten Elend preisgegeben war. Der Freund David Séchards war ein junger Mann von ungefähr einundzwanzig Jahren, namens Lucien Chardon, der Sohn eines frühern Regimentswundarztes der republikanischen Armeen, der infolge einer Verwundung außer Dienst gekommen war. Die Natur hatte aus Chardons Vater einen Chemiker gemacht, und der Zufall hatte ihn als Apotheker nach Angoulême geführt. Der Tod überraschte ihn inmitten von Vorbereitungen zur Ausbeutung einer großartigen Erfindung, zu der er mehrere Jahre wissenschaftlicher Studien gebraucht hatte. Er wollte jede Art Gicht heilen. Die Gicht ist die Krankheit der Reichen, und die Reichen zahlen die Gesundheit gut, wenn sie ihrer beraubt sind. Daher hatte der Apotheker dieses Problem aus den vielen ausgewählt, die sich seinem Nachdenken dargeboten hatten. Der selige Chardon hatte in seiner Stellung zwischen Wissenschaft und Erfahrung begriffen, daß allein die Wissenschaft sein Vermögen begründen könnte: er hatte also die Ursachen der Krankheit studiert und sein Mittel auf eine gewisse Lebensweise gegründet, die er jedem Temperament anpaßte. Er starb während eines Aufenthalts in Paris, wo er die Approbation der Akademie der Wissenschaften hatte einholen wollen, und verlor so die Frucht seiner Arbeit. Der Apotheker hatte, da er ein großes Vermögen vor sich sah, in der Erziehung seines Sohnes und seiner Tochter nichts verabsäumt, und so hatte der Unterhalt seiner Familie alle Erträgnisse der Apotheke verschlungen. So kam es, daß er seine Kinder nicht nur im Elend zurückließ, sondern daß er sie auch zu ihrem Unglück in der Hoffnung auf eine glänzende Zukunft aufgezogen hatte, die mit ihm erlosch. Der berühmte Desplein, der ihn behandelte, sah

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihn unter Wutkrämpfen sterben. Die Quelle dieses Ehrgeizes war die leidenschaftliche Liebe, die der alte Wundarzt zu seiner Frau hegte, die das letzte Glied der Familie von Rubempré war und die er im Jahr 1793 wie durch ein Wunder vom Schafott gerettet hatte. Ohne daß das junge Mädchen dieser Lüge hatte zustimmen wollen, hatte er einen Aufschub erreicht, indem er sagte, sie sei schwanger. Nachdem er sich so das Recht verschafft hatte, sie zu seiner Frau zu machen, heiratete er sie trotz ihrer beider Armut. Die Kinder hatten, wie alle Kinder der Liebe, als Erbe weiter nichts als die wunderbare Schönheit der Mutter, ein oft verhängnisvolles Geschenk, wenn es mit Not und Elend verknüpft ist. Dieses Hoffen, dieses Arbeiten, dieses Verzweifeln hatten der Schönheit Frau Chardons große Zerstörungen zugefügt, ebenso wie die stufenweis steigende Not ihre Lebensart verändert hatte; aber ihr und ihrer Kinder Mut war ebensogroß wie ihr Unglück. Die arme Witwe verkaufte die Apotheke, die in der Hauptstraße von Houmeau, der bedeutendsten Vorstadt von Angoulême, gelegen war. Der Preis der Apotheke erlaubte ihr, sich dreihundert Franken Leibrente festzulegen, eine Summe also, die für ihre eigene Existenz nicht ausreichen konnte, aber sie und ihre Tochter fügten sich in ihre Lage ohne falsche Scham und übernahmen Lohnarbeit. Die Mutter widmete sich der Wochenpflege, und sie wurde infolge ihrer guten Manieren in den reichen Häusern jeder andern vorgezogen; sie konnte sich dort verpflegen, ohne ihren Kindern etwas zu kosten, wobei sie noch zwanzig Sous im Tag verdiente. Um ihrem Sohn die Beschämung zu ersparen, seine Mutter in einer so erniedrigten Lage zu sehen, hatte sie den Namen Madame Charlotte angenommen. Die Frauen, die ihrer Pflege bedurften, hatten sich an Herrn Postel zu wenden, den Nachfolger Herrn Chardons. Die Schwester Luciens arbeitete bei einer sehr ehrenwerten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und in Houmeau geachteten Frau namens Prieur, einer Weißwäscherin, die ihre Nachbarin war, und verdiente ungefähr fünfzehn Sous im Tag. Sie führte die Aufsicht über die Arbeiterinnen und erfreute sich in der Wäscherei einer Art Vorzugsstellung, die sie ein wenig über die Klasse der Wäscherinnen erhob. Die geringen Erträgnisse ihrer Arbeit zusammen mit den dreihundert Franken Rente von Frau Chardon beliefen sich ungefähr auf achthundert Franken im Jahr, mit denen diese drei Personen sich nähren, kleiden und wohnen mußten. Trotz der strengen Sparsamkeit der Haushaltung wollte diese Summe kaum ausreichen, die fast völlig von Lucien verbraucht wurde. Frau Chardon und ihre Tochter Eva glaubten an Lucien, wie die Frau Mahomets an ihren Gatten glaubte; sie waren bereit, seiner Zukunft fast ohne Schranken alles zu opfern. Diese arme Familie wohnte in Houmeau in einer Wohnung, die sie für einen sehr niedrigen Preis bei dem Nachfolger Herrn Chardons gemietet hatte und die hinten in einem Hofe über dem Laboratorium gelegen war. Lucien hatte eine elende Mansardenstube. Angeregt von seinem Vater, der für die Naturwissenschaften begeistert war, hatte Lucien sich in dieses Studium geworfen und war einer der hervorragendsten Schüler des Collége von Angoulême, wo er in der dritten Klasse war, als Séchard seine Studien eben beendet hatte.

Als der Zufall die beiden Studiengefährten wieder zusammenführte, stand Lucien, der es müde war, aus dem schweren Kelch des Elends zu trinken, im Begriff, einen der verzweifelten Schritte zu tun, zu denen man sich mit zwanzig Jahren entschließt. Vierzig Franken monatlich, die David Lucien großmütig gab, indem er sich erbot, ihn zum Faktor auszubilden, obgleich er durchaus keinen brauchte, retteten Lucien aus seiner Verzweiflung. Die Bande dieser so erneuerten Studienfreundschaft wurden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bald enger infolge der Ähnlichkeit ihres Geschicks und der Verschiedenheit ihrer Charaktere. Alle beide hatten den Kopf voller großer Pläne, beide besaßen den hohen Geist, der einen den Höchsten gleichsetzt, und beide sahen sich auf den tiefsten Grund der Gesellschaft geworfen. Diese Ungerechtigkeit des Schicksals war ein starkes Band. Ferner waren beide von verschiedenen Seiten her zur Poesie gewendet. Lucien, obwohl er für die schwierigsten Forschungen der Naturwissenschaften bestimmt war, drängte es glühend nach literarischem Ruhm, während David, den sein sinnender Geist zur Poesie bestimmte, in seinem Geschmack den exakten Wissenschaften zuneigte. Diese Vertauschung der Rollen machte sie zu einer Art geistigen Brüdern. Lucien teilte bald David die großen Gesichtspunkte von der Anwendung der Wissenschaft auf die Industrie mit, die er von seinem Vater empfangen hatte, und David zeigte Lucien die neuen Bahnen, die er in der Literatur beschreiten müßte, um sich einen Namen und ein Vermögen zu machen. Die Freundschaft dieser beiden jungen Leute wurde in wenig Tagen eine der Leidenschaften, wie sie nur in dieser Jugendzeit entstehen. David erblickte bald die schöne Eva und verliebte sich in sie, wie sich die melancholischen und sinnenden Geister verlieben. Das Et nunc et semper et in saecula saeculorum der Liturgie ist der Wahlspruch dieser unbekannten Dichter, deren Werke in wunderbaren Epen bestehen, die zwischen zwei Herzen entstehen und vergehen. Als der Liebende das Geheimnis der Hoffnungen entdeckt hatte, die die Mutter und die Schwester Luciens auf diesen schönen Dichterkopf setzten, als ihre blinde Aufopferung ihm bekannt wurde, fand er es süß, sich seiner Geliebten zu nähern und ihre Opfer und ihre Hoffnungen zu teilen. Wie die Intransigenten, die noch königlicher als der König sein wollten, übertrieb David den Glauben, den Mutter und Schwester Luciens

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu seinem Genie hatten, und verhätschelte ihn, wie eine Mutter ihr Kind. In einer der Unterhaltungen, die die ewige Geldnot, die ihnen die Hände band, fortwährend erzeugte, überlegten sie, wie alle jungen Leute, die Mittel hin und her, wie man schnell zu Vermögen kommen könnte, schüttelten vergebens alle Bäume, die schon von Früheren geplündert worden waren, und da erinnerte sich Lucien an zwei Ideen, die sein Vater ausgesprochen hatte. Herr Chardon hatte davon gesprochen, man könnte durch Anwendung eines neuen chemischen Stoffs den Preis des Zuckers auf die Hälfte bringen, und ebenso ließe sich der Preis des Papiers herabsetzen, wenn man von Amerika gewisse pflanzliche Stoffe bezöge, ähnlich denen, deren sich die Chinesen bedienten und die wenig kosteten. David, der die Wichtigkeit dieser Frage, die schon bei Didot erörtert worden war, kannte, bemächtigte sich dieser Idee, in der er den Grund zu einem großen Vermögen erblickte, und sah Lucien als einen Wohltäter an, dem er ewig dankbar sein müßte.

Man kann sich denken, wie die Herrschaft dieser Gedanken und das ganze innere Leben der beiden Freunde sie unfähig machte, eine Druckerei zu führen. Während die Druckerei der Brüder Cointet, der Drucker und Verleger der bischöflichen Kanzlei, der Eigentümer des Courier de la Charente, der von jetzt an das einzige Blatt des Departements war, fünfzehn- bis zwanzigtausend Franken brachte, belief sich die Einnahme der Druckerei Séchard kaum auf dreihundert Franken im Monat, wovon das Gehalt des Faktors, der Lohn Marions, die Steuern und die Miete abzuziehen waren, so daß David auf hundert Franken im Monat angewiesen war. Tätige und betriebsame Männer hätten neue Lettern angeschafft, eiserne Pressen gekauft, hätten sich bei den Pariser Buchhändlern Werke verschafft, die sie zu niedrigem Preis gedruckt hätten;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aber der Meister und der Faktor waren völlig von den Arbeiten des Kopfes in Anspruch genommen und begnügten sich mit den Aufträgen, die ihnen ihre letzten Kunden gaben. Die Brüder Cointet hatten endlich den Charakter und die Lebensführung Davids kennen gelernt und verleumdeten ihn nicht mehr; im Gegenteil riet ihnen eine weise Politik, diese Druckerei ihr Leben fristen und sie in einem gewissen anständigen kleinen Umfang bestehen zu lassen, damit sie nicht in die Hände eines gefürchteten Konkurrenten fiel; sie schickten sogar selbst die sogenannten Stadtaufträge. Auf diese Weise existierte David Séchard, kaufmännisch zu sprechen, ohne es zu wissen, nur noch durch eine geschickte Kalkulation seiner Konkurrenten. Die Cointet waren glücklich über das, was sie seine Manie nannten, und benahmen sich gegen ihn dem Anschein nach durchaus ehrenhaft und loyal. Aber sie gingen in Wirklichkeit wie die Verwaltung der Posten vor, die eine künstliche Konkurrenz schafft, um eine wirkliche zu vermeiden.

Das Äußere des Hauses Séchard stimmte mit dem schmutzigen Geiz, der im Innern herrschte, wo der alte Bär nie etwas repariert hatte, überein. Der Regen, die Sonne, die Unbilden jeder Jahreszeit hatten der Gangtür das Aussehen eines alten Baumstammes gegeben, so sehr war sie von kleineren und größeren Spalten durchzogen. Die Fassade, die aus Steinen und Ziegeln unsymmetrisch durcheinandergebaut war, schien sich unter dem Gewicht eines verwitterten Daches zu biegen, das über und über mit den Hohlziegeln bedeckt war, aus denen alle Dächer im südlichen Frankreich bestehen. An dem morschen Fensterkreuz befanden sich die fest verschließbaren riesigen Läden, wie sie das heiße Klima erfordert. Es wäre nicht leicht gewesen, in ganz Angoulême ein so rissiges Haus wie dieses zu finden, das nur noch durch die Kraft des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mörtels zusammenhielt. Man stelle sich die Werkstatt vor, die vorn und hinten erhellt, in der Mitte dunkel war, die Mauern mit Plakaten bedeckt und unten von dem Vorbeistreifen der Arbeiter, die sich dort seit dreißig Jahren bewegt hatten, schwarz geworden; ihre Leinen und Stricke an der Decke, ihre Papierstöße, die alten Pressen, die Haufen Steine zum Beschweren des nassen Papiers, die Reihen Setzkästen und am Ende die beiden Käfige, wo sich der Meister und der Faktor, jeder auf seiner Seite, aufhielten: dann hat man ein Bild von der Existenz der beiden Freunde.

Im Jahre 1821 in den ersten Maitagen waren David und Lucien in dem Augenblick, wo gegen zwei Uhr ihre vier oder fünf Arbeiter die Werkstatt verließen, um essen zu gehen, in der Nähe des Hoffensters. Als der Meister sah, wie sein Lehrling die Ladentür, die zur Straße ging, hinter sich geschlossen hatte, führte er Lucien in den Hof, wie wenn der Geruch der Papiere, der Farbenbehälter, der Pressen und des alten Holzes ihm unerträglich geworden wäre. Die beiden setzten sich unter eine Laube, von wo ihre Augen jeden sehen konnten, der in die Werkstatt kam. Die Sonnenstrahlen, die auf dem Weinlaub des Spaliers spielten, umschmeichelten die beiden Dichter und hüllten sie in ihr Licht wie in einen Glorienschein. Der Gegensatz der beiden jungen Leute, die einander gegenübersaßen, nach Charakter und Aussehen trat so kräftig hervor, daß ein Maler, der sie so gesehen, gleich nach seinem Pinsel gegriffen hätte. David hatte Formen, wie sie die Natur den Menschen mit auf den Weg gibt, die zu großen offenen oder geheimen Kämpfen bestimmt sind. Über seiner breiten Brust saßen starke Schultern, die ebenmäßig zu der Fülle seines ganzen Körpers paßten. Sein Gesicht, gebräunt, gesund, voll, über einem starken Hals, umgeben von einer Flut schwarzer Haare, glich zuerst dem der Mönche, die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Boileau besingt; aber bei näherer Prüfung entdeckte man in den Falten der aufgeworfenen Lippen, im Grübchen des Kinns, im Schnitt einer breiten Nase, deren eine Hälfte wie schiefgedrückt war, und vor allem in den Augen das unausgesetzte Feuer einer ausschließlichen Leidenschaft, die Schärfe des Denkers, die glühende Melancholie eines Geistes, der die ganze Weite und alle Tiefen des Horizonts umfaßte und durchdrang, und der selbst der idealsten Genüsse leicht müde wurde, weil er die Klarheit der Analyse mit hineinnahm. Man ahnte in diesem Gesicht das Aufblitzen des Genies, aber man sah auch die Asche um den Vulkan; die Hoffnung erlosch in diesem Antlitz in einer tiefen Empfindung der sozialen Nichtigkeit, in der die niedrige Abstammung und das mangelnde Vermögen so viele Geister höherer Art festhalten. Neben diesem armen Buchdrucker, dem sein Beruf, der doch der Intelligenz so benachbart ist, Ekel einflößte, neben diesem Silen, der so schwer auf sich selbst ruhte, der in langen Zügen aus dem Becher der Wissenschaft und der Dichtung schlürfte und sich daran berauschte, um das Elend des Lebens in der Provinz zu vergessen, neben diesem Silen saß Lucien in der anmutigen Haltung, wie sie die Bildhauer für den indischen Bacchus gefunden haben. Sein Gesicht hatte die Feinheit der Linien der antiken Schönheit: griechische Stirn und Nase, die weiße Farbe und den Schmelz der Frauen, Augen, die durch ihre tiefe Bläue schwarz erschienen, Augen voller Liebe, in denen das Weiß so glänzend war wie bei einem Kinde. Über diesen schönen Augen wölbten sich Brauen, die wie mit einem feinen chinesischen Pinsel gezeichnet waren, und lange kastanienbraune Wimpern beschatteten sie. Die Wangen erglänzten von seidigem Flaum, dessen Farbe mit dem Blond der natürlich gelockten Haare übereinstimmte. Seine weißen Schläfen waren goldig überhaucht. Ein unvergleichlicher Adel prägte sich in seinem

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

kurzen, leicht aufwärts gebogenen Kinn aus. Das Lächeln der gefallenen Engel schwebte auf seinen Korallenlippen, deren Röte durch das Weiß der Zähne noch gehoben wurde. Er hatte die Hände eines Menschen von vornehmer Geburt, elegante Hände, denen die Männer auf den Wink gehorchen mußten, und die die Frauen gerne küssen. Lucien war schlank und von mittlerer Figur; wenn man seine Füße sah, konnte man versucht sein, ihn für ein verkleidetes junges Mädchen zu halten, um so mehr, als er, wie die meisten durchtriebenen, um nicht zu sagen verschlagenen Männer, Hüften wie die einer Frau hatte. Dieses Anzeichen, das selten täuscht, traf bei Lucien zu, den die Neigung seines rührigen Geistes oft, wenn er den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft analysierte, auf das Gebiet der Verderbtheit führte, wie sie den Diplomaten eigen ist, die den Erfolg für die Rechtfertigung aller Mittel halten, so schimpflich sie auch sein mögen. Es ist die Schattenseite großer Verstandesbegabung, daß sie mit Notwendigkeit alle Dinge erfaßt, die Laster ebensowohl wie die Tugenden.

Diese beiden jungen Leute urteilten um so souveräner über die Gesellschaft, weil sie eine niedrige Stellung in ihr einnahmen, denn die Unbekannten rächen oft die Niedrigkeit ihrer Lage mit dem Hochmut ihrer Betrachtungsweise. Aber ebenso war auch ihre Verzweiflung um so bitterer, weil sie gerade dadurch schneller ihrem wahren Geschick entgegengetrieben wurden. Lucien hatte viel gelesen, viel verglichen; David hatte viel gedacht, viel gesonnen. Trotz seinem gesunden und bäurischen Aussehen war der Drucker ein melancholischer und kränklicher Geist, er zweifelte an sich selbst; Lucien dagegen hatte einen unternehmenden, aber schwankenden Geist und eine Kühnheit, die im Widerspruch stand zu seiner weichen, fast schwächlichen Gestalt, die voll weiblichen Reizes war. Lucien hatte im höchsten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Maße den Charakter der Gascogner: kühn, tapfer, abenteuerlich, ein Charakter, der das Gute übertrieben gut sieht und das Üble nicht allzu schlimm nimmt, der vor keinem Fehltritt zurückschrickt, wenn ein Nutzen dabei herausspringt, und sich nichts aus dem Laster macht, wenn er sich eine Staffel daraus machen kann. Diese Anlage der Ehrsucht war damals noch unterdrückt von den schönen Illusionen der Jugend, von der Glut, die ihn die edeln Mittel suchen hieß, die ja ruhmbegierige Männer vor allen anderen anwenden. Er hatte nur erst mit seinen Wünschen und noch nicht mit den Widerwärtigkeiten des Lebens zu kämpfen, mit seiner eigenen Macht und noch nicht mit der Erbärmlichkeit der Menschen, die ein verhängnisvolles Beispiel für schwankende Geister ist. David bewunderte den verführerischen Glanz des Geistes seines Lucien, ohne sich über die Irrtümer im unklaren zu sein, in die ihn der Furor des Franzosen versetzte. Dieser schlichte Mann hatte einen schüchternen Charakter, der im Widerspruch stand zu seiner kräftigen Konstitution, aber es fehlte ihm nicht an der Festigkeit nördlicher Menschen. Wenn er auch Schwierigkeiten sah, nahm er sich doch vor, sie zu überwinden, ohne zu wanken, und wenn er die Festigkeit einer wahrhaft apostolischen Tugend hatte, milderte er sie durch die sanfte Anmut einer unerschöpflichen Nachsicht. In dieser schon nicht mehr jungen Freundschaft liebte einer von beiden wahrhaft vergötternd, und das war David. Und so kommandierte Lucien wie eine Frau, die sich geliebt weiß. David gehorchte mit Vergnügen. Die körperliche Schönheit seines Freundes gab diesem für David eine Überlegenheit, unter die er sich beugte; sich selbst fand er schwerfällig und gewöhnlich.

‚Dem Ochsen das geduldige Pflügen, dem Vogel das freie Leben,' sagte sich der Drucker. ‚Ich werde der Ochse sein, Lucien der Adler!'

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Seit ungefähr drei Jahren hatten so die beiden Freunde ihr Schicksal, das in der Zukunft so glänzend werden sollte, vereinigt. Sie lasen die großen Werke, die seit dem Friedensschluß auf literarischem und wissenschaftlichem Gebiete erschienen waren, die Werke von Schiller, Goethe, Lord Byron, Walter Scott, Jean Paul, Berzelius, Davy, Cuvier, Lamartine usw. Sie wärmten sich an diesen großen Feuern, sie versuchten sich selbst an Werken, die mißglückten oder die angefangen, aufgegeben und glühend wieder aufgenommen wurden. Sie arbeiteten unaufhörlich, ohne die unerschöpflichen Kräfte der Jugend zu ermüden. Beide gleich arm, aber von der Liebe zur Kunst und Wissenschaft verzehrt, vergaßen sie ihr jetziges Elend und beschäftigten sich damit, die Grundlagen ihres künftigen Ruhms zu legen.

„Lucien, weißt du, was ich eben von Paris bekommen habe?" fragte der Drucker und zog einen kleinen Duodezband aus seiner Tasche. „Höre!"

David las, wie die Dichter zu lesen verstehen, die Idylle von André de Chénier vor, die den Namen ‚Neère' führt, dann den ‚Jungen Kranken' und schließlich die Elegie über den Selbstmord, die erste in antiken Metren und die beiden andern in Jamben.

„Das ist also André de Chénier!" rief Lucien wiederholt aus. „Es ist zum Verzweifeln," wiederholte er zum drittenmal, als David, der zu erregt war, um weiterzulesen, ihm den Band überließ.

„Ein Dichter, den ein Dichter wieder entdeckt hat!" sagte er beim Anblick der Unterschrift unter der Vorrede.

„Als Chénier", fing David wieder an, „diesen Band fertig gemacht hatte, glaubte er nichts verfaßt zu haben, was wert sei, veröffentlicht zu werden."

Lucien las seinerseits das epische Stück ‚Der Blinde' und mehrere Elegien. Als er zu dem Fragment kam:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

‚Wenn sie glücklos sind, wo ist dann Glück auf Erden —‘ ließ er das Buch sinken, und die beiden Freunde weinten, denn beide waren leidenschaftlich verliebt. Wie von den Fingern einer Fee waren die Weinranken erglüht, die alten, rissigen, zerbeulten, kreuz und quer von häßlichen Sprüngen durchzogenen Mauern des Hauses waren wie mit Säulen, Gewölbbogen, Basreliefs und unzähligen Meisterwerken einer unbekannten Architektur geziert. Die Phantasie hatte ihre Blumen und ihre Rubine auf den kleinen dunklen Hof geschüttet. Die Kamilla Andrés de Chénier war für David seine angebetete Eva geworden und für Lucien eine große Dame, der er den Hof machte. Die Poesie war mit dem majestätischen Wallen ihres Sternengewandes durch die Werkstatt geschritten, wo die Affen und die Bären in der Buchdruckerei tätig waren. Es schlug fünf Uhr, aber die beiden Freunde hatten weder Hunger noch Durst; das Leben war ihnen ein goldener Traum, alle Schätze der Erde lagen zu ihren Füßen. Sie gewahrten ein blaues Stückchen Himmel, wie es die Hoffnung denen zeigt, deren Leben schwer und stürmisch ist, und denen ihre Sirenenstimme sagt: ‚Eilet, flieget, durch dieses Stückchen Silber oder Azur sollt ihr dem Elend entgehen.‘ In diesem Augenblick öffnete ein Lehrling namens Cérizet, ein Pariser Junge, den David hatte nach Angoulême kommen lassen, die kleine Glastür, die von der Werkstatt in den Hof ging, und zeigte die beiden Freunde einem Unbekannten, der grüßend näher trat.

„Hier habe ich“, sagte er zu David und zog ein umfangreiches Heft aus der Tasche, „eine Denkschrift, die ich drucken lassen möchte. Möchten Sie kalkulieren, was sie kosten wird.“ „Ich bedaure,“ antwortete David, ohne das Heft anzusehen, „wir drucken keine so umfangreichen Manuskripte; Sie müssen sich an die Herren Cointet wenden.“ „Wir haben aber doch eine sehr hübsche Schrift,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die passen könnte," fiel Lucien ein und nahm das Manuskript in die Hand. „Sie müßten die Freundlichkeit haben, morgen wiederzukommen und uns Ihr Werk zur Berechnung der Druckkosten hier zu lassen." „Habe ich nicht mit Herrn Lucien Chardon die Ehre?" „Jawohl," antwortete der Faktor. „Ich bin glücklich," sagte der Schriftsteller, „einen jungen Dichter kennen zu lernen, dem eine so schöne Zukunft bevorsteht. Ich bin von Frau von Bargeton geschickt."

Als Lucien diesen Namen hörte, errötete er und stammelte einige Worte, um seine Dankbarkeit für das Interesse auszudrücken, das ihm Frau von Bargeton entgegenbrachte. David bemerkte das Erröten und die Verlegenheit seines Freundes, den er die Unterhaltung mit dem Landedelmann weiterführen ließ. Der war der Verfasser einer Denkschrift über die Seidenwürmerzucht, der aus Eitelkeit gerne gedruckt sein wollte, um von seinen Kollegen von der Landwirtschaftsgesellschaft gelesen zu werden.

„Wie, Lucien," rief David aus, als der Herr gegangen war, „solltest du Frau von Bargeton lieben?" „Wahnsinnig!" „Aber ihr seid durch die Vorurteile der Gesellschaft mehr voneinander getrennt, als wenn sie in Peking lebte und du in Grönland." „Der Wille zweier Liebenden überwindet alles," sagte Lucien und senkte die Augen. „Du wirst uns vergessen," erwiderte der schüchterne Liebhaber der schönen Eva. „Vielleicht habe ich dir im Gegenteil meine Geliebte geopfert," rief Lucien. „Wieso?" „Trotz meiner Liebe, trotz der verschiedenen Interessen, die es ratsam machen, bei ihr zu verkehren, habe ich ihr gesagt, ich käme nie wieder, wenn nicht ein Mann, dessen Begabung größer ist als meine, dessen Zukunft ruhmvoll sein muß, wenn nicht mein Bruder und Freund, David Séchard, von ihr empfangen wird. Ich muß zu Hause eine Antwort vorfinden; aber wenn die Antwort

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ablehnend ist, werde ich, obwohl heute abend alle Adligen eingeladen sind, um mich Gedichte lesen zu hören, keinen Fuß mehr über die Schwelle der Frau von Bargeton setzen."

David wischte sich über die Augen und drückte die Hand Luciens heftig. Es schlug sechs Uhr.

„Eva wird unruhig werden; lebwohl!" sagte Lucien plötzlich. Er ging und ließ David in einer Erregung zurück, die man nur in diesem Alter so heftig verspürt, besonders in der Lage, in der sich diese beiden jungen Schwäne befanden, denen das Provinzleben noch nicht die Flügel beschnitten hatte.

‚Goldenes Herz!' rief David, indem er Lucien, der die Werkstatt durchschritt, mit den Blicken folgte.

Lucien ging durch die schöne Beaulieu-Promenade, die Rue du Minage und das Peterstor nach Houmeau. Er wählte so zwar den längsten Weg, aber er kam dabei an dem Hause der Frau von Bargeton vorbei. Er fühlte selbst unbewußt ein solches Vergnügen, wenn er unter den Fenstern dieser Frau vorbeiging, daß er seit zwei Monaten nicht mehr durch das Palet-Tor nach Houmeau zurückging.

Als er bei den Bäumen von Beaulieu angelangt war, sann er über den Abstand nach, der Angoulême vom Houmeau trennte. Die Sitten des Landes hatten moralische Schranken errichtet, die viel schwerer zu übersteigen waren als die Stufen, über die Lucien hinabging. Der junge Ehrgeizige, der sich im Hause Bargeton eingeführt hatte, und so den Ruhm wie eine fliegende Brücke zwischen die Stadt und die Vorstadt geworfen hatte, war unruhig, wie seine Geliebte entschieden hätte, und glich einem Günstling, der die Ungnade fürchtet, nachdem er versucht hat, sein Machtgebiet auszudehnen. Diese Worte müssen denen unverständlich vorkommen, die die besondern Sitten in solchen Städten noch nicht beobachtet haben, die in eine Oberstadt und eine Unterstadt eingeteilt sind; aber um so not-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wendiger ist es, hier einige Erklärungen über Angoulême zu geben, als sie Frau von Bargeton, eine der wichtigsten Personen dieser Geschichte, verständlich machen werden.

Angoulême ist eine alte Stadt, die auf dem Gipfel eines zuckerhutförmigen Felsens erbaut ist, der sich über die Ebene erhebt, in der die Charente dahinfließt. Dieser Felsen grenzt gegen das Périgord an eine lange Hügelkette, die er auf der Straße von Paris nach Bordeaux plötzlich abschließt, indem er eine Art Vorgebirge bildet, das von drei malerischen Tälern durchzogen wird. Welche Bedeutung diese Stadt in der Zeit der Religionskriege hatte, wird von seinen Wällen, seinen Toren und von den Resten einer Feste bezeugt, die sich auf der Kuppe des Felsens erhebt. Seine Lage machte Angoulême ehemals zu einem strategischen Punkt, der den Katholiken und den Kalvinisten in gleicher Weise wertvoll war; aber seine frühere Stärke ist der Grund zu seiner jetzigen Schwäche; seine Wälle und der Felsen, der zu steil abfällt, haben Angoulême verhindert, sich nach der Charente zu auszudehnen, und haben es so zum schlimmsten Stillstande verdammt. Um die Zeit herum, wo diese Geschichte sich zutrug, versuchte die Regierung, die Stadt gegen das Périgord hin zur Ausdehnung zu bringen, indem sie der Hügelkette entlang das Präfekturgebäude, eine Marineschule und militärische Gebäude errichtete und Straßen anlegte. Aber der Handel war in anderer Richtung vorausgegangen. Seit langer Zeit war der Flecken Houmeau wie ein Champignonbeet am Fuße des Felsens und an den Ufern des Flusses angewachsen, an dem die große Straße von Paris nach Bordeaux entlang zieht. Alle Welt kennt die Berühmtheit der Papiermühlen von Angoulême, die sich seit drei Jahrhunderten notwendigerweise an der Charente und ihren Nebenflüssen angesiedelt hatten, wo sie Wasserfälle fanden. Der Staat hatte in Ruelle seine wichtigste Marinegeschütz-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gießerei errichtet. Das Speditionsgeschäft, die Post, die Herbergen, die Stellmachereien, die Fuhrgeschäfte, alle Industrien, die von der Landstraße und vom Flusse leben, gruppierten sich unterhalb von Angoulême, um die Schwierigkeiten zu vermeiden, die die steilen Zugangsstraßen bereiteten. Natürlich blieben die Gerbereien, die Wäschereien und alle Geschäfte, die Wasser brauchten, bei der Charente; ferner waren die Branntweinlager, die Niederlagen aller möglichen Rohstoffe, die auf dem Flusse hergebracht wurden, endlich der ganze Durchgangsverkehr an den Ufern der Charente. Die Vorstadt Houmeau wurde also eine reiche Industriestadt, ein zweites Angoulême, auf das die Oberstadt, in der die Regierung, der Bischofssitz, die Gerichte und die Aristokratie verblieben waren, eifersüchtig war. So war Houmeau trotz seiner tätigen und wachsenden Macht nur ein Anhängsel von Angoulême. Oben der Adel und die Behörden, unten der Handel und das Geld: zwei soziale Zonen, die einander allenthalben und ständig feindlich gegenüberstehen; auch ist es schwierig, zu sagen, welche von den beiden Städten die Nebenbuhlerin am meisten haßte. Die Restauration hatte seit neun Jahren diesen Stand der Dinge, der unter dem Kaiserreich ziemlich besänftigt gewesen war, verschlimmert. Die meisten Häuser des obern Angoulême sind entweder von Adelsfamilien oder von Patrizierfamilien bewohnt, die von ihren Einkünften leben und eine Art autochthone Nation bilden, in die Fremde nie zugelassen werden. Kaum wird eine Familie, die aus einer Nachbarprovinz gekommen ist, wenn sie zweihundert Jahre da gewohnt hat, etwa nach einer Verbindung mit einer der eingeborenen Familien, aufgenommen; diese Eingeborenen betrachten sie, als ob sie erst gestern ins Land gekommen wären. Die Präfekten, die Obersteuereinnehmer, die Verwaltungen, die einander seit vierzig Jahren gefolgt sind, haben gesucht, diese alten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Familien, die wie argwöhnische Raben auf ihrem Felsen hocken, zu humanisieren: die Familien haben ihre Feste und ihre Gastmähler angenommen, aber sie bei sich zu empfangen, haben sie hartnäckig abgelehnt. Diese Häuser, deren Glieder boshaft, klatschsüchtig, eifersüchtig und geizig sind, verheiraten sich untereinander und bilden ein geschlossenes Korps, um niemanden eintreten oder hinausgehen zu lassen; die Schöpfungen des modernen Luxus kennen sie nicht; ein Kind nach Paris schicken, bedeutet ihnen, es dem Verderben preisgeben zu wollen. Diese Vorsicht gibt ein Bild von den zurückgebliebenen Sitten und Gebräuchen dieser Familien, die in einem verständnislosen Royalismus stecken, die mehr frömmelnd als fromm sind, die alle in Unbeweglichkeit verharren, wie ihre Stadt und ihr Felsen. Angoulême genießt jedoch in den benachbarten Provinzen einen großen Ruf wegen der Erziehung, die man dort erhält. Die benachbarten Städte schicken ihre Töchter dahin in die Pensionate und die Klöster. Man kann sich leicht vorstellen, welchen Einfluß der Kastengeist auf die Gefühle hat, die Angoulême und Houmeau voneinander trennen. Der Kaufmannsstand ist reich, der Adel ist im allgemeinen arm. Einer rächt sich am andern mit einer Verachtung, die auf beiden Seiten gleich ist. Das Bürgertum von Angoulême macht diesen Streit zu seiner eigenen Sache. Der Kaufmann der Oberstadt sagt von einem Handeltreibenden der Vorstadt mit einer unbeschreiblichen Betonung: ‚Einer aus Houmeau!' Die Restauration, die dem Adel in Frankreich wieder eine besondere Stellung geben wollte und ihm Hoffnungen machte, die ohne einen allgemeinen Umsturz nicht verwirklicht werden konnten, erweiterte die moralische Kluft, die noch mehr als die örtliche Entfernung Angoulême von Houmeau trennte. Die adlige Gesellschaft, die damals mit der Regierung eins war, wurde dort exklusiver als in jeder andern

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stadt Frankreichs. Der Einwohner von Houmeau hatte schon Ähnlichkeit mit einem Paria. Hierher schrieb sich der dumpfe und tiefe Haß, der den Aufstand von 1830 so schrecklich einmütig machte und die Elemente eines dauernden Gesellschaftszustandes in Frankreich zerstörte. Der Dünkel des Hofadels entfremdete dem Thron den Provinzadel, ebenso wie dieser das Bürgertum abstieß, indem er es in allen seinen Eitelkeiten kränkte. Einer aus Houmeau, der Sohn eines Apothekers, sollte bei Frau von Bargeton eingeführt werden? Das war schon eine kleine Revolution. Wer waren ihre Urheber? Lamartine und Victor Hugo, Casimir Delavigne und Canalis, Béranger und Chateaubriand, Villemain und M. Aignan, Soumet und Tissot, Etienne und Davrigny, Benjamin Constant und Lamennais, Cousin und Michaud, kurz nicht minder die alten wie die jungen literarischen Berühmtheiten, die Liberalen wie die Royalisten. Frau von Bargeton liebte Künste und schöne Wissenschaften, das war für Angoulême ein extravaganter Geschmack, eine höchst beklagenswerte Manie, und es ist notwendig, sie zu rechtfertigen, indem wir das Leben dieser Frau skizzieren, die zur Berühmtheit geboren war, durch verhängnisvolle Umstände im Dunkel blieb und deren Einfluß das Schicksal Luciens entschied.

Herr von Bargeton war der Urenkel eines Schöffen von Bordeaux namens Mirault, der unter Ludwig XIII. nach einer langen Dienstleistung in seinem Amte geadelt worden war. Unter Ludwig XIV. wurde sein Sohn, der nun Mirault von Bargeton hieß, Offizier in der königlichen Leibgarde und machte eine so reiche Heirat, daß sein Sohn unter Ludwig XV. einfach Herr von Bargeton hieß. Diesem Herrn von Bargeton, dem Enkel des Schöffen Mirault, gelang es so gut, sich als vollkommener Edelmann zu führen, daß er alle Güter der Familie aufzehrte und ihren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Glückslauf zum Stillstand brachte. Zwei seiner Brüder, Großonkel des jetzigen Bargeton, wurden wieder Kaufleute, so daß man unter den Handeltreibenden Bordeaux' den Namen Mirault finden kann. Da die Besitzung Bargeton, die im Angoumois als Afterlehen der La Rochefoucauld lag, und ebenso ein Haus in Angoulême, das man das Hotel Bargeton nannte, unveräußerlich war, erbte der Enkel des ebengenannten Verschwenders von Bargeton diese beiden Besitzungen. Im Jahre 1789 verlor er seine Nutzrechte und hatte nur noch das Einkommen aus dem Grund und Boden, das ungefähr zehntausend Franken Rente betrug. Wäre sein Großvater dem glorreichen Beispiel Bargeton I. und Bargeton II. gefolgt, dann wäre Bargeton V., dem man den Zunamen ‚der Stumme' geben kann, Marquis von Bargeton gewesen; er hätte sich mit irgendeiner großen Familie verbunden und wäre, wie so viele andere, Herzog und Pair geworden; so aber war es eine große Ehre für ihn, daß er im Jahre 1805 Fräulein Marie Louise Anaïs von Nègrepelisse heiratete, die Tochter eines Edelmanns, der seit langem auf seinem kleinen Edelhof vergessen worden war, obwohl er zum jüngeren Zweig einer der ältesten Familien Südfrankreichs gehörte. Es gab einen Nègrepelisse unter den Geiseln des heiligen Ludwig; aber der Chef des älteren Zweigs trägt den illustren Namen Espard, den er unter Heinrich IV. durch eine Heirat mit der Erbin dieser Familie erwarb. Dieser Edelmann, der jüngere Sohn eines jüngeren Sohnes, lebte auf der Besitzung seiner Frau, einem kleinen Gute in der Nähe von Barbecieux, das er vortrefflich bestellte, indem er zu Markt ging, um sein Korn zu verkaufen, seinen Wein selbst brannte und sich aus dem Spott nichts machte, wenn er nur Dukaten aufhäufte und von Zeit zu Zeit seinen Besitz vergrößern konnte. Umstände, die in der Provinz recht selten sind, hatten Frau von Bargeton Geschmack für die Musik und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Literatur gegeben. Während der Revolution verbarg sich ein Abbé Niollant, der beste Zögling des Abbé Roze, in dem Schlößchen Escarbas und brachte mit dahin, was er als Komponist brauchte. Er hatte die Gastfreundschaft des alten Edelmanns reichlich dadurch bezahlt, daß er die Erziehung seiner Tochter Anaïs, kurz Naïs genannt, übernommen hatte, die ohne dieses Abenteuer sich selbst oder, was noch schlimmer gewesen wäre, irgendeiner schlechten Kammerfrau überlassen gewesen wäre. Der Abbé war nicht nur Musiker, er besaß auch ausgebreitete literarische Kenntnisse und konnte Italienisch und Deutsch. Er unterrichtete also Fräulein von Nègrepelisse in diesen beiden Sprachen und im Kontrapunkt; er erklärte ihr die großen literarischen Werke Frankreichs, Italiens und Deutschlands und ging mit ihr die Musik aller Meister durch. Um endlich den Müßiggang der tiefen Vereinsamung zu bekämpfen, zu der sie beide die politischen Ereignisse verdammten, lehrte er sie Griechisch und Lateinisch und verschaffte ihr gewisse Kenntnisse in den Naturwissenschaften. Da sie keine Mutter mehr hatte, gab es für das junge Mädchen, das schon durch das Landleben sehr zur Unabhängigkeit geneigt war, kein Gegengewicht gegen diese männliche Erziehung. Der Abbé Niollant, ein enthusiastischer und dichterischer Geist, war besonders bemerkenswert durch Eigenschaften, die den Künstlern eigen sind, die ja in verschiedener Hinsicht rühmlich sind, aber vor allem durch die Freiheit des Urteils und durch die Weite des Blicks sich über die bürgerliche Gedankenwelt erheben. Wenn dieser Geist seine Kühnheiten durch seine Tiefe und Ursprünglichkeit in der Welt verzeihlich macht, so kann er dagegen im Privatleben durch die Verirrungen, die er bewirkt, schädlich scheinen. Es fehlte dem Abbé nicht an Gemüt, seine Ideen waren also für ein junges Mädchen ansteckend, bei

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem die den jungen Menschen natürliche Überspanntheit durch die Einsamkeit des Landlebens verstärkt wurde. Der Abbé Niollant übertrug die Kühnheit seiner Kritik und die Leichtigkeit seines Urteils auf seine Schülerin, ohne daran zu denken, daß diese Eigenschaften, die einem Manne so notwendig sind, bei einer Frau, die zu dem bescheidenen Lose der Mutter bestimmt ist, zu Fehlern werden. Obwohl der Abbé seiner Schülerin unausgesetzt ans Herz legte, um so liebenswürdiger und bescheidener zu werden, je mehr ihr Wissen sich ausbreitete, bekam Fräulein von Nègrepelisse eine ausgezeichnete Meinung von sich selbst und eine starke Verachtung gegen die Menschheit. Da sie um sich nur Menschen sah, die ihr untergeordnet oder dienstfertig waren, hatte sie den Hochmut der großen Dame, aber nicht die leichten Bemäntelungen der Konvention. In all ihrer Eitelkeit fühlte sie sich durch einen armen Abbé geschmeichelt, der in ihr sich selbst bewunderte, wie ein Autor sich in seinem Werk, und so hatte sie das Unglück, keinen Vergleichungspunkt zu finden, der ihr in ihrem Urteil über sich selbst hätte helfen können. Der Mangel an Gesellschaft ist einer der größten Nachteile des Landlebens. Da man nicht genötigt ist, den anderen die kleinen Opfer zu bringen, die der Anstand und die Toilette erfordern, verliert man die Gewohnheit, sich um andere Zwang aufzulegen. Alles in uns artet dann aus, die Form und der Geist. Da die Kühnheit der Ideen des Fräulein von Nègrepelisse nicht durch den Verkehr in der Gesellschaft eingeschränkt wurde, ging sie in ihr Benehmen, in ihre Haltung und in ihren Blick über; sie hatte jene hochfahrende Miene, die im Anfang originell erscheint, die aber nur Abenteurerinnen gut steht. So mußte diese Erziehung, deren Härten sich in den höhern sozialen Schichten abgeschliffen hätten, sie in Angoulême, sowie ihre Anbeter aufhörten, Verirrungen zu vergöttern, die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nur in der Jugend anmutig sind, lächerlich machen. Herr von Nègrepelisse seinerseits hätte alle Bücher seiner Tochter hergegeben, um einen kranken Ochsen zu retten; denn er war so geizig, daß er ihr über das Einkommen, auf das sie Anspruch hatte, nicht einen Heller bewilligt hätte, selbst wenn es sich darum gehandelt hätte, ihr die für ihre Ausbildung nötigste Kleinigkeit zu kaufen. Der Abbé starb im Jahre 1802, vor der Verheiratung seines lieben Kindes, die er ohne Frage widerraten hätte. Der alte Edelmann fand sich nach dem Tode des Abbé durch seine Tochter sehr behindert. Er fühlte sich zu schwach, um den Kampf aushalten zu können, der zwischen seinem Geiz und dem unabhängigen Geist seiner unbeschäftigten Tochter ausbrechen mußte. Wie alle jungen Mädchen, die von der gebahnten Straße, auf der die Frauen bleiben müssen, abgekommen sind, war Naïs mit ihrem Urteil über die Ehe fertig und kümmerte sich wenig ums Heiraten. Es war ihr widerwärtig, ihren Verstand und ihre Person den Männern ohne Wert und persönliche Größe unterzuordnen, die sie in ihrem zurückgezogenen Leben hatte kennen lernen können. Sie wollte befehlen und sollte gehorchen müssen. Wenn ihr die Wahl gestellt worden wäre zwischen dem Gehorsam gegen plumpe Launen, der Unterwerfung unter einen Menschen ohne Verständnis für ihre Neigungen und der Flucht mit einem Geliebten, an dem sie Gefallen gefunden hätte, sie hätte nicht gezögert. Herr von Nègrepelisse war noch Edelmann genug, daß er eine unpassende Verbindung fürchtete. Wie viele Väter entschloß er sich, seine Tochter zu verheiraten, weniger um ihretwillen, als wegen seiner Bequemlichkeit. Sie sollte einen nicht allzu klugen Adligen oder Landmann haben, der nicht imstande wäre, ihm wegen der Mündelabrechnung, die er seiner Tochter ablegen mußte, Schwierigkeiten zu machen, dessen Kopf und Energie unbedeutend genug wären, daß Naïs ihr Leben nach ihrer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Laune einrichten konnte, und der uneigennützig genug wäre, sie ohne Mitgift zu heiraten. Aber wie sollte man einen Schwiegersohn finden, der in gleicher Weise dem Vater und der Tochter gefiel? Ein solcher Mann war der Phönix der Schwiegersöhne. Nach diesen zwei Seiten hin machte sich Herr von Nègrepelisse ans Studium der Männer in der Provinz, und Herr von Bargeton schien ihm der einzige zu sein, der seinem Programm entsprach. Herr von Bargeton, ein Vierziger, der von den Liebschaften seiner Jugend sehr mitgenommen war, war wegen seiner bemerkenswerten Geistesschwäche bekannt; aber er hatte noch genau so viel Verstand, um sein Vermögen zu verwalten, und so viel Benehmen, um in der Welt von Angoulême sein zu können, ohne sich unmöglich oder lächerlich zu machen. Herr von Nègrepelisse setzte seiner Tochter ganz rückhaltlos den negativen Wert des Mustergatten, den er ihr vorschlug, auseinander und wies sie auf den Vorteil hin, den sie daraus für ihr eigenes Glück ziehen konnte: sie heiratete ein Wappen, das schon zweihundert Jahre alt war. Unter dem Schutz ihres Mannes, der ihr eine Art Anstandsdame wäre, könnte sie nach Belieben ihr Geschick unter der Deckung einer ehrenhaften Firma lenken, und würde dabei unterstützt von den Verbindungen, die Geist und Schönheit ihr in Paris verschafften. Naïs wurde von der Aussicht auf eine solche Freiheit verführt. Herr von Bargeton glaubte eine glänzende Partie zu machen, da er der Meinung war, sein Schwiegervater würde ihm bald die Besitzung hinterlassen, die er mit solcher Liebe immer mehr vergrößert hatte; aber es schien jetzt, als ob es Herrn von Nègrepelisse beschieden wäre, seinem Schwiegersohn die Grabschrift zu verfassen.

Frau von Bargeton war jetzt sechsunddreißig Jahre alt und ihr Mann achtundfünfzig. Diese Ungleichheit fiel noch mehr auf, da Herr von Bargeton wie ein Siebziger aussah,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

während seine Frau ungestraft das junge Mädchen spielen, sich rosa kleiden oder eine Kinderfrisur tragen konnte. Obwohl ihr Vermögen nicht mehr als zwölftausend Franken Rente betrug, zählte es unter die sechs beträchtlichsten Vermögen der alten Stadt, abgesehen von den Kaufleuten und den Administratoren. Die Notwendigkeit, mit ihrem Vater gut zu stehen, dessen Erbschaft Frau von Bargeton abwarten mußte, um nach Paris zu gehen, und der so lange darauf warten ließ, daß sein Schwiegersohn vor ihm starb, zwang Herrn und Frau von Bargeton, in Angoulême zu wohnen, wo die glänzenden Eigenschaften des Geistes und der Reichtum des Herzens, der in Naïs noch ungehoben schlummerte, fruchtlos verloren gehen und sich mit der Zeit in Lächerlichkeiten verwandeln mußten. In der Tat sind unsere Lächerlichkeiten zum großen Teil von einem schönen Gemütsleben oder von Tugenden und Eigenschaften, die ins Äußerste getrieben sind, verursacht. Der Stolz, den der Umgang in der großen Welt nicht mildert, wird Schroffheit, wenn er sich auf Kleinigkeiten erstreckt, während er sich in einem Kreis erhöhten seelischen Lebens hätte verstärken können. Die Begeisterung, diese Tugend in der Tugend, die die Heiligen erzeugt, die die verborgenen Opfer und die leuchtenden Dichtungen hervorbringt, wird zur Überspanntheit, wenn sie sich an die Nichtigkeiten der Provinz verschwendet. Fern von dem Mittelpunkt, wo die großen Geister glänzen, wo die Luft mit Gedanken geladen ist, wo alles immer in Erneuerung ist, veraltet die Bildung, und der Geschmack verschlechtert sich wie ein stehendes Wasser. Aus Mangel an Übung werden die Leidenschaften kleiner, gerade weil sie die Bedeutung winziger Dinge übertreiben. Daher schreibt sich der Geiz und der Klatsch, die das Leben der Provinz verpesten. Bald fängt die Nachahmung des engen Gedankenlebens und der erbärmlichen Manieren selbst die trefflichsten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Menschen ein. So gehen Männer, die zu Großem geboren sind, und Frauen zugrunde, die entzückend gewesen wären, wenn sie durch den Unterricht, den die Welt gibt, abgeschliffen und durch überlegene Geister geformt worden wären. Frau von Bargeton griff um jeder Kleinigkeit willen zur Leier, ohne das, was nur im Privatleben poetisch ist, vom Allgemeingültigen zu unterscheiden. Man muß in der Tat die Empfindungen, die nicht verstanden werden, für sich behalten. Ein Sonnenuntergang ist gewiß ein großes Gedicht, aber macht sich eine Frau nicht lächerlich, wenn sie ihn mit großen Worten vor Leuten schildert, die nur materielle Interessen haben? Es gibt Genüsse, die nur zu zweien geschlürft werden können, der Dichter mit dem Dichter, Herz an Herz. Sie hatte den Fehler, daß sie ungeheure Sätze bildete, die mit pathetischen Worten gespickt waren, Sätze, wie sie die Sprache der Pariser Journalisten so trefflich als ‚Brotscheiben' bezeichnet: sie schneiden täglich ihren Abonnenten sehr wenig verdauliche zum Frühstück vor, und die schlingen sie hinunter. Sie verschwendete maßlos Superlative, die ihre Unterhaltung beschwerten, in der die geringsten Dinge ins Riesenhafte wuchsen. In dieser Zeit fing sie an, alles zu typisieren, individualisieren, synthetisieren, dramatisieren, superiorisieren, analysieren, poetisieren, prosaisieren, kolossifizieren, neologisieren und tragieren; denn man muß für einen Augenblick die Sprache vergewaltigen, um die modernen Verschrobenheiten zu schildern, die manche Frauen betreiben. Ihr Geist entzündete sich überdies gerade wie ihre Sprache. Der Dithyrambus war in ihrem Herzen wie auf ihren Lippen. Um jeden Vorfall bebte sie, fiel in Ohnmacht oder wurde hingerissen um die Aufopferung einer grauen Schwester und die Hinrichtung der Brüder Faucher, um die ‚Ipsiboé' d'Harlincourts wie für die ‚Anaconda' von Lewis, um die Flucht des La Valette wie um eine ihrer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Freundinnen, die mit lauter Stimme Diebe in die Flucht gejagt hatte. Für sie war alles erhaben, außerordentlich, seltsam, göttlich, wunderbar. Sie regte sich auf, wurde wütend, verzagte, schwang sich auf, klappte wieder zusammen, betrachtete den Himmel oder die Erde und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Sie verbrauchte ihr Leben in unausgesetztem Bewundern und verzehrte sich in seltsamem Verachten. Sie war begeistert für den Pascha von Janina, sie hatte Lust, mit ihm in seinem Serail zu kämpfen, und fand etwas Großes darin, in einen Sack genäht und ins Meer geworfen zu werden. Sie beneidete Lady Esther Stanhope, diesen Blaustrumpf der Wüste. Sie bekam Lust, eine Schwester vom Orden der heiligen Kamilla zu werden und zur Pflege der Kranken nach Barcelona zu gehen, um dort am gelben Fieber zu sterben: das war ein großes, edles Los! Kurz, sie durstete nach allem, was nicht das seichte, stehende Wasser ihres Daseins war. Sie betete Lord Byron oder Jean Jacques Rousseau an, wie alle poetischen und dramatischen Persönlichkeiten. Sie hatte Tränen für alles Elend und triumphierte über alle Siege. Sie hatte Mitgefühl mit dem besiegten Napoleon und ebenso mit Mehemet Ali, der die Tyrannen Ägyptens niedermetzelte. Kurz, sie sah die genialen Menschen mit einem Glorienschein umgeben und glaubte, sie lebten von Duft und Licht. Vielen Leuten erschien sie als eine harmlose Geisteskranke; aber einem guten Beobachter wären diese Dinge als Trümmer einer wundervollen Liebe erschienen, die ebenso schnell wieder einstürzte, wie sie erbaut war, die Reste eines himmlischen Jerusalem, kurz die Liebe ohne den Liebenden. Und so war es auch. Die Geschichte der achtzehn ersten Jahre der Ehe der Frau von Bargeton ist in wenig Worten erzählt. Sie lebte eine Zeitlang von sich selbst und von fernen Hoffnungen. Dann merkte sie, daß ihr geringes Vermögen ihr nicht erlaubte, wie sie es

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erstrebte, in Paris zu leben, und ging daran, die Personen ihrer Umgebung zu prüfen. Es schauderte ihr über ihre Einsamkeit. Es gab in ihrer Nähe keinen Mann, der sie zu irgendeiner Tollheit hätte bringen können, zu einer der Tollheiten, zu denen die Frauen die Verzweiflung über ein Leben ohne Sinn, ohne Ereignis, ohne Interesse bringt. Sie konnte auf nichts rechnen, nicht einmal auf den Zufall, denn es gibt Lebensläufe, denen der Zufall fehlt. Zu der Zeit, wo das Kaiserreich in seinem ganzen Glanze strahlte, als Napoleon nach Spanien fuhr und seine edelsten Truppen hinschickte, erwachten die Hoffnungen dieser Frau, die bis dahin immer enttäuscht worden waren. Die Neugier trieb sie natürlich, diese Helden zu sehen, die sich anschickten, auf eine Parole hin Europa zu erobern, und die die sagenhaften Ausfahrten des Rittertums wieder erneuerten. Die geizigsten und reaktionärsten Städte waren genötigt, der kaiserlichen Garde Feste zu geben, die Maires und die Präfekten mit feierlichen Ansprachen zum Empfang zu schicken, wie wenn ein König in die Stadt käme. Frau von Bargeton, die zu einem Ball gegangen war, den ein Regiment der Stadt gegeben hatte, verliebte sich in einen Edelmann, einen einfachen Unterleutnant, dem der schlaue Napoleon den Marschallstab Frankreichs gezeigt hatte. Diese verhaltene edle, große Liebe, die in Gegensatz stand zu den Liebesabenteuern, die damals so leicht begannen und so schnell wieder endeten, wurde von der Hand des Todes geheiligt. In Wagram zertrümmerte eine Kanonenkugel über dem Herzen des Marquis von Cante-Croix das einzige Bildnis, das von der Schönheit der Frau von Bargeton Kunde gab. Sie beweinte diesen jungen Mann lange Zeit, der, vom Ruhm und von der Liebe angefeuert, in zwei Feldzügen es bis zum Oberst gebracht hatte, und dem ein Brief von Naïs lieber war als alle Gunstbeweise des Kaisers. Der Schmerz legte über das Gesicht dieser

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Frau einen Schleier der Traurigkeit. Dieses Gewölk zerstreute sich erst in dem schrecklichen Alter, wo die Frau anfängt, sehnsüchtig nach ihren schönen Jahren zurückzublicken, die vorübergegangen sind, ohne daß sie sie genossen hat, wo ihre Rosen zu welken beginnen, wo die Sehnsucht nach Liebe wiedererwacht und mit ihr das Verlangen, das letzte Lächeln der Jugend noch nicht schwinden zu sehen. Alle ihre überlegenen Eigenschaften taten ihrer Seele weh, da der tödliche Frost der Provinz sie befiel. Wie der Hermelin wäre sie vor Ekel gestorben, wenn sie sich in der Berührung mit Männern beschmutzt hätte, die keinen andern Gedanken hatten, als am Abend nach dem Essen um ein paar Pfennige zu spielen. Ihr Stolz bewahrte sie vor den traurigen Liebeshändeln der Provinz. Bei der Wahl zwischen der Nichtigkeit der Männer, die sie umgaben, und dem Nichts mußte eine so überlegene Frau das Nichts vorziehen. Die Ehe und die Welt waren so für sie ein Kloster. Sie lebte von der Dichtung, wie die Karmeliterin von der Religion. Die Werke der berühmten Ausländer, die bis dahin unbekannt gewesen waren und in den Jahren 1815—1821 veröffentlicht wurden, die großen Schriften der de Bonald und de Maistre, dieser beiden kühnen Denker, endlich die weniger großartigen Werke der jungen französischen Literatur, die so kräftig ihre ersten Zweige trieb, verschönten ihre Einsamkeit, machten aber weder ihren Geist noch ihren Charakter fügsamer. Sie blieb aufrecht und stark wie ein Baum, der vom Blitz getroffen wurde und stehengeblieben ist. Ihre Würde wurde geschraubt, ihre königliche Haltung machte sie preziös und klügelnd. Wie alle, die sich von beliebigen Hofmachern anbeten lassen, saß sie mitsamt ihren Fehlern auf dem Thron. Das war die Vergangenheit der Frau von Bargeton, kurz und kalt erzählt, wie es notwendig war, um ihre Verbindung mit Lucien ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ständlich zu machen, der seltsam genug bei ihr eingeführt wurde. Während des letzten Winters war jemand in die Stadt gekommen, der das eintönige Dasein, das Frau von Bargeton führte, belebt hatte. Die Stelle des Direktors der indirekten Steuern war erledigt gewesen, und Herr von Barante besetzte sie mit einem Manne, dessen abenteuerliches Schicksal genügend für ihn einnahm, auf daß die weibliche Neugier ihm den Zutritt zur Königin des Landes verschaffte.

Herr du Châtelet, der als einfacher Sixtus Châtelet zur Welt gekommen war, der aber im Jahre 1806 den guten Einfall gehabt hatte, sich adeln zu lassen, war einer der angenehmen jungen Leute, die unter Napoleon dadurch allen Aushebungen entgingen, daß sie in der Nähe der kaiserlichen Sonne weilten. Er hatte seine Karriere als Geheimsekretär einer kaiserlichen Prinzessin begonnen. Herr du Châtelet war im Besitz aller Unfähigkeiten, die seine Stellung erforderte. Er war ein wohlgebauter, hübscher Mann, ein guter Tänzer, geschickter Billardspieler, gewandt in allen Leibesübungen, ein mäßiger Schauspieler bei Liebhaberaufführungen, ein Romanzensänger, gab ein gutes Publikum für Witze ab, war zu allem bereit, schmiegsam, mißgünstig und wußte alles und nichts. Er verstand nichts von Musik und konnte eine Dame schlecht und recht am Klavier begleiten, wenn sie aus Gefälligkeit eine Romanze singen wollte, die sie einen Monat lang mit unsäglicher Mühe geübt hatte. Er hatte keinerlei Sinn für Poesie und pflegte in Gesellschaft keck um die Erlaubnis zu bitten, zehn Minuten auf und ab gehen zu dürfen, um etwas zu improvisieren, irgendeinen Vierzeiler, der platt wie ein Pfannkuchen war und in dem der Reim den Gedanken ersetzen mußte. Herr du Châtelet besaß auch das Talent, die Stickerei auszufüllen, deren Blumen von der Prinzessin angefangen worden waren; er hielt mit unbeschreiblicher

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Grazie die Seidensträhnen, die sie aufspulte, und sagte ihr dabei Nichtigkeiten, in denen die Zote unter einem mehr oder weniger durchlöcherten Schleier versteckt war. Er verstand nichts von Malerei und konnte eine Landschaft kopieren, ein Profil zeichnen oder ein Kostüm entwerfen und kolorieren. Kurz, er hatte all die kleinen Talente, die in einer Zeit, in der die Frauen mehr Einfluß auf die Geschäfte gehabt haben, als man glaubt, von so großem Wert für die Karriere waren. Er spielte sich als stark in der Diplomatie auf, in der Wissenschaft derer, die keine haben und die tief sind infolge ihrer Leere, einer Wissenschaft, die überdies sehr bequem ist, indem sie sich nämlich durch die Ausübung so hoher Verrichtungen wie folgende betätigt: da sie diskrete Menschen braucht, erlaubt sie denen, die nichts wissen, nichts zu sagen, sich auf geheimnisvolles Wiegen des Kopfes zu beschränken; und schließlich ist der Mann der stärkste in dieser Wissenschaft, der seinen Kopf über dem Fluß der Ereignisse hält, wenn er schwimmt, und ihn so zu lenken scheint, was zu einer Frage des möglichst geringen spezifischen Gewichts wird. Hier wie in den Künsten trifft man tausend Mittelmäßigkeiten auf einen Mann von Genie. Trotz seinem ordentlichen und außerordentlichen Dienst bei der kaiserlichen Hoheit hatte ihn der Einfluß seiner Gönner nicht in den Staatsrat bringen können; er hätte zwar einen ausgezeichneten vortragenden Rat abgegeben, so gut wie viele andere, aber die Prinzessin fand ihn bei sich selbst besser untergebracht, als irgendwo anders. Jedoch wurde er zum Baron ernannt, ging nach Kassel als außerordentlicher Gesandter und machte dort in der Tat eine sehr außerordentliche Erscheinung. Mit andern Worten: Napoleon benutzte ihn in kritischer Zeit als diplomatischen Kurier. In dem Augenblick, wo das Kaiserreich zusammenbrach, hatte der Baron du Châtelet das Versprechen, zum Gesandten in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Westfalen bei Jérôme ernannt zu werden. Nachdem ihm also fehlgeschlagen war, was er einen Botschafterposten in der Familie genannt hatte, ergriff ihn die Verzweiflung; er machte mit dem General Armand de Montriveau eine Reise nach Ägypten. Er war durch höchst absonderliche Ereignisse von seinem Gefährten getrennt worden und zwei Jahre lang von Wüste zu Wüste, von Stamm zu Stamm geirrt, war Gefangener der Araber geworden, die ihn sich einander abkauften, ohne den geringsten Nutzen von seinen Talenten zu haben. Endlich erreichte er das Gebiet des Imam von Maskat, während Montriveau sich nach Tanger gewandt hatte; aber er hatte das Glück, in Maskat ein englisches Schiff zu treffen, das unter Segel ging und konnte ein Jahr vor seinem Reisegefährten in Paris eintreffen. Sein jüngstes Mißgeschick, einige Verbindungen älteren Datums, Dienste, die er Leuten erwies, die gerade in Gunst waren, empfahlen ihn dem Ministerpräsidenten, der ihn für die nächste Direktorstelle, die frei wurde, bei Herrn von Barante unterbrachte. Die Rolle, die Herr du Châtelet bei der kaiserlichen Hoheit gespielt hatte, sein Ruf als Mann, der sein Glück zu machen verstand, die seltsamen Ereignisse seiner Reise, die Leiden, die er ausgestanden hatte, alles erregte die Neugierde der Frauen von Angoulême. Der Baron Sixtus du Châtelet erkundigte sich nach Brauch und Gepflogenheiten der Oberstadt und richtete sein Benehmen danach ein. Er spielte den Kranken, Blasierten, der an nichts mehr Vergnügen findet. Bei jeder Gelegenheit griff er sich nach dem Kopf, wie wenn seine Leiden ihn nicht einen Augenblick verließen. Dieses kleine Manöver brachte seine Reise in Erinnerung und machte ihn interessant. Er besuchte die höhern Beamten, den General, den Präfekten, den Hauptsteuereinnehmer und den Bischof; aber er zeigte sich überall gemessen, kalt, fast herablassend, wie ein Mann, der nicht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

an seinem Platz ist und die Freundlichkeit der Mächtigen abwartet. Er ließ seine geselligen Talente erraten, die dadurch gewannen, daß man sie nicht kennen lernte; dann, nachdem er auf sich gespannt gemacht hatte, ohne die Neugier zu ermüden, nachdem er die Nichtigkeit der Männer durchschaut und die Frauen mehrere Sonntage hintereinander im Dom weise geprüft hatte, erkannte er in Frau von Bargeton die Person, deren Intimität ihm zusagte. Er zählte auf die Musik, um sich die Tore dieses Hauses zu öffnen, das gegen Fremde hermetisch verschlossen war. Er verschaffte sich heimlich eine Messe von Miroir und studierte sie sich am Klavier ein; dann bezauberte er an einem schönen Sonntag, wo die ganze gute Gesellschaft von Angoulême in der Messe war, diese Verständnislosen mit seinem Orgelspiel und erweckte das Interesse, das sich an seine Person geknüpft hatte, indem er von den Angehörigen des niedern Klerus überall in der Kirche seinen Namen nennen ließ. Beim Verlassen der Kirche beglückwünschte ihn Frau von Bargeton und bedauerte, keine Gelegenheit zu haben, mit ihm zu musizieren; während dieses Zusammentreffens, das er gesucht hatte, ließ er sich in ganz natürlicher Weise den Zutritt zu ihrem Hause gewähren, den er nicht erlangt hätte, wenn er darum gebeten hätte. Der geschickte Baron kam zu der Königin von Angoulême, der er kompromittierende Aufmerksamkeiten erwies. Dieser alte Geck, denn er war fünfundvierzig Jahre alt, erkannte in dieser Frau eine ganze Jugend, die neu zu beleben war, Schätze, die zur Geltung zu bringen waren, vielleicht eine reiche Witwe, die zu heiraten man hoffen konnte, schließlich eine Verbindung mit der Familie der Nègrepelisse, die es ihm ermöglichte, in Paris bei der Marquise d'Espard Zutritt zu erlangen, deren Einfluß ihm die politische Laufbahn wiedereröffnen konnte. Trotz der düstern und üppig ins Kraut schießenden Mistel,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die diesen schönen Baum beschädigte, beschloß er, ihm seine Sorgfalt zu widmen, ihn zu verschneiden, zu pflegen und schöne Früchte von ihm zu ernten. Das adlige Angoulême entsetzte sich über die Einführung eines Giaurs in die Kasbah, denn der Salon der Frau von Bargeton war das Allerheiligste einer Gesellschaft, die von jeder unedlen Mischung frei war. Nur der Bischof verkehrte da regelmäßig, der Präfekt wurde zwei- oder dreimal im Jahr empfangen; der Generaldirektor der Steuern hatte keinen Zutritt; Frau von Bargeton besuchte seine Abende, seine Konzerte, aber sie speiste nie bei ihm. Den Generaldirektor nicht empfangen und einen einfachen Direktor der indirekten Steuern annehmen, dieser Umsturz der Hierarchie schien den mißachteten Autoritäten unfaßbar.

Wer solche Kleinlichkeiten, die man übrigens in jeder Schicht der Gesellschaft findet, sich vorstellen kann, muß verstehen, wie das Haus Bargeton der Bürgerschaft Angoulêmes imponierte. Und gar für Houmeau glänzte die Großartigkeit dieses kleinen Louvre, die Glorie dieses Hotel de Rambouillet des Angoumois, wie eine fernstrahlende Sonne. Die sich dort versammelten, waren ohne Ausnahme die kläglichsten Köpfe, die armseligsten Geister, die erbärmlichsten Tröpfe in einer Runde von zwanzig Meilen. Die Politik ergoß sich in wortreichen und leidenschaftlichen Trivialitäten; die ‚Quotidienne' schien ihnen lau, Ludwig XVIII. behandelten sie als Jakobiner. Die Frauen waren fast alle dumm, reizlos, zogen sich schlecht an, alle hatten sie irgendeine Unvollkommenheit, die ihnen Abbruch tat, nichts an ihnen war fertig, die Unterhaltung so wenig wie die Kleidung, der Geist so wenig wie das Fleisch. Wenn nicht seine Pläne mit Frau von Bargeton gewesen wären, hätte es Châtelet dort nicht ausgehalten. Trotzdem füllten die Manieren und der Geist der Kaste, das adlige Behaben, der Stolz des Schloßedelmanns, die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kenntnis der Gesetze der Höflichkeit diese ganze Leere aus. Der Adel der Gefühle hatte in Angoulême viel mehr Tatsächlichkeit, als in der Sphäre der Pariser Größen; es herrschte dort eine intransigente Anhänglichkeit an die Bourbonen, die durchaus achtbar war. Diese Gesellschaft konnte, wenn das Bild erlaubt ist, einem Silbergerät von alter Form verglichen werden, das vom Alter geschwärzt, aber gewichtig ist. Die Unbeweglichkeit ihrer politischen Meinungen war fast Treue zu nennen. Der Abstand zwischen ihr und dem Bürgertum, die Schwierigkeit, zu ihr zu gelangen, gaben ihr einen Anstrich von Erhabenheit und die Bedeutung, die der Konvention immer innewohnt. Jeder dieser Adligen hatte für die Einwohner seinen Preis, wie die Kauri bei den Negern von Bambara das Geld vertritt. Mehrere Frauen, denen Herr Châtelet geschmeichelt hatte und die in ihm überlegene Eigenschaften erkannten, die den Männern ihrer Gesellschaft fehlten, beruhigten den Aufstand der Eigenliebe: alle hofften sie, die Erbschaft der kaiserlichen Hoheit anzutreten. Die Fanatiker dachten, man würde den Eindringling bei Frau von Bargeton sehen, aber er würde in keinem andern Haus empfangen werden. Du Châtelet war mehreren Demütigungen ausgesetzt, aber er hofierte den Klerus und hielt sich dadurch in seiner Stellung. Alsdann schmeichelte er den Fehlern, die der Provinzboden in der Königin von Angoulême zur Entstehung gebracht hatte, brachte ihr alle neuen Bücher und las ihr die neu erschienenen Gedichte vor. Sie begeisterten sich zusammen an den Werken der jungen Dichterschule, sie aufrichtig, er aber langweilte sich, ertrug jedoch diese romantischen Dichter, für die er als Mann des Empire wenig Verständnis hatte. Frau von Bargeton, die über die Renaissance, die man dem Einfluß der Lilien verdankte, entzückt war, liebte Chateaubriand, weil er Victor Hugo ein göttliches Kind genannt hat. Sie war traurig, daß sie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das Genie nur aus der Entfernung kannte und sehnte sich nach Paris, wo die großen Männer lebten. Herr du Châtelet glaubte alsdann wunder was zu tun, als er ihr mitteilte, es gäbe in Angoulême ein anderes göttliches Kind, einen jungen Dichter, der, ohne es zu wissen, an Glanz die neu aufgegangenen Sterne am Pariser literarischen Himmel überstrahlte. Ein künftiger großer Mann war in Houmeau geboren! Der Direktor des Lyzeums hatte dem Baron wunderbare Gedichte gezeigt. Es handelte sich fast noch um ein Kind, das arm und bescheiden war, um einen Chatterton ohne politische Niedertracht, ohne den wilden Haß gegen die sozial Hochgestellten, der den englischen Dichter antrieb, Pamphlete gegen seine Wohltäter zu schreiben. Frau von Bargeton hatte bisher fünf oder sechs Menschen, die ihre Neigung zu Kunst und Literatur teilten. Der eine, weil er die Geige kratzte, der andere, weil er das weiße Papier mehr oder weniger mit Tusche verschmierte, ein dritter in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Landwirtschaftsgesellschaft, der vierte im Zusammenhang mit einer Baßstimme, mit der er das Se fiato in corpo avete nach Art eines Jagdrufs sang; unter diesen grotesken Gestalten kam sie sich vor wie ein Hungriger bei einer Mahlzeit auf der Bühne, wo die Gerichte aus Pappe sind. So war ihre Freude in dem Augenblick, wo sie diese Nachricht empfing, nicht zu beschreiben. Sie wollte diesen Dichter, diesen Engel sehen! Sie war närrisch nach ihm, sie war begeistert, sie sprach ganze Stunden von ihm. Zwei Tage nachher hatte unser früherer diplomatischer Kurier mit Hilfe des Lyzeumsdirektors die Einführung Luciens bei Frau von Bargeton vermittelt.

Ihr allein, arme Heloten der Provinz, für die die sozialen Entfernungen schwerer zu durchlaufen sind als für die Pariser — denn für die verkürzen sie sich von Tag zu Tag —, ihr, die ihr so schwer leidet unter den Gittern,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hinter denen jede der verschiedenen Welten der Welt sich entsetzt und Racha! sagt, ihr allein versteht die Erschütterung, die Hirn und Herz Lucien Chardons in Aufregung brachte, als sein ehrwürdiger Direktor ihm sagte, die Tore des Hauses Bargeton sollten sich vor ihm öffnen! Der Ruhm hatte sie ihm aufgeschlossen! Er sollte in diesem Hause aufgenommen werden, dessen alte Giebel seinen Blick auf sich gezogen hatten, wenn er am Abend mit David auf der Beaulieu-Promenade gewesen war, wobei sie sich gesagt hatten, ihre Namen drängen vielleicht niemals zu diesen Ohren, die Wissenschaft und Kunst nur kannten, wenn sie nicht aus niedrigem Stande war. Seine Schwester allein wurde in das Geheimnis eingeweiht. Als gute Wirtschafterin nahm die ahnungsvolle Eva einige Goldstücke aus dem Sekretär und kaufte Lucien beim besten Schuhmacher von Angoulême ein Paar feine Schuhe und beim berühmtesten Schneider einen neuen Anzug. Sie versah sein bestes Hemd mit einer Spitzenkrause, die sie selbst wusch und fältelte. Welche Freude, als sie ihn so gekleidet sah! Wie war sie stolz auf ihren Bruder! Wieviel Ratschläge hatte sie ihm zu geben! Es fielen ihr tausend Kleinigkeiten ein. Das angestrengte Nachdenken hatte Lucien zu der Gewohnheit gebracht, wenn er sich hinsetzte, immer gleich den Kopf aufzustützen, er zog sogar manchmal einen Tisch zu sich heran, um sich darauf zu stützen. Eva empfahl ihm dringend, sich in dem aristokratischen Heiligtum keinerlei ungenierten Bewegungen zu überlassen. Sie begleitete ihn bis zum Peterstor, ging fast bis zum Dom und sah ihm nach, wie er in die Rue de Beaulieu einbog, um zur Promenade zu gehen, wo ihn Herr du Châtelet erwartete. Das arme Mädchen blieb in großer Erregung zurück, wie wenn ein wichtiges Ereignis geschehen wäre. Lucien bei Frau von Bargeton, das war für Eva das Herannahen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Glücks. Das fromme Kind ahnte nicht, daß, wo der Ehrgeiz beginnt, die unschuldigen Gefühle verschwinden. Als Lucien in der Rue du Minage angelangt war, setzten ihn die äußern Dinge, die ihn umgaben, in keinerlei Erstaunen. Dieser Louvre, den seine Phantasie so vergrößert hatte, war ein Haus, das aus einer besondern mürben Art Steine erbaut war, wie man sie in der Gegend findet, und das von der Zeit wie vergilbt aussah. Wie es von der Straße her ziemlich düster sich ausnahm, war es im Innern sehr einfach: es war da der in der Provinz übliche frostige und reinliche Hof; eine nüchterne, fast mönchische, wohlerhaltene Architektur. Lucien stieg eine alte Treppe mit Geländer aus Kastanienholz hinan, deren Stufen nur bis zum ersten Stock aus Stein waren. Er durchschritt ein ärmliches Vorzimmer, einen großen schlecht erleuchteten Saal und fand die Gebieterin in einem kleinen Salon, der mit geschnitzten Täfelungen im Geschmack des letzten Jahrhunderts bekleidet und in Grau gemalt war. Das Gesims über den Türen war grau in Grau. Ein alter roter Damaststoff, der schlecht dahin paßte, bekleidete die Wände, die altmodisch geformten Möbel waren recht armselig mit rot und weiß karierten Überzügen bedeckt. Der Dichter sah Frau von Bargeton auf dem kleinen gesteppten Polster eines Kanapees sitzen, hinter einem runden Tisch mit grüner Decke. Es stand ein Leuchter mit zwei Kerzen darauf, deren Licht durch einen Schirm gemildert war.

Die Königin stand nicht auf. Sie bog sich sehr anmutig auf ihrem Platz dem Dichter entgegen und lächelte ihm zu, und er fand diese erregende Schlangenbewegung sehr vornehm. Die außerordentliche Schönheit Luciens, die Schüchternheit seines Benehmens, alles an ihm fesselte Frau von Bargeton. Der Poet war schon die Poesie. Der junge Mann betrachtete mit heimlichen Seitenblicken diese Frau, die ihm in Einklang mit ihrem Rufe zu stehen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schien; sie enttäuschte keine der Vorstellungen, die er sich von der großen Dame gemacht hatte. Frau von Bargeton trug nach einer neuen Mode ein Barett mit Puffen aus schwarzem Samt. Dieser Kopfputz erinnert etwas ans Mittelalter, und das imponiert einem jungen Mann, dem es sozusagen die Frau erhöht. Dem Barett entquollen üppige rotblonde Haarmassen, deren schimmernde Locken vom Licht vergoldet waren. Die edle Dame hatte den blendenden Teint, mit dem eine Frau das angeblich Mißliche dieser hochblonden Farbe wieder aufwiegt. Ihre grauen Augen funkelten, ihre Stirn, die schon kleine Fältchen hatte, thronte weiß und kühn gemeißelt darüber; sie waren von perlmutterschimmernden Rändern umgeben, und auf beiden Seiten der Nase ließen zwei blaue Adern das lichte Weiß dieser zarten Umrahmung noch stärker hervortreten. Die Nase hatte eine bourbonische Krümmung, die den Schwung des ovalen Gesichts noch mehr hervorhob, indem sie gewissermaßen einen glänzenden Punkt bildete, worin das Hinreißende und Königliche der Condé zum Ausdruck kam. Die Haare bedeckten den Nacken nicht völlig. Das leicht zusammengenommene Gewand ließ einen schön gebauten Hals sehen und das Auge erriet darunter eine Brust von schneeiger Weiße. Mit ihren schmalen gepflegten, aber etwas trockenen Fingern wies Frau von Bargeton dem jungen Dichter mit freundlicher Geste den Stuhl an, der neben ihr stand. Herr du Châtelet setzte sich in einen Lehnstuhl. Lucien bemerkte jetzt, daß sie allein waren. Die Unterhaltung Frau von Bargetons machte den Dichter aus Houmeau trunken. Die drei Stunden, die er bei ihr verbrachte, waren für Lucien einer der Träume, denen man ewige Dauer wünscht. Er fand diese Frau mehr abgemagert als mager, eine Liebende ohne Liebe, zart trotz ihres starken Geistes; ihre Fehler, die von ihren Manieren noch unterstrichen wurden, gefielen ihm, denn die jungen Leute

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fangen damit an, daß sie die Überspanntheit lieben, diese Lüge der schönen Seelen. Er bemerkte nicht, wie welk und an den Backenknochen gerötet die Wangen waren, ein wie wächsernes Aussehen sie von Sehnsucht, Langweile und manchen Leiden bekommen hatten. Seine Phantasie bemächtigte sich zunächst dieser glänzenden Augen, der feinen Locken, in denen das Licht funkelte, ihrer strahlenden Gesichtsfarbe, und das waren leuchtende Punkte, zu denen es ihn zog, wie den Schmetterling zu den Kerzen. Dann sprach auch diese Seele zu sehr zu seiner, als daß er das Weib hätte beurteilen können. Der Schwung dieser weiblichen Begeisterung, der große Zug dieser nicht mehr ganz jungen Phrasen, die Frau von Bargeton seit langer Zeit wiederholte, die ihm aber neu schienen, bezauberten ihn um so mehr, als er alles schön finden wollte. Er hatte keine Gedichte zum Vorlesen mitgebracht, aber es war nicht die Rede davon: er hatte seine Verse vergessen, um das Recht zu haben, wiederzukommen. Frau von Bargeton hatte nicht davon gesprochen, um ihn zu veranlassen, ihr an einem andern Tag etwas vorzulesen. War das nicht ein erstes Einverständnis? Herr Sixtus du Châtelet war unzufrieden mit diesem Empfang. Zu spät sah er in diesem schönen jungen Mann einen Nebenbuhler. Er führte ihn bis zur Ecke der ersten Treppe unterhalb Beaulieus, in der Absicht, ihn mit seiner Diplomatie zu besiegen. Lucien war nicht wenig erstaunt, als er vernahm, wie der Direktor der indirekten Steuern sich rühmte, ihn eingeführt zu haben und ihm aus diesem Grunde Ratschläge gab.

‚Möge es Gott gefallen, daß Lucien besser behandelt würde als er,‘ sagte Herr du Châtelet. ‚Der Hof wäre weniger anmaßend, als diese Gesellschaft von Dummköpfen. Man empfinge dort tödliche Wunden, man erduldete furchtbare Demütigungen. Die Revolution von 1789 müßte wieder anfangen, wenn diese Leute nicht anders würden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Er für sein Teil ginge nur noch in dieses Haus, weil ihm Frau von Bargeton gut gefalle. Das wäre die einzige Frau in Angoulême, die etwas taugte. Er hätte ihr aus Langweile den Hof gemacht und hätte sich schrecklich in sie verliebt. Er würde sie bald besitzen, seine Liebe würde erwidert, alles kündete es ihm an. Die Unterwerfung dieser stolzen Königin wäre die einzige Rache, die er an dieser dummen Sippe von Krautjunkern nähme.'

Châtelet sprach von seiner Leidenschaft im Ton eines Mannes, der imstande wäre, einen Nebenbuhler zu töten, wenn er einen träfe. Der alte verliebte Narr fiel mit seinem ganzen Gewicht über den Dichter her und versuchte ihn mit seiner Bedeutung zu erdrücken und ihm Angst zu machen. Er machte sich wichtig, indem er die Gefahren seiner Reise übertrieb; aber er imponierte zwar der Phantasie des Dichters, konnte jedoch den Liebenden nicht schrecken. Seit diesem Abend war Lucien trotz dem alten Gecken, seinen Drohungen und seinem Auftreten als kleinbürgerlicher Raufbold weiter zu Frau von Bargeton gekommen. Zuerst geschah es mit der Zurückhaltung eines Mannes, der aus Houmeau stammte, dann aber gewöhnte er sich bald an das, was ihm zuerst wie eine ungeheure Gunst erschienen war und kam immer öfter zu Besuch. Der Apothekerssohn wurde von den Leuten dieser Gesellschaft für eine Erscheinung genommen, die für sich dastand und keine weitern Folgen haben konnte. Wenn im Anfang manche Edelleute oder Frauen, die zu Naïs zu Besuch gekommen waren, Lucien dort trafen, hatten sie all die niederschmetternde Höflichkeit für ihn, die die gute Gesellschaft anwendet, wenn sie mit Leuten unter ihrem Stande zusammen ist. Lucien fand zuerst diese Welt sehr liebenswürdig; aber später verstand er die Stimmung, aus der diese erheuchelte Höflichkeit hervorging. Bald gewahrte er bei einigen so eine Art Protektionsmiene, die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

seine Galle erregte und ihn in den haßerfüllten republikanischen Ideen bestärkte, die oft in diesen künftigen Patriziern in der ersten Zeit ihres Umgangs mit der großen Gesellschaft hochkommen. Aber wieviel Leiden hätte er nicht für Naïs erduldet! So hörte er sie in diesem Kreise nennen; denn wenn die Intimen dieser Kaste unter sich waren, nannten sie sich wie die spanischen Granden und die Auslese der Gesellschaft in Wien mit ihren Kosenamen, Männer wie Frauen. Das war die letzte Nuance, die von der Aristokratie des Angoumois angenommen worden war, um sich von den gewöhnlichen Menschen zu unterscheiden.

Naïs wurde geliebt, wie jeder Jüngling die erste Frau, die ihm schmeichelt, liebt, denn Naïs sagte Lucien eine große Zukunft, einen herrlichen Ruhm voraus. Frau von Bargeton wandte ihre ganze Geschicklichkeit an, um ihren Dichter an sich zu fesseln: nicht nur pries sie ihn über alles Maß, sondern sie stellte ihn als ein armes Kind ohne Vermögen hin, dem sie eine Stellung verschaffen wollte; sie machte ihn kleiner, als er war, um ihn zu behalten; sie machte ihren Vorleser, ihren Sekretär aus ihm; aber sie liebte ihn mehr, als sie, nach dem schrecklichen Unglück, das sie betroffen hatte, geglaubt hatte, noch lieben zu können. Sie behandelte sich im Innern sehr schlecht, sie sagte sich, es sei ein Wahnsinn, einen jungen Menschen von zwanzig Jahren zu lieben, der schon durch seine Stellung so weit von ihr entfernt war. Diese Skrupel brachten sie dazu, daß ihre Vertraulichkeit ihm gegenüber oft plötzlich, wie aus einer Laune heraus, durch Anfälle des Hochmuts abgelöst wurde. Sie war stolz und gönnerhaft und dann wieder zärtlich und schmeichlerisch. Lucien, den zuerst der hohe Rang dieser Frau verschüchterte, hatte also alle Qualen, alle Hoffnungen, alle Verzweiflungen auszustehen, die die erste Liebe zur Folter machen und sie durch die abwechselnden Schläge des Schmerzes und der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Freude mit solcher Gewalt im Herzen befestigen. Zwei Monate hindurch sah er in ihr eine Wohltäterin, die sich mütterlich seiner annehmen würde. Frau von Bargeton nannte ihren Dichter ‚lieber Lucien', dann einfach ‚Lieber'. Der Dichter wurde kühn und nannte diese große Dame ‚Naïs'. Als sie hörte, wie er ihr diesen Namen gab, hatte sie einen der Zornanfälle, die für einen jungen Menschen so irreführend sind; sie warf ihm vor, daß er ihr denselben Namen gab, wie alle Welt. Die stolze Nègrepelisse erlaubte dem schönen Jüngling, ihr den Namen zu geben, der noch ungenutzt war, sie wollte für ihn ‚Louise' heißen. Lucien fühlte sich im siebenten Himmel der Liebe. Eines Abends war Lucien bei ihr eingetreten, als Louise gerade ein Porträt betrachtete, das sie schnell wegsteckte. Er wollte es sehen. Um die Verzweiflung eines ersten Eifersuchtsanfalls zu beruhigen, zeigte ihm Louise das Porträt des jungen Cante-Croix und erzählte nicht ohne Tränen die schmerzliche Geschichte ihrer keuschen und so grausam getöteten Liebe. Sann sie auf eine Untreue gegen ihren Toten oder dachte sie daran, Lucien aus diesem Porträt einen Nebenbuhler zu schaffen? Lucien war zu jung, um seine Geliebte enträtseln zu können; er geriet in ehrliche Verzweiflung, denn sie eröffnete das Gefecht, in dem die Frauen in mehr oder weniger schlau verteidigte Skrupel Bresche schießen. Ihre Diskussionen über die Pflichten, die Sitte, die Religion gleichen befestigten Plätzen, die sie im Sturm genommen zu sehen wünschen. Der unschuldige Lucien brauchte diese Koketterien nicht, er hätte den Krieg ganz natürlich geführt.

„Ich werde nicht sterben, ich nicht, ich werde für Sie leben," sagte Lucien eines Abends. Er war kühn geworden und wollte mit Herrn von Cante-Croix ein Ende machen. Dabei warf er Louise einen Blick zu, aus dem eine Leidenschaft sprach, die zu ihrem Höhepunkt gekommen war.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sie war erschreckt über die Fortschritte, die diese neue Liebe in ihr und in ihrem Dichter gemacht hatte und fragte ihn nach den Versen, die er ihr für die erste Seite ihres Albums versprochen hatte; er hatte immer gezögert, sie ihr zu machen, und so suchte sie, um abzulenken, dieses Thema, um mit ihm zu streiten. Wie wurde ihr nun, als sie die beiden folgenden Stanzen las, die sie natürlich schöner fand, als die besten von Canalis, dem Dichter der Aristokratie?

Nicht von der Muse zauberisch berührt
Wird jede Hand sein, die den Pinsel führt
Und meine Seiten schmückt;
Doch oft wird meiner schönen Herrin Stift
Mir anvertrauen, was sie schmerzlich trifft
Und was sie still beglückt.

Wenn sie mein gelbgewordenes Papier
Dereinst um die Geschicke fragt, die ihr
Die Zukunft noch verhüllt,
Dann mag die Liebe sehn, daß, treu bewahrt,
Ihr die Erinnerung an diese Fahrt
Noch sanft das Herz erfüllt.

„Habe wirklich ich Ihnen diese Verse eingegeben?“ fragte sie.

Dieser Verdacht, den die Koketterie einer Frau aufbrachte, der es Vergnügen machte, mit dem Feuer zu spielen, brachte Tränen in Luciens Augen; sie beruhigte ihn, indem sie zum erstenmal seine Stirn küßte. Lucien war entschieden ein großer Mann, den sie bilden wollte; es kam ihr in den Sinn, ihn Italienisch und Deutsch zu lehren und ihm bessere Manieren beizubringen; es ergaben sich daraus Vorwände, ihn immer bei sich zu haben, ihren langweiligen Hofmachern zum Trotz. Welches Interesse war wieder in ihr Leben gekommen! Sie wandte sich für ihren Dichter wieder der Musik zu, sie weihte ihn in die Welt der Musik ein, sie spielte ihm einige schöne Stücke von Beethoven und entzückte ihn; glück-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lich über seine Freude, sagte sie, als sie ihn fast außer sich sah, heuchlerisch zu ihm: „Ist es mit diesem Glück nicht genug?“ Der arme Dichter beging die Dummheit zu antworten: „Ja.“

Endlich waren die Dinge an dem Punkt angelangt, daß Louise Lucien, eine Woche vor dem Zeitpunkt, an dem wir halten, bei sich zum Essen hatte. Herr von Bargeton war der dritte Mann. Trotz dieser Vorsichtsmaßregel erfuhr die ganze Stadt die Tatsache und hielt sie für so maßlos unbegreiflich, daß sich jeder fragte, ob sie wahr sein könnte. Es war ein schrecklicher Aufruhr. Manchem schien die Gesellschaft vor dem Untergang zu stehen. Andere riefen aus: ‚Da sieht man, wohin die liberalen Lehren führen!‘

Der eifersüchtige du Châtelet hatte nunmehr ausgekundschaftet, daß Madame Charlotte, die zu den Frauen zur Wochenpflege ging, Frau Chardon war, ‚die Mutter des Chateaubriand von Houmeau‘, wie er sagte. Dieser Ausdruck galt für einen guten Witz. Frau von Chandour war die erste, die zu Frau von Bargeton eilte.

„Wissen Sie, liebe Naïs, wovon ganz Angoulême spricht?“ sagte sie zu ihr. „Dieses kleine Dichterlein hat Madame Charlotte zur Mutter, die vor zwei Monaten meine Schwiegertochter im Wochenbett pflegte.“ „Meine Liebe,“ sagte Frau von Bargeton mit ihrer königlichsten Miene, „was ist daran Außerordentliches? Ist sie nicht die Witwe eines Apothekers? Ein trauriges Geschick für ein Fräulein von Rubempré! Nehmen wir an, wir blieben ohne einen Pfennig Vermögen zurück, was täten wir, um zu leben? Wie wollten Sie Ihre Kinder ernähren?“

Die Kaltblütigkeit Frau von Bargetons tötete alles Klagegeschrei des Adels. Die großen Seelen sind immer imstande, aus der Not eine Tugend zu machen. Dann hat die Festigkeit, mit der man etwas Gutes tut, das wie ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Verbrechen behandelt wird, unbesiegliche Anziehungskraft. Die Unschuld hat den Reiz des Lasters. Am Abend war der Salon Frau von Bargetons voll von ihren Freunden, die gekommen waren, um ihr Vorhaltungen zu machen. Sie ließ die ganze Schärfe ihres Witzes spielen; sie sagte, wenn die Herren Edelleute keine Molière, Racine, Rousseau, Voltaire, Massillon, Beaumarchais, Diderot sein könnten, dann müßte man wohl oder übel die Tapezierer, die Uhrmacher, die Messerschmiede empfangen, deren Kinder große Männer würden. Sie sagte, das Genie sei immer von Adel. Sie schalt die Krautjunker, daß sie ihre wahren Interessen so schlecht verstanden. Kurz, sie sagte viele Dummheiten, die für weniger alberne Menschen aufklärend gewesen wären, aber in diesem Kreise für originell galten. Sie beschwor also das Gewitter mit Hilfe von Kanonenschlägen. Als Lucien, den sie bestellt hatte, zum erstenmal in den alten, verblichenen Salon eintrat, wo man an vier Tischen Whist spielte, empfing sie ihn aufs herzlichste und stellte ihn in der Haltung einer Königin vor, die Gehorsam verlangt. Sie nannte den Steuerdirektor ‚Herr Châtelet' und versteinerte ihn fast, als sie ihm so zu verstehen gab, daß sie wußte, auf wie illegalem Weg das Wörtchen ‚von' vor seinem Namen entstanden war. Lucien wurde an diesem Abend gewaltsam in die Gesellschaft Frau von Bargetons eingeführt; aber er wurde dort wie ein Giftstoff aufgenommen, den jeder sich vornahm, mit Hilfe der Gegengifte der Unverschämtheit wieder auszutreiben. Trotz diesem Triumph verlor Naïs an Einfluß: es gab Abtrünnige, die den Versuch machten, auszuwandern. Auf den Rat des Herrn Châtelet entschloß sich Amélie, das war Frau von Chandour, einen Gegenaltar zu errichten, indem sie an den Mittwochen bei sich empfing. Frau von Bargeton öffnete ihren Salon jeden Abend, und die Menschen, die zu ihr kamen, waren solche Gewohn-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

heitsmenschen, waren so sehr daran gewöhnt, sich in denselben Räumen zu versammeln, auf demselben Tricktrack zu spielen, die Menschen, die Leuchter zu sehen, ihre Mäntel, ihre Überschuhe, ihre Hüte im selben Vorraum zu lassen, daß sie die Treppenstufen ebensosehr liebten wie die Herrin des Hauses. Schließlich beruhigte der Präsident der Landwirtschaftsgesellschaft den Aufruhr durch eine meisterhafte Bemerkung.

„Vor der Revolution", sagte er, „empfingen die größten Herren Duclos, Grimm, Crébillon, lauter Leute, die, wie dieser kleine Dichter aus Houmeau, für sich besonders standen und weiter von keiner Konsequenz waren; aber sie empfingen durchaus keine Steuereinnehmer, und was ist schließlich Châtelet weiter?"

Du Châtelet zahlte für Chardon die Zeche, jeder behandelte ihn kühl. Als er merkte, daß es gegen ihn ging, ging der Steuerdirektor, der sich seit dem Augenblick, wo sie ihn Châtelet genannt hatte, geschworen hatte, er wolle Frau von Bargeton besitzen, in ihre Absichten ein; er kam dem jungen Dichter zu Hilfe und nannte sich seinen Freund. Dieser große Diplomat, dessen sich der Kaiser zu seinem Unglück beraubt hatte, schmeichelte Lucien und hieß sich seinen Freund. Um den Dichter zu lancieren, gab er ein Diner, an dem der Präfekt, der Generaldirektor der Steuern, der Oberst des Regiments, das in Angoulême in Garnison lag, der Direktor der Marineschule, der Gerichtspräsident, kurz alle Spitzen der Behörden teilnahmen. Der arme Dichter wurde so großartig gefeiert, daß jeder andere als ein junger Mensch von zweiundzwanzig Jahren gegen die Lobsprüche, mit denen man ihn täuschte, mißtrauisch geworden wäre. Beim Nachtisch veranlaßte Châtelet seinen Nebenbuhler, seine Ode ‚Der sterbende Sardanapal' vorzutragen, die zurzeit seine beste Dichtung war. Nachdem er fertig war, klatschte der Lyzeumsdirektor in die Hände

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und sagte, Jean Baptiste Rousseau habe nichts Besseres gemacht. Der Baron Sixtus Châtelet dachte, der kleine Reimschmied werde früher oder später in der Treibhausluft dieser Lobpreisungen zugrunde gehen, oder er werde sich im Rausche seines verfrühten Ruhmes Frechheiten erlauben, die ihn wieder in das Dunkel schleuderten, aus dem er gekommen war. Bis zum Dahinscheiden dieses Genies schien er seine Ansprüche zu den Füßen der Frau von Bargeton zu opfern; aber er hatte mit der Geschicklichkeit eines Roués seinen Plan festgelegt und verfolgte mit der Aufmerksamkeit eines Strategen die weitere Entwicklung des Verhältnisses der beiden Liebenden, und lauerte auf die Gelegenheit, Lucien den Garaus zu machen. Es erhob sich nun in Angoulême und der Nachbarschaft ein dunkles Gerücht, das von dem Vorhandensein eines großen Mannes im Angoumois wissen wollte. Frau von Bargeton wurde für die sorgsame Pflege, die sie dem heranwachsenden Genie widmete, allgemein gelobt. Nachdem sie so einmal Zustimmung gefunden hatte, wollte sie die allgemeine Billigung ernten. Sie erließ im ganzen Departement Einladungen zu einer Abendunterhaltung mit Gefrornem, Kuchen und Tee. Das war eine große Neuerung in einer Stadt, wo man den Tee noch als Mittel gegen Verdauungsstörungen beim Apotheker kaufte. Die Blüte der Aristokratie war geladen, um ein großes Werk zu hören, das Lucien vorlesen sollte. Louise hatte die Schwierigkeiten, die sie überwunden hatte, ihrem Freund verhehlt, aber sie ließ einige Worte von der Verschwörung fallen, die die Welt gegen ihn gebildet hatte, denn sie wollte nicht, daß ihm die Gefahren der Laufbahn eines genialen Mannes unbekannt blieben, auf der es Hindernisse gibt, die nur ungewöhnliche Tapferkeit überwinden kann. Sie machte aus diesem Sieg eine Nutzanwendung. Sie zeigte ihm mit ihren weißen Händen, wie der Sieg mit unauf-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hörlichen Martern erkauft werden muß, sie sprach ihm von dem Scheiterhaufen der Märtyrer, den man betreten müßte, sie flocht ihm ihre schwungvollsten Sätze und zierte sie mit den prunkvollsten Worten. Das Wortgebäude, das sie vor ihm auftürmte, sah aus wie die Improvisationen, die den Roman ‚Corinna' verunstalten. Louise fand sich in ihren Improvisationen so groß, daß sie den Benjamin, der sie ihr eingab, noch mehr liebte; sie gab ihm den Rat, seinen Vater kecklich zu verleugnen und den Adelsnamen ‚von Rubempré' anzunehmen, ohne sich um das Geschrei zu kümmern, das sich bei dieser Namensänderung erheben würde, die der König übrigens legitim machen würde. Sie sei mit der Marquise d'Espard, einer geborenen von Blamont-Chauvry, verschwägert, die von großem Einfluß bei Hofe sei, und sie nehme es auf sich, diese Gunst zu erlangen. Bei diesen Worten: ‚der König, die Marquise d'Espard, der Hof' war es Lucien wie ein Feuerwerk vor Augen, und die Notwendigkeit dieser Umtaufe war ihm erwiesen.

„Lieber junger Freund," sagte Louise mit zärtlichem Spott zu ihm, „je eher es geschieht, um so schneller wird es anerkannt."

Sie zeigte seinen Blicken der Reihe nach die übereinandergelagerten Schichten der Gesellschaft und ließ den Dichter die Sprossen zählen, die er durch diesen geschickten Entschluß plötzlich übersprang. In einem Augenblick brachte sie Lucien dazu, daß er seine demokratischen Ideen von der schimärischen Gleichheit von 1793 aufgab. Sie erweckte in ihm den Durst, sich auszuzeichnen, den die kühle Vernunft Davids besänftigt hatte; sie zeigte ihm die hohe Gesellschaft als die einzige Bühne, auf der er auftreten durfte. Der haßerfüllte Liberale wurde ein geheimer Monarchist. Lucien fand Geschmack am aristokratischen Luxus und am Ruhm. Er schwor, er wolle seiner Dame

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eine Krone zu Füßen legen, selbst wenn sie blutig sein sollte; er würde sie um jeden Preis erobern, quibuscunque viis. Um seinen Mut zu beweisen, erzählte er Louise seine gegenwärtigen Nöte, die er bisher vor ihr verborgen hatte; jene undefinierbare Scham hatte ihn dazu getrieben, die mit den ersten Gefühlen verknüpft ist und es dem jungen Menschen verwehrt, sein großes Verhalten zur Schau zu stellen, so sehr wünscht er, daß seine Seele in ihrem Inkognito gewürdigt wird. Er schilderte den Druck eines Elends, das mit Stolz ertragen wurde, seine Arbeiten bei David, seine dem Studium geweihten Nächte. Diese junge Glut erinnerte Frau von Bargeton, deren Blick traurig wurde, an den sechsundzwanzigjährigen Oberst. Als Lucien sah, wie seine stolze Herrin die Schwäche überkam, ergriff er eine Hand, die sie ihm überließ und küßte sie mit dem Feuer des Dichters, des Jünglings, des Liebenden. Louise ging so weit, dem Apothekerssohn zu erlauben, ihre Stirn in die Hände zu nehmen und seine zitternden Lippen darauf zu drücken.

„Kind! Kind! wenn man uns sähe, machte ich mich sehr lächerlich," sagte sie und riß sich gewaltsam aus ihrer Hingenommenheit und Erstarrung.

An diesem Abend richtete der Geist der Frau von Bargeton in dem, was sie die Vorurteile Luciens nannte, große Verheerungen an. Wenn man sie hörte, hatten geniale Menschen keine Geschwister und keine Eltern; die großen Werke, die sie errichten müßten, legten ihnen einen scheinbaren Egoismus auf und zwängen sie, alles ihrer Größe zu opfern. Wenn die Familie im Anfang unter schweren Kontributionen litte, die ein gigantisches Hirn von ihnen eintriebe, sie erhielte später hundertfach den Preis der Opfer aller Art wieder, die für die ersten Kämpfe eines königlichen Menschen gegen Feinde aller Art erfordert würden, und teilten die Früchte des Sieges. Das Genie sei nur sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

selbst unterworfen, es sei der alleinige Richter seiner Mittel, denn es allein kenne das Ende: es müsse sich also über die Gesetze stellen, da es dazu berufen sei, sie neu zu machen; wer sich überdies seines Jahrhunderts bemächtigte, konnte alles nehmen und alles wagen, denn alles gehörte ihm. Sie erinnerte ihn an die Lebensanfänge von Bernard Palissy, Ludwig XI., Fox, Napoleon, Columbus, Cäsar, von allen berühmten, wagemutigen Spielern, die zuerst von Schulden aufgefressen wurden, oder unglücklich, unverstanden waren, für Narren, schlechte Söhne, schlechte Väter, schlechte Brüder gehalten wurden, aber die später der Stolz der Familie, des Landes, der Welt wurden. Diese Erwägungen stimmten gut zu der geheimen Lasterhaftigkeit Luciens und förderten das Verderben seines Herzens; denn in der Hitze seiner Wünsche bewilligte er sich die Mittel a priori. Aber nicht zum Ziele kommen, war ein soziales Majestätsverbrechen. Hatte nicht ein Besiegter alle Bürgertugenden ermordet, auf denen die Gesellschaft beruht, die mit Entrüstung jeden Marius verjagt, der auf ihren Ruinen sitzt? Lucien, der nicht wußte, daß er zwischen dem schmählichen Bagno und den Palmen des Genies schwebte, stand hoch oben auf dem Sinai der Propheten, ohne zu seinen Füßen das Tote Meer, das grauenhafte Leichentuch Gomorras zu sehen.

Louise befreite Herz und Geist ihres Dichters so gut von den Gängelbändern, an denen ihn das Provinzleben bisher festgehalten hatte, daß Lucien es unternahm, Frau von Bargeton auf die Probe zu stellen, um zu erfahren, ob er, ohne sich der Schande einer Zurückweisung auszusetzen, diese stolze Beute erobern könnte. Die Abendunterhaltung, die angekündigt war, gab ihm Gelegenheit, diese Probe anzustellen. Der Ehrgeiz mischte sich in seine Liebe. Er liebte und wollte hochkommen, ein Doppelwunsch, der bei jungen Leuten sehr natürlich ist, die ein Herz haben, das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nach Befriedigung lechzt, und die Not, der sie entrinnen wollen. Die Gesellschaft, die heutzutage alle ihre Kinder an denselben Tisch ladet, erweckt ihren Ehrgeiz schon im Morgen des Lebens. Sie nimmt der Jugend ihre Anmut und verdirbt die meisten ihrer edelmütigen Gefühle, da sie sie mit Berechnung vermengt. Die Poesie möchte, daß es anders wäre; aber die Tatsachen strafen zu oft die Dichtung, an die man glauben möchte, Lügen, als daß man sich erlauben könnte, den jungen Mann anders darzustellen, als er im neunzehnten Jahrhundert ist. Die Berechnung, die Lucien machte, schien ihm einem edlen Gefühl zu dienen, seiner Freundschaft für David.

Lucien schrieb seiner Louise einen langen Brief, denn er war mit der Feder kühner als mit dem gesprochenen Wort. Auf zwölf Blättern, die er dreimal abschrieb, erzählte er von dem Genie seines Vaters, seinen gescheiterten Hoffnungen und dem schrecklichen Elend, dem er preisgegeben war. Er schilderte seine liebe Schwester als einen Engel, David als einen Cuvier der Zukunft, der, ehe er ein großer Mann wurde, ihm Vater, Bruder und Freund war; er schrieb, daß er sich unwürdig glaubte, von Louise, auf die er so stolz war, geliebt zu werden, wenn er sie nicht bäte, für David dasselbe zu tun, was sie für ihn täte. Er verzichtete lieber auf alles, als daß er David Séchard verriete; er wollte, daß David bei seinem Erfolg zugegen wäre. Er schrieb einen der tollen Briefe, in denen die jungen Menschen jeder Weigerung die Pistole entgegenhalten, in denen die Willkür des Kindes und die unsinnige Logik der schönen Seelen in der kostbaren Wortfülle sich ausspricht, die mit den naiven Erklärungen geschmückt wird, wie sie dem Herzen entschlüpfen, ohne daß es der Schreiber weiß, und wie sie die Frauen so sehr lieben. Lucien hatte diesen Brief der Kammerfrau übergeben und war dann in die Druckerei

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gegangen, um den Tag damit zu verbringen, Korrekturen zu lesen, diese und jene Arbeiten zu überwachen und allerlei Kleinigkeiten zu ordnen und hatte zu David nichts gesagt. In den Tagen, wo das Herz noch jung ist, haben die jungen Leute diese göttliche Verschwiegenheit. Überdies fing Lucien vielleicht an, das Beil des Phokion zu fürchten, das David handhabte; vielleicht fürchtete er die Klarheit eines Blicks, der bis in den Grund der Seele drang. Nachdem sie Chénier zusammen gelesen hatten, war sein Geheimnis ihm aus dem Herzen über die Lippen gesprungen. Ein Vorwurf hatte es herausgebracht, den er empfand wie den Finger, den ein Chirurg auf eine Wunde bringt.

Nun stelle man sich die Gedanken vor, die Lucien bestürmen mußten, während er von Angoulême nach Houmeau hinabging. Ob sich die große Dame geärgert hatte? Ob sie David empfangen würde? Ob der Ehrgeizige nicht wieder in sein Loch in Houmeau geworfen würde? Obwohl Lucien, bevor er Louise auf die Stirn geküßt hatte, den Abstand, der eine Königin von ihrem Günstling trennt, zur Genüge hatte ermessen können, sagte er sich nicht, daß David den Raum, zu dem er fünf Monate gebraucht hatte, nicht in einem Augenblick durchschreiten konnte. Er wußte nicht, wie absolut der Ostrazismus war, der gegen die kleinen Leute ausgesprochen war; und es war ihm daher unbekannt, daß ein zweiter Versuch dieser Art Frau von Bargetons Verderben sein mußte. Des Verbrechens angeklagt und überführt, sich mit dem Pöbel eingelassen zu haben, wäre Louise gezwungen gewesen, die Stadt zu verlassen, wo ihre Kaste sie geflohen hätte, wie man im Mittelalter einen Aussätzigen floh. Die Horde der hohen Aristokratie und sogar die Geistlichkeit würden Naïs gegen jeden verteidigt haben, wenn sie einen Fehltritt begangen hätte, aber das Verbrechen, schlechte Gesellschaft bei sich zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sehen, wäre ihr nie verziehen worden; denn wenn man die Fehler der Machthaber entschuldigt, so verdammt man sie nach ihrer Abdankung. Und David zu empfangen, wäre dasselbe gewesen wie abdanken. Wenn Lucien diese Seite der Frage nicht gesehen hatte, so ließ ihn doch sein aristokratischer Instinkt viele andere Schwierigkeiten ahnen, die ihn schreckten. Der Adel der Gefühle verleiht nicht notwendigerweise auch den Adel der Manieren. Racine hatte das Ansehen des adligsten Höflings, Corneille aber sah aus wie ein Viehhändler. Descartes hatte das Benehmen eines wohlhabenden holländischen Kaufmanns. Die Besucher von la Brède hielten oft Montesquieu, wenn sie ihn trafen, mit seinem Rechen über der Schulter und der Nachtmütze auf dem Kopf, für einen gewöhnlichen Gärtner. Wenn der feine Welttoñ nicht eine Gabe hoher Geburt ist, ein Wissen, das mit der Muttermilch eingesogen oder im Blute vererbt ist, stellt er eine Zucht vor, die der Zufall durch eine gewisse Eleganz der Formen, durch eine feine Besonderheit in den Zügen, durch einen gewissen Ton in der Stimme unterstützen muß. All diese wichtigen kleinen Dinge fehlten David, während die Natur seinen Freund damit begabt hatte, Lucien, der von Mutterseite her adliger Abstammung war. Lucien hatte sogar den hochgewölbten Fuß des Franken, während David Séchard die Plattfüße des Kelten und den gebeugten Nacken seines Vaters, des Buchdruckers, hatte. Lucien hörte in den Ohren schon die Spottreden, die auf David niederprasselten, es schien ihm, er sähe das Lächeln, das Frau von Bargeton unterdrückte. Kurz, ohne sich geradezu seines Bruders zu schämen, nahm er sich doch vor, in Zukunft nicht mehr so auf seine erste Regung zu hören und sie erst zu prüfen. Nach der Stunde der Poesie und der Opferwilligkeit, nach einer Lektüre, die den beiden Freunden eben den literarischen Himmel, von einer neuen Sonne beleuchtet, gezeigt hatte, schlug jetzt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

für Lucien die Stunde der Politik und der Berechnung. Als er in Houmeau angelangt war, bereute er seinen Brief, er wünschte, ihn wieder zurücknehmen zu können, denn ihm kam eine Ahnung von den unerbittlichen Gesetzen der Welt. Er wußte, wie sehr das Glück, das er erlangt hatte, den Ehrgeiz begünstigte, und es kam ihn schwer an, seinen Fuß von der ersten Sprosse der Leiter zurückzuziehen, auf der er zur Größe emporsteigen sollte. Dann erwachten wieder in seiner Erinnerung die Bilder seines einfachen und ruhigen Lebens, geschmückt mit den schönsten Blumen des Empfindens; dieser geniale David, der ihn so edel unterstützt hatte, der ihm, wenn es not täte, sein Leben opferte; seine Mutter, die in ihrer niedrigen Lage nicht aufhörte, die große Dame zu sein, die von ihm glaubte, er wäre ebenso gut, wie er geistvoll war; seine Schwester, die in ihrem stillen Dulden, ihrer reinen Kindlichkeit und ihrer Unschuld so anmutig war; seine Hoffnungen, die noch kein Sturmwind entblättert hatte, all das kam ihm zu Sinn. Er sagte sich jetzt, es wäre schöner, durch die geschlossenen Heerhaufen des aristokratischen oder bürgerlichen Lagers mit den Streichen des Erfolgs hindurchzukommen, als durch die Gunst einer Frau ans Ziel zu gelangen. Früher oder später mußte sein Geist leuchten und berühmt werden, wie der so vieler Männer, seiner Vorgänger, die mit der Gesellschaft fertig geworden waren; dann würden ihn die Frauen lieben! Das Beispiel Napoleons, das im neunzehnten Jahrhundert durch die Wünsche, die es mittelmäßigen Menschen einflößt, so verhängnisvoll ist, stellte sich vor Lucien hin, und er machte sich seine Berechnungen zum Vorwurf und streute sie in den Wind. So war Lucien beschaffen, er ging mit gleicher Leichtigkeit vom Bösen zum Guten und vom Guten zum Bösen. Statt der Liebe, die der Mann der Wissenschaft seiner stillen Zurückgezogenheit widmen sollte, empfand Lucien seit einem Monat eine Art Scham-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gefühl, wenn er den Laden sah, an dem in gelben Lettern auf grünem Grund zu lesen war:

Apotheke von Postel
Chardon Nachfolger.

Der Name seines Vaters, der so an einen Ort geschrieben war, an dem alle Wagen vorbeifuhren, tat ihm in den Augen weh. Am Abend, wenn er seine Tür öffnete, die mit einem kleinen, recht geschmacklosen Gitterwerk geziert war, um nach Beaulieu unter die elegantesten jungen Leute der Oberstadt zu gehen und Frau von Bargeton den Arm zu reichen, hatte er das Mißverhältnis zwischen dieser Wohnung und seinem Glücke oft bitter beklagt.

‚Frau von Bargeton lieben, sie vielleicht bald besitzen und in diesem Rattennest wohnen!‘ sagte er sich, als er durch den Hausgang in den kleinen Hof ging, in dem mehrere Bündel gekochter Kräuter an den Mauern aufgehängt waren, in dem der Lehrling die Kochkessel des Laboratoriums scheuerte, in dem Herr Postel, seine Apothekerschürze vorgebunden und eine Retorte in der Hand, ein chemisches Präparat untersuchte, wobei er aber den Laden nicht aus den Augen verlor; und wenn er sein Präparat zu aufmerksam ansah, hatte er das Ohr bei der Klingel.

Der Geruch von Kamillen, Pfefferminz und verschiedenen andern destillierten Pflanzen erfüllte den Hof und das bescheidene Gemach, zu dem man auf einer steilen Treppe, die statt des Geländers zwei Stricke hatte, emporstieg. Oben war nur ein Mansardenzimmer, das Lucien bewohnte.

„Guten Tag! mein Junge,“ sagte Herr Postel, der der richtige Typus des Provinzkrämers war, zu ihm. „Was macht unsere liebe Gesundheit? Ich mache ein Experiment über die Melasse, aber dein Vater wäre nötig, um herauszufinden, was ich suche. Das war ein Prachtkerl! Wenn ich sein geheimes Mittel gegen die Gicht wüßte, könnten wir heute alle beide in der Equipage fahren!“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es verging keine Woche, in der der Apotheker, der ebenso dumm wie gutmütig war, Lucien nicht einen Dolchstich gab, indem er von der verhängnisvollen Verschwiegenheit zu ihm sprach, die sein Vater über seine Entdeckung gewahrt hatte.

„Ja, es ist ein großes Unglück," antwortete Lucien kurz. Er fing an, den frühern Schüler seines Vaters furchtbar ordinär zu finden, den er doch früher oft gepriesen hatte; denn mehr als einmal hatte der wackere Postel die Witwe und die Kinder seines frühern Meisters unterstützt.

„Was gibt's denn?" fragte Herr Postel und stellte seine Retorte auf den Tisch des Laboratoriums. „Ist ein Brief für mich gekommen?" „Ja, einer, der wie Balsam duftet! Er ist im Kontor auf meinem Pult."

Der Brief von Frau von Bargeton mitten unter den Apothekerflaschen! Lucien stürzte in den Laden.

„Eile dich, Lucien, dein Essen wartet seit einer Stunde, es wird kalt werden," rief eine angenehme Stimme in sanftem Ton durch ein halb geöffnetes Fenster. Lucien hörte nicht mehr.

„Ihr Bruder hat den Rappel, Fräulein," sagte Postel und hob die Nase hoch.

Dieser Junggeselle, der einige Ähnlichkeit mit einem kleinen Branntweinfäßchen hatte, auf das die Phantasie eines Malers ein plumpes gerötetes und blatternarbiges Gesicht gesetzt hätte, nahm, als er Eva erblickte, eine feierliche und liebliche Miene an, die erkennen ließ, daß er mit der Absicht umging, die Tochter seines Vorgängers zu heiraten, ohne daß er mit dem Streit fertig werden konnte, den die Liebe und das Interesse in seinem Herzen ausfochten. Daher sagte er zu Lucien oft lächelnd die Worte, die er ihm jetzt wieder sagte, als der junge Mann wieder bei ihm vorbeikam: „Sie ist ganz reizend, deine Schwester! Du bist auch nicht übel! Euer Vater hat alles gut gemacht!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Eva war groß, brünett, mit schwarzen Haaren und blauen Augen. Obwohl sie Proben eines männlichen Charakters ablegte, war sie sanft, zart und hingebend. Ihre Unschuld, ihr kindliches Wesen, ihre ruhige Fügung in ein Leben der Arbeit, ihre Klugheit, die ohne jede Bosheit war, hatten David Séchard bestricken müssen. So war denn auch von ihrem ersten Beisammensein an eine stille, schlichte Liebe zwischen ihnen entstanden, eine deutsche Liebe, ohne leidenschaftliches Wesen und stürmische Erklärungen. Jeder von beiden hatte im geheimen an den andern gedacht, wie wenn ein eifersüchtiger Gatte sie getrennt hätte, für den dieses Gefühl eine Kränkung gewesen wäre. Alle beide verbargen ihr Gefühl vor Lucien, dem sie vielleicht irgendeinen Schaden anzutun fürchteten. David fürchtete sich, er könnte Eva nicht gefallen, und sie wiederum überließ sich der ganzen Verzagtheit, die die Not mit sich bringt. Eine richtige Arbeiterin wäre kühn gewesen, aber ein wohlerzogenes Mädchen, das in schlechte Lage gekommen ist, paßt sich dem Unglück an. Eva, deren Wesen bescheiden, die aber in Wirklichkeit stolz war, wollte es nicht auf den Sohn eines Mannes absehen, der für reich galt. In diesem Augenblick schätzten die Leute, die den wachsenden Wert des Grundbesitzes kannten, das Landgut in Marsac auf mehr als achtzigtausend Franken, die Ländereien ungerechnet, die der alte Séchard, der viel Ersparnisse und glückliche Ernten hatte, und im Verkauf geschickt war und die rechten Gelegenheiten abpaßte, noch dazukaufen mußte. David war vielleicht der einzige Mensch, der nichts von dem Vermögen seines Vaters wußte. Für ihn war Marsac ein heruntergekommenes Anwesen, das sein Vater im Jahre 1810 für fünfzehn- oder sechzehntausend Franken gekauft hatte, das er einmal im Jahr zur Zeit der Weinlese besuchte, wo dann sein Vater mit ihm durch die Weinberge ging und ihm von den reichen Ernten erzählte, die der Drucker nie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu sehen bekam und um die er sich sehr wenig kümmerte. Die Liebe eines Gelehrten, der an die Einsamkeit gewöhnt war, und dessen Gefühle dadurch noch wuchsen, daß er sich die Schwierigkeiten übertrieben groß vorstellte, hätte ermutigt werden müssen, denn für David war Eva ein stolzeres Weib, als es eine große Dame für einen armen Kommis ist. Er war in der Nähe seiner Verehrten linkisch und unruhig, hatte es ebenso eilig, wieder fortzugehen, wie hinzukommen, und hielt seine Gefühle zurück, anstatt sie zum Ausdruck zu bringen. Oft am Abend ersann er einen Vorwand, um Lucien noch sprechen zu müssen, und stieg von der Place du Mûrier durchs Palet-Tor nach Houmeau hinab; aber wenn er an der grünen Tür mit dem eisernen Gitter angekommen war, kam ihm die Furcht, er sei zu spät daran oder er falle Eva, die sich vielleicht schon hingelegt hatte, lästig, und ergriff die Flucht. Obschon diese große Liebe nur an kleinen Zeichen zu erkennen war, hatte sie Eva wohl bemerkt; es schmeichelte ihr, ohne daß sie hochmütig wurde, daß sie der Gegenstand der tiefen Verehrung war, die in den Blicken, den Worten, dem Benehmen Davids zum Ausdruck kam. Aber was ihr am besten von David gefiel, war seine fanatische Freundschaft zu Lucien; er hatte das beste Mittel getroffen, Eva zu gefallen. Wollte man sagen, worin sich die stummen Wonnen dieser Liebe von einer lebhaften, lauten Leidenschaft unterschieden, so müßte man sie den Feldblumen im Gegensatz zu den grellen Gartenblumen vergleichen. Es waren sanfte, zarte Blicke, wie die blauen Lotosblumen, die auf dem Wasser schwimmen, flüchtige Liebeszeichen, wie der schwache Duft der Heckenrose, sanfte Traurigkeit, wie der Samt des Mooses; Blumen zweier schönen Seelen, die aus einem reichen, fruchtbaren, unwandelbaren Boden erwachsen. Eva hatte schon öfter die verborgene Kraft, die unter diesen schwachen Äußerungen schlummerte,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erraten. Sie war David für alles, was er nicht wagte, so dankbar, daß der geringste Zwischenfall eine innigere Verbindung ihrer Seelen herbeiführen konnte.

Lucien war die Tür von Eva geöffnet worden, und er setzte sich schweigend an einen kleinen Tisch ohne Tischtuch, auf dem sein Gedeck lag. Der arme kleine Haushalt besaß nicht mehr als drei silberne Bestecke, die Eva alle für den geliebten Bruder benutzte.

„Was liest du denn da?" fragte sie, nachdem sie eine Platte auf den Tisch gestellt hatte, die sie eben vom Feuer genommen hatte. Zugleich löschte sie mit dem Dämpfer die Flamme ihres kleinen Ofens.

Lucien antwortete nicht. Eva nahm einen Teller, der zierlich mit Weinblättern garniert war, und stellte ihn mit einer Schale voll Rahm auf den Tisch.

„Hier, Lucien, ich habe Erdbeeren für dich."

Lucien war so in seine Lektüre vertieft, daß er nicht hörte. Eva setzte sich neben ihn, ohne im geringsten ärgerlich zu sein; denn es macht einer Schwester großes Vergnügen, von ihrem Bruder ungeniert behandelt zu werden.

„Aber was hast du denn?" rief sie, als sie Tränen in den Augen ihres Bruders schimmern sah. „Nichts, nichts, Eva," sagte er. Er legte den Arm um sie, zog sie an sich und küßte sie mit plötzlicher Zärtlichkeit auf die Stirn und die Haare und dann auf den Nacken. „Du verbirgst etwas vor mir?" „Sie liebt mich!" „Ich wußte wohl, daß du nicht mich umarmst," sagte die arme Schwester in schmollendem Ton und wurde rot. „Wir werden alle glücklich sein," rief Lucien und aß dabei hastig seine Suppe. „Wir?" wiederholte Eva, und fügte dann in derselben Ahnung, die sich Davids bemächtigt hatte, hinzu: „Du wirst uns nicht mehr so lieb haben!" „Wie kannst du das glauben, da du mich kennst?"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eva drückte ihm die Hand. Dann trug sie den leeren Teller und die braune irdene Suppenschüssel ab und stellte ihm das Gericht hin, das sie für ihn bereitet hatte. Anstatt zu essen, las Lucien den Brief Frau von Bargetons noch einmal, den die zurückhaltende Eva nicht zu sehen verlangte; so viel Achtung hatte sie vor ihrem Bruder: wenn er ihr ihn mitteilen wollte, mußte sie warten, und wenn er nicht wollte, konnte sie es verlangen? Sie wartete. Der Brief lautete:

„Mein Freund! Warum sollte ich Ihrem Freund und Studiengenossen die Unterstützung versagen, die ich Ihnen geliehen habe? In meinen Augen sind die Talente gleichberechtigt; aber Sie kennen die Vorurteile der Menschen nicht, die meine Gesellschaft bilden. Wir werden es nicht durchsetzen, daß der Adel des Geistes von denen erkannt wird, die die Aristokratie der Dummheit sind. Wenn ich nicht stark genug bin, ihnen Herrn David Séchard aufzuzwingen, bringe ich Ihnen gern diese Armseligen zum Opfer. Das wird wie eine antike Hekatombe sein. Aber, lieber Freund, Sie wollen doch gewiß nicht, daß ich jemanden empfange, dessen Geist oder Manieren mir nicht gefallen könnten. Ihre Schmeicheleien haben mich gelehrt, wie leicht die Freundschaft blind ist! Werden Sie mir böse sein, wenn ich an meine Einwilligung eine Bedingung knüpfe? Ich will Ihren Freund sehen, einen Eindruck von ihm bekommen, und durch eigenes Urteil im Interesse Ihrer Zukunft feststellen, ob Sie sich nicht täuschen. Ist das nicht eine der mütterlichen Sorgen, die für Sie, mein lieber Dichter, haben muß

Louise von Nègrepelisse?“

Lucien wußte nicht, mit welcher Kunst in der großen Welt das Ja gehandhabt wird, wenn man nein sagen will, und umgekehrt. Dieser Brief war ein Triumph für ihn. David würde zu Frau von Bargeton gehen und da die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Majestät des Genies glänzen lassen. In dem Rausch, in den ihn ein Sieg versetzte, der ihn an die Macht seines Einflusses auf die Menschen glauben ließ, nahm er eine so stolze Haltung an, so viel Hoffnungen spiegelten sich auf seinem Gesicht, das vor freudiger Erregung strahlte, daß seine Schwester sich nicht enthalten konnte, ihm zu sagen, er wäre schön.

„Wenn sie Geist hat, muß sie dich wohl lieben, diese Frau! Und heute abend wird sie sich grämen, denn alle Frauen werden sich um dich reißen. Du wirst schön sein, wenn du deinen ‚Johannes auf Patmos' vorliest. Ich wollte, ich wäre eine Maus, um heimlich dabei sein zu können! Komm, ich habe deinen Anzug im Zimmer unserer Mutter bereitgelegt."

Dieses Zimmer sprach von verschämter Armut. Es befand sich ein Nußbaumbett darin, über dem weiße Vorhänge angebracht waren und neben dem ein kümmerlicher grüner Teppich lag. Ferner vervollständigten die Einrichtung eine Kommode, über der ein Spiegel hing, und Stühle aus Nußbaumholz. Auf dem Kamin erinnerte eine Standuhr an die Tage des früheren verschwundenen Wohlstandes. Am Fenster hingen weiße Gardinen. Die Wände hatten graue Tapeten mit grauen Blumen. Der Fußboden, den Eva gestrichen hatte und immer putzte, glänzte vor Sauberkeit. In der Mitte des Zimmers stand ein Nipptischchen, auf dem auf einem roten Tablett, das mit goldenen Röschen verziert war, drei Tassen und eine Zuckerdose aus Porzellan von Limoges standen. Eva schlief in einer anstoßenden Kammer, die ein schmales Bett, einen alten Lehnstuhl und ein Nähtischchen nah am Fenster enthielt. Die Enge dieser Kajüte machte es nötig, daß die Glastür immer offen stand, um Luft hineinzulassen. Trotz der Not, von denen die Sachen deutlich genug redeten, zeugten sie von der Bescheidenheit eines arbeitsamen Lebens. Für

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

solche, die die Mutter und ihre beiden Kinder kannten, war es ein Bild rührender Harmonie.

Lucien zog seine Krawatte an, als der Schritt Davids in dem kleinen Hof gehört wurde, und alsbald trat der Buchdrucker ein mit dem Schritt und der Haltung eines Menschen, der es eilig hat.

„Holla, David," rief unser Ehrgeiziger, „wir siegen! Sie liebt mich! Du wirst hingehen."

„Nein," sagte der Buchdrucker mit verlegenem Gesicht, „ich muß dir für diesen Freundschaftsbeweis danken, der mich zu ernsthaften Gedanken geführt hat. Mein Leben, Lucien, ist festgelegt. Ich bin David Séchard, königlicher Buchdrucker in Angoulême, dessen Name an allen Mauern unten an den Plakaten zu lesen steht. Für die Menschen dieser Kaste bin ich ein Handwerker, ein Kaufmann, wenn du willst, jedenfalls ein Gewerbetreibender, der seinen Laden in der Rue de Beaulieu, Ecke der Place du Mûrier hat. Noch habe ich weder das Vermögen eines Keller noch die Berühmtheit eines Desplein, welche zwei Sorten von Macht die Adligen noch nicht gelten lassen wollen, die aber da sind, allerdings jedoch, darin stimme ich mit ihnen überein, nichts sind ohne die Lebensgewandtheit und die Manieren des Edelmanns. Womit wollte ich diese plötzliche Erhöhung rechtfertigen? Ich würde mich bei den Bürgern sowohl wie bei den Adligen zum Gespött machen. Deine Lage ist eine ganz andere. Ein Faktor ist zu nichts verpflichtet. Du arbeitest, um Kenntnisse zu erlangen, die zum Gelingen deiner Pläne unentbehrlich sind, du kannst deine gegenwärtige Beschäftigung mit deiner Zukunft erklären. Übrigens kannst du morgen etwas anderes anfangen, die Rechte oder die Diplomatie studieren, oder zur Verwaltung übergehen. Kurz, du hast keinen festen Beruf und bist noch nicht rubriziert. Genieße deine soziale Jungfräulichkeit, gehe allein deines Weges und strecke die Hand

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nach den Ehren aus, die dir winken! Genieße froh alle Freuden, selbst die, die die Eitelkeit verschafft. Sei glücklich, ich werde deine Erfolge mitgenießen, du wirst mein zweites Ich sein. Ja, mein Denken wird es mir möglich machen, dein Leben mitzuleben. Für dich die Feste, den Glanz der Welt und die rasche Schwungkraft ihrer Intrigen; für mich das ernste, arbeitsame Leben des Kaufmanns und die langsamen Beschäftigungen der Wissenschaft. Du wirst unsere Aristokratie sein," sagte er und blickte dabei Eva an. „Wenn du stürzen wirst, wird mein Arm dich halten. Wenn du einen Verrat zu beklagen hast, flüchte dich in unsere Herzen, da findest du unwandelbare Liebe. Wenn der Schutz, die Gunst, der gute Wille der Menschen sich auf zwei verteilen sollten, könnten sie müde werden, wir würden uns gegenseitig schaden. Geh voran, du wirst mich nachschleppen, wenn es nötig ist. Ich beneide dich nicht, im Gegenteil, ich weihe mich dir. Was du da für mich getan hast, indem du die Gefahr auf dich nahmst, deine Wohltäterin, vielleicht deine Geliebte zu verlieren, ehe du mich verließest, mich verleugnetest, diese schlichte, große Tat, Lucien, müßte mich für ewig an dich binden, wenn wir nicht schon wie zwei Brüder wären. Du brauchst keine Gewissensbisse haben und nicht besorgen, daß du das bessere Teil erwählt hättest. Diese ungleiche Teilung sagt mir zu. Und schließlich, auch wenn du mir einige Schmerzen zufügen solltest, wer weiß, ob ich nicht ewig dein Schuldner wäre."

Bei diesen Worten warf er einen überaus schüchternen Blick auf Eva, der die Augen voller Tränen standen, denn sie verstand alles.

„Endlich", sagte er zu dem verdutzten Lucien, „bist du hübsch, hast eine schöne Gestalt, deine Kleider sitzen dir gut, du siehst in deinem blauen Rock mit den gelben Knöpfen, mit einer ganz einfachen Nankinghose wie ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Edelmann aus; ich dagegen stünde in dieser vornehmen Welt wie ein Handwerker da, ich wäre linkisch, verlegen, sagte dummes Zeug oder gar nichts. Du kannst, um dich dem Vorurteil der Titel und Namen zu fügen, den Namen deiner Mutter annehmen, kannst dich Lucien von Rubempré heißen lassen; ich bin und bleibe immer David Séchard. In der Welt, in die du gehst, ist dir alles dienlich und mir alles von Nachteil. Du bist dazu geschaffen, ans Ziel zu kommen. Die Frauen werden dein himmlisches Gesicht vergöttern. Nicht wahr, Eva?"

Lucien fiel David um den Hals und küßte ihn. Diese bescheidene Zurückhaltung machte vielen Schwierigkeiten ein Ende. Wie sollte er nicht diesem Manne gegenüber seine Zärtlichkeit verdoppeln, der aus Freundschaft auf dieselben Gedanken gekommen war, zu denen ihn der Ehrgeiz geführt hatte? Der Ehrgeizige und der Liebende in ihm spürten ebene Bahn vor sich, und in das Herz des Jünglings und des Freundes zog Freude ein. Es war einer der seltenen Augenblicke im Menschenleben, wo alle Kräfte sanft angespannt sind, alle Saiten vibrieren und vollen Ton erklingen lassen. Aber diese Klugheit einer schönen Seele verstärkte in Lucien noch die Tendenz, die den Menschen dazu bringt, alles auf sich zu beziehen. Wir sagen alle mehr oder weniger wie Ludwig XIV.: ‚Der Staat bin ich!' Die hingebende Zärtlichkeit seiner Mutter und seiner Schwester, die Aufopferung Davids, die Gewohnheit, sich als Gegenstand der geheimen Bemühungen dieser drei Menschen zu sehen, gaben ihm die Fehler des Schoßkindes, erzeugten in ihm jenen Egoismus, der den Edlen verzehrt, dem Frau von Bargeton, da sie ihn dazu brachte, seine Verpflichtungen gegen seine Mutter, seine Schwester und David zu vergessen, schmeichelte. Es war noch nicht so weit; aber hatte er nicht zu befürchten, er würde, wenn er den Kreis seines Ehrgeizes erweiterte, gezwungen sein, nur an sich zu denken, um sich zu halten?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nach diesem erregten Auftritt sagte David zu Lucien, sein Gedicht ‚Johannes auf Patmos' wäre vielleicht zu biblisch, um in einer Gesellschaft vorgelesen zu werden, der die Poesie der Apokalypse wenig vertraut sein konnte. Lucien, der vor dem schwierigsten Publikum der Charente auftreten sollte, schien unruhig zu werden. David riet ihm, den André de Chénier mitzunehmen und ein zweifelhaftes Vergnügen durch ein sicheres zu ersetzen. Lucien las vorzüglich, er würde ohne Frage Beifall finden, und dabei eine Bescheidenheit zeigen, die ihm ohne Zweifel nützlich sein würde. Wie die meisten jungen Leute liehen sie der großen Welt ihren eigenen Verstand und ihre Vorzüge. Wenn die Jugend, die noch nicht Schiffbruch gelitten hat, gegen die Fehler der andern unduldsam ist, so schenkt sie ihnen doch auch ihr wundervolles Vertrauen. Man muß in der Tat viel Erfahrung im Leben hinter sich haben, ehe man erkennt, daß nach einem schönen Wort Raffaels ‚verstehen' ‚gleichstellen' heißt. Im allgemeinen ist Sinn und Verständnis für Poesie in Frankreich selten, wo der Witz die Quelle der heiligen Tränen der Begeisterung schnell austrocknet, wo niemand sich die Mühe geben will, das Erhabene zu verstehen und ihm auf den Grund zu gehen, um seine Unendlichkeit zu gewahren. Lucien sollte seine erste Erfahrung über die Verständnislosigkeit und Kälte der großen Welt machen! Er ging bei David vorbei, um dort den Gedichtband mitzunehmen.

Als die beiden Liebenden allein waren, kam David in eine Verlegenheit, wie er sie nie im Leben empfunden hatte. Er war in tausend Ängsten, hoffte, daß sie ihn lobte, und fürchtete es, er wünschte zu fliehen, denn auch die Scham hat ihre Koketterie! Der arme Liebhaber wagte kein Wort zu sagen, das so hätte klingen können, als ob er einen Dank erwartete; er fand alle Worte peinlich und blieb schweigsam in der Haltung eines Verbrechers. Eva, die die Qualen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dieser Schüchternheit ahnte, gefiel es, dieses Schweigen zu genießen; aber als David seinen Hut hin und her drehte und Miene machte, fortzugehen, lächelte sie.

„Herr David," sagte sie zu ihm, „da Sie den Abend nicht bei Frau von Bargeton verbringen, könnten wir ihn zusammen verbringen. Es ist schönes Wetter, wollen wir am Ufer der Charente spazieren gehen? Wir können von Lucien plaudern."

David hatte Lust, diesem entzückenden Mädchen zu Füßen zu fallen. Eva hatte in den Ton ihrer Stimme einen Lohn gelegt, der alle seine Hoffnungen überstieg; sie hatte durch die Freundlichkeit der Rede die Schwierigkeit der Situation gelöst; ihr Vorschlag war mehr als ein Lob, war die erste Liebesgunst.

„Nur", sagte sie, auf eine Bewegung, die David machte, „lassen Sie mir einige Augenblicke zum Umkleiden."

David, der in seinem Leben keine Melodie behalten hatte, sang, als er die Treppe hinunterging, leise vor sich hin, was dem braven Postel auffiel und ihn zu argwöhnischen Gedanken über die Beziehungen zwischen Eva und dem Buchdrucker brachte.

Die geringsten Umstände dieses Abends übten starke Wirkung auf Lucien, dessen Eigenheit es war, die kleinsten Eindrücke zu empfinden. Wie alle unerfahrenen Liebhaber kam er so früh hin, daß Louise noch nicht im Salon war. Herr von Bargeton war allein anwesend. Lucien hatte schon ein paar von den kleinen Erbärmlichkeiten erlernt, mit denen der Liebhaber einer verheirateten Frau sein Glück erkauft, und die den Frauen anzeigen, wieviel sie verlangen können; aber er war noch nie mit Herrn von Bargeton allein zusammen gewesen.

Dieser Edelmann war einer der kleinen Geister, die sich behutsam zwischen der harmlosen Nichtigkeit, die noch versteht, und der hochmütigen Dummheit, die nichts

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

annehmen und nichts von sich geben will, bewegen. Er war von seinen Pflichten gegen die Welt durchdrungen und bemühte sich, ihr angenehm zu sein, und so bildete nun das Lächeln eines Tänzers seine einzige Sprache. Ob er zufrieden oder unzufrieden war, er lächelte. Er lächelte bei einer Unglücksbotschaft ebensowohl wie bei der Nachricht von einem glücklichen Ereignis. Dieses Lächeln war durch den Ausdruck, den ihm Herr von Bargeton gab, gut für alles. Wenn eine direkte Zustimmung unumgänglich notwendig war, verstärkte er sein Lächeln durch ein freundliches Lachen, und nur im äußersten Notfall gab er ein Wort von sich. Ein Zusammensein unter vier Augen war die einzige Verlegenheit, die sein vegetatives Leben störte; er war dann gezwungen, in der Unendlichkeit seiner innern Leere etwas zu suchen. Meistens zog er sich dadurch aus der Verlegenheit, daß er die naiven Gewohnheiten seiner Kindheit wieder aufnahm: er dachte laut, weihte seinen Partner in die geringsten Kleinigkeiten seines Lebens ein, drückte ihm seine Bedürfnisse, seine kleinen Stimmungen aus, die er schon für Ideen hielt. Er sprach weder vom Regen noch vom schönen Wetter; er machte keinen Gebrauch von den Gemeinplätzen der Unterhaltung, die die Zuflucht der Schwachköpfe sind, er sprach dann vielmehr von intimeren Angelegenheiten des Lebens.

„Aus Gefälligkeit gegen Frau von Bargeton habe ich diesen Vormittag Kalbfleisch gegessen, das sie gern hat, und ich habe Magenschmerzen," sagte er wohl. „Ich weiß das, ich bekomme sie immer davon; woher kommt das?" Oder auch: „Ich werde klingeln und mir ein Glas Zuckerwasser kommen lassen; wollen Sie auch gleich eins?" Oder auch: „Ich werde morgen ausreiten und meinen Schwiegervater besuchen."

Diese kleinen Sätze, die keine Diskussion erlaubten, brachten aus dem Partner ein Nein oder ein Ja heraus,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und die Unterhaltung lag wieder am Boden. Herr von Bargeton flehte alsdann seinen Besucher um Hilfe an, indem er seine Stumpfnase zur Seite drehte und ihn mit seinen großen glasigen Augen in einer Weise ansah, die bedeuten sollte: ‚Sie sagten?' Die langweiligen Menschen, die von nichts anderem reden können, als von sich selbst, behandelte er sehr zärtlich, er hörte ihnen mit biederer und zarter Aufmerksamkeit zu, und das machte ihn ihnen so wertvoll, daß die Schwätzer von Angoulême ihm heimlichen Verstand zuschrieben und behaupteten, er werde falsch beurteilt. Daher kamen diese Leute auch, wenn ihnen niemand mehr zuhören wollte, zu Herrn von Bargeton, um bei ihm ihre Geschichten oder ihre Betrachtungen zu vollenden, und waren sicher, sein zustimmendes Lächeln zu finden. Da der Salon seiner Frau immer voll war, fühlte er sich im allgemeinen wohl darin. Er beschäftigte sich mit den kleinsten Einzelheiten: er achtete darauf, wer eintrat, grüßte den Ankömmling lächelnd und führte ihn seiner Frau zu; er lauerte auf die, die fortgingen, gab ihnen das Geleite und empfing ihre Abschiedsworte mit seinem ewigen Lächeln. Wenn die Unterhaltung belebt war und er jeden beschäftigt sah, blieb der glückliche Stumme, wie ein Storch auf seinen Stelzen, auf seinen hohen Beinen aufgepflanzt und gab sich die Miene, als höre er einem politischen Gespräch zu; oder er sah einem Spieler in die Karten, ohne etwas davon zu verstehen, denn er kannte kein Spiel; oder er ging auf und ab, sog dabei den Rauch seines Tabaks ein, schnaufte und verdaute. Anaïs war der strahlende Punkt in seinem Leben, sie gab ihm unendliche Freuden. Wenn sie ihre Rolle als Herrin des Hauses spielte, streckte er sich in einem Lehnstuhl aus und bewunderte sie; denn sie sprach für ihn. Dann wollte er sich das Vergnügen machen, den Sinn ihrer schwülstigen Sätze zu verstehen; und da er sie oft erst lange nachdem sie ausgesprochen waren, ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stand, gestattete er sich häufig ein Lächeln, das einen Eindruck machte, wie Granaten, die sich in die Erde gebohrt hatten und nachträglich platzten. Die Verehrung, die er ihr entgegenbrachte, ging überdies bis zur Anbetung. Ist nicht eine Anbetung, gleichviel von wem und warum, genug, glücklich zu machen? Als eine Frau von Geist und Edelmut hatte Anaïs ihren Vorteil nicht mißbraucht. Sie erkannte in ihrem Mann die lenkbare Natur eines Kindes, das nichts anderes verlangt, als beherrscht zu werden. Sie sorgte für ihn, wie man für einen Mantel sorgt: sie hielt ihn sauber, bürstete ihn, verwahrte ihn und ging gut mit ihm um; und da sich Herr von Bargeton gut behandelt, gebürstet und gepflegt fühlte, hatte er für seine Frau eine hündische Liebe gewonnen. Es ist so leicht, ein Glück zu geben, das nichts kostet! Frau von Bargeton kannte kein anderes Vergnügen ihres Mannes, als eine gute Tafel, und ließ ihm also ausgezeichnete Mahlzeiten vorsetzen; sie hatte Mitleid mit ihm; niemals hatte sie sich über ihn beklagt, und manche Leute, die das Schweigen ihres Stolzes nicht verstanden, schrieben Herrn von Bargeton verborgene Vorzüge zu. Sie hatte ihn überdies an militärische Disziplin gewöhnt, und der Gehorsam dieses Mannes gegen die Wünsche seiner Frau war unbedingt. Sie sagte zu ihm: ‚Mach Herrn Soundso oder Frau Soundso einen Besuch,' und er ging hin wie ein Soldat auf seinen Posten. Er stand unbeweglich vor ihr und präsentierte.

Es war gerade jetzt die Rede davon, diesen Stummen zum Deputierten zu ernennen. Lucien besuchte das Haus noch nicht lange genug, um dahintergekommen zu sein, was hinter diesem unglaublichen Charakter steckte. Herr von Bargeton, der in seinem Lehnstuhl lag und alles zu sehen und alles zu verstehen schien, der mit einer solchen Würde zu schweigen verstand, machte ihm einen höchst imponierenden Eindruck. Anstatt ihn als Prellstein zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nehmen, machte Lucien aus diesem Edelmann eine furchtbare Sphinx infolge der Neigung, die phantasievolle Menschen dazu bringt, alles vergrößert zu sehen und allen Gestalten eine Seele zu leihen, und er hielt es für notwendig, ihm zu schmeicheln.

„Ich bin der erste," sagte er und grüßte etwas ehrerbietiger, als es der Wackere von anderen gewöhnt war. „Das ist ganz natürlich," antwortete Herr von Bargeton. Lucien nahm diese Bemerkung als spitzes Wort eines eifersüchtigen Gatten, wurde rot, sah in den Spiegel und suchte sich eine stramme Haltung zu geben.

„Sie wohnen in Houmeau," sagte Herr von Bargeton; „die Leute, die weit entfernt wohnen, kommen immer früher als die, die in der Nähe wohnen." „Woher kommt das wohl?" fragte Lucien und nahm eine recht freundliche Miene an. „Ich weiß nicht," antwortete Herr von Bargeton, der in seine Starrheit zurückgefallen war. „Sie wollen nur nicht danach suchen," fing Lucien wieder an. „Ein Mann, der imstande ist, die Bemerkung zu machen, muß auch die Ursache finden." „Ach," machte Herr von Bargeton, „die letzten Ursachen! Ha, ha!"

Lucien zermarterte sich das Hirn, um der Unterhaltung weiterzuhelfen, die wieder ins Stocken geraten war.

„Frau von Bargeton kleidet sich wohl an?" fragte er und wurde zugleich wütend über die Dummheit dieser Frage. „Jawohl, sie kleidet sich an," antwortete der Gatte mit ruhiger Natürlichkeit.

Lucien hob die Augen, um die beiden vorspringenden Balken zu betrachten, die in Grau gemalt waren, ohne noch eine Bemerkung zur Fortsetzung des Gesprächs zu finden; aber nicht ohne Schrecken sah er, daß der kleine Kronleuchter mit den alten Kristallgehängen nicht mehr in Gaze eingehüllt war, und daß Kerzen darauf steckten. Die Möbelüberzüge waren fortgenommen worden und das rote

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

indische Seidenzeug zeigte seine verblichenen Blumen. Diese Zurüstungen deuteten auf einen außerordentlichen Abend. Dem Dichter kamen Zweifel über die Schicklichkeit seines Anzugs, denn er war in Stiefeln. Er betrachtete mit der dumpfen Starrheit der Furcht eine japanische Vase, die auf einem Pfeilertischchen im Stil Louis XV. stand. Dann bekam er es mit der Angst zu tun, er könnte diesem Gatten mißfallen, wenn er ihm nicht den Hof machte, und er beschloß zu erforschen, ob der Gute ein Steckenpferd hätte, dem man schmeicheln könnte.

„Sie verlassen selten die Stadt?" fragte er Herrn von Bargeton und trat wieder zu ihm. „Selten."

Es trat wieder Schweigen ein. Herr von Bargeton belauerte wie eine argwöhnische Katze die geringsten Bewegungen Luciens, der ihn in seiner Ruhe zu stören drohte. Alle beide hatten Angst voreinander.

‚Sollte er wegen meiner häufigen Besuche Verdacht geschöpft haben?' dachte Lucien. ‚Er scheint sehr feindselig gegen mich!'

Zum Glück für Lucien, den die unruhigen Blicke, mit denen Herr von Bargeton, auf und ab gehend, ihn verfolgte, sehr störten, trat der alte Bediente, der sich in eine Livree gesteckt hatte, herein und meldete du Châtelet an. Der Baron trat ungezwungen ein, grüßte seinen Freund Bargeton und nickte Lucien mit einer leichten Kopfbewegung zu, die damals in der Mode war, die unser Dichter aber als eine bourgeoise Unverschämtheit empfand. Sixtus du Châtelet trug eine Hose von blendender Weiße mit verborgenen Stegen, die sie in den Falten hielten. Er trug feine Schuhe und feingewebte Strümpfe. Über seiner weißen Weste ging das schwarze Band seiner Lorgnette. An seinem schwarzen Rock schließlich merkte man pariserischen Zuschnitt. Er war der Geck, den sein Vorleben erwarten ließ; aber sein Alter hatte ihm bereits

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ein rundes Bäuchlein gegeben, das ziemlich schwer in den Grenzen der Eleganz zu halten war. Er färbte sich Haare und Backenbart, die durch die Leiden seiner Reise weiß geworden waren, und das gab ihm ein steifes Aussehen. Sein Teint, der früher sehr zart gewesen war, hatte die Kupferfarbe der Leute angenommen, die aus Indien zurückgekehrt sind; aber seine Haltung, obwohl sie durch sein prätentiöses Wesen, das er nicht ablegte, lächerlich war, offenbarte doch den angenehmen Geheimsekretär einer kaiserlichen Hoheit. Er nahm seine Lorgnette vor die Augen, besah sich die Nankinghose, die Stiefel, die Weste, den in Angoulême verfertigten blauen Rock Luciens, kurz seinen Nebenbuhler von Kopf bis zu Fuß; dann steckte er kaltblütig die Lorgnette wieder in die Westentasche, wie wenn er hätte sagen wollen: ‚Ich bin zufrieden.' Lucien, der schon durch die Eleganz des Finanzmanns niedergedrückt war, dachte, er werde seine Revanche haben, wenn die Gesellschaft sein Antlitz sähe, wie es die Poesie beseelte; aber nichtsdestoweniger litt er lebhaft und fühlte sich nicht weniger unbehaglich als vorher durch die vermeintliche Feindseligkeit des Herrn von Bargeton. Es schien, als werfe der Baron das ganze Gewicht seines Reichtums auf Lucien, um sein Elend möglichst zu demütigen. Herr von Bargeton, der darauf gerechnet hatte, nichts mehr sagen zu müssen, war bestürzt über das Schweigen, das die beiden Nebenbuhler, die einander immer prüfend betrachteten, beibehielten; aber er hatte, wenn er sich am Ende seiner Bemühungen sah, immer noch eine Frage, die er sich aufbewahrte wie eine Birne für den Durst, und er hielt es für nötig, sie jetzt loszulassen. Er nahm eine geschäftige Miene an und fragte Châtelet:

„Nun, mein Lieber, was gibt es Neues? Spricht man von etwas?" „Aber", antwortete boshaft der Steuer-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

direktor, „Herr Chardon ist das Neue. Wenden Sie sich an ihn. — Haben Sie uns ein hübsches Gedicht mitgebracht?“ fragte der lebhafte Baron und strich sich eine Locke über der Schläfe zurecht, die ihm in Unordnung schien. „Um zu wissen, ob es mir gelungen ist, hätte ich Sie zu Rate ziehen müssen,“ antwortete Lucien; „Sie haben die Poesie schon vor mir betrieben.“ „Bah! ein paar hübsche Vaudevilles, die ich aus Gefälligkeit machte, Gelegenheitsgedichte, Romanzen, denen die Musik erst Wert gab, meine große Epistel an eine Schwester Bonapartes — der Undankbare! —, das gibt keinen Anspruch auf Unsterblichkeit.“

In diesem Augenblick trat Frau von Bargeton im ganzen Glanze einer ausgesuchten Toilette herein. Sie trug einen jüdischen Turban, der mit einer orientalischen Agraffe geziert war. Eine Gazeschärpe, unter der die Steine einer Halskette glitzerten, war anmutig um ihren Hals geschlungen. Ihr Gewand aus gemaltem Musselin mit kurzen Ärmeln erlaubte ihr, mehrere Armbänder zu zeigen, die an ihren schönen weißen Armen aufgereiht waren. Dieser theatralische Aufzug entzückte Lucien. Herr du Châtelet richtete an diese Königin galant widerwärtig übertriebene Komplimente, und sie lächelte vor Vergnügen, so glücklich war sie darüber, in Luciens Anwesenheit gepriesen zu werden. Sie tauschte mit ihrem lieben Dichter nur einen Blick und antwortete dem Steuerdirektor mit einer Höflichkeit, die ihn bestürzte, weil sie ihn aus ihrer Intimität ausschloß.

Inzwischen kamen die Gäste so langsam an. Es kamen zunächst der Bischof und sein Generalvikar, zwei würdige und feierliche Gestalten, die einander stark entgegengesetzt waren. Monseigneur war groß und mager, sein Vikar war kurz und dick. Alle beide hatten glänzende Augen, aber der Bischof war blaß und sein Stellvertreter hatte ein Gesicht, das von der lebhaftesten Gesundheit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gerötet war. Beide machten nur spärliche Gesten und Bewegungen. Sie traten behutsam auf; ihre Zurückhaltung und ihr Schweigen schüchterten ein; sie galten für sehr geistvoll.

Den beiden Priestern folgten Frau von Chandour und ihr Gatte. Das waren ungewöhnliche Wesen, und wer die Provinz nicht kennt, möchte versucht sein, sie für Phantasiegebilde zu halten. Der Gatte Amélies, der Frau, die sich zur Gegnerin der Frau von Bargeton aufgeworfen hatte, Herr von Chandour, den man Stanislaus nannte, war mit fünfundvierzig Jahren noch schlank, spielte sich auf den jungen Mann hinaus und hatte ein Gesicht, das wie ein Sieb aussah. Seine Krawatte war immer so geknüpft, daß sie zwei drohend herausstehende Enden hatte, von denen das eine hoch hinauf bis zum rechten Ohr ging, das andere sich in die Tiefe bis zu dem roten Band seines Ordenskreuzes neigte. Seine Rockschöße waren breit zurückgeschlagen. Seine tief ausgeschnittene Weste ließ eine aufgeblähte, gestärkte Hemdenbrust sehen, die mit geschmacklos überladenen Busennadeln geschlossen war. Kurz, sein ganzer Anzug sah so exzentrisch aus, daß er die größte Ähnlichkeit mit einer Karikatur hatte, und die Fremden, die ihn sahen, sich des Lächelns nicht erwehren konnten. Stanislaus betrachtete sich fortwährend von oben bis unten mit einer Art Selbstzufriedenheit, zählte seine Westenknöpfe, verfolgte die Wellenlinien seiner enganschließenden Hose und liebkoste seine Beine mit einem Blick, der zärtlich an den Spitzen seiner Stiefel hängen blieb. Wenn er aufgehört hatte, sich so zu betrachten, suchten seine Augen einen Spiegel, er prüfte, ob seine Frisur in Ordnung war, sah forschend mit glücklichen Augen nach den Frauen, wobei er einen Finger in die Westentasche steckte, sich zurückbog und sich ganz auf die Seite drehte. Diese

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hahnenkampfstellung sicherte ihm in dieser aristokratischen Gesellschaft, deren Lieblingsgeck er war, seinen Erfolg. Meistens waren seine Gespräche mit verblümten Zoten gespickt, wie sie im achtzehnten Jahrhundert beliebt waren. Diese abscheuliche Art, sich zu unterhalten, verschaffte ihm bei den Frauen einigen Erfolg: er brachte sie zum Lachen. Über Herrn du Châtelet fing er an, sich zu beunruhigen. In der Tat bemühten sich die Frauen, die sich über die Mißachtung des Gecken von der Steuerverwaltung nicht beruhigen konnten, die gereizt waren durch das Ansehen, das er sich gab, als sei es unmöglich, ihn aus seinem Marasmus zu reißen, und die sein Ton eines blasierten Sultans aufstachelte, noch lebhafter um ihn als bei seiner Ankunft, seitdem Frau von Bargeton sich in den Byron von Angoulême verliebt hatte. Amélie war eine kleine Frau im Stil der Schmierenkomödiantin, dick, weiß, mit schwarzen Haaren; sie übertrieb alles, sprach sehr laut, bewegte immer den Kopf, auf dem sie im Sommer Federn, im Winter Blumen trug, im Kreise hin und her, als ob sie mit ihm radschlagen wollte; sie sprach gut, aber sie konnte keinen Satz vollenden, ohne ihm das Keuchen eines Asthmas zum Geleit zu geben, das sie nicht eingestehen wollte.

Herr von Saintot, Astolf genannt, der Präsident der Landwirtschaftsgesellschaft, ein großer, schwerer Mann mit gerötetem Gesicht, wurde von seiner Frau hereingeschleppt, die große Ähnlichkeit mit einem vertrockneten Farnkraut hatte; man nannte sie Lili, was aus Elise abgekürzt war. Dieser Name, der auf etwas Kindliches schließen ließ, stach grell gegen den Charakter und die Manieren der Frau von Saintot ab, die eine feierliche, überaus fromme Frau und beim Spiel sehr schwer zu behandeln und zänkisch war. Astolf galt für einen großen Gelehrten. Er war zwar dumm wie ein Karpfen, aber er hatte trotzdem für ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

landwirtschaftliches Lexikon die Artikel ‚Zucker' und ‚Branntwein' geschrieben, die er aus alten Zeitungsartikeln und alten Büchern, in denen von den beiden Produkten die Rede war, zusammengestohlen hatte. Das ganze Departement glaubte ihn mit einer Abhandlung über die moderne Bodenbestellung beschäftigt. Obwohl er den ganzen Vormittag sich in seinem Arbeitszimmer einschloß, hatte er seit zwölf Jahren noch keine zwei Seiten geschrieben. Wenn ihn jemand besuchte, ließ er sich überraschen, damit man sah, wie er Papier verschmierte, eine verlegte Notiz suchte oder seine Feder schnitt; aber er verbrachte die ganze Zeit, die er in seinem Arbeitszimmer weilte, mit Albernheiten: er las lang und breit die Zeitung, er schnitt mit seinem Federmesser an Pfropfen herum, zeichnete groteskes Zeug auf seine Schreibunterlage, blätterte im Cicero, um sich eilig einen Satz oder ganze Stellen aufzuschreiben, die man auf die Tagesereignisse anwenden konnte; am Abend bemühte er sich dann, die Unterhaltung auf einen Gegenstand zu bringen, der ihm die Bemerkung erlaubte: ‚Man findet bei Cicero eine Stelle, die für das, was sich in unsern Tagen ereignet, geschrieben zu sein scheint.' Er zitierte dann zum großen Erstaunen seiner Zuhörer seine Stelle, und sie sagten wieder einmal untereinander: ‚Wahrhaftig, Astolf ist ein Abgrund von Gelehrsamkeit.' Dieser merkwürdige Vorfall sprach sich dann in der ganzen Stadt herum, und so blieb sie bei ihren schmeichelhaften Meinungen über Herrn von Saintot.

Nach diesem Paar kam Herr von Bartas, Adrian genannt. Er sang ersten Baß und tat sich riesig viel auf sein musikalisches Talent zugute. Die Eigenliebe hatte ihn auf den Gesang gebracht und ließ ihn nun nicht mehr herunter; er hatte damit angefangen, sich selbst als Sänger zu bewundern, dann hatte er begonnen, von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Musik zu sprechen, und schließlich beschäftigte er sich mit nichts anderem mehr. Die Musik war bei ihm eine Art Monomanie geworden; er wurde nur lebhaft, wenn er von Musik sprach; er litt den ganzen Abend über, bis man ihn bat, er möchte singen. Wenn er erst einmal eins seiner Lieder gebrüllt hatte, fing sein Leben an. Er paradierte, er streckte sich, wenn er Komplimente entgegennahm, er spielte den Bescheidenen, ging aber trotzdem von Gruppe zu Gruppe, um sich loben zu lassen; und wenn schließlich gar nichts mehr zu sagen war, kam er wieder auf die Musik zu sprechen, indem er ein Gespräch über die Schwierigkeiten seines Liedes anschnitt oder den Komponisten rühmte.

Herr Alexander von Brebian, der Held der Tusche, der Zeichner, der die Zimmer seiner Freunde mit abgeschmackten Malereien unsicher machte und jedes Album des Departements verschmierte, begleitete Herrn von Bartas. Jeder von beiden gab der Frau des anderen den Arm. Wenn man der chronique scandaleuse glauben wollte, war diese Umstellung eine vollkommene. Die beiden Frauen, Lolotte — Frau Charlotte von Brebian — und Fifine — Frau Josephine von Bartas —, die sich in gleicher Weise mit nichts weiter beschäftigten, als mit einem Busentuch, einem Bänderbesatz oder mit der Zusammenstellung einiger nicht zusammenpassender Roben, waren von der Sehnsucht verzehrt, Pariserinnen zu scheinen, und vernachlässigten ihr Haus, wo alles drunter und drüber ging. Wenn die beiden Frauen, die wie Puppen in zu knapp bemessenen Kleidern eingezwängt waren, eine grelle und bizarre Farbenausstellung zur Schau trugen, gestatteten sich ihre Gatten in ihrer Eigenschaft als Künstler eine provinzmäßige Nachlässigkeit, die sie sehenswert machte. Ihre abgetragenen Röcke gaben ihnen das Aussehen von Statisten, wie sie in kleinen Theatern

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Leute aus der feinen Gesellschaft darstellen, die an einer Hochzeit teilnehmen.

Unter den Gestalten, die im Salon landeten, war eine der originellsten der Graf von Senonches, der in der aristokratischen Gesellschaft kurz Jacques genannt wurde, ein großer Jäger, hochmütig, trocken, mit sonnverbranntem Gesicht, liebenswürdig wie ein Eber, mißtrauisch wie ein Venezianer, eifersüchtig wie ein Mohr und sehr befreundet mit Herrn du Hautoy, der Francis hieß und Hausfreund war.

Frau von Senonches — Zéphirine — war groß und schön, aber im Gesicht infolge eines Leberleidens stark gerötet, und machte so den Eindruck einer Frau, die große Ansprüche stellt. Ihre feine Taille, ihre zarte Gestalt erlaubten ihr ein schmachtendes Wesen, das affektiert schien, aber nur der Ausdruck der immer befriedigten Leidenschaften und Launen einer Frau waren, die geliebt wurde.

Francis war ein sehr vornehmer Herr, der das Konsulat von Valencia und seine diplomatischen Hoffnungen aufgegeben hatte, um in Angoulême bei seiner Zéphirine zu sein, die auch Zizine genannt wurde. Der frühere Konsul kümmerte sich um den Haushalt, nahm sich der Erziehung der Kinder an, unterrichtete sie in den fremden Sprachen und verwaltete das Vermögen von Herrn und Frau von Senonches mit großer Hingabe. Die Adligen, die Beamten und die Bürger von Angoulême hatten lange über die völlige Eintracht dieser Haushaltung zu dreien geredet; aber auf die Länge der Zeit schien dieses Mysterium der Dreieinigkeit in der Ehe so selten und reizend, daß man Herrn du Hautoy für überaus unmoralisch gehalten hätte, wenn er Miene gemacht hätte, sich zu verheiraten. Überdies fing man an, hinter der außergewöhnlichen Neigung der Frau von Senonches für ein Patenkind, das Fräulein de la Haye hieß und das ihr als Gesell-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schafterin diente, aufregende Geheimnisse zu wittern; und trotz einiger scheinbarer Unmöglichkeiten in den Daten fand man eine frappierende Ähnlichkeit zwischen Françoise de la Haye und Francis du Hautoy. Wenn Jacques in der Gegend jagte, fragte ihn jeder, wie es Francis gehe, und er erzählte von den kleinen Unpäßlichkeiten seines freiwilligen Verwalters, noch bevor er von seiner Frau sprach. Diese Blindheit schien bei einem eifersüchtigen Menschen so seltsam, daß seine besten Freunde sich ein Vergnügen daraus machten, ihn seine Rolle spielen zu lassen, und die, die das Geheimnis noch nicht kannten, auf ihn vorbereiteten, um sie zu amüsieren. Herr du Hautoy war ein gezierter Geck, dessen Besorgnis für seine eigene Person sich ins Affige und Kindische gekehrt hatte. Er beschäftigte sich mit seinem Husten, seinem Schlaf, seiner Verdauung und seinem Essen. Zéphirine hatte ihr Faktotum dazu gebracht, daß er den Menschen mit der schwachen Gesundheit spielte: sie fütterte ihn in Watte, wickelte ihm ein Tuch um den Kopf und gab ihm Tränklein zu trinken. Sie nudelte ihn mit ausgesuchten Gerichten wie ein Schoßhündchen; sie verordnete ihm oder verbot ihm diese und jene Speise; sie stickte ihm Westen, Krawatten und Taschentücher; sie hatte ihn schließlich daran gewöhnt, so hübsche Sachen zu tragen, daß sie ihn in eine Art japanischen Götzen verwandelt hatte. Ihr Einverständnis war übrigens ohne jede Ausnahme: Zizine sah bei jeder Rede Francis an und Francis schien seine Ideen in den Augen Zizines zu finden. Sie tadelten zusammen, sie lächelten zusammen, und schienen sich erst miteinander zu verständigen, wenn es nur galt, jemandem Gutentag zu sagen.

Der reichste Grundbesitzer der Gegend, ein Mann, der von allen beneidet war, der Herr Marquis von Pimentel,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und seine Frau, die zusammen vierzigtausend Franken Rente hatten und den Winter in Paris verbrachten, kamen in der Equipage vom Lande herein, zusammen mit ihren Nachbarn, dem Baron und der Baronin von Rastignac. Sie waren begleitet von der Tante der Baronin und ihren Töchtern, zwei reizenden jungen Mädchen, die gut erzogen und bei ihrer Armut mit der Einfachheit gekleidet waren, die die natürliche Schönheit so sehr zur Geltung bringt. Diese Personen, die sicher die Elite der Gesellschaft waren, wurden mit frostigem Schweigen und einem Gemisch aus Achtung und Neid empfangen, insbesondere als man die auszeichnende Art wahrnahm, mit der sie Frau von Bargeton begrüßte. Diese zwei Familien gehörten zu der kleinen Zahl Menschen, die sich in der Provinz über dem Klatsch halten, in keiner Gesellschaft aufgehen, in stiller Zurückgezogenheit leben und eine imponierende Würde bewahren. Herr von Pimentel und Herr von Rastignac wurden mit ihren Titeln angeredet. Keinerlei Vertraulichkeit zog ihre Frauen oder ihre Töchter in die vornehme Sippe von Angoulême hinein, sie standen dem Hofadel zu nah, um sich auf die Abgeschmacktheiten der Provinz einzulassen.

Zuletzt kamen der Präfekt und der General, gefolgt von dem Landedelmann, der am Morgen David seine Denkschrift über die Seidenwürmer gebracht hatte. Es war ohne Frage ein ländlicher Amtsvorsteher, der ein schönes Anwesen sein eigen nannte; aber seine Haltung und sein Anzug verrieten, daß er ganz und gar nicht an den Verkehr in der Gesellschaft gewöhnt war; es war ihm unbehaglich in seinen Kleidern, er wußte nicht, wo er seine Hände lassen sollte; wenn er mit jemandem sprach, ging er im Kreise um ihn herum; er stand auf und setzte sich wieder hin, wenn er auf eine Anrede antwortete; er schien immer geneigt, beim Servieren helfen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu wollen; er war der Reihe nach unterwürfig, unruhig, düster, er hatte es eilig, über jeden Scherz zu lachen, er hörte angestrengt zu wie ein Untergebener, und manchmal nahm er eine tückische Miene an, wenn er glaubte, man mache sich über ihn lustig. Mehrmals am Abend versuchte er, da ihm seine Denkschrift im Kopfe herumging, von Seidenwürmern zu sprechen; aber zum Unglück war Herr von Séverac auf Herrn von Bartas gestoßen, der ihm zur Antwort von Musik sprach, und auf Herrn von Saintot, der ihm Cicero zitierte. Nach einigen Stunden hatte sich der arme Amtsvorsteher schließlich an eine Witwe und ihre Tochter herangemacht, Frau und Fräulein du Brossard, die nicht die zwei uninteressantesten Personen in dieser Gesellschaft waren. Ein einziges Wort sagt alles: sie waren ebenso arm, wie sie adlig waren. Ihre Kleidung verriet so sehr den peinlichen Versuch, vornehm und geschmückt zu erscheinen, daß sie die verschämte Armut offenbarte. Frau du Brossard rühmte in sehr ungeschickter Weise und bei jeder Gelegenheit ihre Tochter, ein großes und starkes siebenundzwanzigjähriges Mädchen, das für eine gute Klavierspielerin galt. Waren heiratsfähige Männer da, so sollte ihre Tochter alle ihre verschiedenen Neigungen teilen, und in ihrem Wunsche, ihre liebe Kamilla unterzubringen, hatte sie an einem und demselben Abend behauptet, Kamilla liebe das unruhige Leben der Garnisonen und das stille Leben der Landwirte, die ihre Güter bestellen. Alle beide hatten die gezierte, sauersüße Würde der Menschen, mit denen Mitleid zu haben alle Welt sich zum Vergnügen macht, für die man sich aus Egoismus interessiert, und die den leeren Trostworten auf den Grund gekommen sind, mit denen die Welt mit Vergnügen die Unglücklichen abspeist. Herr von Séverac war neunundfünfzig Jahre alt und kinderloser Witwer;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mutter und Tochter hörten also mit andächtigem Entzücken den eingehenden Schilderungen zu, die er von seiner Seidenzucht gab.

„Meine Tochter hat immer die Tiere geliebt," sagte die Mutter. „Und da auch die Seide, die diese Tierchen machen, die Frauen interessiert, möchte ich Sie um die Erlaubnis bitten, daß wir nach Séverac kommen dürfen, damit ich meiner Kamilla zeige, wie sie gewonnen wird. Kamilla hat so viel Verstand, daß sie sofort alles begreifen wird, was Sie ihr sagen. Hat sie doch sogar einmal das umgekehrte Verhältnis des Quadrats der Entfernung verstanden!"

Dieser Satz machte der Unterhaltung zwischen Herrn von Séverac und Frau du Brossard nach Luciens Vorlesung ein glorreiches Ende.

Einige gewohnte Gäste des Hauses mischten sich ungezwungen in die Gesellschaft, und ebenso zwei oder drei schüchterne und schweigsame, lächerlich aufgeputzte Muttersöhnchen, die glücklich waren, zu diesem literarischen Abend eingeladen worden zu sein, und deren Kühnster sich so weit aufschwang, daß er sich viel mit Fräulein de la Haye unterhielt. Alle Damen setzten sich feierlich in einem Kreise herum, hinter dem die Männer standen. Diese Versammlung bizarrer Personen mit seltsamen Kostümen und komischen Gesichtern kam Lucien sehr imponierend vor. Sein Herz schlug heftig, als er sah, wie sich alle Blicke nach ihm richteten. So kühn er auch war, bestand er doch diese erste Probe nicht leicht, trotz den Ermutigungen seiner Geliebten, die beim Empfang der Berühmtheiten des Angoumois die ganze Pracht ihrer Verbeugungen und ihre gezierteste Grazie entfaltete. Das Unbehagen, dessen Beute er war, wurde durch einen Umstand verstärkt, der leicht vorauszusehen war, der aber einen jungen Mann, der noch wenig mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Taktik der Welt vertraut ist, scheu machen mußte. Lucien, der ganz Auge und Ohr war, hörte sich von Louise, Herrn von Bargeton, dem Bischof und einigen Freundlichen, die der Herrin des Hauses einen Gefallen tun wollten, Herr von Rubempré nennen, aber Herr Chardon von der Mehrheit dieses gefürchteten Publikums. Durch die forschenden Blicke der Neugierigen eingeschüchtert, hörte er sie schon seinen bürgerlichen Namen aussprechen, wenn sie nur ihre Lippen bewegten; er hörte die Urteile, die man im voraus mit der in der Provinz gewohnten Freiheit über ihn herumtragen würde, die oft der Unhöflichkeit sehr nahe kommt. Diese unerwarteten fortgesetzten Nadelstiche versetzten ihn in eine noch unbehaglichere Stimmung. Er wartete ungeduldig auf den Augenblick, wo er mit seiner Vorlesung beginnen konnte, um dann eine Haltung annehmen zu können, die der Qual in seinem Innern ein Ende machte; aber Jacques erzählte Frau von Pimentel seine letzte Jagdgeschichte; Adrian unterhielt sich mit Fräulein Laura von Rastignac von Rossini, dem neuen musikalischen Stern; Astolf, der die Beschreibung eines neuen Karrens in der Zeitung gefunden und auswendig gelernt hatte, sprach darüber mit dem Baron. Lucien, der arme Dichter, wußte nicht, daß niemand von allen Anwesenden außer Frau von Bargeton den Geist hatte, Poesie verstehen zu können. Alle diese Leute, die ein sehr beschränktes Gefühlsleben hatten, waren hergekommen, weil sie sich über die Natur des Schauspiels, das sie erwartete, täuschten. Es gibt Worte, die gleich den Trompeten, den Zimbeln, der großen Trommel der Marktschreier immer das Publikum anlocken. Worte wie Schönheit, Ruhm, Poesie haben Zauberkraft in sich, die selbst die plumpen Köpfe verführen. Als alle da waren, als die Plaudereien aufgehört hatten, nicht ohne tausend Winke, die Herr von Bargeton,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den seine Frau wie einen Kirchenschweizer, der seinen Stock auf den Steinboden aufstößt, überall hinschickte, den Unterbrechenden gegeben hatte, setzte sich Lucien an den runden Tisch nahe bei Frau von Bargeton. Seine Seele war heftig erschüttert. Er kündete mit zitternder Stimme an, er wolle die Erwartung niemandes täuschen, und werde daher die vor kurzem neu entdeckten Meisterwerke eines großen unbekannten Dichters vorlesen. Obwohl die Gedichte von André de Chénier schon 1819 veröffentlicht waren, hatte doch in Angoulême noch niemand von André de Chénier sprechen hören. Alle wollten sie in dieser Ankündigung einen schlauen, von Frau von Bargeton gefundenen Schachzug sehen, um die Eigenliebe des Dichters zu schonen und auch die Zuhörer jedes Zwangs zu entbinden. Lucien las zuerst den ‚Jungen Kranken', der mit schmeichelhaftem Murmeln aufgenommen wurde; dann den ‚Blinden', und dies Gedicht fanden diese mittelmäßigen Köpfe etwas lang. Während seiner Vorlesung stand Lucien höllische Qualen aus, die nur von großen Künstlern oder von denen, die durch Begeisterung und hohes Verständnis ihnen gleichkommen, völlig begriffen werden können. Die Poesie erfordert, um mit der Stimme wiedergegeben, wie um erfaßt zu werden, eine heilige Aufmerksamkeit. Es muß zwischen dem Leser und der Zuhörerschaft eine innige Verbindung entstehen, ohne die die elektrische Übertragung der Gefühle nicht statthat. Wo dieser enge Zusammenhang der Seelen fehlt, da geht es dem Dichter wie einem Engel, der versuchte, einen himmlischen Gesang inmitten des Hohngelächters der Hölle anzustimmen. In der Sphäre nun, in der sich ihr Talent bewegt, besitzen die geistigen Menschen den allseitigen Blick der Schnecke, den Geruchsinn des Hundes und das Ohr des Maulwurfs; sie sehen, fühlen und hören alles um sich herum. Der Musiker und der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dichter wissen ebenso schnell, ob sie bewundert sind oder unverstanden bleiben, wie eine Pflanze in einer freundlichen oder feindlichen Atmosphäre, je nachdem, vertrocknet oder Leben trinkt. Auf Grund der Gesetze dieser besondern Akustik klang in Luciens Ohr das Brummen der Männer, die nur um ihrer Frauen willen hergekommen waren und sich von ihren Geschäften unterhielten, ebenso wie er das ansteckende Gähnen einiger heftig aufgerissener Kinnbacken bemerkte, deren deutlich sichtbare Zahnreihen ihn verhöhnten. Als er gleich der Schwalbe der Sintflut eine freundliche Stelle suchte, auf der sein Blick weilen konnte, traf er auf die ungeduldigen Blicke von Leuten, die offenbar gemeint hatten, sie könnten diese Zusammenkunft benutzen, um sich über diese und jene positiven Interessen auszusprechen. Mit Ausnahme von Laura von Rastignac, zwei oder drei jungen Leuten und dem Bischof langweilten sich alle Teilnehmer. In der Tat suchen die, die für die Poesie Verständnis haben, in ihrer Seele zur Entfaltung zu bringen, was der Dichter im Keim in seinen Versen angelegt hat; aber diese eisigen Zuhörer waren weit entfernt, der Seele des Dichters nachzustreben, und hörten nicht einmal seine Akzente. Lucien empfand also eine so tiefe Entmutigung, daß ihm kalter Schweiß ausbrach. Ein feuriger Blick, den ihm Louise zuwarf, der er sich zugedreht hatte, gab ihm den Mut, zu Ende zu lesen; aber sein Dichterherz blutete aus tausend Wunden.

„Finden Sie das sehr amüsant, Fifine," fragte die trockene Lili ihre Nachbarin, die vielleicht starke Sachen erwartet hatte. „Fragen Sie mich lieber nicht, meine Liebe: meine Augen schließen sich, sowie ich vorlesen höre." „Ich hoffe," sagte Francis, „Naïs wird uns nicht oft Verse zu Abend geben. Wenn ich nach dem Essen vorlesen höre, stört die Aufmerksamkeit, die ich an-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wenden muß, meine Verdauung." „Armes Tierchen," sagte Zéphirine mit leiser Stimme, „trink ein Glas Zuckerwasser." „Sehr gut deklamiert," sagte Alexander, „aber Whist ist mir lieber."

Nach dieser Bemerkung, die infolge der englischen Bedeutung des Worts für witzig galt, behaupteten einige Spielerinnen, der Vorleser müsse Ruhe haben. Unter diesem Vorwand machten sich einige Paare heimlich in das Boudoir davon. Lucien, den die reizende Laura von Rastignac und der Bischof baten, weiterzulesen, erweckte dank dem konterrevolutionären Schwung der Jamben die Aufmerksamkeit wieder. Einige Personen, die von der Wärme des Vortrags hingerissen wurden, klatschten Beifall, ohne die Verse zu verstehen. Diese Art Menschen sind durch lautes Reden zu beeinflussen, wie die groben Gaumen durch starke Getränke gereizt werden.

Später, als man Gefrornes reichte, veranlaßte Zéphirine Francis, in das Buch zu sehen, und teilte ihrer Nachbarin Amélie dann mit, die Verse, die Lucien gelesen habe, seien gedruckt.

„Aber", antwortete Amélie, der man das Vergnügen über den Einfall ansah, „das ist sehr einfach. Herr von Rubempré arbeitet bei einem Drucker. Das ist gerade so," sagte sie und warf dabei Lolotte einen Blick zu, „wie wenn eine hübsche Frau ihre Kleider selbst macht." „Er hat seine Gedichte selbst gedruckt," sagten die Frauen untereinander. „Warum nennt er sich denn von Rubempré?" fragte Jacques. „Wenn so ein Adliger Handwerksarbeit verrichtet, muß er seinen Namen aufgeben." „Er hat tatsächlich den seinen aufgegeben, der bürgerlich war," sagte Zizine, „und hat dafür den seiner Mutter angenommen, die von Adel ist." „Da seine Verse — in der Provinz sagt man Versche — gedruckt sind, können wir sie selber lesen," sagte Astolf.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dieser dumme Einfall machte die Sache noch verwickelter, bis Sixtus du Châtelet sich herabließ, dieser unwissenden Gesellschaft mitzuteilen, die Ankündigung sei keine vorsichtige Redewendung gewesen, und die schönen Gedichte seien in der Tat von einem royalistischen Bruder des Revolutionärs Marie Joseph Chénier verfaßt. Die Gesellschaft von Angoulême, mit Ausnahme des Bischofs, der Frau von Rastignac und ihrer beiden Töchter, die von dieser großen Poesie ergriffen waren, hielten sich für mystifiziert und ärgerten sich über diesen Hineinfall. Ein dumpfes Murren erhob sich, aber Lucien hörte es nicht. Er war von dieser verhaßten Welt durch den Rausch, den eine innere Melodie in ihm erzeugte, weit abgeschieden und bemühte sich, diese Melodie zu wiederholen. Er sah die Gestalten nur wie durch einen Nebel hindurch. Er las die düstere Elegie über den Selbstmord, jene in den alten Formen, in denen eine göttliche Melancholie lebt, endlich die, in der der Vers steht: ‚Dein Lied ist süß, es klingt mir oft im Ohr.' Endlich schloß er mit der sanften Idylle, die den Namen ‚Neère' führt.

Frau von Bargeton war in eine köstliche Träumerei versunken. Sie saß da, eine Hand in ihren Locken, die sie, ohne es zu gewahren, durcheinander gebracht hatte, die andere herunterhängend, mit blicklosen Augen, allein inmitten ihres Salons. Zum erstenmal in ihrem Leben fühlte sie sich in die Sphäre versetzt, die ihre eigene war. Nun kann man verstehen, wie gräßlich sie von Amélie herausgerissen wurde, die den Auftrag übernommen hatte, ihr die Wünsche des Publikums mitzuteilen.

„Naïs, wir waren gekommen, um die Gedichte Herrn Chardons zu hören, und Sie geben uns gedruckte Versche. Obwohl diese Stücke sehr hübsch sind, würden die Damen aus Heimatsliebe doch das einheimische Gewächs vorziehen." „Finden Sie nicht, daß die französische Sprache

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sich schlecht zur Poesie eignet?" fragte Astolf den Steuerdirektor. „Ich finde die Prosa Ciceros tausendmal poetischer." „Die wahre französische Poesie ist die leichte Gattung, das Chanson," antwortete Châtelet. „Das Chanson beweist, daß unsere Sprache sehr musikalisch ist," sagte Adrian. „Ich wäre neugierig auf die Versche, die Naïs erobert haben," sagte Zéphirine; „aber nach der Art, wie sie den Wunsch Amélies aufnimmt, scheint sie nicht geneigt, uns davon eine Probe zu geben." „Sie ist es sich selbst schuldig, uns die Gedichte mitzuteilen," antwortete Francis, „denn das Genie dieses Kerlchens ist ihre Rechtfertigung." „Sie sind doch Diplomat gewesen, Sie müssen das durchsetzen," sagte Amélie zu Herrn du Châtelet. „Nichts leichter als das," antwortete der Baron.

Der frühere Privatsekretär war an solche kleine Schiebungen gewöhnt und suchte den Bischof auf, um ihn vorzuschieben. Da der Bischof die Bitte aussprach, konnte Naïs nicht anders, als Lucien um ein Stück bitten, das er auswendig wüßte. Der schnelle Erfolg des Barons bei dieser Unterhandlung trug ihm ein schmachtendes Lächeln von Amélie ein. „Wirklich, dieser Baron ist ein feiner Kopf," sagte sie zu Lolotte.

Lolotte hatte die bittersüße Bemerkung Amélies über die Frauen, die ihre Kleider selbst machen, noch nicht vergessen. „Seit wann erkennen Sie die in der Kaiserzeit verfertigten Barone an?" gab sie lächelnd zur Antwort.

Lucien hatte versucht, seine Geliebte in einer Ode zu verherrlichen. Er hatte sie ihr mit einem Titel gewidmet, wie ihn die jungen Leute, wenn sie das Lyzeum verlassen, erfinden. Diese Ode, die von all der Liebe, die er im Herzen spürte, so reizend umschmeichelt und verschönt war, schien ihm das einzige Werk, das würdig sei, es mit Chéniers Dichtungen aufzunehmen. Er blickte mit einem ziemlich albernen Gesicht Frau von Bargeton an

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

und sagte: „An Sie!“ Dann gab er sich eine stolze Haltung, um dieses hochtrabende Stück über die Versammlung zu ergießen, denn seine Autoreneitelkeit fühlte sich hinter dem Rock der Frau von Bargeton sehr behaglich. In diesem Augenblick verriet Naïs den Frauenaugen ihr Geheimnis. Trotzdem sie gewöhnt war, diese Gesellschaft mit der ganzen Höhe ihres Geistes zu beherrschen, konnte sie sich nicht enthalten, für Lucien zu zittern. Sie verlor ihre Haltung, ihre Blicke flehten fast um Nachsicht; dann war sie genötigt, mit gesenkten Augen dazusitzen und ihre Beglücktheit bei den folgenden Strophen zu verbergen:

An Sie.

Dem Born von Glanz und Helle, ewig klar,
Wo Lobgesänge zu der Harfe Ton
Erklingen von der frommen Engelschar,
Die sich versammelt um Jehovas Thron —

Entschwebt, den Himmeln lassend seinen Kranz,
Sein Sternenkleid und seinen Silberstab,
Ein Cherub oftmals, dessen Haar den Glanz
Auf seiner Stirn verhüllt, und steigt herab.

Er sah von Gott, wie Menschen wohlzutun:
Er hilft dem Genius tragen sein Geschick,
Er läßt den Greis bei Kindeskindern ruhn
Und er erheitert des Verzagten Blick.

Der späten Reue leiht er noch sein Ohr,
Erlöst das Mutterherz von Bangigkeit
Und rechnet Gott die frommen Seufzer vor,
Die mitleidsvolle Brust dem Elend weiht.

Von jenen schönen Abgesandten weilt
Ein einziger bei uns, den liebebang
Die Erde festhält, daß er nicht enteilt;
Doch zieht nach oben ihn der Heimatsdrang.

Nicht seiner Stirne leuchtend weißer Schein,
Nicht alles Göttliche der Wesensart,
Nicht seines Auges Feuer tief und rein
Hat seinen Ursprung mir geoffenbart,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Doch von dem Glanz verführt, vermaß mein Herz
Sich, seiner heiligen Natur zu nahn,
Und mußte spüren, daß er mit dem Erz
Des fürchterlichen Engels angetan.

Oh! Hütet, hütet euch, daß nimmermehr
Den Seraph er erschaut, der heimwärts flieht,
Und nicht das Wort vernimmt von Wiederkehr,
Das durch die Abendluft melodisch zieht!

Ihr säh't sie sonst mit brüderlichem Flug
Die Nacht zerteilend wie ein Wolkenzug
Eingehn ins Sternentor,
Und auf die Leuchtspur ihrer Füße weist
Der Lotse, bangend, was es wohl verheißt,
Wie auf ein Meteor.

„Verstehen Sie, was er eigentlich meint?" fragte Amélie Herrn du Châtelet und warf ihm einen koketten Blick zu. „Das sind Verse, wie wir sie im Gymnasium alle mehr oder weniger gemacht haben," antwortete der Baron mit gelangweiltem Gesicht, da er bemüht war, seine Rolle als Kunstrichter, den nichts in Erstaunen setzt, beizubehalten. „Früher fühlten wir uns in den Ossianischen Nebeln wohl. Da war die Rede von Malwina, Fingal, Wolkenerscheinungen, Kriegsmännern, die aus ihren Gräbern emporstiegen und Sterne über ihrem Haupte hatten. Heutzutage ist dieser dichterische Plunder von Jehova, von Harfen, von Engeln, von den Fittichen der Seraphim ersetzt, von der ganzen Garderobe des Paradieses, die mit solchen Worten wie: ungeheuer, unendlich, Einsamkeit, Geist wieder aufgefrischt wurde. Das ist ein Apparat mit großen Wassern, Worten Gottes, so eine Art christlicher Pantheismus, der mit mühsam zusammengesuchten exotischen Reimen wie: Babel und Schnabel, Kaba und Saba usw. ausgeschmückt wird. Kurz, der Breitegrad ist ein anderer geworden: früher waren wir im Norden, jetzt sind wir im Osten, aber die Finsternis ist noch ebenso dicht." „Wenn die Ode dunkel ist," sagte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zéphirine, „so scheint mir doch die Erklärung nicht schwer zu sein." „Und die Rüstung des Erzengels ist ein recht leichtes Musselinkleid," sagte Francis.

Die Höflichkeit verlangte zwar, daß man um Frau von Bargetons willen die Ode entzückend fand, aber die Frauen, die sich ärgerten, daß sie nicht auch einen Dichter in ihren Diensten hatten, der sie zu Engeln machte, erhoben sich wie gelangweilt und sagten mit eisiger Miene: „Sehr nett! Hübsch! Recht gut!"

„Wenn Sie mich lieben, sagen Sie weder dem Verfasser noch seinem Engel etwas Schmeichelhaftes," sagte Lolotte mit despotischer Miene, der er gehorchen mußte, zu ihrem lieben Adrian. „Schließlich sind es Phrasen," sagte Zéphirine zu Francis, „und die Liebe ist eine Poesie ohne Worte." „Zizine, du hast da eine Sache gesagt, die ich mir auch dachte, aber ich hätte mich nicht so fein ausdrücken können," gab Stanislaus zurück und musterte sich dabei von Kopf bis zu Fuß mit einem zärtlichen Blick. „Ich weiß nicht, was ich gäbe," sagte Amélie zu Châtelet, „wenn ich den Hochmut dieser Naïs gedemütigt sehen könnte, die sich als Erzengel hinstellen läßt, als ob sie mehr wäre als wir, und uns mit dem Sohn eines Apothekers und einer Wochenpflegerin zusammen zu sein zwingt, dessen Schwester eine Näherin ist, und der bei einem Drucker arbeitet." „Sein Vater", sagte Jacques, „war ein großer Chemiker und Apotheker, er hätte seinem Sohn ein Mittel gegen die Dichteritis eingeben sollen." „Da setzt der Sohn das Handwerk seines Vaters fort; denn was er uns vorgesetzt hat, scheint mir eine Apothekerware zu sein," sagte Stanislaus und nahm eine herausfordernde Haltung an. „Ich muß sagen, mir schmeckt was anderes besser."

In einem Augenblick waren alle darüber einig, Lucien mit irgendeinem Wort aus dem Schatz ihrer Aristokraten-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ironie zu demütigen. Lili, die fromme Frau, hielt es um der Barmherzigkeit willen für notwendig, zu sagen, es wäre Zeit, Naïs aufzuklären, die nahe daran wäre, eine große Torheit zu begehen. Francis, der Diplomat, übernahm es, diese dumme Verschwörung zu lenken, für die sich alle diese kleinen Geister wie für die Lösung des Knotens eines Dramas interessierten, und in der sie ein Abenteuer sahen, von dem man am Tage darauf erzählen konnte. Der frühere Konsul, der keine Lust hatte, sich mit einem jungen Dichter schlagen zu müssen, der über ein beleidigendes Wort in Anwesenheit seiner Geliebten in Wut geraten würde, sah ein, daß man Lucien mit einem geweihten Stahl treffen müsse, gegen den keine Rache möglich war. Er folgte dem Beispiel, das ihm der geschickte Châtelet gegeben hatte, als es sich darum gehandelt hatte, Lucien dazu zu bringen, eines seiner eigenen Gedichte vorzutragen. Er ging zu dem Bischof und plauderte mit ihm. Er tat so, als teilte er die Begeisterung, in die die Ode Luciens den hochehrwürdigen Herrn versetzt hatte; dann mystifizierte er ihn, indem er ihn glauben ließ, die Mutter Luciens wäre eine geistig bedeutende Frau mit übergroßer Bescheidenheit und lieferte ihrem Sohn die Themen zu all seinen Gedichten. ‚Es bereitete', sagte er, ‚Lucien das größte Vergnügen, wenn seine Mutter, die er anbetete, nach Verdienst gewürdigt würde.' Nachdem dem Bischof diese Idee einmal eingepflanzt war, überließ sich Francis den Zufällen des Gesprächs, um das verletzende Wort, das er durch den Bischof sagen lassen wollte, herbeizuführen. Als Francis und der Bischof wieder in den Kreis traten, in dessen Mitte Lucien stand, verdoppelte sich die Aufmerksamkeit unter den Personen, die ihm schon in kleinen Zügen das Gift zu trinken gaben. Der arme Dichter, dem die Künste des Salons völlig fremd waren, konnte sich nicht helfen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

blickte nur immer Frau von Bargeton an und antwortete dumm auf die dummen Fragen, die ihm gestellt wurden. Er kannte die Namen und Titel der meisten Anwesenden nicht, und wußte nicht, was für ein Gespräch er mit Frauen führen sollte, die ihm Albernheiten sagten, deren er sich schämte. Er fühlte sich überdies von diesen großen Menschen des Angoumois um tausend Meilen getrennt, wenn er hörte, wie sie ihn bald Herr Chardon und bald Herr von Rubempré anredeten, während sie sich untereinander Lolotte, Adrian, Astolf, Lili, Fifine nannten. Seine Verlegenheit stieg aufs äußerste, als er Lili für einen Männernamen gehalten hatte und den brutalen Herrn von Senonches Herr Lili angeredet hatte. Der Nimrod unterbrach Lucien mit einem erstaunten ‚Herr Lulu?' und Frau von Bargeton wurde rot bis über die Ohren.

„Man muß sehr verblendet sein, um diesen kleinen Bürgersmann hierher und in unsere Gesellschaft zu bringen!" sagte Herr von Senonches halblaut. „Frau Marquise," fragte Zéphirine Frau von Pimentel leise, aber so, daß es gehört wurde, „finden Sie nicht eine große Ähnlichkeit zwischen Herrn Chardon und Herrn von Cante-Croix?" „Eine ideale Ähnlichkeit," antwortete Frau von Pimentel lächelnd. „Der Ruhm hat eine Verführung in sich, die man nicht zu leugnen braucht," sagte Frau von Bargeton zur Marquise. „Es gibt Frauen, die die Größe lieben, wie andere die Kleinheit," fügte sie hinzu und richtete dabei ihre Augen auf Francis.

Zéphirine verstand nicht, denn sie fand ihren Konsul sehr groß; aber die Marquise schlug sich auf Naïs' Seite und fing zu lachen an.

„Sie sind sehr glücklich," sagte Herr von Pimentel zu Lucien, und machte sich dabei ein Vergnügen, ihn zur Abwechslung von Rubempré zu nennen, nachdem er vorher Herr Chardon zu ihm gesagt hatte; „Sie können sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

niemals langweilen." „Arbeiten Sie schnell?" fragte ihn Lolotte mit einem Gesicht, mit dem sie einen Tischler gefragt hätte: ‚Brauchen Sie lange dazu, einen Kasten zu machen?'

Lucien war von diesem Keulenschlag wie betäubt; aber er hob den Kopf wieder hoch, als er Frau von Bargeton lächelnd antworten hörte:

„Meine Liebe, die Poesie wächst im Kopf des Herrn von Rubempré nicht wie das Unkraut in unsern Höfen." „Meine Gnädigste," sagte der Bischof zu Lolotte, „wir können nicht genug Achtung vor den edlen Geistern haben, denen Gott einen seiner Strahlen geschenkt hat. Ja, die Poesie ist eine heilige Sache. Wer Poesie sagt, sagt Leiden. Wie viele stille Nächte haben die Strophen nicht gekostet, die Sie bewundern! Wir wollen den Dichter, der fast immer ein unglückliches Leben führt und für den Gott ohne Zweifel im Himmel unter seinen Propheten einen Platz bereithält, liebevoll aufnehmen. Dieser junge Mann ist ein Dichter," fügte er hinzu und legte seine Hand auf Luciens Kopf; „sehen Sie nicht etwas wie ein Verhängnis auf dieser schönen Stirn?"

Lucien war glücklich, so edel verteidigt zu werden, und warf dem Bischof einen liebreichen Blick zu. Er ahnte nicht, daß der würdige Prälat sein Henker werden sollte.

Frau von Bargeton warf auf den feindlichen Kreis triumphierende Blicke, die sich wie ebenso viele Dolche in das Herz ihrer Nebenbuhlerinnen senkten, deren Wut sich verdoppelte.

„Ach, Monseigneur," antwortete der Dichter und hoffte, diese Dummköpfe mit seinem goldenen Zepter zu treffen, „das gewöhnliche Volk hat weder Ihren Geist noch Ihre fromme Liebe. Man weiß nichts von unsern Schmerzen, niemand kennt unser Mühen. Der Bergmann hat nicht so viel Arbeit, das Gold aus der Mine zu gewinnen, als

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wir, wenn wir den Eingeweiden der undankbarsten aller Sprachen unsere Bilder entreißen wollen. Wenn es das Ziel der Poesie ist, die Ideen bis zu dem Punkt herauszuarbeiten, wo jedermann sie sehen und empfinden kann, dann muß der Dichter unaufhörlich die Leiter der menschlichen Begabungen auf und ab steigen, um ihnen allen Genüge zu tun; er muß die Logik und das Gefühl, zwei feindliche Gewalten, unter den lebhaftesten Farben verbergen; er muß eine ganze Welt von Gedanken in ein Wort einschließen, ganze Philosophien in ein Bild zusammenziehen; kurz, seine Verse sind Samenkörner, deren Blüten in den Herzen aufsprießen müssen, indem sie dort die Furchen aufsuchen, die die persönlichen Erlebnisse und Gefühle gegraben haben. Muß man nicht alles empfunden haben, um alles wiedergeben zu können? Und heißt nicht lebhaft empfinden so viel wie leiden? Darum entstehen die Dichtungen erst nach mühsamen Reisen in den weiten Gebieten des Gedankens und der Gesellschaft. Sind es nicht unsterbliche Mühen, denen wir Gestalten verdanken, deren Leben ein wirklicheres geworden ist, als das von Menschen, die wahrhaft gelebt haben, Gestalten wie die Clarissa von Richardson, die Kamilla von Chénier, die Delia des Tibull, die Angelika des Ariost, die Francesca des Dante, die Alceste von Molière, der Figaro von Beaumarchais, die Rebekka von Walter Scott, der Don Quijote von Cervantes?" „Und was werden Sie uns so schaffen?" fragte Châtelet. „Solche Schöpfungen vorher ankündigen," antwortete Lucien, „hieße das nicht, sich ein Patent als Genie ausstellen? Und überdies, diese himmlischen Schöpfungen verlangen eine lange Erfahrung in der Welt, ein Studium der Leidenschaften und der menschlichen Interessen, die mir noch fehlen müssen; aber ich fange an," sagte er bitter und warf einen Rächerblick auf den Kreis. „Der Geist trägt sein Kind lange bei sich, bis . . ."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Sie werden eine schwere Niederkunft haben," unterbrach ihn Herr du Hautoy. „Ihre treffliche Mutter kann Ihnen beistehen," sagte der Bischof.

Dieses so geschickt vorbereitete Wort, diese Rache, auf die man gewartet hatte, ließ in allen Augen einen Strahl der Freude aufleuchten. Auf alle Lippen kam ein Lächeln der aristokratischen Genugtuung, das durch die Albernheit Herrn von Bargetons, der nachträglich zu lachen anfing, verstärkt wurde.

„Monseigneur, Sie sprechen in diesem Augenblick ein wenig zu geistlich für uns, die Damen hier verstehen Sie nicht," sagte Frau von Bargeton und ließ durch dieses einzige Wort das Lächeln verschwinden; alle blickten sie erstaunt an. „Ein Dichter, der alle seine Eingebungen in der Bibel findet, hat in der Kirche eine wahre Mutter. Herr von Rubempré, sprechen Sie uns Ihren ‚Johannes auf Patmos' oder ‚Das Festmahl des Balthasar'; Monseigneur wird da sehen, daß Rom noch immer die Magna Parens des Virgil ist."

Die Frauen tauschten ein Lächeln aus, als sie Naïs diese zwei lateinischen Worte aussprechen hörten.

Im Beginn des Lebens können die stolzesten und tapfersten Charaktere der Entmutigung nicht immer entgehen. Dieser Streich hatte Lucien zuerst wie in die Tiefe untergetaucht; aber er stieß mit dem Fuß auf den Grund, kam wieder nach oben und schwor sich, über diese Welt Herr zu werden. Wie der Stier, der von tausend Pfeilen getroffen ist, erhob er sich wütend und gehorchte der Stimme seiner Louise, um ‚Johannes auf Patmos' zu deklamieren; aber die meisten Spieltische hatten ihre Spieler angezogen, die in ihr gewohntes Geleise zurückfielen, in dem sie ein Vergnügen fanden, das die Poesie ihnen nicht gegeben hatte. Dann wäre auch die Rache ihrer gereizten Eigenliebe keine völlige

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gewesen, wenn man nicht dieser heimischen Poesie negative Mißachtung bezeigt und von Lucien und Frau von Bargeton abgefallen wäre. Jeder schien etwas anderes zu tun zu haben: einer mußte mit dem Präfekten über eine Kreisstraße sprechen, eine andere begann davon zu reden, man könnte in die Unterhaltung des Abends Abwechslung bringen und ein wenig Musik machen. Die vornehme Gesellschaft von Angoulême, die sich auf dem Gebiet der Poesie schlecht bewandert fühlte, war besonders neugierig, die Meinung der Rastignac und der Pimentel über Lucien zu erfahren, und mehrere Personen begaben sich zu ihnen. Der große Einfluß, den diese beiden Familien im Departement ausübten, wurde in großen Augenblicken immer anerkannt; jeder beneidete sie und jeder machte ihnen den Hof, denn alle sahen sie voraus, daß sie ihre Protektion einmal nötig haben könnten.

„Wie finden Sie unsern Dichter und seine Poesie," fragte Jacques die Marquise, bei der er oft zur Jagd gewesen war. „Aber für Provinzverse sind sie nicht schlecht," sagte sie lächelnd; „überdies kann ein so schöner Dichter nichts schlecht machen."

Jeder fand dieses Urteil entzückend und wiederholte es, wobei sie mehr Bosheit hineinlegten, als die Marquise beabsichtigt hatte. Châtelet wurde nunmehr gebeten, Herrn von Bartas zu begleiten, der die große Arie des Figaro verhunzte. Nachdem die Musik einmal hereingelassen worden war, mußte man sich die Ritterromanze von Châtelet vorsingen lassen, die Chateaubriand in der Kaiserzeit verfaßt hatte. Dann kamen die Stücke zu vier Händen, die auf Verlangen der Frau von Brossard welche nachher das Talent ihrer lieben Kamilla in den Augen des Herrn von Séverac leuchten lassen wollte, von jungen Mädchen vorgetragen wurden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Frau von Bargeton war über die Geringschätzung verletzt, die die ganze Gesellschaft ihrem Dichter gegenüber zum Ausdruck brachte, und setzte Verachtung gegen Verachtung: sie ging, solange man musizierte, in ihr Boudoir. Ihr folgte der Bischof, den sein Generalvikar über die tiefe Ironie seines unfreiwilligen Witzes aufgeklärt hatte, und der sie wieder gutmachen wollte. Fräulein von Rastignac schlich sich ohne Wissen ihrer Mutter, von der Poesie angezogen, ebenfalls in das Boudoir. Louise konnte, als sie sich auf das Kanapee setzte, zu dem sie Lucien geführt hatte, ohne gehört oder gesehen zu werden, ihm ins Ohr flüstern: „Süßer Freund, sie haben dich nicht begriffen! Aber ‚dein Lied ist süß, es klingt mir noch im Ohr'."

Lucien war von dieser Schmeichelei getröstet und vergaß für einen Augenblick seine Schmerzen.

„Es gibt keinen billigen Ruhm," so sprach Frau von Bargeton, die seine Hand ergriff und sie drückte, ihm zu. „Leiden Sie, leiden Sie, mein Freund, Sie werden groß werden, Ihre Schmerzen sind der Preis Ihrer Unsterblichkeit. Ich wollte, ich hätte die Mühen eines Kampfes zu überstehen. Gott behüte Sie vor einem schlaffen und kampflosen Leben, wo die Schwingen des Adlers nicht Raum genug finden! Ich beneide Sie um Ihre Leiden, denn Sie leben wenigstens! Sie werden Ihre Kräfte zur Geltung bringen, Sie erhoffen den Sieg: Ihr Kampf wird glorreich sein. Wenn Sie in dem herrlichen Reich angelangt sind, wo die großen Geister thronen, dann erinnern Sie sich der Armen, die vom Schicksal enterbt sind, deren Geist unter dem Druck moralischer Stickluft vernichtet wird, und die zugrunde gehen, nachdem sie immer gewußt haben, was das Leben ist, ohne daß sie hätten leben können, die scharfe, durchdringende Augen gehabt und doch nichts gesehen haben, einen feinen Geruchssinn und doch keinen Duft empfunden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

haben, als von verpesteten Blüten. Besingen Sie alsdann in Ihrer Dichtung die Pflanze, die inmitten eines Waldes vertrocknet, erstickt von Lianen, von wuchernden Schmarotzerpflanzen, ohne daß die Sonne sie gekost hätte, die stirbt, ohne geblüht zu haben! Wäre das nicht ein Gedicht von grausiger Melancholie, ein ganz und gar phantastischer Stoff? Was für ein himmlisches Bild, die Zeichnung eines jungen Mädchens, das unter dem Himmel Asiens geboren wurde, oder der Tochter der Wüste, die in irgendein kaltes Land des Okzidents verpflanzt wurde und nach ihrer geliebten Sonne ruft, die an Schmerzen stirbt, die niemand begreift, und in gleicher Weise von der Kälte und von der Liebe vernichtet wird! Das wäre der Typus so gar manchen Menschendaseins." „Sie würden dann die Seele beschreiben, die sich des Himmels erinnert," sagte der Bischof. „Übrigens muß dieses Gedicht früher einmal gemacht worden sein, ich habe mit Freude ein Fragment davon im Hohenliede gefunden." „Das müssen Sie machen," sagte Laura von Rastignac und brachte mit diesen Worten einen naiven Glauben an Luciens Genie zum Ausdruck. „Es fehlt Frankreich ein großes religiöses Gedicht," sagte der Bischof. „Glauben Sie mir, auf den Mann von Talent, der für die Religion arbeitet, wartet Ruhm und Reichtum." „Er wird es machen, Monseigneur," entgegnete Frau von Bargeton emphatisch. „Sehen Sie nicht, wie die Idee dieses Gedichts schon wie ein flammendes Morgenrot in seinen Augen aufblitzt?"

„Naïs behandelt uns schlecht," sagte Fifine; „was macht sie denn?" „Hören Sie nicht?" entgegnete Stanislaus; „sie reitet auf ihren großen Worten, die nicht Kopf noch Schwanz haben."

Amélie, Fifine, Adrian und Francis erschienen in der Tür des Boudoirs. Sie hatten sich Frau von Rastignac angeschlossen, die ihre Tochter suchte, da sie wegfahren wollte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Naïs," sagten die beiden Frauen, die sich freuten, daß sie die Abgeschiedenheit des Boudoirs störten, „es wäre sehr liebenswürdig, wenn Sie uns ein Stück spielten." „Meine Liebe," antwortete Frau von Bargeton, „Herr von Rubempré will uns seinen ‚Johannes auf Patmos' rezitieren, ein prächtiges biblisches Gedicht." „Biblisch?" wiederholte Fifine erstaunt.

Amélie und Fifine kehrten in den Salon zurück und brachten dieses Wort dahin als neuen Stoff für den Spott. Lucien entschuldigte sich, er könne das Gedicht nicht rezitieren, da er es nicht auswendig wisse. Als er wiedererschien, erregte er nicht mehr das geringste Interesse. Alle plauderten oder spielten. Der Dichter war aller seiner Strahlen beraubt worden; die Grundbesitzer sahen in ihm nichts, was irgend nützlich sein könnte; die Prätentiösen fürchteten ihn als eine Macht, die gegen ihre Unwissenheit feindlich auftrat; die Frauen, die auf Frau von Bargeton, die Beatrice dieses neuen Dante, wie der Generalvikar sie genannt hatte, eifersüchtig waren, warfen ihm Blicke voll kalter Verachtung zu.

‚Das ist also die große Welt!' sagte Lucien zu sich selbst, als er über die Treppen von Beaulieu nach Houmeau hinabstieg, denn es gibt im Leben Augenblicke, wo man den längeren Weg vorzieht, um im Gehen sich seinen Gedanken zu überlassen.

Lucien war nicht entmutigt, im Gegenteil, die Wut des Ehrgeizigen, der eine Niederlage erlitten hat, gab ihm neue Kräfte. Wie alle Leute, die von ihrem Trieb in eine höhere Sphäre geführt werden, wo sie anlangen, ehe sie sich halten können, versprach er sich, alles zu opfern, um in der hohen Gesellschaft festen Fuß zu fassen. Während er ging, entfernte er die Giftpfeile, die auf ihn abgeschossen worden waren, einen nach dem andern, sprach laut mit sich selbst, fand große Worte gegen die Dummköpfe, mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

denen er zu tun gehabt hatte, feine Antworten auf die dummen Fragen, die man ihm gestellt hatte, und war verzweifelt über diesen seinen Treppenwitz. Als er auf der Straße nach Bordeaux angekommen war, die sich über den Ufern der Charente am Fuß des Berges hinschlängelt, glaubte er, im Mondschein Eva und David in der Nähe einer Fabrik auf einem Balken am Ufer sitzen zu sehen und stieg auf einem Fußpfad zu ihnen hinab.

Während Lucien zu seiner Folter bei Frau von Bargeton gegangen war, hatte seine Schwester ein Kleid aus gestreiftem rosa Perkal, ihren genähten Strohhut und einen kleinen Seidenschal angetan. In diesem einfachen Anzug sah sie aus, als ob sie geschmückt wäre, wie es allen Frauen geht, bei denen eine natürliche Größe die geringsten Zutaten hervorhebt. Daher war David überaus verschüchtert, als sie jetzt so anders vor ihn trat, als bisher in ihrem einfachen Arbeitsgewand. Der Drucker hatte sich zwar vorgenommen, von sich zu sprechen, fand aber nichts mehr zu sagen, als er der schönen Eva den Arm reichte und sie zusammen durch Houmeau gingen. Es gibt in der Liebe häufig diese respektvolle Furcht, die ähnlich der ist, in die die Herrlichkeit Gottes die Gläubigen versetzt. Die beiden Liebenden gingen schweigend zur St. Annabrücke, um auf das linke Ufer der Charente hinüberzugehen. Eva, der das Schweigen peinlich war, blieb in der Mitte der Brücke stehen, um den Fluß zu betrachten, der von dieser Stelle bis zu dem Platz, wo die Pulvermühle erbaut war, eine breite ruhige Fläche bildet, über die jetzt die untergehende Sonne einen leuchtenden Lichtstreifen warf.

„Welch schöner Abend!" sagte sie, nach einem Gesprächsstoff suchend; „die Luft ist zugleich lau und frisch. Die Blumen duften, der Himmel ist wunderbar." „Alles redet zum Herzen," antwortete David, der mit Hilfe von Ana-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

logien auf das Thema seiner Liebe zu kommen hoffte. „Liebende finden ein unendliches Vergnügen darin, in den Bildern einer Landschaft, in der durchsichtigen Luft, in den Düften des Bodens die Poesie zu finden, die sie in der Seele haben. Die Natur redet für sie." „Und sie löst ihnen auch die Zunge," sagte Eva lachend. „Sie waren, als wir durch Houmeau gingen, sehr schweigsam. Es war mir ganz peinlich . . ." „Ich fand Sie so schön, daß ich beklommen war," antwortete David naiv. „Da bin ich also jetzt weniger schön?" fragte sie. „Nein, aber ich bin so glücklich, allein mit Ihnen spazieren zu gehen . . ."

Er hörte, in größter Verlegenheit, zu reden auf und sah nach den Hügeln hinüber, über die sich die Straße von Saintes hinabzieht.

„Wenn Sie an diesem Spaziergang Freude haben, bin ich glücklich, denn ich fühlte die Verpflichtung, Ihnen für den Abend, den Sie mir geopfert haben, einen andern zu schenken. Als Sie es zurückwiesen, zu Frau von Bargeton zu gehen, waren Sie ganz ebenso edelmütig wie Lucien, als er es auf sich nahm, sie mit seiner Forderung zu erzürnen." „Nicht edelmütig, sondern klug," antwortete David. „Da wir allein unter dem Himmel sind, ohne andere Zeugen als das Schilf und die Büsche am Ufer der Charente, gestatten Sie mir, liebe Eva, Ihnen von den Sorgen zu sprechen, die mir der Weg macht, den Lucien jetzt geht. Nach dem, was ich Ihnen eben gesagt habe, werden Ihnen meine Befürchtungen hoffentlich als übergroße Sorge der Freundschaft erscheinen. Sie und Ihre Mutter haben alles getan, um ihn über die Lage, in der Sie sich befinden, hinauszuheben; aber haben Sie ihn nicht, als Sie so seinen Ehrgeiz erregten, unbedachterweise auf einen Weg gebracht, auf dem ihn große Leiden erwarten? Wie wird er sich in der Welt halten können,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in die seine Neigung ihn hineintreibt? Ich kenne ihn! Er hat eine Natur, die die mühelose Ernte liebt. Die Pflichten der Gesellschaft werden ihm seine Zeit stehlen, und die Zeit ist das einzige Kapital der Menschen, deren ganzes Vermögen in ihrem Geist besteht; er liebt zu glänzen, die Welt wird seine Begierden reizen, keine Summe wird groß genug für sie sein, er wird Geld ausgeben und keins verdienen; schließlich haben Sie ihn daran gewöhnt, sich für einen großen Mann zu halten; aber die Welt verlangt weithin sichtbare Erfolge, ehe sie Größe irgendeiner Art anerkennt. Die literarischen Erfolge nun werden nur in der Einsamkeit und in schwerer Arbeit errungen. Was wird Frau von Bargeton Ihrem Bruder zum Ersatz für so viele Tage geben, die er zu ihren Füßen liegt? Lucien ist zu stolz, um von ihr etwas anzunehmen, und wir wissen, er ist noch zu arm, um dauernd in dieser Gesellschaft zu leben, die in zwiefachem Sinne kostspielig ist. Früher oder später wird diese Frau unsern lieben Bruder verlassen, nachdem sie ihm die Lust zur Arbeit genommen hat, nachdem sie in ihm den Hang zum Luxus, die Verachtung unseres schlichten Lebens, die Genußsucht, seinen Hang zum Nichtstun, diese Gefahr aller Dichter, ausgebildet hat. Ja fürwahr, ich zittere, daß diese große Dame sich mit Lucien nur wie mit einem Spielball ein Vergnügen macht: entweder liebt sie ihn aufrichtig und bringt ihn dazu, daß er alles vergißt, oder sie liebt ihn nicht und macht ihn unglücklich, denn er ist wahnsinnig in sie verliebt." „Mir wird wie Eis im Herzen, wenn Sie so reden," sagte Eva und blieb am Wehr der Charente stehen. „Aber solange meine Mutter die Kraft hat, ihrem schweren Beruf nachzugehen, und solange ich lebe, wird der Ertrag unserer Arbeit vielleicht für die Ausgaben Luciens genügen, und es ihm möglich machen, den Augenblick abzuwarten, wo sein Glück beginnt. Mir wird der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mut nicht ausgehen, denn der Gedanke, daß ich für einen geliebten Menschen arbeite," fuhr Eva lebhafter fort, „nimmt der Arbeit alle Bitterkeit und alles, was sie sonst wohl ermüdend macht. Ich bin glücklich, wenn ich daran denke, für wen ich mir so viel Mühe mache, wenn es überhaupt Mühe ist. Ja, fürchten Sie nichts, wir werden genug Geld verdienen, damit Lucien in die große Welt gehen kann. Dort ist für ihn sein Glück." „Und sein Verderben dazu," erwiderte David. „Hören Sie mich, liebe Eva. Die langsame Ausführung der Werke des Geistes erfordert die Verfügung über ein beträchtliches Vermögen oder den erhabenen Zynismus eines Lebens in Arbeit. Glauben Sie mir! Lucien hat einen solchen Abscheu vor den Entbehrungen des Elends, er hat den Duft der Gelage, den Weihrauch des Erfolgs schon so genossen, seine Eigenliebe ist in dem Boudoir der Frau von Bargeton so gewachsen, daß er eher alles versuchen wird, als jetzt noch Schiffbruch zu leiden; und die Erträge Ihrer Arbeit werden für seine Bedürfnisse nie genug sein." „Sie sind also nur ein falscher Freund!" rief Eva in Verzweiflung; „sonst würden Sie uns nicht so entmutigen." „Eva! Eva!" antwortete David, „ich wollte, ich wäre der Bruder Luciens. Sie allein können mir diesen Namen geben, der es ihm erlaubt, alles von mir anzunehmen, und der mir das Recht gäbe, mich ihm mit der heiligen Liebe zu widmen, die Sie in Ihre Opfertaten legen, aber doch dabei die kühle Ruhe der Überlegung zu bewahren. Eva, teures, geliebtes Kind, sorgen Sie dafür, daß Lucien einen Schatz hat, aus dem er schöpfen kann, ohne sich zu schämen! Wird die Börse eines Bruders nicht so gut wie seine eigene sein? Wenn Sie alle Gedanken kennten, zu denen die neue Lage Luciens mich gebracht hat! Wenn er zu Frau von Bargeton gehen will, darf der arme Junge nicht mehr mein Faktor sein, er darf nicht mehr in Houmeau wohnen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sie dürfen nicht mehr Arbeiterin bleiben, Ihre Mutter darf ihrem Beruf nicht mehr nachgehen. Wenn Sie einwilligen, meine Frau zu werden, dann wird alles gehen: Lucien kann bei mir im ersten Stock wohnen, während ich für ihn über dem Schuppen im Hofe ein Gelaß baue, wenn nicht mein Vater einen zweiten Stock errichten will. Wir würden ihm so ein sorgenloses Leben, ein Leben der Unabhängigkeit schaffen. Mein Verlangen, Lucien zu helfen, wird mir zur Erringung eines Vermögens neuen Mut geben, den ich nicht hätte, wenn es sich nur um mich handelte; aber von Ihnen hängt es ab, mir das Recht zu all diesen Opfern zu geben. Vielleicht geht er eines Tages nach Paris, wo der einzige Schauplatz ist, auf dem er sich zeigen kann, auf dem seine Talente gewürdigt und belohnt werden. Das Pariser Leben ist teuer und wir drei werden nicht zuviel sein, um ihn dort über Wasser zu halten. Und brauchen nicht überdies Sie und Ihre Mutter einen Beistand! Teure Eva, heiraten Sie mich aus Liebe für Lucien. Vielleicht lieben Sie mich später, wenn Sie die Anstrengungen sehen, die ich mache, um ihm zu dienen und Sie glücklich zu machen. Wir sind alle beide bescheiden in unsern Ansprüchen ans Leben, wir brauchen nicht viel; das Glück Luciens wird der Angelpunkt unseres Daseins sein und sein Herz der Schatz, dem wir Glück, Gefühl und Sinn weihen, dem wir alles weihen!" „Das Herkommen trennt uns," sagte Eva, die voller Erregung war beim Anblick dieser großen Liebe, die sich klein machte. „Sie sind reich und ich bin arm. Man muß sehr lieben, um über eine solche Schranke hinwegzukommen." „Sie lieben mich also noch nicht genug," rief David wie außer sich. „Aber Ihr Vater würde vielleicht Einspruch erheben ..." „Dann ist's gut," antwortete David; „wenn nur mein Vater im Wege steht, werden Sie meine Frau. Eva, teure Eva, jetzt in diesem Augenblick

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

machen Sie mir das Leben wieder leicht zu tragen. Ach, mir war das Herz sehr schwer von Gefühlen, die ich gar nicht ausdrücken konnte. Sagen Sie mir nur, daß Sie mich ein bißchen lieben, dann finde ich schon den Mut, Ihnen alles zu sagen." „In Wahrheit," sagte sie, „Sie machen mich ganz beschämt; aber da wir uns unsere Gefühle anvertrauen, muß ich Ihnen sagen, daß ich nie im Leben an einen andern gedacht habe, als an Sie. Ich habe in Ihnen einen der Männer gesehen, auf die die Frau, die ihnen angehört, stolz sein kann, und ich hätte für mich, eine arme Arbeiterin ohne Aussichten, nie solch ein großes Los erhofft." „Genug, genug," sagte er und setzte sich auf das Geländer des Wehrs, zu dem sie zurückgekehrt waren, denn sie gingen wie Narren immer auf derselben Stelle hin und her. „Was haben Sie?" fragte sie und legte zum erstenmal in den Ton ihrer Worte die anmutige Sorge, die die Frauen für einen Menschen an den Tag legen, der der ihre ist. „Nur Gutes," antwortete er. „Wenn der Geist ein ganzes Leben voller Glück vor sich liegen sieht, ist er wie geblendet und die Seele ist wie bedrückt. Warum bin ich der glücklichste Mensch?" fragte er fast melancholisch. „Aber ich weiß warum."

Eva sah David mit koketter und zweifelnder Miene an, die von ihm eine Erklärung verlangte.

„Teure Eva, ich empfange mehr als ich gebe. Und ich liebe Sie immer mehr, als Sie mich, weil ich mehr Grund habe, Sie zu lieben: Sie sind ein Engel und ich bin ein Mensch." „Ich kann mich nicht so gut ausdrücken," antwortete Eva lächelnd. „Ich liebe Sie recht sehr ..." „Ebensosehr wie Lucien?" unterbrach er sie. „Genug, um Ihre Frau zu sein, um mich Ihnen zu weihen und zu versuchen, Ihnen keinen Kummer in dem Leben zu machen, das wir zusammen führen werden und das im Anfang recht schwierig sein wird." „Haben Sie bemerkt, teure

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eva, daß ich Sie vom ersten Tag an, wo ich Sie sah, geliebt habe?" „Was wäre das für eine Frau, die nicht weiß, wenn sie geliebt wird?" fragte sie. „Lassen Sie mich also die Bedenken, die Ihnen mein angebliches Vermögen macht, zerstreuen. Ich bin arm, liebe Eva. Jawohl, es hat meinem Vater beliebt, mich zu ruinieren; er hat auf meine Arbeit spekuliert; er hat es gemacht wie viele sogenannte Wohltäter mit ihren Schuldnern. Wenn ich reich werde, wird es für Sie sein. Das ist nicht das Wort eines Liebenden, sondern eine Überlegung des Denkenden. Ich muß Sie in meine Fehler einweihen, die für einen Menschen, der die Verpflichtung hat, vermögend zu werden, sehr groß sind. Mein Charakter, meine Gewohnheiten, die Beschäftigungen, die mir zusagen, machen mich ungeeignet zu allem, was Handel und Spekulation heißt; dabei können wir doch nur durch irgendeinen industriellen Betrieb reich werden. Wenn ich imstande bin, eine Goldmine zu entdecken, so bin ich seltsam ungeschickt darin, sie auszubeuten. Sie aber, die aus Liebe zu Ihrem Bruder sich zu den kleinsten Verrichtungen herabgelassen haben, die das Talent der Sparsamkeit, die geduldige Aufmerksamkeit des wahren Kaufmanns haben, Sie werden die Ernte heimbringen, die ich säen werde. Unsere Lage, denn seit langem fühle ich mich zu Ihrer Familie gehörig, bedrückt mir so sehr das Herz, daß ich Tage und Nächte darauf verwandt habe, eine Möglichkeit ausfindig zu machen, zu Vermögen zu kommen. Meine Kenntnisse in der Chemie und die Beobachtung der Bedürfnisse des Handels haben mich auf den Weg zu einer sehr aussichtsreichen Erfindung geführt. Ich kann Ihnen noch nichts davon sagen, ich sehe zu viele Schwierigkeiten voraus. Wir werden vielleicht ein paar Jahre des Elends haben; aber ich werde schließlich das industrielle Verfahren entdecken, hinter dem nicht ich allein her bin, und das uns, wenn ich zuerst darauf komme,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ein großes Vermögen verschafft. Ich habe zu Lucien nichts gesagt, denn sein heftiger Charakter würde alles verderben; er würde meine Hoffnungen zu Wirklichkeiten münzen, würde in großem Stil leben und sich vielleicht in Schulden stürzen. Bewahren Sie also mein Geheimnis. Ihre liebe, süße Gesellschaft wird mich während dieser langen Zeit der Prüfungen allein trösten können, wie das Verlangen, Sie reich zu machen, Sie und Lucien, mir Beständigkeit und Hartnäckigkeit geben wird ...“ „Ich habe mir auch gedacht,“ unterbrach ihn Eva, „daß Sie, wie mein armer Vater, einer der Erfinder sind, die eine Frau brauchen, die für Sie sorgt.“ „Sie lieben mich also? O, sagen Sie es mir ohne Furcht, sagen Sie es mir, der ich schon in Ihrem Namen ein Symbol Ihrer Liebe gefunden habe. Eva war die einzige Frau auf der Welt, und was für Adam wörtlich wahr gewesen ist, trifft moralisch für mich zu. O Gott! Lieben Sie mich?“ „Ja,“ sagte sie und dehnte diese kurze Silbe so, wie sie sie aussprach, als ob sie damit die Größe ihres Gefühls zum Ausdruck bringen wollte. „Setzen wir uns hier hin,“ sagte er und führte Eva an der Hand zu einem langen Balken, der bei den Rädern einer Papiermühle lag. „Lassen Sie mich die Abendluft atmen, das Quaken der Frösche hören, die Strahlen des Mondes sehen, die im Wasser zittern, lassen Sie mich diese Natur in mich aufnehmen, wo ich in allen Dingen mein Glück lese, die mir zum erstenmal in ihrem Glanze erscheint, erhellt von der Liebe, von Ihnen verschönt. Eva, Geliebte, das ist der erste Augenblick ungemischter Freude, den das Schicksal mir schenkt! Ich glaube nicht, daß Lucien so glücklich ist, wie ich es bin.“

David ließ auf die feuchte, zitternde Hand Evas, die er in der seinen hielt, eine Träne fallen.

„Darf ich das Geheimnis nicht wissen?“ fragte Eva mit schmeichelnder Stimme. „Sie haben ein Anrecht darauf,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

denn Ihr Vater hat sich mit der Frage beschäftigt, die von großer Bedeutung werden wird. Hören Sie den Zusammenhang. Der Sturz des Kaiserreichs wird den Gebrauch baumwollener Stoffe fast allgemein machen, weil dieser Stoff im Vergleich zur Leinwand sehr billig ist. Bis jetzt ist das Papier aus Lumpen, die aus Hanf und Flachs gewebt sind, hergestellt worden; aber diese Bestandteile sind teuer, und der hohe Preis verzögert den großen Aufschwung, den die französische Presse notwendig nehmen muß. Nun läßt sich das zur Verfügung stehende Quantum Lumpen nicht steigern. Die Lumpen sind das Ergebnis des Verbrauchs an Leinwand, und die Bevölkerung eines Landes liefert davon nur eine bestimmte Menge. Diese Menge kann nur anwachsen durch eine Bevölkerungszunahme. Um eine merkbare Veränderung seiner Bevölkerung zu erwirken, braucht ein Land ein Vierteljahrhundert und große Revolutionen in den Sitten, im Handel oder in der Landwirtschaft. Wenn also die Bedürfnisse der Papierfabrikation das Quantum Lumpen, das Frankreich produziert, übersteigen, sagen wir ums Doppelte oder ums Dreifache, so muß man, wenn der Papierpreis niedrig bleiben soll, in die Papierfabrikation zu den Lumpen hinzu einen neuen Faktor einführen. Diese Beweisführung beruht auf einer Tatsache, die hier bei uns vor sich geht. Die Papiermühlen von Angoulême, die letzten, in denen Papiere aus leinenen Lumpen hergestellt werden, müssen erleben, wie die Baumwolle in erschreckend steigendem Maße ins Zeug eindringen wird."

Auf eine Frage der jungen Arbeiterin, die nicht wußte, was dieses Wort ‚Zeug' bedeuten sollte, gab ihr David Aufklärungen über die Papierfabrikation, die in einem Werke, dessen stoffliche Existenz dem Papier und der Presse zu verdanken ist, nicht unangebracht sind; aber diese lange Parenthese in einem Gespräch zwischen einem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Liebenden und einer Geliebten gewinnt ohne Zweifel, wenn sie hier abgekürzt wird.

Das Papier, ein Produkt, das nicht weniger wunderbar ist als das Druckverfahren, dem es zur Grundlage dient, existierte seit langem in China, als es durch die unterirdischen Kanäle des Handels nach Kleinasien gelangte, wo man nach einigen Überlieferungen um das Jahr 750 ein Papier benutzte, das aus kleingebrochener und zu Brei gemachter Baumwolle hergestellt war. Die Notwendigkeit, einen Ersatz für das Pergament zu finden, dessen Preis außerordentlich hoch war, führte durch eine Nachahmung des Bombyxpapiers — so nannte man das orientalische Baumwollpapier — zur Erfindung des Lumpenpapiers, und zwar wurde diese Erfindung nach einer Nachricht im Jahre 1170 in Basel von griechischen Flüchtlingen gemacht, nach einer andern Nachricht im Jahre 1310 in Padua von einem Italiener namens Pax. So vervollkommnete sich das Papier langsam und ohne daß wir viel davon wissen; aber es ist sicher, daß man schon unter Karl VI. in Paris den Papierbrei (das sogenannte ‚Zeug') für Kartenspiele herstellte. Als die unsterblichen Fust, Coster und Gutenberg die Buchdruckerkunst erfunden hatten, paßten Handwerker, die, wie so viele Künstler dieser Epoche, unbekannt blieben, die Papierfabrikation den Bedürfnissen des Buchdruckers an. In diesem so kräftigen, naiven fünfzehnten Jahrhundert trugen die Namen der verschiedenen Papierformate, ebenso wie die Namen, die man den Schriftgattungen gab, den naiven Stempel der Zeit. So bekamen das Traubenpapier, das Jesuspapier, das Kolombierpapier, das Topfpapier, das Schildpapier, das Muschelpapier, das Kronenpapier ihre Namen von der Traube, vom Bild des Heilands, vom Topf, vom Schild, kurz von dem Wasserzeichen in der Mitte des Bogens, wie man später unter Napoleon einen Adler als Wasser-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zeichen benutzte, woher das Papier in großem Landkartenformat grand aigle (großer Adler) genannt wird. Ebenso nannte man die Schriftgattungen Cicero, Augustin, gros canon (großen Kanon) nach liturgischen Büchern, theologischen Werken und den Abhandlungen Ciceros, zu denen diese Schriften zum erstenmal verwendet wurden. Was man in Frankreich Italique nennt (die Kursivschrift), wurde von den Aldi in Venedig erfunden: daher der Name. Vor der Erfindung des mechanisch hergestellten Papiers, dessen Länge ohne Grenzen ist, waren die größten Formate grand jésus und grand colombier; und dieses letzte diente kaum zu etwas anderem, als zu Atlanten und Stichen. In der Tat waren die Dimensionen des Druckpapiers von dem Umfang der Presseplatte abhängig. Zu der Zeit, wo David sprach, wäre die Existenz des fortlaufenden Papiers in Frankreich als Schimäre erschienen, obwohl schon Denis Robert d'Essonne gegen 1799 zu seiner Herstellung eine Maschine erfunden hatte, die später Didot-Saint-Léger zu verbessern versuchte. Das Velinpapier, das Ambroise Didot erfunden hat, stammt erst aus dem Jahre 1780. Dieser rasche Überblick zeigt unwidersprechlich, daß alle großen Errungenschaften der Industrie und der Kenntnisse mit außerordentlicher Langsamkeit und durch unmerkliche Häufungen genau wie ein geologischer oder sonst ein Naturprozeß vor sich gegangen sind. Um zu ihrer Vollkommenheit zu gelangen, hat die Schrift — vielleicht auch die Sprache — dieselben Tastversuche machen müssen wie die Buchdruckerkunst und die Papierfabrikation.

„Lumpensammler suchen in ganz Europa die Lumpen, die alte Leinwand zusammen und kaufen die Überbleibsel jeder Art von Geweben," sagte der Buchdrucker zum Schluß seiner Auseinandersetzung. „Diese Überbleibsel, die je nach dem Gewebe sortiert werden, werden bei den Lumpenhändlern en gros aufgestapelt, und diese versorgen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Papiermühlen. Um Ihnen einen Begriff von diesem Handel zu geben, will ich Ihnen sagen, daß im Jahre 1814 der Bankier Cardon, der Eigentümer der Bütten von Buges und Langlée, wo Léorier de l'Isle schon 1776 sich an der Lösung des Problems versuchte, mit dem sich Ihr Vater beschäftigte, einen Prozeß mit einem gewissen Proust hatte, weil sich in seine Rechnung über zehn Millionen Pfund gelieferte Lumpen ein Gewichtsirrtum von zwei Millionen eingeschlichen hatte; es handelt sich in diesem Prozeß um Beträge von annähernd vier Millionen Franken. Der Fabrikant wäscht seine Lumpen und verwandelt sie in einen klaren Brei, der, genau wie eine Köchin ihre Sauce durch ein Sieb gehen läßt, durch einen eisernen Rahmen, der die ‚Form' genannt wird, durchgetrieben wird, welcher innen aus einem Metall besteht, in dessen Mitte sich die Zeichenlettern befinden, die dem Papier den Namen mitgeben. Von der Größe dieser Form hängt nun also die Papiergröße ab. In der Zeit, wo ich bei Didot war, beschäftigte man sich schon mit dieser Frage, und man beschäftigt sich noch damit, denn die Verbesserung, die Ihr Vater gesucht hat, ist eine der gebieterischen Notwendigkeiten unserer Zeit. Hören Sie die Gründe. Obgleich die Dauerhaftigkeit des Leinenfadens im Vergleich mit der Baumwolle schließlich die Leinwand billiger macht, geben die Armen, da es sich für sie immer darum handelt, ob sie ihrer Tasche eine bestimmte Summe entnehmen können, lieber weniger als mehr aus und erleiden auf Grund des Vae victis! enorme Verluste. Die Bürgerklasse verfährt genau so wie der Arme. Daher wird die Leinwand immer seltener. In England, wo die Baumwolle bei vier Fünfteln der Bevölkerung die Leinwand verdrängt hat, fabriziert man schon nur noch Papier aus Baumwolle. Dieses Papier, das zunächst den Nachteil hat, daß es leicht brüchig wird und reißt, löst sich so schnell im Wasser auf, daß ein Buch aus Baumwollpapier

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nur eine Viertelstunde darin bleiben müßte, um zu Brei zu werden, während ein altes Buch noch nicht ruiniert wäre, wenn es zwei Stunden darin bliebe. Man ließe das alte Buch trocknen, und obwohl es vergilbt und verwischt wäre, könnte man den Text noch lesen, und das Werk wäre nicht zerstört. Wir nähern uns einer Zeit, wo die Vermögen sich ausgleichen und also kleiner werden, wo alle ärmer werden; wir werden billiger Wäsche und billiger Bücher bedürfen, wie man anfängt, kleine Bilder haben zu wollen, weil man keinen Raum mehr hat, um die großen zu hängen. Die Hemden und die Bücher werden nicht mehr von Dauer sein, das ist alles. Die Solidität der Erzeugnisse verschwindet allenthalben. So ist also das Problem, das zu lösen steht, von der größten Bedeutung für die Literatur, die Wissenschaften und die Politik. Es gab also eines Tages in meinem Arbeitszimmer eine lebhafte Diskussion über die Bestandteile, die man in China zur Herstellung des Papiers verwendet. Dort hat, dank den Rohstoffen, die Papierfabrikation von Anfang an eine Vollendung erreicht, die wir bei uns nicht kennen. Man beschäftigte sich damals viel mit dem Chinapapier, das durch seine Leichtigkeit und Reinheit dem unsern sehr überlegen ist, denn diese wertvollen Eigenschaften benehmen ihm nicht die Festigkeit, und so dünn es auch ist, scheint es in keiner Weise durch. Ein sehr kenntnisreicher Korrektor — in Paris trifft man unter den Korrektoren Gelehrte: Fourier und Pierre Leroux sind in diesem Augenblick Korrektoren bei Lachevardière! ... — also, der Graf von St.-Simon, der im Augenblick Korrektor war, trat während dieser Diskussion zu uns. Er sagte uns, daß nach Kempfer und du Halde die Brussonatia den Chinesen den Stoff zu ihrem Papier lieferte, das, wie das unsere übrigens auch, ganz pflanzlicher Herkunft sei. Ein anderer Korrektor behauptete, das Chinapapier werde hauptsächlich aus einem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tierischen Stoff, nämlich der Seide, hergestellt, die es in China so im Überfluß gibt. Es wurde in meiner Anwesenheit eine Wette abgeschlossen. Da die Firma Didot der Drucker des Instituts ist, war es natürlich, daß die Debatte Mitgliedern dieser gelehrten Versammlung zur Entscheidung vorgelegt wurde. Herr Marcel, der frühere Direktor der kaiserlichen Druckerei, wurde zum Schiedsrichter ernannt und verwies die beiden Korrektoren an den Abbé Grozier, den Bibliothekar am Arsenal. Nach dem Urteil des Abbé Grozier verloren die Korrektoren alle beide ihre Wette. Das Chinapapier wird weder aus Seide noch aus der Brussonatia hergestellt; sein Brei entstammt den zerriebenen Fasern des Bambus. Der Abbé Grozier besaß ein chinesisches Buch, ein zugleich ikonographisches und technologisches Werk, in dem sich zahlreiche Abbildungen befanden, die die Herstellung des Papiers in allen ihren Phasen darstellten, und er zeigte uns eine Wiedergabe von Bambusschäften, wie sie haufenweise in der Ecke einer Papierwerkstatt lagen, die vortrefflich gezeichnet war. Als Lucien mir sagte, Ihr Vater hätte vermöge einer Art Intuition, wie sie den begabten Menschen eigen ist, von einem Mittel eine Ahnung gehabt, wie man die Wäschereste durch einen überaus verbreiteten pflanzlichen Stoff ersetzen könnte, der unmittelbar der Bodenproduktion entnommen werden könnte, wie es die Chinesen machen, wenn sie sich faserhaltiger Stämme bedienen, da habe ich alle Versuche, die meine Vorgänger angestellt hatten, zusammengestellt und mich endlich daran gemacht, die Frage zu studieren. Der Bambus ist eine Art Schilfrohr: naturgemäß dachte ich an die Schilfrohre unseres Landes. Die Handarbeit spielt in China keine Rolle, ein Tag kostet dort drei Sous: daher können die Chinesen ihr Papier, wenn es aus der Form kommt, Bogen für Bogen zwischen heiße Tafeln aus weißem Prozellan bringen, mittels deren sie es

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

pressen und ihm den Glanz, die Leichtigkeit, die Festigkeit, die Seidenglätte geben, die es zum ersten Papier der Welt machen. Nun also gilt es, das chinesische Verfahren durch eine Maschine zu ersetzen. Durch Maschinen gelingt es, das Problem der Billigkeit zu lösen, die in China durch den niedrigen Preis seiner Handarbeit erreicht wird. Wenn es uns gelänge, zu niedrigem Preis Papier von einer ähnlichen Qualität wie das Chinapapier herzustellen, dann verringerten wir das Gewicht und die Dicke der Bücher um mehr als die Hälfte. Ein gebundener Voltaire, der auf unsern Velinpapieren zweieinhalb Zentner wiegt, würde auf Chinapapier kaum einen halben wiegen. Und das wäre sicher eine große Errungenschaft. Die Raumfrage wird sicher in einer Epoche, wo die allgemeine Verkleinerung der Dinge und der Menschen sich auf alles, auch auf ihre Wohnungen erstreckt, für die Bibliotheken immer schwerer zu lösen sein. In Paris werden die großen Paläste, die großen Wohnungen früher oder später eingerissen; es gibt bald keine Vermögen mehr, die mit den Bauten unserer Väter in Einklang stehen. Welche Schande für unsere Zeit, daß sie Bücher herstellt, die nicht von Dauer sind! Noch zehn Jahre und das holländische Papier, d. h. das aus leinenen Lumpen hergestellte, wird völlig unmöglich sein. Nun also. Ihr Bruder hat mir die Idee mitgeteilt, die Ihr Vater gehabt hat, gewisse faserhaltige Pflanzen für die Herstellung des Papiers zu verwenden; Sie sehen, wenn ich durchdringe, haben Sie Anspruch auf ..."

In diesem Augenblick trat Lucien auf seine Schwester zu und unterbrach David mitten in seinem edelmütigen Anerbieten.

„Ich weiß nicht," sagte er, „ob ihr diesen Abend schön gefunden habt, für mich war er grausam." „Armer Lucien, was ist dir denn zugestoßen?" fragte Eva und blickte auf das erregte Gesicht ihres Bruders.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der zornige Dichter erzählte alles, was er ausgestanden hatte, und warf die flutenden Gedanken, die ihn bestürmten, auf die Herzen der Freunde. Eva und David hörten Lucien schweigend zu. Traurig ließen sie diesen Strom von Schmerzen vorüberziehen, der so viel Größe und so viel Kleinheit mit sich führte.

„Herr von Bargeton", sagte Lucien, als er fertig war, „ist ein alter Mann, der ohne Frage bald irgendeiner Verdauungsstörung erliegt; alsdann werde ich diese stolze Welt beherrschen; dann heirate ich Frau von Bargeton! Ich habe heute abend in ihren Augen eine Liebe gelesen, die nicht hinter meiner zurückbleibt. Sie hat meine Wunden mitempfunden, sie hat meine Qualen besänftigt; sie ist so groß und edel, wie sie schön und anmutig ist! Nein, sie wird mich niemals verraten!" „Ist es nicht Zeit, ihm eine ruhige Existenz zu schaffen?" fragte David leise seine Eva.

Eva drückte schweigend Davids Arm, der verstand, was sie meinte und sich beeilte, Lucien die Pläne zu erzählen, die er geschmiedet hatte. Die beiden Liebenden waren ebenso mit sich selber beschäftigt, wie es Lucien war, so kam es, daß Eva und David, die recht schnell die Zustimmung zu ihrem neuen Glücke wollten, die Bewegung der Überraschung gar nicht bemerkten, die der Liebhaber der Frau von Bargeton unwillkürlich machte, als er von der beabsichtigten Verehelichung seiner Schwester und Davids hörte. Lucien, der davon geträumt hatte, er würde seiner Schwester einen vornehmen Gatten verschaffen, wenn er in die Höhe gekommen wäre, um seinen Ehrgeiz mit dem Interesse zu stützen, das eine mächtige Familie ihm brächte, war betäubt, für seine Erfolge in der Welt in diesem Bunde ein neues Hindernis zu finden.

‚Frau von Bargeton kann einwilligen, Frau von Rubempré zu werden, aber niemals wird sie die Schwägerin David Séchards sein wollen!'

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dieser Satz ist die genaue und kurze Formel für die Gedanken, die das Herz Luciens folterten.

‚Louise hat recht, die Menschen, die Zukunft in sich tragen, werden niemals von ihrer Familie verstanden,' dachte er bitter.

Wenn dieser Bund ihm in einem Augenblick mitgeteilt worden wäre, wo er nicht gerade in der Phantasie damit beschäftigt gewesen wäre, Herrn von Bargeton umzubringen, hätte er ohne Frage seine lebhafteste Freude bezeigt. Er hätte an seine gegenwärtige Lage gedacht, hätte das Los eines Mädchens in Betracht gezogen, das schön und vermögenlos war, das Los Eva Chardons, und hätte diese Ehe für ein unerhofftes Glück gehalten. Aber er weilte in einem der goldenen Träume, in denen die Jünglinge das Pferd besteigen, das den Namen ‚Wenn' führt, und mit ihm über alle Schranken reiten. Eben hatte er sich gesehen, wie er der Beherrscher der Gesellschaft war; es war schmerzlich für den Dichter, so schnell in die Wirklichkeit zu fallen. Eva und David dachten, ihr Bruder wäre von so viel Edelmut erschüttert und schwiege darum. Für diese beiden schönen Seelen bewies eine schweigende Zustimmung die wahre Freundschaft. Der Buchdrucker fing an, mit sanfter und herzlicher Beredsamkeit das Glück auszumalen, das sie alle vier erwartete. Ohne sich von den Zwischenrufen Evas stören zu lassen, richtete er seinen ersten Stock mit der Verschwendung eines Liebenden ein; er baute mit gläubiger Zuversicht das zweite Stockwerk für Lucien und das Geschoß über dem Schuppen für Frau Chardon, gegen die er alle liebevolle Sorgfalt kindlicher Beflissenheit üben wollte. Kurz, er machte die Familie so glücklich und seinen Bruder so unabhängig, daß Lucien von Davids Stimme und dem schmeichelnden Wesen Evas bezaubert wurde, und im Dunkel der Bäume auf dem Weg an der ruhig fließenden und schimmernden Charente

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unter dem Sternengewölbe und in der lauen Nachtluft die schmerzhafte Dornenkrone vergaß, die die Gesellschaft ihm aufs Haupt gesetzt hatte. Herr von Rubempré erkannte endlich David. Die Beweglichkeit seines Wesens führte ihn bald wieder in das reine, arbeitsame und bürgerliche Leben, das er geführt hatte; er sah es verschönt und sorgenlos. Der Lärm der aristokratischen Welt entrückte ihm mehr und mehr. Endlich als er das Pflaster von Houmeau betreten hatte, drückte unser Ehrgeiziger die Hand seines Bruders und gab dem Bunde der glücklichen Liebenden seine Zustimmung.

„Vorausgesetzt, daß dein Vater nicht gegen diese Ehe ist!" sagte er zu David. „Du weißt, wie wenig er sich um mich kümmert! Der alte Herr lebt für sich; aber ich will ihn morgen in Marsac besuchen, und wenn es nur wäre, um ihn dazu zu bringen, daß er den Umbau macht, den wir brauchen."

David begleitete den Bruder und die Schwester zu Frau Chardon, die er mit der Eile eines Mannes, der kein Zögern kennen will, um die Hand Evas bat. Die Mutter nahm die Hand ihrer Tochter, legte sie freudig in die Davids, und der Liebende faßte Mut und küßte seine schöne Verlobte, die ihm errötend zulächelte, auf die Stirn.

„So sehen die Verlobungen der Armen aus," sagte die Mutter und hob die Augen zum Himmel, wie um den Segen Gottes zu erflehen. — „Du hast Mut, mein Sohn," sagte sie zu David, „denn wir sind im Elend und ich fürchte, daß es ansteckend ist." „Wir werden reich und glücklich sein," sagte David ernst. „Zunächst werden Sie Ihren Beruf als Krankenpflegerin aufgeben und mit Ihrer Tochter und Lucien in Angoulême wohnen."

Die drei Kinder beeilten sich nun, ihrer erstaunten Mutter ihren reizenden Plan zu erzählen, und sie überließen sich einer dieser begeisterten Familienplaudereien, wo man im

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

voraus alle Ernten heimbringt und alle Freuden vorwegnimmt. David mußte vor die Tür gesetzt werden; er hätte gewünscht, dieser Abend nähme kein Ende. Es schlug ein Uhr, als Lucien seinen künftigen Schwager bis zum Palet-Tor zurückgeleitete. Der wackere Postel, der über diese ungewöhnliche Lebhaftigkeit unruhig wurde, stand hinter seiner Jalousie; er hatte das Fenster geöffnet und sagte bei sich selbst, als er zu dieser Stunde bei Eva Licht sah:

‚Was ist denn bei Chardons los?' — „Junge," rief er, als er Lucien zurückkehren sah, „was ist denn mit euch? Braucht ihr mich vielleicht?" „Nein," antwortete der Dichter; „aber da Sie unser Freund sind, kann ich Ihnen die Sache sagen: meine Mutter hat David Séchard die Hand meiner Schwester versprochen."

Statt jeder Antwort schloß Postel heftig sein Fenster. Er war verzweifelt, daß er nicht um Fräulein Chardon angehalten hatte.

David kehrte nicht nach Angoulême zurück. Er schlug die Straße nach Marsac ein. Er schlenderte langsam zu seinem Vater und erreichte den Weinberg, der an das Haus grenzte, in dem Augenblick, wo die Sonne aufging. Unser Liebender bemerkte unter einem Mandelbaum den Kopf des alten Bären, der über einer Hecke zu sehen war.

„Guten Morgen! Vater," sagte David zu ihm. „Was! du bist das, mein Junge? Wie kommst du zu dieser Stunde auf die Landstraße? Tritt hier ein," sagte der Winzer und wies seinem Sohn eine kleine Gittertür. „Meine Reben haben alle abgeblüht, keine hat Frost abbekommen! Es gibt dies Jahr mehr als zwanzig Ohm auf den Morgen. Aber wie das auch gedüngt ist!" „Vater, ich muß mit dir von einer wichtigen Sache sprechen." „Nun, was machen unsere Pressen? Du mußt klotziges Geld verdienen." „Ich werde es verdienen, Vater, aber gegenwärtig bin ich nicht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

reich.“ „Sie tadeln mich hier alle, daß ich so viel dünge,“ entgegnete der Vater. „Die Bourgeois, d. h. der Herr Marquis, der Herr Graf, der Herr Soundso behaupten, ich nähme dem Wein die Qualität. Nun hör mal zu! Diese Herren ernten sieben, manchmal auch acht Stück Fässer auf den Morgen und verkaufen sie zu sechzig Franken das Stück, das macht also in den guten Jahren höchstens vierhundert Franken auf den Morgen. Ich gewinne zwanzig Stück und verkaufe sie zu dreißig Franken, in Summa sechshundert Franken. Wo sind nun die Dummköpfe? Die Qualität! die Qualität! Was liegt mir an der Qualität! Die können sie meinetwegen für sich behalten, ihre Qualität, die Herren Grafen! Für mich sind die Taler die Qualität. Was sagst du? . . .“ „Vater, ich verheirate mich. Ich wollte dich fragen . . .“ „Mich fragen? Was! Nicht im geringsten, mein Junge. Verheirate dich, ich stimme zu; aber geben kann ich dir nichts, ich habe keinen Heller. Die Gebühren haben mich ruiniert! Seit zwei Jahren habe ich Gebühren, Steuern, Auflagen aller Art zu zahlen; die Regierung nimmt alles. Der größte Teil des Vermögens wandert zur Regierung! Seit zwei Jahren haben die armen Winzer nichts verdient. Dieses Jahr läßt sich nicht übel an, aber meine verfluchten Ohmfässer kosten schon elf Franken das Stück. Die Ernte wird für den Böttcher sein. Warum willst du vor der Weinlese heiraten?“ „Vater, ich wollte nur um deine Zustimmung bitten.“ „Ah, das ist eine andere Sache! Ich bin nicht neugierig, aber wen heiratest du?“ „Ich heirate Fräulein Eva Chardon.“ „Was ist das für eine? Wovon lebt sie?“ „Sie ist die Tochter des verstorbenen Herrn Chardon, des Apothekers von Houmeau.“ „Du heiratest eine Tochter des Houmeau, du, ein Bürgersmann, du, der Buchdrucker des Königs in Angoulême? Das sind die Früchte der Erziehung! Darum läßt man seine Kinder studieren! So! Sie ist also sehr reich, mein Söhnchen?“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sagte der alte Winzer und trat mit schmeichelnden Mienen seinem Sohn näher; „denn wenn du eine Tochter des Houmeau heiratest, muß sie einen schönen Batzen haben! Schön! Du wirst mir meine Miete bezahlen. Weißt du, mein Junge, daß du nun zweieinviertel Jahr die Miete schuldig bist? Das macht zweitausendsiebenhundert Franken, die mir sehr gelegen kämen, um den Böttcher zu zahlen. Von jedem anderen, als meinem Sohn, hätte ich das Recht, Zinsen zu verlangen, denn schließlich, Geschäft ist Geschäft; aber ich erlasse sie dir. Nun also, was hat sie?" „Sie hat, was meine Mutter hatte."

Der alte Winzer wollte ausrufen: ‚Sie hat nur zehntausend Franken!' Aber er erinnerte sich, daß er seinem Sohn keine Rechnung gelegt hatte und rief:

„Sie hat nichts!" „Das Vermögen meiner Mutter war ihre Klugheit und ihre Schönheit." „Geh auf den Markt damit und sieh, was du dafür bekommst! Heiliges Donnerwetter! Was haben die Väter für ein Pech mit ihren Kindern! David, als ich mich verheiratet habe, war mein ganzes Vermögen eine papierene Zipfelmütze auf dem Kopf und meine beiden Arme; ich war ein armer Bär; aber mit der schönen Druckerei, die ich dir geschenkt habe, mit deiner Betriebsamkeit und deinen Kenntnissen mußt du eine Städterin heiraten, die dreißig-, vierzigtausend Franken hat. Steck deine Liebschaft auf, und ich will dich selber verheiraten! Wir haben eine Meile von hier eine Witwe von zweiunddreißig Jahren, eine Müllersfrau, die für hunderttausend Franken Land hat; das ist 'ne Sache für dich. Du kannst ihre Güter mit denen von Marsac verbinden, sie grenzen aneinander! Ach! Was für ein schönes Anwesen hätten wir und wie würde ich es verwalten! Man sagt, sie will sich mit Courtois, ihrem ersten Gesellen, verheiraten. Du bist noch mehr wert als er! Ich würde die Mühle führen, während sie in Angoulême die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dame spielen könnte." „Vater, ich bin verlobt ..." „David, du verstehst nichts vom Geschäft; ich sehe, du ruinierst dich. Jawohl, wenn du dich mit dieser Tochter des Houmeau verheiratest, werde ich streng auf deine Verpflichtungen sehen, ich werde verlangen, daß du mir meine Miete zahlst; denn mir ahnt nichts Gutes. O meine armen Pressen, meine Pressen! Was für ein Geld hat es gekostet, euch zu ölen, euch instand zu halten und euch laufen zu lassen. Nur ein gutes Jahr kann mich darüber trösten." „Vater, mir scheint, bis jetzt hab ich dir wenig Kummer gemacht ..." „Und sehr wenig Miete bezahlt," antwortete der Winzer. „Ich wollte dich außer deiner Zustimmung zu meiner Verehelichung bitten, mir den zweiten Stock des Hauses und über dem Schuppen noch ein Gelaß bauen zu lassen." „Prost die Mahlzeit, ich habe keinen Heller, du weißt es gut. Überdies wäre das gerade, als wollte ich das Geld ins Wasser werfen! Ah! Du stehst früh am Morgen auf, um Bauereien von mir zu verlangen, die einen König ruinieren könnten. Wenn man dich schon David genannt hat, habe ich doch nicht die Schätze des Königs Salomon. Du bist ja verrückt! Man hat mir das Kind in der Wiege vertauscht. Da sieh mal, was die für Trauben bringen wird!" unterbrach er sich, um David eine Rebe zu zeigen. „Das sind Kinder, die die Hoffnung ihrer Eltern nicht trügen: man gibt ihnen Dung und sie tragen. Aber dich habe ich aufs Lyzeum geschickt, enorme Summen habe ich zu deiner Ausbildung ausgegeben, ich schickte dich zu Didot, damit du alles lernst, und was ist das Ende vom Lied? Du bringst mir eine Schwiegertochter aus dem Houmeau, ohne einen Pfennig Mitgift! Hätte ich dich nicht studieren lassen, wärst du unter meinen Augen geblieben, dann führtest du dich nach meinem Wunsch auf und nähmest jetzt eine Müllerin mit hunderttausend Franken zur Frau, die Mühle

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht gerechnet. Ah! Dient dein Witz zu nichts weiter, als daß du glaubst, ich werde dich für deine schönen Gefühle belohnen und dir Paläste bauen? . . . Aber wird man nicht wahrhaftig sagen, das Haus, in dem du wohnst, hätte seit zweihundert Jahren nur Schweine beherbergt, und deine Tochter des Houmeau könnte sich dort nicht ins Bett legen. Ah, sieh mal an! Sie ist wohl die Königin Frankreichs?" „Schon gut, Vater, ich werde den zweiten Stock auf meine Kosten bauen, der Sohn wird den Vater bereichern. Das ist zwar die verkehrte Welt, aber es kommt manchmal vor." „Wie! mein Söhnchen, du hast Geld zum Bauen, und du hast keins, um die Miete zu bezahlen? Spitzbube! Du betrügst deinen Vater."

Diese Frage war schwer zu beantworten, und der Alte war entzückt, seinen Sohn in eine Verlegenheit zu bringen, die es ihm möglich machte, ihm nichts zu geben und doch dabei nicht unväterlich zu erscheinen. Daher konnte David von seinem Vater lediglich die einfache Zustimmung zu seiner Verehelichung und die Erlaubnis erlangen, auf seine eigenen Kosten in dem väterlichen Hause alle Umbauten vornehmen zu lassen, die ihm nötig schienen. Der alte Bär, dieses Muster eines konservativen Vaters, war so gnädig gegen seinen Sohn, daß er die Miete noch stundete und ihm nicht die Ersparnisse nahm, die er unklugerweise hatte sehen lassen. David kehrte traurig heim: er sah ein, daß er im Unglück nicht auf den Beistand seines Vaters rechnen konnte.

In ganz Angoulême war von nichts anderem die Rede, als von dem Wort des Bischofs und der Antwort der Frau von Bargeton. Die geringsten Vorfälle wurden so entstellt, übertrieben und ausgeschmückt, daß unser Dichter der Held des Tages wurde. Aus der obern Sphäre, in der dieses Unwetter des Klatsches und der Lästerungen tobte, fielen auch einige Tropfen für das Bürgertum ab. Als

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lucien durch Beaulieu ging, um Frau von Bargeton zu besuchen, merkte er die neidische Aufmerksamkeit, mit der ein paar junge Leute ihn betrachteten, und fing einige Sätze auf, die ihn stolz machten.

„Ein glücklicher junger Mann," sagte ein Anwaltsschreiber namens Petit-Claud, ein früherer Schulkamerad Luciens, der häßlich war, und dem gegenüber er gern eine gewisse Gönnermiene aufsetzte. „Ja gewiß, er ist hübsch, er hat Talent, und Frau von Bargeton ist verliebt in ihn," antwortete ein junger Herr, der bei der Vorlesung dabei gewesen war.

Er hatte ungeduldig die Stunde erwartet, zu der er Louise allein treffen konnte; er hatte den Wunsch, von dieser Frau, die die Richterin über all seine Schicksale geworden war, die Zustimmung zur Verheiratung seiner Schwester zu erlangen. Nach diesem Abend wäre Louise vielleicht zärtlicher, dachte er, und diese Zärtlichkeit könnte einen Augenblick des Glücks herbeiführen. Er hatte sich nicht getäuscht: Frau von Bargeton empfing ihn mit einem Gefühlsüberschwang, der diesem Neuling in der Liebe als eine ergreifende Steigerung ihrer Leidenschaft vorkam. Sie überließ ihre schönen goldenen Haare, ihre Hände, ihren Kopf den flammenden Küssen des Dichters, der am Abend vorher so viel hatte leiden müssen.

„Wenn du dein Gesicht gesehen hättest, während du lasest," sagte sie — denn sie waren am Abend vorher, damals als Louise auf dem Kanapee mit ihrer weißen Hand die Schweißtropfen weggewischt hatte, die im voraus Perlen auf die Stirn brachten, auf die sie eine Krone setzen wollte, dazu gelangt, ‚du' zueinander zu sagen — „es sprühten Funken aus deinen schönen Augen! Ich sah die goldenen Ketten aus deinem Munde hängen, die die Herzen an die Lippen des Dichters fesseln. Du wirst mir den ganzen Chénier vorlesen, er ist der Dichter der Liebenden. Du

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wirst nicht mehr leiden, ich will es nicht! Ja, mein Süßer, ich werde dir eine Oase schaffen, wo du dein ganzes Dichterdasein verbringen kannst, hintereinander tätig, schlaff, untätig, arbeitsam oder sinnend; aber vergiß nie, daß du deine Lorbeeren mir verdankst, daß das für mich die edle Entschädigung für die Leiden ist, die mir nicht erspart bleiben werden. Armer, teurer Freund, diese Welt wird mich so wenig schonen wie dich; sie rächt sich für alles Glück, an dem sie nicht teil hat. Jawohl, man wird immer auf mich eifersüchtig sein, hast du es nicht gestern gesehen; sind nicht diese blutgierigen Schmeißfliegen schnell genug herangeflogen, um sich in den Stichen vollzusaugen, die sie gemacht haben? Aber ich war glücklich, ich habe gelebt! Schon so lange waren nicht mehr alle Saiten meines Herzens widergetönt!"

Die Tränen flossen über Louisens Wangen; Lucien ergriff ihre Hand und drückte statt aller Antwort einen langen Kuß darauf. So wurde der Eitelkeit dieses Dichters von dieser Frau geschmeichelt, wie es seine Mutter, seine Schwester und David getan hatten. Alle Menschen seiner Umgebung fuhren fort, das nur in der Phantasie bestehende Postament zu erhöhen, auf dem er thronte. Von aller Welt, von seinen Freunden wie von der Wut seiner Feinde, in seinen ehrgeizigen Vorstellungen bestärkt, wandelte er in einer Luft dahin, die voll von Wahngebilden war. Die Phantasie junger Menschen ist naturgemäß so sehr der Mitschuldige dieser Lobeserhebungen und dieser Ideen, alles beeilt sich so sehr, einem schönen, zukunftsreichen jungen Menschen zu dienen, daß es mehr als einer bittern und erkältenden Lektion bedarf, um solches Blendwerk zu verscheuchen.

„Meine schöne Louise, du willst also meine Beatrice sein, aber eine Beatrice, die sich lieben läßt?"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Sie hob ihre schönen Augen, die sie gesenkt gehalten hatte, und sagte mit einem himmlischen Lächeln, das ihre Worte Lügen strafte:

„Wenn du es verdienst ... später! Bist du nicht glücklich? Ein Herz sein eigen nennen, alles sagen können, mit der Sicherheit, verstanden zu werden — ist das nicht Glück?" „Ja," antwortete er und verzog das Gesicht wie ein gekränkter Liebhaber. „Kind!" sagte sie scherzend. „Nun, du hattest mir doch etwas zu sagen. Du warst mit etwas beschäftigt, als du eintratst, mein Lucien."

Lucien vertraute seiner Geliebten schüchtern die Liebe Davids zu seiner Schwester, die seiner Schwester zu David an und sprach von der beabsichtigten Heirat.

„Armer Lucien," sagte sie, „er hat Angst, er könnte geschlagen oder gescholten werden, wie wenn er selbst sich verheiraten wollte! Aber was ist daran Schlimmes?" fügte sie hinzu und fuhr mit ihren Händen durch Luciens Haar. „Was kümmert mich deine Familie, wo du eine Ausnahme bist? Wenn mein Vater seine Magd heiratete, würdest du dich viel darum scheren? Liebes Kind, Liebende sind für sich allein ihre ganze Familie. Habe ich ein anderes Interesse in der Welt, als meinen Lucien? Werde groß, erobere dir den Ruhm, das allein geht uns an!"

Diese egoistische Antwort machte Lucien zum glücklichsten Menschen auf der Welt. In dem Augenblick, wo er die tollen Gründe hörte, mit denen Louise ihm bewies, daß sie allein auf der Welt wären, trat Herr von Bargeton ein. Lucien runzelte die Stirn und schien verlegen; Louise machte ihm ein Zeichen und bat ihn, bei ihnen zum Essen zu bleiben. Sie sagte, es wäre schön, wenn er ihr André Chénier läse, bis die Spieler und die gewohnten Besucher kämen.

„Sie werden nicht bloß ihr ein Vergnügen damit machen," sagte Herr von Bargeton, „sondern auch mir. Nichts

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bringt mich besser in Ordnung, als wenn ich nach dem Essen vorlesen höre."

Lucien blieb, von Herrn von Bargeton und von Louise mit Auszeichnung behandelt, von den Lakaien mit dem Respekt bedient, die sie für die bevorzugten Freunde des Hauses hatten, im Hotel Bargeton. Mehr und mehr betrachtete er den Genuß eines Vermögens als sein eigen, dessen Nutznießung ihm gestattet war. Als der Salon voller Menschen war, fühlte er sich der Dummheit des Herrn von Bargeton und der Liebe Louisens so sicher, daß er eine herrische Miene annahm, zu der ihm seine schöne Geliebte noch mehr Mut machte. Er genoß die Freuden der Despotie, die Naïs erobert hatte, und die sie gern mit ihm teilte. Kurz, er versuchte an diesem Abend die Rolle eines kleinstädtischen Helden zu spielen. Einige unter den Anwesenden dachten, als sie die neue Haltung Luciens bemerkten, er wäre, wie man sich wohl für eine bestimmte Sache ausdrückt, mit Frau von Bargeton schon ganz und gar einig. Amélie, die mit Herrn du Châtelet gekommen war, sprach in einer Ecke des Salons, in der sich die Eifersüchtigen und Neidischen gesammelt hatten, von diesem großen Unglück als einer sichern Sache.

„Machen Sie Naïs nicht für die Eitelkeit eines jungen Menschen verantwortlich, der voller Stolz darauf ist, daß er sich in einer Welt befindet, in die er niemals zu kommen hoffte," sagte Châtelet. „Sehen Sie nicht, daß dieser Chardon die anmutigen Phrasen einer Weltdame für ein gewisses Entgegenkommen hält? Er kennt noch nicht den Unterschied zwischen der Verschwiegenheit der wahren Leidenschaft und der Beredsamkeit der Protektion, die seine Schönheit, seine Jugend und sein Talent verdienen! Die Frauen wären sehr beklagenswert, wenn sie für alle Wünsche verantwortlich wären, die sie uns einflößen. Er ist sicher verliebt, aber Naïs ..."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„O Naïs," erwiderte die boshafte Amélie, „Naïs ist sehr glücklich über diese Leidenschaft. In ihrem Alter hat die Liebe eines jungen Mannes so viel Verführerisches! Man wird bei ihm wieder jung, man macht sich zum jungen Mädchen, man nimmt die Manieren, das ängstlich verlegene Wesen des jungen Mädchens wieder an, und man denkt nicht an die Lächerlichkeit . . . Sehen Sie nur an, der Sohn eines Apothekers spielt sich bei Frau von Bargeton als Herr auf!" „Die Liebe kennt nicht solche Schranken," trällerte Adrian.

Am nächsten Tag gab es kein einziges Haus in Angoulême, in dem man nicht von der großen Intimität zwischen Herrn Chardon, alias von Rubempré, und Frau von Bargeton sprach: sie, die kaum ein paar Küsse getauscht hatten, wurden von der Welt schon des sträflichsten Glückes bezichtigt. Frau von Bargeton erntete nun die Strafe für ihre Stellung als Königin von Angoulême. Zum Seltsamsten in den Absonderlichkeiten der Gesellschaft gehören diese ihre launenhaften Urteile und ihre verrückten Anforderungen. Es gibt Menschen, denen alles erlaubt ist: sie können die unvernünftigsten Dinge machen, ihnen steht alles wohl an; alle beeifern sich, ihre Handlungen zu rechtfertigen. Aber es gibt andere, gegen die die Welt unglaublich streng ist: die müssen alles recht machen, dürfen sich nie täuschen, nie einen Fehler machen, nicht einmal eine Dummheit begehen; man könnte sie für bewunderte Statuen halten, die man von ihrem Postament nimmt, sowie der Frost ihnen einen Finger oder die Nase beschädigt hat; man gestattet ihnen nichts Menschliches, sie sind verpflichtet, immer göttlich und vollkommen zu sein. Ein einziger Blick, den Frau von Bargeton Lucien zuwarf, galt da ebensoviel wie die zwölf Jahre Liebesglück zwischen Zizine und Francis. Ein Händedruck zwischen den beiden Liebenden zog alle Blitzstrahlen der Charente auf sie herab.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

David hatte aus Paris geheime Ersparnisse mitgebracht, die er für die notwendigen Kosten seiner Verehelichung und für den Aufbau des zweiten Stockwerks des väterlichen Hauses bestimmte. Dieses Haus vergrößern, hieß doch für sich selbst arbeiten. Früher oder später mußte es ihm anheimfallen; sein Vater war achtundsiebzig Jahre alt. Der Buchdrucker ließ also die Wohnung Luciens aus Fachwerk errichten, um die alten Mauern des rissigen Hauses nicht zu überlasten. Es machte ihm Freude, die Wohnung im ersten Stock, wo die schöne Eva ihr Leben verbringen sollte, artig einzurichten und zu schmücken. Es war für die beiden Freunde eine Zeit ungemischter Heiterkeit und Freude. Lucien war wohl der erbärmlichen Verhältnisse des Provinzdaseins müde und hatte die schmutzige Knickrigkeit satt, die aus einem Hundertsousstück eine enorme Summe machte, aber er ertrug doch, ohne zu klagen, die Genauigkeit des Elends und seine Entbehrungen. Seine düstere Melancholie war dem strahlenden Ausdruck der Hoffnung gewichen. Er sah über seinem Haupte einen Stern strahlen; er träumte von einem schönen Dasein, wobei er sein Glück auf dem Grabe des Herrn von Bargeton aufpflanzte, der von Zeit zu Zeit schwere Verdauungsstörungen und die glückliche Manie hatte, die Unbehaglichkeiten nach dem Mittagessen für eine Krankheit zu halten, die man mit denen nach dem Abendessen kurieren müßte.

Im Anfang September war Lucien kein Faktor mehr, er war Herr von Rubempré und wohnte, im Vergleich mit der elenden Dachkammer, in der der kleine Chardon in Houmeau gehaust hatte, ganz prächtig; er war nicht mehr einer aus Houmeau, er bewohnte die Oberstadt Angoulême und speiste nahezu viermal wöchentlich bei Frau von Bargeton. Monseigneur hatte eine Freundschaft für ihn gefaßt und er fand Zutritt im Bischofspalast. Seiner Be-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schäftigung nach gehörte er zum Rang der höchstgestellten Personen. Schließlich mußte er eines Tages unter die Berühmtheiten Frankreichs aufgenommen werden. Gewiß, wenn er seinen hübschen Salon, sein reizendes Schlafzimmer und sein sehr geschmackvolles Studierzimmer betrachtete, konnte er sich darüber trösten, daß er von den so schwer verdienten Löhnen seiner Schwester und seiner Mutter dreißig Franken monatlich nahm; denn er sah den Tag kommen, wo der historische Roman, an dem er seit zwei Jahren schrieb, ‚Der Bogenschütze Karls IX.', und ein Band Gedichte, der ‚Die Margueriten' heißen sollte, seinen Namen in der literarischen Welt bekanntmachen und ihm so viel Geld verschaffen sollten, daß er seiner Mutter, seiner Schwester und David das geschuldete Geld zurückzahlen konnte. Er fühlte sich, er lauschte schon auf den Widerhall seines Namens in der Zukunft, und so akzeptierte er diese Opfer mit vornehmer Ruhe: er lächelte über seine Not, das Elend spielte bei ihm seine letzte Rolle. Eva und David hatten ihren Bruder früher als sich selbst glücklich gemacht, die Eheschließung ließ noch auf sich warten, weil die Handwerker mit den Möbeln, den Malereien, den Tapeten für den ersten Stock noch nicht fertig waren, denn die Sachen für Lucien waren zuerst erledigt worden. Wer Lucien kannte, konnte sich über diese Hingebung nicht wundern: er war so verführerisch! seine Art war so schmeichlerisch! er drückte seine Ungeduld und seine Wünsche so reizend aus! seine Sache war immer gewonnen, bevor er noch den Mund auftat. Diese verhängnisvolle Gabe verdirbt mehr junge Leute, als sie rettet. Viele dieser großen Kinder gewöhnen sich an die Zuvorkommenheit, die hübsche Jugendlichkeit bewirkt, freuen sich über den egoistischen Schutz, den die Welt jemandem gewährt, der ihr gefällt, wie sie dem Bettler, der ein gewisses erregendes Gefühl erweckt, ein Almosen gibt, und sie genießen diese

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gunst, anstatt sie nützlich zu verwenden. Sie täuschen sich über den Sinn und die bewegende Kraft der sozialen Beziehung und glauben immer, trügerisches Lächeln zu finden; aber in dem Augenblick, wo die Welt sie wie alte Koketten und unbrauchbare Lumpen an der Tür eines Salons und an einem Grenzpfahl verläßt, langen sie nackt, kahl, geplündert, ohne Geld und ohne Vermögen an. Eva hatte überdies diesen Aufschub gewünscht, sie wollte alles, was für einen jungen Haushalt notwendig ist, mit möglichster Sparsamkeit einrichten. Was hätten zwei Liebende einem Bruder abschlagen können, der wohl, wenn er seine Schwester arbeiten sah, mit einem Ton, der vom Herzen kam, sagte: ‚Ich wollte, ich könnte nähen!' Und dann war der ernste, beobachtende David mitschuldig an dieser Opferwilligkeit. Trotzdem betrachtete er seit dem Triumph Luciens bei Frau von Bargeton die Umwandlung, die mit ihm vorging, mit ängstlichen Blicken; er fürchtete, Lucien könnte lernen, die Bürgersitten zu verachten. In dem Wunsch, seinen Bruder auf die Probe zu stellen, brachte David ihn einigemal vor die Wahl zwischen den patriarchalischen Freuden der Familie und den Vergnügungen der großen Welt, und wenn es vorkam, daß Lucien ihnen seine eitlen Genüsse aufgab, hatte er wohl ausgerufen: ‚Man wird ihn uns nicht verderben!' Mehreremal machten die drei Freunde und Frau Chardon Partien, wie man sie in der Provinz macht: sie gingen in den Wäldern spazieren, die in der Nähe Angoulêmes am Ufer der Charente sich erstrecken; sie aßen ihre Vorräte, die Davids Lehrling zu einer bestimmten Stunde an einen verabredeten Ort gebracht hatte, im Grünen; dann kehrten sie abends ein wenig ermüdet heim und hatten noch keine drei Franken ausgegeben. Wenn es hoch kam, aßen sie in einem ländlichen Gasthaus zu Mittag, das die Mitte hielt zwischen einer Provinzkneipe und einer Pariser Schenke, und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

brachten es bis zu hundert Sous, die zwischen David und den Chardons verteilt wurden. David rechnete es Lucien sehr hoch an, daß er bei diesen ländlichen Festen die Genüsse vergaß, die er bei Frau von Bargeton und den üppigen Diners der großen Welt zu finden gewohnt war; denn jeder wollte jetzt den großen Mann von Angoulême feiern.

Als es so stand, in einem Augenblick, wo fast alles für den künftigen Haushalt bereit war — David war nach Marsac gereist, um seinen Vater zu bewegen, zu seiner Hochzeit zu kommen, da er hoffte, der Alte werde, wenn ihm seine Schwiegertochter gefiele, zu den sehr großen Unkosten des Umbaues etwas beitragen —, da ereignete sich eines der Geschehnisse, die in einer Kleinstadt allen Dingen ein anderes Gesicht geben. Lucien und Louise hatten in Châtelet einen überaus aufmerksamen Spion, der mit der Hartnäckigkeit eines Hasses, dem Leidenschaft und Habgier gesellt sind, auf die Gelegenheit wartete, einen Skandal herbeizuführen. Sixtus wollte Frau von Bargeton zwingen, sich so für Lucien zu kompromittieren, daß sie das werden mußte, was man verloren nennt. Er benahm sich als schlichter Vertrauter der Frau von Bargeton; aber er bewunderte Lucien nur in der Rue du Minage, überall anderswo riß er ihn herunter. Er war allmählich zu recht intimem Verkehr bei Naïs gekommen, die gegen ihren alten Anbeter kein Mißtrauen mehr hatte, aber er mutmaßte über den Verkehr der beiden Liebenden zuviel. Ihre Liebe blieb zur großen Verzweiflung Louisens und Luciens platonisch. Es gibt in der Tat Liebesverhältnisse, die gut oder schlecht, wie man will, von Stapel gehen. Zwei Menschen werfen sich auf die Taktik des Gefühlsaustausches, sprechen anstatt zu handeln und schlagen sich auf freiem Feld, anstatt eine Belagerung vorzunehmen. So werden sie oft einander überdrüssig, indem sie ihre

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sehnsucht im Leeren müd und stumpf machen. Zwei Liebende sind dann so weit, daß sie Zeit finden, nachzudenken und sich kritisch zu betrachten. Oft kehren so Leidenschaften, die mit fliegenden Fahnen und in strahlendem Schmuck, mit einer Glut, die alles umwerfen wollte, ins Feld gezogen waren, schließlich ohne Sieg, beschämt, entwaffnet, ärgerlich über ihren leeren Lärm nach Hause zurück. Dieses Verhängnis erklärt sich manchmal mit der Schüchternheit der Jugend und dem Hinzögern, zu dem Frauen, die Anfängerinnen sind, neigen, denn diese Art gegenseitigen Betrugs passiert weder den erfahrenen Praktikern noch den Koketten, die darin erfahren sind, wie man mit der Leidenschaft umgehen muß.

Das Provinzleben steht überdies den Befriedigungen der Liebe seltsam feindlich gegenüber und begünstigt das Aufkommen von Streitfragen in der Liebe; und ebenso stürzen die Hindernisse, die es dem süßen Verkehr, der die Liebenden so sehr verbindet, entgegensetzt, die glühenden Seelen in Zwiespalt miteinander. Dieses Leben ist auf eine so ängstliche Spionage begründet, auf eine so große Durchsichtigkeit der Häuser, es erlaubt so wenig eine Intimität, die befriedigt, ohne die Tugend zu verletzen, die reinsten Beziehungen werden so sinnlos bezichtigt, daß viele Frauen trotz ihrer Unschuld entehrt werden. Manche unter ihnen werden dann zornig, daß sie nicht alle Wonnen eines Fehlers genießen, dessen schlimme Folgen sie alle tragen müssen. Die Gesellschaft, die ohne irgendeine ernsthafte Prüfung die offenkundigen Tatsachen, die langen geheimen Kämpfen ein Ende machen, tadelt oder kritisiert, ist also ursprünglich mitschuldig an diesen Skandalen; aber die meisten Menschen, die gegen die angeblichen Skandale zetern, an denen zu Unrecht verleumdete Frauen schuld sein sollen, haben nie an die Ursachen gedacht, die sie schließlich zu einer öffentlichen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Handlung bringen. Frau von Bargeton sollte in diese verrückte Lage kommen, in die so viele Frauen gekommen sind, die erst Verlorene wurden, nachdem sie ungerecht beschuldigt worden waren.

Im Beginn der Leidenschaft schrecken unerfahrene Menschen vor den Hindernissen zurück; und die Hindernisse, die unsere beiden Liebenden vorfanden, glichen sehr den Fesseln, mit denen die Liliputaner den Gulliver geknebelt hatten. Es waren gehäufte Nichtigkeiten, die jede Bewegung unmöglich und die heftigsten Wünsche zunichte machten. So mußte zum Beispiel Frau von Bargeton immer gewärtig sein, Besuche zu empfangen. Hätte sie in den Stunden, in denen Lucien kam, ihre Tür verschlossen gehalten, dann wäre schon alles aus gewesen, und es wäre ebensogut gewesen, mit ihm zu entfliehen. Sie empfing ihn in der Tat in dem Boudoir, an das er schon so gewöhnt war, daß er sich als Herr darin vorkam; aber die Türen blieben gewissenhaft offen. Alles ging ganz und gar tugendhaft vor sich. Herr von Bargeton ging in voller Harmlosigkeit hin und her, ohne daran zu denken, seine Frau könnte mit Lucien allein sein wollen. Wäre er das einzige Hindernis gewesen, so hätte ihn Naïs sehr gut wegschicken oder beschäftigen können; aber sie war mit Besuchen überlaufen, und es wurden ihrer um so mehr, je stärker die Neugier angestachelt wurde. Die Menschen in der Provinz sind von Natur aus Spielverderber, es macht ihnen Freude, entstehenden Liebesverhältnissen in den Weg zu treten. Die Bedienten gingen im Hause hin und wieder, ohne daß man sie gerufen hatte und ohne vorher an die Tür zu klopfen; es waren das alte Gewohnheiten, die eine Frau, die nichts zu verbergen hatte, sie hatte annehmen lassen. Wäre an diesen Gepflogenheiten im Hause etwas geändert worden, wäre das nicht ebensoviel gewesen, als die Liebe einzugestehen, an der noch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ganz Angoulême zweifelte? Frau von Bargeton konnte den Fuß nicht über die Schwelle setzen, ohne daß die Stadt wußte, wohin sie ging. Mit Lucien allein außerhalb der Stadt zu gehen, wäre ein entscheidender Schritt gewesen: es wäre weniger gefährlich gewesen, sich mit ihm bei sich zu Hause einzuschließen. Wenn Lucien nach Mitternacht, ohne daß noch Gesellschaft da war, bei Frau von Bargeton geblieben wäre, hätte es am nächsten Tage ein Gerede darüber gegeben. So lebte Frau von Bargeton in und außer dem Hause immer in der Öffentlichkeit. Diese Einzelheiten geben ein Bild von der ganzen Provinz: die Fehltritte sind da entweder eingestanden oder unmöglich.

Louise erkannte, wie alle Frauen, die von einer Leidenschaft hingerissen sind, in der sie sich nicht auskennen, nacheinander alle Schwierigkeiten ihrer Lage; sie schreckte davor zurück. Ihre Angst wirkte jetzt auf die Auseinandersetzungen ein, die so oft die schönsten Stunden, in denen zwei Liebende allein beisammen sind, in Anspruch nehmen. Frau von Bargeton hatte keinen Landsitz, auf den sie ihren geliebten Dichter mitnehmen konnte, wie es manche Frauen machen, die sich unter einem geschickt ersonnenen Vorwand auf dem Lande begraben. Sie war dieses öffentliche Leben müde, war aufgerieben von der Tyrannei, deren Joch so hart war, daß die Annehmlichkeiten nicht mehr in Betracht kamen, und dachte an l'Escarbas. Sie erwog, ihren alten Vater dort zu besuchen, so wütend war sie über diese elenden Hindernisse.

Châtelet glaubte nicht an so viel Unschuld. Er lauerte auf die Stunden, in denen Lucien zu Frau von Bargeton kam, und begab sich ein paar Augenblicke später ebenfalls dahin. Er ließ sich immer von Herrn von Chandour begleiten, der der indiskreteste Mensch dieses Klüngels war. Er ließ ihn immer zuerst eintreten und hoffte auf eine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Überraschung. Er steifte sich darauf, daß ihm ein Zufall zu Hilfe kommen sollte. Seine Rolle und das Gelingen seines Plans waren um so schwieriger, weil er neutral bleiben mußte, um alle die Spieler des Dramas, das er aufführen wollte, zu lenken. Daher hatte er sich, um Lucien, dem er schmeichelte, und Frau von Bargeton, die nicht ohne Scharfblick war, sorglos zu machen, und um sich eine Haltung zu geben, an die eifersüchtige Amélie angeschlossen. Um Louise und Lucien besser ausspionieren zu können, war es ihm seit einigen Tagen gelungen, zwischen sich und Herrn von Chandour eine Meinungsverschiedenheit über die beiden Liebenden zustande zu bringen. Châtelet behauptete, Frau von Bargeton machte sich über Lucien lustig, sie sei zu stolz und von zu guter Herkunft, um zu einem Apothekerssohn herabzusinken. Diese Rolle des Ungläubigen gehörte zu dem Plan, den er gemacht hatte, denn er wünschte für den Verteidiger Frau von Bargetons zu gelten. Stanislaus blieb dabei, Lucien wäre kein unglücklicher Liebhaber. Amélie verschärfte die Auseinandersetzung, indem sie den dringenden Wunsch aussprach, die Wahrheit zu erfahren. Jeder führte seine Gründe an. Wie es in kleinen Städten geschieht, traten oft einige intime Freunde des Hauses Chandour gerade während eines Gesprächs ein, in dem Châtelet und Stanislaus um die Wette ihre Meinung mit ausgezeichneten Argumenten vertraten. Es ergab sich wie von selbst, daß jeder von den beiden Gegnern Bundesgenossen suchte und etwa seinen Nachbarn fragte: ‚Und Sie, was ist Ihre Meinung?' Diese Kontroverse bewirkte es, daß Frau von Bargeton und Lucien nicht aus den Augen verloren wurden.

Eines Tages endlich bemerkte Châtelet, daß, wenn Herr von Chandour und er Frau von Bargeton besuchten, und Lucien da war, niemals irgendein Anzeichen für verdächtige Beziehungen vorhanden sei: die Tür zum Boudoir

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

war immer offen, die Leute kamen und gingen, nichts Geheimnisvolles kündete die reizenden Verbrechen der Liebe usw. Stanislaus, dem es an einem gewissen Quantum Dummheit nicht fehlte, versprach, er wolle am nächsten Tag auf den Fußspitzen sich heranschleichen, und Amélie bestärkte ihn in diesem Vorsatz lebhaft.

Dieser nächste Tag war für Lucien einer von denen, wo junge Menschen sich die Haare ausraufen und sich geloben, der törichten Zeit des Schmachtens endlich ein Ende zu machen. Er hatte sich an seine Stellung gewöhnt. Der Dichter, der in dem geheiligten Boudoir der Königin von Angoulême kaum gewagt hatte, sich auf einen Stuhl zu setzen, hatte sich in einen drängenden Liebhaber verwandelt. Sechs Monate hatten genügt, damit er sich Louise ebenbürtig fühlte, und er wollte jetzt ihr Herr sein. Als er von zu Hause wegging, versprach er sich, sehr unvernünftig zu sein, alles daranzusetzen, alle Mittel einer flammenden Beredsamkeit anzuwenden; er wollte sagen, er hätte keinen Kopf mehr, er wäre unfähig, einen Gedanken zu fassen oder eine Zeile zu schreiben. Manche Frauen haben eine schreckliche Angst vor festen Entschlüssen, die ihrem Zartgefühl Ehre macht, sie wollen der Verführung weichen, aber nicht der Konvention. Niemand will einen Genuß, zu dem er gezwungen wird. Frau von Bargeton bemerkte auf Luciens Stirn, in seinen Augen, seiner ganzen Physiognomie und seinem Auftreten das aufgeregte Wesen, das eine feste Entschließung verrät: sie nahm sich vor, sie zu vereiteln, ein wenig aus Widerspruchsgeist, aber auch aus einer edlen Auffassung der Liebe. Als überspannte Frau war sie gewöhnt, ihre Meinung von dem Wert ihrer Person zu überschätzen. In ihren Augen war Frau von Bargeton eine Fürstin, eine Beatrice, eine Laura. Sie setzte sich, wie man's im Mittelalter tat, unter den Baldachin des Dichterturniers, und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lucien durfte sie erst nach etlichen Siegen verdienen; er mußte erst das ‚himmlische Kind', Lamartine, Walter Scott, Byron überwinden. Die edle Frau betrachtete ihre Liebe wie ein erhabenes Prinzip: die Wünsche, zu denen sie Lucien brachte, mußten ihn dazu bringen, sich Ruhm zu erwerben. Diese weibliche Donquichotterie ist ein Gefühl, das der Liebe eine ansehnliche Weihe gibt, sie macht sie nutzbringend, groß und ehrenvoll. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, im Leben Luciens sieben oder acht Jahre die Rolle der Dulzinea zu spielen, und wollte, wie viele Frauen der Provinz, ihre Person durch eine Art Leibeigenschaft, durch eine Zeit der Treue erkaufen lassen, die es ihr möglich machte, ihren Freund von Grund aus kennen zu lernen.

Als Lucien den Kampf mit einer der prahlerischen Übertreibungen begonnen hatte, über die die Frauen, die noch frei über sich selbst verfügen, lachen, und die nur die Frauen, die sich hingegeben haben, betrüben, nahm Louise eine würdige Miene an und begann eine ihrer langen, mit pomphaften Worten gespickten Reden.

„Halten Sie so Ihr Versprechen, Lucien?" sagte sie schließlich. „Sie dürfen in eine so süße Gegenwart nicht Gewissensbisse hineinbringen, die später mein Leben vergiften würden. Verderben Sie nicht die Zukunft! und, ich sage es mit Stolz, verderben Sie nicht die Gegenwart! Haben Sie nicht mein ganzes Herz, was fehlt Ihnen denn noch? Läßt sich wirklich Ihre Liebe von den Sinnen beeinflussen, während es das schönste Vorrecht einer geliebten Frau ist, ihnen Ruhe zu gebieten? Wofür halten Sie mich denn? Bin ich nicht mehr Ihre Beatrice? Wenn ich für Sie nicht etwas mehr als ein Weib bin, bin ich weniger als ein Weib." „Sie würden zu einem Manne, den Sie nicht lieben, nichts anderes sagen," rief Lucien wütend. „Wenn Sie nicht alles fühlen, was an wahrhafter Liebe in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

meinen Gedanken ist, werden Sie nie meiner würdig sein." „Sie setzen Zweifel in meine Liebe, um der Antwort enthoben zu sein," sagte Lucien und warf sich ihr schluchzend zu Füßen.

Der arme Bursche weinte ernsthaft, da er sich so lange Zeit aus dem Paradiese ausgeschlossen sah. Es waren Tränen eines Dichters, der sich in seiner Macht gedemütigt glaubte, Tränen eines Kindes, das außer sich gerät, weil man ihm ein Spielzeug, das es begehrt, verweigert.

„Sie haben mich nie geliebt!" rief er. „Sie glauben nicht, was Sie sagen," antwortete sie. Sie war glücklich über dieses Ungestüm. „So beweisen Sie mir doch, daß Sie mir gehören," rief Lucien, dem die Haare wild ums Gesicht hingen.

In diesem Augenblick war Stanislaus geräuschlos hinzugetreten, sah Lucien halb zu Boden liegend, mit Tränen in den Augen und dem Kopf auf Louisens Knie. Mit diesem Anblick, der verdächtig genug war, zufriedengestellt, wandte sich Stanislaus heftig Châtelet zu, der an der Tür des Salons stehengeblieben war. Frau von Bargeton stürzte eilends hinaus, aber sie erreichte die beiden Spione nicht mehr, die sich, wie jemand, der nicht gelegen kommt, schleunigst zurückgezogen hatten.

„Wer war denn hier?" fragte sie ihre Leute. „Die Herren von Chandour und du Châtelet," antwortete Gentil, ihr alter Kammerdiener.

Sie kehrte bleich und zitternd in ihr Boudoir zurück. „Wenn sie Sie so gesehen haben, bin ich verloren," sagte sie zu Lucien. „Um so besser!" rief der Dichter.

Sie lächelte bei diesem Ausruf des Egoismus, in dem so viel Liebe lag. In der Provinz wird ein solches Abenteuer schlimmer durch die Art, wie es erzählt wird. In einem Augenblick erfuhr alle Welt, Lucien wäre ertappt worden,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wie er vor Naïs auf den Knien lag. Herr von Chandour war glücklich über die Wichtigkeit, die ihm diese Sache gab, und beeilte sich zunächst, das große Ereignis im Klub und dann von Haus zu Haus zu erzählen. Châtelet legte Wert darauf, überall zu sagen, er hätte nichts gesehen; aber gerade dadurch, daß er sich so abseits stellte, reizte er Stanislaus zum Sprechen, brachte er ihn dazu, die Einzelheiten zu übertreiben; und Stanislaus, der von sich selber den Eindruck bekam, er sei ein witziger Kopf, fügte bei jedem Wiedererzählen neue Einzelheiten hinzu. Am Abend strömte die ganze Gesellschaft zu Amélie, denn die übertriebensten Versionen zirkulierten schon am Abend in den Adelskreisen Angoulêmes, wo jeder Erzähler dem Beispiel Stanislaus' gefolgt war. Frauen und Männer waren ungeduldig, die Wahrheit zu hören. Die Frauen, die am meisten die Hände zusammenschlugen und von Skandal und Unzucht schrien, waren gerade Amélie, Zéphirine, Fifine, Lolotte, die alle mehr oder weniger unerlaubter Freuden schuldig waren. Das grausame Thema wurde in allen Tonarten variiert.

„Ja," sagte eine, „die arme Naïs! nicht wahr? Ich glaube es nicht, ein ganzes Leben ohne Tadel spricht für sie; sie ist viel zu stolz, um etwas anderes zu sein als die Gönnerin dieses Herrn Chardon. Aber wenn das so ist, beklage ich sie von ganzem Herzen." „Sie ist um so mehr zu beklagen, als sie sich schrecklich lächerlich macht; denn sie könnte die Mutter dieses Herrn Lulu sein, wie ihn Jacques genannt hat. Dieses Dichterlein ist höchstens zweiundzwanzig Jahre alt, und Naïs hat, unter uns gesagt, gute vierzig hinter sich." „Ich für mein Teil", sagte Châtelet, „finde, daß gerade die Situation, in der Herr von Rubempré getroffen wurde, Naïs' Unschuld beweist. Man fällt nicht auf die Knie, um zu begehren, was man schon gehabt hat." „Je nachdem!" sagte Francis mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einem vergnügten Schmunzeln, das ihm von Zéphirine einen mißbilligenden Blick eintrug. „Aber sagen Sie uns doch, wie die Sache sich verhält?" fragte man Stanislaus und bildete eine Art Geheimkomitee in einer Ecke des Salons.

Stanislaus hatte schließlich eine kleine Geschichte, die voller verblümter Unanständigkeiten war, zusammengestellt und begleitete sie mit Gesten und Stellungen, die die Sache noch sehr verschlimmerten.

„Das ist unglaublich," sagte man immer wieder. „Am Mittag?" fragte eine. „Naïs wäre die Letzte gewesen, die ich im Verdacht gehabt hätte." „Was wird sie beginnen?"

Dann unendliche Kommentare und Vermutungen! ... Du Châtelet verteidigte Frau von Bargeton; aber er verteidigte sie so ungeschickt, daß er das Feuer des Klatsches schürte, anstatt es zu löschen. Lili, die untröstlich über den Sturz des schönsten Engels auf dem Olymp des Angoumois war, ging in Tränen in den bischöflichen Palast, um die Nachricht dorthin zu bringen. Als die ganze Stadt schon ohne Frage von dem Gerücht erfüllt war, ging der glückliche Châtelet zu Frau von Bargeton, wo heute abend leider nur ein einziger Whisttisch besetzt war. Er bat Naïs in diplomatisch leisem Ton, mit ihr in ihrem Boudoir plaudern zu dürfen. Sie setzten sich beide auf das kleine Kanapee.

„Sie wissen ohne Zweifel," sagte Châtelet mit gedämpfter Stimme, „womit ganz Angoulême sich beschäftigt? ..." „Nein," antwortete sie. „Ich bin", begann er, „zu sehr Ihr Freund, um Sie darüber im unklaren zu lassen. Ich muß Sie instand setzen, die Verleumdungen zum Schweigen zu bringen, die ohne Frage von Amélie erfunden sind, die die Vermessenheit hat, sich für Ihre Rivalin zu halten. Ich wollte Sie heute morgen zusammen mit diesem Affen Stanislaus besuchen. Er ging einige Schritte voraus, und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

als er hier angelangt war," — dabei deutete er auf die Boudoirtür — „behauptet er, habe er Sie mit Herrn von Rubempré in einer Situation gesehen, die ihm nicht erlaubte, einzutreten; er kam ganz verwirrt zu mir zurück und schleppte mich mit sich, ohne mir Zeit zu lassen, zu mir zu kommen; und wir waren schon in Beaulieu, als er mir endlich den Grund zu seiner Flucht mitteilte. Hätte ich ihn gekannt, wäre ich nicht von hier gewichen, sondern hätte diese Sache zu Ihren Gunsten aufgeklärt; aber nachdem wir erst fortgegangen waren, noch einmal zurückkehren, hätte nichts mehr bewiesen. Wie die Sache jetzt steht, ob Stanislaus falsch gesehen hat oder ob er recht hat, er muß unrecht haben. Liebe Naïs, lassen Sie nicht Ihr Leben, Ihre Ehre, Ihre Zukunft von einem Dummkopf gefährden; bringen Sie ihn sofort zum Schweigen. Sie wissen, in welcher Lage ich hier bin. Ich bin hier auf alle Welt angewiesen, aber ich stehe völlig zu Ihrer Verfügung. Verfügen Sie über ein Leben, das Ihnen gehört. Wenn Sie auch meine Wünsche zurückgewiesen haben, gehört doch mein Herz immer Ihnen, und bei jeder Gelegenheit werde ich Ihnen beweisen, wie sehr ich Sie liebe. Jawohl, ich werde wie ein treuer Diener über Sie wachen, ohne Hoffnung auf Belohnung, lediglich um des Vergnügens willen, das ich daran finde, Ihnen, selbst wenn Sie es nicht wissen, zu dienen. Ich habe diesen Morgen überall gesagt, daß ich an der Salontür war und nichts gesehen habe. Wenn man Sie fragt, wer Sie von den Reden, die über Sie geführt werden, unterrichtet hat, dann nennen Sie mich. Ich wäre sehr glücklich, Ihr erkorener Verteidiger zu sein, aber, unter uns gesagt, ist Herr von Bargeton der einzige, der von Stanislaus Rechenschaft verlangen kann. — Vielleicht hat dieser kleine Rubempré eine Torheit begangen, aber die Ehre einer Frau sollte nicht einem beliebigen Tollkopf ausgeliefert sein, der sich ihr zu Füßen wirft. Das hatte ich zu sagen."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Naïs dankte Châtelet mit einer Neigung des Kopfes und blieb in Nachdenken versunken. Sie war bis zum Ekel des Provinzlebens überdrüssig. Beim ersten Wort Châtelets hatte sie die Augen auf Paris gerichtet. Das Schweigen der Frau von Bargeton setzte ihren klugen Anbeter in Verlegenheit.

„Verfügen Sie über mich," sagte er, „ich wiederhole es Ihnen." „Danke," antwortete sie. „Was denken Sie zu tun?" „Ich werde sehen." Langes Schweigen. „Lieben Sie denn diesen kleinen Rubempré so sehr?"

Sie lächelte hochmütig, kreuzte die Arme und betrachtete die Vorhänge ihres Boudoirs. Châtelet ging weg, ohne dieses stolze Frauenherz enträtseln zu können. Als Lucien und die vier getreuen alten Herren, die zu ihrer Kartenpartie gekommen waren, ohne sich über diese zweifelhaften Lästerreden aufzuregen, fortgegangen waren, wandte sich Frau von Bargeton zu ihrem Mann. Er war gerade im Begriff gewesen, schlafen zu gehen, und hatte schon den Mund geöffnet, um seiner Frau Gutenacht zu wünschen.

„Komm mit mir, mein Lieber, ich habe mit dir zu sprechen," sagte sie mit einer gewissen Feierlichkeit. Herr von Bargeton folgte seiner Frau in das Boudoir. „Mein Lieber," sagte sie zu ihm, „ich habe vielleicht unrecht gehabt, in meiner Sorge und Protektion für Herrn von Rubempré eine Wärme zu legen, die die dummen Menschen ebenso schlecht verstanden, wie er selbst. Heute morgen hat sich Lucien mir zu Füßen geworfen und fing an, mir eine Liebeserklärung zu machen. Stanislaus trat in dem Moment ein, wo ich den jungen Menschen aufhob. In Mißachtung der Pflichten, die die Kurtoisie einem Edelmann gegen eine Frau in jeder Lage auferlegt, hat er behauptet, er habe mich in einer zweideutigen Situation mit diesem jungen Menschen überrascht, den ich übrigens behandelte, wie er es verdient. Wenn dieser junge Hitz-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kopf die Verleumdungen kennte, zu denen seine Torheit Veranlassung gibt, würde er, ich kenne ihn, Stanislaus beschimpfen und ihn zwingen, sich mit ihm zu schlagen. Dieser Schritt käme einem öffentlichen Zugeständnis seiner Liebe gleich. Ich brauche es dir nicht erst zu sagen, daß deine Frau rein ist; aber du wirst meinen, es liege für dich und für mich etwas Entehrendes darin, wenn Herr von Rubempré sich zu ihrem Verteidiger aufwirft. Geh also jetzt sofort zu Stanislaus und verlange von ihm ernsthaft Genugtuung für die beschimpfenden Reden, die er über mich geführt hat; vergiß nicht, du darfst nicht dulden, daß die Sache beigelegt wird, wenn er nicht in Gegenwart zahlreicher und gewichtiger Zeugen alles zurücknimmt. Du eroberst auf diese Weise die Achtung aller Ehrenmänner; du benimmst dich als Mann von Geist und Mut und du hast Anspruch auf meine Achtung. Ich werde Gentil nach l'Escarbas reiten lassen, mein Vater soll dein Zeuge sein. Trotz seinem Alter weiß ich, daß er der Mann ist, der diese Puppe zu Boden tritt, die den guten Ruf einer Nègrepelisse anzutasten wagt. Du hast die Wahl der Waffen, schlage dich auf Pistolen, du triffst vorzüglich." „Ich gehe hin," antwortete Herr von Bargeton und nahm Stock und Hut. „Schön, mein Freund," sagte seine Frau erregt; „so liebe ich die Männer, du bist ein Edelmann."

Sie bot ihm ihre Stirn zum Kuß dar, und der alte Mann küßte sie ganz glücklich und stolz. Diese Frau, die eine Art mütterliches Gefühl für dieses große Kind hatte, konnte eine Träne nicht unterdrücken, als sie hörte, wie das Portal sich hinter ihm schloß.

‚Wie er mich liebt!' sagte sie zu sich selbst. ‚Der arme Mann hängt am Leben und trotzdem würde er es ohne Besinnen für mich hergeben.'

Herr von Bargeton war nicht besorgt darüber, daß er sich am nächsten Tag mit einem Manne schlagen sollte,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

daß er, ohne zu zucken, die Mündung einer Pistole auf sich gerichtet sehen sollte; nein, nur eine einzige Sache brachte ihn in Verwirrung, und er zitterte davor, während er zu Herrn von Chandour ging.

‚Was soll ich sagen?' dachte er; ‚Naïs hätte mir die Sätze sagen sollen!' Und er zermarterte sich das Hirn, um einige Sätze, die nicht lächerlich wären, zusammenzubringen.

Aber Menschen, die, wie Herr von Bargeton, in einem Schweigen leben, das ihnen die Enge ihres Geistes und ihr beschränkter Gesichtskreis auferlegen, haben in den großen Augenblicken des Lebens eine ganz vollendete Feierlichkeit. Da sie wenig reden, entschlüpfen ihnen natürlich wenig Dummheiten. Und dann denken sie viel über das nach, was sie sagen müssen, und ihr großes Mißtrauen gegen sich selbst bringt sie dazu, ihre Reden so wohl vorzubereiten, daß sie sich vermöge eines Vorgangs, der Ähnlichkeit mit dem hat, der Bileams Eselin die Sprache gab, ganz wunderbar ausdrücken. Und so benahm sich Herr von Bargeton wie ein überlegener Mann. Er rechtfertigte die Meinung derer, die ihn für einen Philosophen aus der Schule des Pythagoras hielten. Er trat um elf Uhr abends bei Stanislaus ein und fand da zahlreiche Gesellschaft vor. Er grüßte Amélie schweigend und hielt der ganzen Gesellschaft sein nichtssagendes Lächeln entgegen, das unter den jetzigen Umständen den Eindruck tiefer Ironie machte. Es trat nun ein großes Schweigen ein, wie beim Herannahen eines Gewitters in der Natur. Châtelet, der zurückgekehrt war, sah mit einem bedeutsamen Blick hintereinander Herrn von Bargeton und Stanislaus an, zu dem der beleidigte Gatte höflich herantrat.

Châtelet verstand den Sinn eines Besuchs, den der alte Mann zu einer Stunde machte, wo er sonst zu Bett lag: Naïs setzte offenbar diesen schwachen Arm in Bewegung;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und da seine Stellung bei Amélie ihm das Recht gab, sich in die Angelegenheiten des Hauses einzumischen, erhob er sich, nahm Herrn von Bargeton zur Seite und sagte zu ihm:

„Sie wollen mit Stanislaus sprechen?" „Ja," antwortete der Gute, der glücklich war, einen Vermittler zu finden, der vielleicht das Wort für ihn führte. „Gut, gehen Sie in das Schlafzimmer Amélies," entgegnete ihm der Steuerdirektor. Er war zufrieden mit diesem Duell, das Frau von Bargeton zur Witwe machen konnte, und es ihr dann doch unmöglich machte, Lucien, der die Veranlassung zu dem Duell war, zu heiraten. „Stanislaus," sagte Châtelet zu Herrn von Chandour, „Bargeton kommt ohne Zweifel, um Sie wegen der Reden, die Sie über Naïs geführt haben, zur Rechenschaft zu ziehen. Kommen Sie ins Zimmer Ihrer Frau und benehmen Sie sich beide als Edelleute. Machen Sie keinen Lärm, gebrauchen Sie viel Höflichkeit, haben Sie die ganze Kälte britischer Würde."

Im nächsten Augenblick waren Stanislaus und Châtelet bei Bargeton.

„Mein Herr," sagte der beleidigte Gatte, „Sie behaupten, Sie hätten Frau von Bargeton mit Herrn von Ruhempré in einer zweideutigen Situation getroffen?" „Mit Herrn Chardon," erwiderte Stanislaus ironisch, der Bargeton für keinen hervorragenden Kopf hielt. „Gleichviel," entgegnete der Gatte; „wenn Sie diese Behauptung nicht vor der Gesellschaft, die in diesem Augenblick bei Ihnen ist, zurücknehmen, ersuche ich Sie, sich einen Zeugen zu wählen. Mein Schwiegervater, Herr von Nègrepelisse, wird Sie um vier Uhr morgens aufsuchen. Inzwischen kann jeder seine Anordnungen treffen, denn die Sache kann nur in der Weise erledigt werden, die ich eben andeutete. Ich wähle Pistolen, ich bin der Beleidigte."

Unterwegs hatte Herr von Bargeton diese Ansprache hin und her überlegt. Sie war die längste seines Lebens,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

er sprach sie völlig leidenschaftslos und mit dem ruhigsten Gesicht von der Welt. Stanislaus wurde blaß und fragte sich selbst: ‚Was habe ich schließlich gesehen?'

Aber zwischen der Schande, seine Worte vor der ganzen Stadt in Anwesenheit dieses Schweigsamen, der keinen Spaß zu verstehen schien, zurückzunehmen, und der Furcht, der gräßlichen Furcht, die ihm mit ihren heißen Händen den Hals zuschnürte, wählte er die entferntere Gefahr.

„Gut. Auf morgen," sagte er zu Herrn von Bargeton und dachte, die Sache könnte inzwischen noch beigelegt werden.

Die drei Männer gingen wieder in den Salon zurück und alle blickten ihnen forschend ins Gesicht: Châtelet lächelte, Herr von Bargeton sah genau so aus, wie wenn er bei sich zu Hause wäre; aber Stanislaus war leichenblaß. Bei diesem Anblick errieten einige Frauen den Gegenstand der Aussprache. Die Worte ‚sie duellieren sich!' gingen von Mund zu Mund. Die Hälfte der Gesellschaft dachte, Stanislaus müsse unrecht haben, seine Blässe und die ganze Art seiner Haltung kündeten eine Lüge an; die andere Hälfte bewunderte die Haltung des Herrn von Bargeton. Châtelet spielte den Feierlichen und Geheimnisvollen. Herr von Bargeton blieb einige Augenblicke und blickte forschend auf die Gesichter der Anwesenden, dann ging er.

„Haben Sie Pistolen?" fragte Châtelet leise Stanislaus, der von Kopf bis zu Fuß bebte.

Amélie verstand alles und wurde ohnmächtig; die Frauen bemühten sich um sie und trugen sie in ihr Schlafzimmer. Ein schrecklicher Lärm entstand, alle sprachen zu gleicher Zeit. Die Männer blieben im Salon und erklärten einstimmig, Herr von Bargeton wäre im Recht.

„Hätten Sie dem Guten zugetraut, daß er sich so wacker hielte?" fragte Herr von Saintot. „Aber", erwiderte der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

unbarmherzige Jacques, „in seiner Jugend war er einer der besten Schützen. Mein Vater hat mir oft von den Waffentaten Bargetons erzählt." „Bah! Sie stellen sie zwanzig Schritt voneinander, und sie verfehlen sich, wenn Sie Kavalleriepistolen nehmen," sagte Francis zu Châtelet.

Als alle fortgegangen waren, beruhigte Châtelet Stanislaus und seine Frau und erklärte ihnen, alles werde gut gehen, und in einem Duell zwischen einem Sechzigjährigen und einem Sechsunddreißigjährigen sei dieser im Vorteil.

Als am nächsten Morgen Lucien mit David, der ohne seinen Vater von Marsac zurückgekehrt war, beim Frühstück saß, trat Frau Chardon ganz aufgeregt herein.

„Lucien, weißt du denn das Neueste, von dem man schon auf dem Markte spricht? Herr von Bargeton hat Herrn von Chandour heute morgen um fünf Uhr auf einer Wiese beinahe getötet. Herr von Chandour soll gestern gesagt haben, er habe dich mit Frau von Bargeton zusammen überrascht." „Falsch!" rief Lucien; „Frau von Bargeton ist unschuldig." „Ein Landmann, den ich die Einzelheiten erzählen hörte, hat von seinem Wagen aus alles mit angesehen. Herr von Nègrepelisse war schon um drei Uhr morgens hereingekommen, um Herrn von Bargeton zu sekundieren; er hat zu Herrn von Chandour gesagt, er werde seinen Schwiegersohn rächen, wenn ihm ein Unglück zustieße. Ein Kavallerieoffizier hat seine Pistolen hergegeben, die Herr von Nègrepelisse verschiedenemal probiert hat. Herr du Châtelet wollte sich dem Erproben der Pistolen widersetzen, aber der Offizier, den man als Unparteiischen genommen hatte, sagte: wenn man sich nicht mit bloßen Kindereien abgeben wollte, müßte man Waffen nehmen, die etwas taugten. Die Zeugen stellten die beiden Gegner fünfundzwanzig Schritt voneinander auf. Herr von Bargeton, der sich benahm, als handelte es sich um einen Spaziergang, schoß als

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erster und traf Herrn von Chandour in den Hals. Der fiel hin, ohne zurückschießen zu können. Der Wundarzt des Krankenhauses hat soeben erklärt, daß Herr von Chandour für den Rest seines Lebens einen schiefen Hals behalten wird. Ich wollte dir gleich den Ausgang des Duells melden, damit du nicht zu Frau von Bargeton gehst und dich nicht in Angoulême sehen läßt, denn manche Freunde des Herrn von Chandour könnten dich provozieren."

In diesem Augenblick trat Gentil, der Kammerdiener des Herrn von Bargeton, ein, dem der Druckerlehrling den Weg gezeigt hatte, und übergab Lucien einen Brief Louisens:

„Mein Freund! Sie haben ohne Zweifel den Ausgang des Duells zwischen Chandour und meinem Mann erfahren. Wir empfangen heute niemanden. Seien Sie klug, zeigen Sie sich nicht. Ich verlange es im Namen der Gefühle, die Sie für mich haben. Finden Sie nicht, daß dieser traurige Tag am besten verwendet wäre, wenn Sie zu Ihrer Beatrice kämen? Ihr Leben ist durch diesen Vorfall ganz verändert, und sie hat Ihnen tausend Dinge zu sagen."

„Zum Glück", sagte David, „ist meine Hochzeit auf übermorgen festgesetzt; so bist du leicht in der Lage, weniger oft zu Frau von Bargeton zu gehen." „Lieber David," erwiderte Lucien, „sie bittet mich, heute zu ihr zu kommen; ich glaube, ich muß ihr gehorchen; sie weiß wohl besser als wir, wie ich mich in dieser Lage verhalten muß." „Und hier ist also alles in Ordnung?" fragte Frau Chardon. „Sehen Sie selbst," rief David, der glücklich war, die Umwandlung zeigen zu können, die mit der Wohnung im ersten Stock, wo alles frisch und neu war, vor sich gegangen war.

Es waltete da schon der wohltuende Geist des jungen Haushalts, wo der Kranz von Orangenblüten und der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Brautschleier die Krone des häuslichen Lebens sind, wo der Frühling der Liebe sich in den Dingen widerspiegelt, und wo alles blank, sauber und mit Blumen geschmückt ist.

„Eva wird wie eine Prinzessin wohnen," sagte die Mutter; „aber du hast zuviel Geld ausgegeben, du hast verschwendet!"

David lächelte, ohne zu antworten, denn Frau Chardon hatte eine geheime Wunde berührt, die dem armen Liebhaber grausame Schmerzen bereitete: die Ausführung seiner Bestellungen war so viel teurer geworden, als er vermutet hatte, daß es ihm unmöglich war, das Gelaß über dem Schuppen zu bauen. Seine Schwiegermutter konnte das Heim, das er ihr geben wollte, noch lange nicht haben. Großmütige Menschen empfinden die lebhaftesten Schmerzen, wenn sie die Art Versprechen nicht halten können, die gewissermaßen die kleinen Eitelkeiten der Zärtlichkeit sind. David verbarg seine Verlegenheit sorgfältig, um das Herz Luciens zu schonen, der über die Opfer, die für ihn gebracht worden waren, leicht hätte niedergeschlagen werden können.

„Eva und ihre Freundinnen haben auch schön gearbeitet," sagte Frau Chardon. „Die Aussteuer, die Hauswäsche, alles ist in Ordnung. Diese jungen Mädchen lieben sie so, daß sie ihr, ohne etwas davon zu sagen, die Matratzen mit weißem Barchent überzogen und mit rosa Litzen verziert haben. Das ist reizend! Man bekommt Lust, sich zu verheiraten."

Mutter und Tochter hatten alle ihre Ersparnisse dafür verwendet, Davids Haushalt mit Dingen zu versorgen, an die junge Männer niemals denken. Da sie wußten, wieviel Luxus er entfaltete, denn es war die Rede von einem Porzellanservice, das er in Limoges bestellt hatte, hatten sie versucht, die Dinge, die sie brachten, mit denen, die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

David kaufte, in Einklang zu bringen. Dieser kleine Wettkampf der Liebe und Großmut mußte die beiden Gatten dazu bringen, im Anfang ihrer Ehe inmitten aller Zeichen eines bürgerlichen Wohlstandes, der in einer zurückgebliebenen Stadt, wie es damals Angoulême war, für Luxus gelten mußte, Entbehrungen zu leiden. In dem Augenblick, wo Lucien seine Mutter und David in das Schlafzimmer hineingehen sah, um sich an der blau und weißen Wandbespannung und den hübschen Möbeln zu erfreuen, schlich er zu Frau von Bargeton. Er traf Naïs beim Frühstück mit ihrem Manne, dem der Morgenspaziergang Appetit gemacht hatte, und der aß, ohne sich um das, was vorgefallen war, im geringsten zu kümmern. Herr von Nègrepelisse, der alte Landedelmann, eine imposante Gestalt, ein Überrest des alten französischen Adels, war bei seiner Tochter. Als Gentil Herrn von Rubempré gemeldet hatte, warf ihm der weißhaarige Alte den forschenden Blick eines Vaters zu, der den Mann, den seine Tochter ausgezeichnet hat, schnell kennen lernen will. Die ungewöhnliche Schönheit Luciens berührte ihn so stark, daß er einen billigenden Blick nicht zurückhalten konnte; aber er schien in dem Verhältnis seiner Tochter zu dem jungen Mann mehr eine flüchtige Liebschaft, eine Laune zu sehen, als einen dauernden Liebesbund. Man hatte zu Ende gefrühstückt, Louise konnte sich erheben und ihren Vater und Herrn von Bargeton allein lassen. Sie machte Lucien ein Zeichen, ihr zu folgen.

„Mein Freund," sagte sie, und ihre Stimme klang zugleich traurig und freudig, „ich gehe nach Paris, und mein Vater nimmt Bargeton nach l'Escarbas mit sich, wo er während meiner Abwesenheit bleiben wird. Madame d'Espard, eine geborene Blamont-Chauvry, mit der wir durch die d'Espard, die ältesten Glieder der Familie Nègrepelisse, verwandt sind, ist jetzt von sich aus und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

durch ihre Verwandten sehr einflußreich. Wenn sie sich herbeiläßt, sich um uns zu kümmern, werde ich mir viel Mühe mit ihr geben: sie kann uns mit ihrem Einfluß eine Stellung für Bargeton verschaffen. Meine Bemühungen können es zustande bringen, daß der Hof den Wunsch ausspricht, ihn als Deputierten der Charente zu sehen, und das wird dazu helfen, daß er hier als Kandidat aufgestellt wird. Der Deputiertenposten kann später meine Schritte in Paris begünstigen. Du, mein liebes Kind, hast diese Veränderung in meinem Leben hervorgebracht. Das Duell, das heute morgen stattfand, zwingt mich, mein Haus für einige Zeit zu schließen, denn es wird Leute geben, die gegen uns für die Chandour Partei nehmen. In unserer Stellung und in einer kleinen Stadt tut eine Abwesenheit immer not, um der Gehässigkeit Zeit zu lassen, sich zu legen. Aber entweder habe ich Erfolg und sehe Angoulême nie wieder, oder ich habe keinen Erfolg und warte in Paris den Augenblick ab, von dem an ich die Sommer in Escarbas und die Winter in Paris verbringen kann. Das ist das einzige Leben für eine vornehme Frau, ich habe zu lange damit gezögert. Ein Tag genügt für all unsere Vorbereitungen; ich reise morgen abend und du begleitest mich, nicht wahr? Du gehst voraus. Zwischen Mansle und Ruffec nehme ich dich in meinen Wagen und wir werden bald in Paris sein. Dort, Liebster, ist der Boden für hervorragende Menschen. Man fühlt sich nur mit seinesgleichen wohl, sonst leidet man überall. Überhaupt, Paris, die Hauptstadt der geistigen Welt, ist die Bühne für deine Erfolge; durcheile schnell den Raum, der dich davon trennt. Laß deine Ideen nicht in der Provinz ranzig werden, eile dich, mit den großen Männern zu verkehren, die das neunzehnte Jahrhundert repräsentieren. Du mußt dem Hof und den Machthabern näherkommen. Weder die Berühmtheiten noch die Würdenträger suchen ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Talent auf, das in einer Kleinstadt dahinsiecht. Nenne mir überhaupt die Werke der schönen Literatur, die der Provinz entstammen! Sieh dagegen, wie der göttliche, der arme Jean Jacques unwiderstehlich von dieser geistigen Sonne angezogen wurde, die den Ruhm schafft, indem sie die Geister durch die Reibung der Rivalitäten entzündet. Mußt du dich nicht beeilen, deinen Platz in der Dichterplejade einzunehmen, die jede Epoche hervorbringt? Du glaubst nicht, wie nützlich es einem jungen Talent ist, wenn es von der vornehmen Gesellschaft ins Licht gesetzt wird. Ich werde bewirken, daß du bei Madame d'Espard empfangen wirst; der Zutritt zu ihrem Salon ist nicht leicht; du findest da alle großen Persönlichkeiten, die Minister, die Gesandten, die großen Redner der Kammer, die einflußreichsten Pairs, reiche und berühmte Leute. Man müßte sehr ungeschickt sein, um nicht ihr Interesse zu erregen, wenn man schön, jung und voller Geist ist. Die großen Talente sind nicht kleinlich, sie leihen dir ihren Beistand. Wenn man sieht, wie hoch du gestellt bist, werden deine Werke ungeheuer an Wert gewinnen. Das große Problem, das für die Künstler zu lösen ist, ist, zu bewirken, daß sie weithin sichtbar sind. Du triffst da also tausend Gelegenheiten, dein Glück zu machen, hast Aussicht auf Sinekuren, auf eine Pension aus der Privatschatulle. Die Bourbonen begünstigen so gern die schönen Wissenschaften und Künste! Sei also zu gleicher Zeit religiöser und royalistischer Dichter. Das wird nicht nur schön sein, du wirst auch reich werden. Vergibt die Opposition oder der Liberalismus Stellen und Belohnungen, läßt er die Schriftsteller zu Vermögen kommen? Schlage also den rechten Weg ein und geh dahin, wo alle Männer von Geist zu finden sind. Du kennst mein Geheimnis, bewahre das tiefste Schweigen und rüste dich, mir zu folgen. — Willst du nicht?" fügte sie hinzu, denn sie wunderte sich über die schweigsame Haltung ihres Geliebten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Lucien war geblendet durch die plötzliche Aussicht auf Paris. Als er diese verlockenden Worte hörte, war es ihm, als habe er sich bisher nur seines halben Gehirns bedient; jetzt eben schien er die zweite Hälfte zu entdecken, alle seine Ideen wuchsen, er kam sich in Angoulême wie ein Frosch vor, der auf dem Grunde eines Sumpfes unter einem Stein gelebt hatte. Paris in seinem Glanze, Paris, das in der Provinz jeder Phantasie als Eldorado erscheint, trat vor ihn in seinem Goldgewande, auf dem Haupte das Königsdiadem, die Arme allen Talenten geöffnet. Die Berühmtheiten würden ihn brüderlich umarmen. Dort war alles Freude und Sonnenschein für das Genie. Dort gab es keine neidischen Krautjunker, die verletzende Worte sprachen, um den Schriftsteller zu demütigen, und keine alberne Gleichgültigkeit gegen die Poesie. Dort entsprossen die Werke der Dichter; dort wurden sie bezahlt und berühmt gemacht. Die Buchhändler würden kaum die ersten Seiten seines ‚Bogenschützen Karls IX.' gelesen haben und würden schon ihren Kassenschrank öffnen und ihn fragen: ‚Wieviel wollen Sie?' Überdies sah er ein, daß Frau von Bargeton nach einer Reise, bei der sie die Umstände so nah wie zwei Gatten zusammenbrachten, ganz die Seine würde, daß sie zusammenlebten.

Auf diese Worte: ‚Willst du nicht?' antwortete er mit einer Träne, schlang seinen Arm um Louise, drückte sie ans Herz und preßte unzählige Küsse auf ihren Hals. Dann hielt er plötzlich inne, wie von einer Erinnerung getroffen, und rief aus: „Mein Gott, meine Schwester heiratet übermorgen!"

Dieser Ausruf war der letzte Atemzug der reinen und vornehmen Kindlichkeit in ihm. Die mächtigen Bande, die die jungen Herzen mit ihrer Familie, ihrem ersten Freund, allen ursprünglichen Gefühlen verbinden, sollten einen furchtbaren Schlag erhalten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Wie!" rief die hochmütige Nègrepelisse, „was hat die Verheiratung Ihrer Schwester mit dem großen Schritt unserer Liebe zu tun? Liegt Ihnen so viel daran, bei dieser Kleinbürger- und Handwerkerhochzeit das große Tier zu sein, daß Sie mir diese edle Freude nicht zum Opfer bringen können? Ein schönes Opfer!" sagte sie verächtlich. „Ich habe heute morgen meinen Mann um Ihretwillen in den Zweikampf geschickt! Gehen Sie, mein Herr, verlassen Sie mich! Ich habe mich in Ihnen getäuscht."

Sie fiel fast ohnmächtig auf ihr Kanapee. Lucien stürzte zu ihr, bat um Verzeihung und fluchte seiner Familie, David und seiner Schwester.

„Ich glaubte so an dich," klagte sie. „Herr von Cante-Croix hatte eine Mutter, die er vergötterte, aber um einen Brief von mir zu bekommen, in dem ich ihm sagte: ‚Ich bin zufrieden!' ist er im Schlachtendonner gestorben. Und Sie können, wenn es sich darum handelt, mit mir zu reisen, nicht einmal auf einen Hochzeitsschmaus verzichten?"

Lucien wollte sich töten, und seine Verzweiflung war so aufrichtig, so tief, daß Louise ihm verzieh. Aber sie ließ ihn spüren, daß er diesen Fehler wieder gutmachen müßte.

„Geh also," sagte sie endlich, „sei verschwiegen und sei morgen nacht um zwölf Uhr hundert Schritte hinter Mansle zu finden."

Lucien fühlte kaum den Boden unter seinen Füßen. Er begab sich auf den Weg zu David. Seine Hoffnungen verfolgten ihn, wie die Furien den Orest, denn er gewahrte tausend Schwierigkeiten, die in dem schrecklichen Wort: ‚Woher Geld nehmen?' zusammenzufassen waren. Er hatte solche Angst vor dem Scharfblick Davids, daß er sich in sein hübsches Arbeitszimmer einschloß, um sich von der Betäubung zu erholen, in die ihn seine neue Lage gebracht hatte. Er sollte also diese Wohnung verlassen, die mit so viel Kosten für ihn hergestellt worden war. Alle

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Opfer, die man ihm gebracht hatte, sollten vergeudet sein. Es fiel ihm ein, seine Mutter könnte da wohnen, und David könnte also den kostspieligen Umbau im Hof sparen, den er geplant hatte. Diese Abreise mußte die Verhältnisse seiner Familie in Ordnung bringen. Er fand tausend Gründe, die für seine Flucht sprachen, denn es gibt nichts Jesuitischeres, als einen Wunsch. Er lief sofort nach Houmeau zu seiner Schwester, um ihr sein neues Los mitzuteilen und sich mit ihr zu beraten. Als er vor dem Laden Postels angelangt war, fiel ihm ein, er könnte, wenn sich keine andere Möglichkeit fände, bei dem Nachfolger seines Vaters die Summe, die für einen Aufenthalt in Paris während eines Jahres nötig wäre, leihen.

‚Wenn ich mit Louise zusammenlebe, wird ein Taler täglich für mich ein ganzes Vermögen sein, und das macht nur tausend Franken im Jahr,‘ sagte er sich. ‚Und in sechs Monaten bin ich reich.‘

Eva und ihre Mutter hörten, nachdem sie versprochen hatten, das tiefste Geheimnis zu wahren, die Bekenntnisse Luciens. Alle beide weinten bei der Erzählung unseres Ehrgeizigen, und als er den Grund dieses Kummers erfahren wollte, sagten sie ihm, alles, was sie besäßen, wäre von der Haus- und Tischwäsche, von Evas Aussteuer, von einer Menge Anschaffungen verschlungen worden, an die David nicht gedacht hatte, und sie wären froh, das alles besorgt zu haben, denn für David bedeuteten diese Dinge, die Eva mitbrachte, so viel wie eine Mitgift von zehntausend Franken. Lucien teilte ihnen jetzt seine Darlehnsidee mit, und Frau Chardon nahm es auf sich, Herrn Postel um tausend Franken für ein Jahr zu bitten.

„Aber Lucien,“ sagte Eva in bekümmertem Tone, „du wirst also nicht bei meiner Hochzeit sein? O komm zurück, ich werde ein paar Tage warten! In vierzehn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tagen, wenn du sie hinbegleitet hast, wird sie schon erlauben, daß du wieder hierher kommst! Sie wird dich uns acht Tage schenken, uns, die wir dich für sie aufgezogen haben! Es wäre ein schlechter Anfang unserer Ehe, wenn du nicht dabei wärest ... Aber", unterbrach sie sich plötzlich, „wirst du mit tausend Franken genug haben? Dein Anzug kleidet dich himmlisch, aber du hast nur den einen! Du hast nur zwei feine Hemden, die sechs andern sind aus grober Leinwand. Du hast nur drei Batistkrawatten, die drei andern sind aus gewöhnlichem Jakonett; und deine Taschentücher sind auch nicht schön. Wirst du in Paris eine Schwester finden, die dir an dem Tag, wo du sie brauchst, deine Wäsche fertig macht? Du wirst sie noch sehr vermissen. Du hast nur eine Nankinghose, die in diesem Jahr gemacht worden ist; die aus dem vorigen Jahre ist dir zu knapp; du mußt dich also in Paris neu einkleiden, und die Preise von Paris sind nicht die von Angoulême. Du hast nur zwei anständige Westen, ich habe die andern schon geflickt. Weißt du, ich rate dir, zweitausend Franken mitzunehmen."

David, der in diesem Moment eintrat, schien die letzten Worte gehört zu haben, denn er blickte den Bruder und die Schwester schweigend an.

„Verbergt mir nichts," sagte er schließlich. „Denke," rief Eva, „er reist mit ihr fort." „Postel", sagte Frau Chardon, die hereintrat, ohne David zu sehen, „willigt ein, dir die tausend Franken zu leihen, aber nur für sechs Monate, und er will einen Wechsel von dir, den dein Schwager akzeptiert, denn er sagt, du bietest keine Garantie."

Die Mutter blickte sich um, sah ihren Schwiegersohn, und die vier Menschen blieben in tiefem Schweigen. Die Familie Chardon fühlte, wie sehr sie David ausgenützt hatte. Alle schämten sich. Eine Träne schwamm im Auge des Buchdruckers.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Du wirst also nicht auf meiner Hochzeit sein?" fragte er, „du wirst nicht bei uns bleiben? und da habe ich nun alles verschwendet, was ich hatte! Ach Lucien, eben bringe ich Eva ihren armseligen Brautschmuck; ich wußte nicht," sagte er, trocknete sich die Augen und zog ein paar Schmuckkästchen aus der Tasche, „daß ich bedauern müßte, sie gekauft zu haben."

Er stellte mehrere mit Saffian überzogene Kästchen auf den Tisch vor den Platz seiner Schwiegermutter.

„Warum denkst du so viel an mich?" fragte Eva mit dem Lächeln eines Engels, das in Widerspruch zu ihren Worten stand. „Liebe Mama," sagte der Drucker, „sage Herrn Postel, ich willige ein, meine Unterschrift zu geben, denn ich sehe auf deinem Gesicht, Lucien, daß du entschlossen bist, abzureisen."

Lucien nickte kraftlos und traurig mit dem Kopf und sagte nach einer kleinen Pause: „Urteilt nicht falsch über mich, geliebte Menschen."

Er griff nach Eva und David, zog sie an sich heran, drückte sie an sich, küßte sie und sprach: „Wartet ab, was daraus kommt; ihr werdet sehen, wie ich euch liebe. David, wozu diente unser hoher Gedankenflug, wenn er uns nicht erlaubte, gleichgültig gegen die kleinen Zeremonien zu sein, mit denen die Gesetze unsere Gefühle umwickeln? Wird nicht trotz der Entfernung meine Seele hier sein? Wird uns nicht der Gedanke vereinigen? Werden die Verleger hierher kommen, um meinen ‚Bogenschützen Karls IX.' und meine ‚Margueriten' von mir zu bekommen? Früher oder später mußte ich immer tun, was ich jetzt tue. Aber konnte ich jemals günstigere Bedingungen finden? Hängt nicht mein ganzes Glück davon ab, daß ich bei meinem ersten Auftreten in Paris zu dem Salon der Marquise de Espard Zutritt habe?" „Er hat recht," sagte Eva. „Sagtest du mir nicht selbst, er müßte bald nach Paris gehen?"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

David nahm Eva bei der Hand, führte sie in den engen Raum, in dem sie seit sieben Jahren schlief, und sagte ihr ins Ohr: „Er braucht zweitausend Franken, sagtest du, Liebste? Postel gibt nur tausend her."

Eva sah ihren Verlobten mit einem ängstlichen Blick an, der all ihren Kummer zum Ausdruck brachte.

„Höre! geliebte Eva, wir werden unser Leben schlecht anfangen. Jawohl, meine Ausgaben haben alles verschlungen, was ich besessen habe. Es bleiben mir nur zweitausend Franken, und die Hälfte ist unentbehrlich, damit die Druckerei weitergehen kann. Wenn ich deinem Bruder tausend Franken gebe, gebe ich ihm unser Brot, gefährde ich unsere Existenz. Wenn ich allein wäre, wüßte ich, was ich täte; aber wir sind zwei. Entscheide."

Eva warf sich, außer sich, ihrem Geliebten in die Arme, küßte ihn zärtlich und sagte ihm, von Tränen überströmt, ins Ohr: „Tu, wie wenn du allein wärst; ich werde arbeiten, um diese Summe wieder zu verdienen."

Trotz eines Kusses, der so glühend war, wie ihn je zwei Verlobte ausgetauscht haben, war Eva, als David sie allein ließ und zu Lucien trat, sehr niedergeschlagen.

„Sei ohne Sorge," sagte David zu Lucien, „du sollst deine zweitausend Franken haben." „Geht zu Postel," sagte Frau Chardon, „ihr müßt beide den Wechsel unterschreiben."

Als die beiden Freunde wieder heraufkamen, überraschten sie Eva und ihre Mutter, wie sie auf den Knien zu Gott beteten. Obwohl sie wußten, wieviel Hoffnungen die Rückkehr erfüllen mußte, fühlten sie doch in diesem Augenblick alles, was sie mit diesem Abschied verloren; sie fanden das Glück der Zukunft zu teuer mit einer Abwesenheit erkauft, die sie unglücklich machte und sie in tausend Ängste über das Schicksal Luciens versetzte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Wenn du jemals diese Szene vergäßest," flüsterte David Lucien ins Ohr, „wärst du der niedrigste aller Menschen."

Der Buchdrucker hielt ohne Zweifel diese ernsten Worte für nötig; der Einfluß der Frau von Bargeton ängstigte ihn nicht weniger als die unheilvolle Unbeständigkeit von Luciens Charakter, die ihn ebenso auf den schlimmen wie auf den rechten Weg bringen konnte. Eva hatte Luciens Bündel schnell geschnürt. Dieser Fernando Cortez der Literatur nahm wenig mit sich. Er behielt seinen besten Gehrock, seine beste Weste und eins seiner zwei besten Hemden an. Seine ganze Wäsche, sein berühmter Anzug, seine Siebensachen und seine Manuskripte bildeten ein so kleines Paket, daß David vorschlug, er wolle es, damit es den Augen der Frau von Bargeton verborgen bliebe, mit der Eilpost seinem Geschäftsfreund, einem Papierhändler, schicken und ihm schreiben, er solle es Lucien übergeben.

Trotz den Vorsichtsmaßregeln Frau von Bargetons zur Geheimhaltung ihrer Abreise erfuhr Châtelet davon und wollte wissen, ob sie die Reise allein oder in Begleitung Luciens machte; er schickte seinen Kammerdiener nach Ruffec mit dem Auftrag, die Insassen aller Wagen, die auf der Post die Pferde wechselten, zu beobachten. ‚Wenn sie ihren Dichter mitnimmt,' dachte er, ‚gehört sie mir.'

Lucien reiste am nächsten Morgen bei Tagesanbruch ab. Er war von David begleitet, der sich ein Kabriolett und ein Pferd verschafft hatte, wobei er sagte, er hätte geschäftliche Dinge mit seinem Vater zu erledigen, was unter den jetzigen Umständen wahrscheinlich war. Die beiden Freunde begaben sich nach Marsac und verbrachten dort einen Teil des Tages bei dem alten Bären; am Abend fuhren sie dann bis über Mansle hinaus, um Frau von Bargeton zu erwarten. Sie kam gegen Morgen an. Als Lucien die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

alte sechzigjährige Kalesche sah, die er so oft in der Remise betrachtet hatte, fühlte er sich so bewegt, wie noch selten im Leben. Er warf sich David in die Arme, der zu ihm sagte: „Gott gebe, daß das zu deinem Guten ist."

Der Drucker bestieg wieder sein kleines Kabriolett und fuhr mit gepreßtem Herzen ab, denn er hatte ängstliche Vorgefühle über die Schicksale, die Lucien in Paris erwarteten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

EIN GROSSER MANN AUS DER PROVINZ IN PARIS

I. TEIL

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

WEDER Lucien noch Frau von Bargeton, noch Gentil, noch Albertine, die Kammerfrau, sprachen jemals von den Vorfällen dieser Reise; aber man darf annehmen, daß die fortwährende Anwesenheit der Bedienten sie für einen Liebhaber, der alle Wonnen einer Entführung erwartet hatte, sehr verdrießlich machte. Lucien, der zum erstenmal in seinem Leben Extrapost fuhr, war wie aus den Wolken gefallen, als er fast die ganze Summe, die er für ein Jahr seines Lebens bestimmt hatte, auf der Straße von Angoulême nach Paris verschwinden sah. Wie alle Menschen, die die Reize der Kindlichkeit mit der Kraft der Begabung vereinigen, hatte er den Fehler, daß er beim Anblick von Dingen, die für ihn neu waren, seine naive Verwunderung nicht unterdrückte. Ein Mann muß eine Frau gut studieren und darf seine Gefühle und Gedanken nicht gleich im Entstehen sehen lassen. Eine Geliebte, die Zärtlichkeit und Größe verbindet, lächelt über Kindereien und versteht sie; aber wenn sie nur ein bißchen Eitelkeit hat, verzeiht sie ihrem Geliebten nicht, wenn er sich kindisch, eitel oder kleinlich zeigt. Viele Frauen übertreiben den Kultus mit ihrem Geliebten so sehr, daß sie immer einen Abgott in ihm finden wollen; während die, die einen Mann um seiner selbst willen und nicht zuerst in bezug auf sich lieben, seine kleinen Züge ebenso verehren wie seine Größe. Lucien hatte noch nicht gemerkt, daß die Liebe bei Frau von Bargeton auf die Eitelkeit gepfropft war. Er beging den Fehler, das Lächeln nicht zu beachten, das Louise während dieser Reise manchmal nicht unterdrücken konnte, wenn er sich das possierliche Benehmen einer jungen Ratte, die zum erstenmal aus ihrem Loch kommt, erlaubte, anstatt es für sich zu behalten.

Die Reisenden stiegen im Hotel du Gaillard-Bois in der Rue de l'Echelle vor Tagesanbruch ab. Die beiden Lieben-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den waren so ermüdet, daß sich Louise vor allem hinlegen wollte, was sie auch tat. Sie versäumte aber nicht, Lucien vorher anzuempfehlen, er solle sich ein Zimmer über ihrem Gemach nehmen. Lucien schlief bis vier Uhr nachmittags. Frau von Bargeton ließ ihn zum Diner wecken; er kleidete sich, als er hörte, wieviel Uhr es wäre, schnell an und fand Louise in einer der elenden Kammern, die die Schande von Paris sind, wo es trotz aller Ansprüche auf Eleganz kein einziges Hotel gibt, in dem ein reicher Reisender sich zu Hause fühlen kann. Obwohl Lucien noch den Nebel vor Augen hatte, wie er infolge eines plötzlichen Aufweckens da ist, erkannte er doch seine Louise in dieser kalten, sonnenlosen Kammer nicht wieder. Die Vorhänge waren verblichen, der abgenutzte Fußboden war in schlechtem Stande, die Möbel waren unansehnlich, abgeschmackt, entweder alt oder aus zweiter Hand gekauft. Es gibt tatsächlich manche Frauen, die, wenn sie einmal von den Gestalten, den Dingen, den Räumen, die ihnen als Umrahmung dienen, getrennt sind, nicht mehr dasselbe Aussehen und nicht denselben Wert haben. Die lebendigen Physiognomien haben eine Art Atmosphäre, die zu ihnen gehört, wie das Helldunkel der flämischen Gemälde ein notwendiges Zubehör des Lebens der Gestalten ist, die das Genie der Maler hineingestellt hat. Die Menschen der Provinz sind fast alle so. Und dann schien Frau von Bargeton würdevoller und nachdenklicher, als sie es in einem Augenblick sein durfte, wo ein schrankenloses Glück beginnen sollte. Lucien war zunächst nicht in der Lage, sich zu beklagen; Gentil und Albertine bedienten sie. Das Diner hatte nicht mehr den verschwenderischen und vorzüglichen Charakter, der für das Provinzleben kennzeichnend ist. Die Gerichte, die aus einem benachbarten Restaurant kamen, waren von der Gewinnsucht abgeteilt und sehr armselig; sie schmeckten nach kleinen Leuten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Paris ist in diesen kleinen Dingen, zu denen die Leute mit geringem Vermögen verurteilt sind, sehr häßlich. Lucien wartete auf das Ende der Mahlzeit, um Louise zu befragen, deren Veränderung ihm unerklärlich war. Er täuschte sich nicht: ein ernstes Ereignis — denn die Überlegungen sind die Ereignisse des innern Lebens — war während seines Schlafes eingetreten.

Gegen zwei Uhr nachmittags war Sixtus du Châtelet im Hotel erschienen, hatte Albertine wecken lassen, den Wunsch ausgesprochen, ihre Herrin zu sprechen, und war dann zurückgekommen, nachdem er Frau von Bargeton kaum Zeit gelassen hatte, sich anzukleiden. Anaïs, deren Neugier durch dieses seltsame Auftauchen des Herrn du Châtelet erregt war — glaubte sie doch, vor allen verborgen zu sein —, hatte ihn gegen drei Uhr empfangen.

„Ich bin Ihnen gefolgt, auf die Gefahr hin, von meinen Vorgesetzten einen Rüffel zu bekommen," so begrüßte er sie, „denn ich sah voraus, wie es mit Ihnen steht. Aber selbst wenn ich meine Stelle verliere, ist es besser, als daß Sie eine Verlorene werden!" „Was soll das heißen?" rief Frau von Bargeton. „Ich sehe wohl, Sie lieben Lucien," fuhr er mit einer Miene fort, in der sich Zärtlichkeit und Resignation mischten; „denn man muß wohl einen Mann lieben, wenn man an gar nichts denkt, wenn man alle Schicklichkeit außer acht läßt; wenn Sie es tun, die so gut wissen, was sich schickt! Glauben Sie denn, liebe, angebetete Naïs, daß Sie bei Madame d'Espard oder in irgendeinem Salon von Paris empfangen werden, wenn man erfährt, daß Sie mit einem jungen Manne, und dazu noch nach dem Duell Herrn von Bargetons mit Herrn von Chandour, so gut wie von Angoulême geflüchtet sind? Der Aufenthalt Ihres Mannes in l'Escarbas sieht wie eine Trennung aus. In einem solchen Falle pflegen sich Männer von Stande für ihre Frauen zu schlagen und lassen sie dann

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

laufen. Lieben Sie Herrn von Rubempré, beschützen Sie ihn, machen Sie, was Sie wollen, aber wohnen Sie nicht zusammen! Wenn hier irgend jemand erführe, daß Sie im selben Wagen gereist sind, wäre Ihnen die Tür zu der Welt, die Sie aufsuchen wollen, verschlossen. Überdies, Naïs, bringen Sie einem jungen Mann, den Sie noch mit niemand verglichen haben, der noch keine Probe abgelegt hat, der Sie hier vielleicht für irgendeine Pariserin, die er seinem Ehrgeiz dienlicher findet, vergißt, bringen Sie ihm keine solchen Opfer. Ich will dem, den Sie lieben, nicht schaden, aber Sie müssen mir gestatten, Ihre Interessen den seinen vorzuziehen, und Ihnen zu sagen: Erforschen Sie ihn! Bedenken Sie die ganze Bedeutung Ihres Schritts. Wenn Sie die Türen geschlossen finden, wenn die Frauen sich weigern, Sie zu empfangen, dann sollen Sie wenigstens so große Opfer nicht zu bedauern haben; Sie sollen wissen, daß der, dem Sie sie bringen, sie immer verdient und sie versteht. Madame d'Espard ist um so mehr prüde und streng, als sie selbst von ihrem Manne getrennt ist, ohne daß die Welt in das Geheimnis ihres Zwists hat dringen können; aber die Navarreins, die Blamont-Chauvry, die Lenoncourt, alle ihre Verwandten stehen auf ihrer Seite, die prüdesten Frauen verkehren bei ihr und empfangen sie respektvoll, so daß der Marquis d'Espard ins Unrecht gesetzt scheint. Schon beim ersten Besuch, den Sie ihr machen, werden Sie merken, wie richtig meine Ratschläge sind. Ohne Frage, ich kann es Ihnen voraussagen, ich kenne Paris: kaum sind Sie bei der Marquise eingetreten, kommen Ihnen verzweifelte Gedanken, sie könnte erfahren, daß Sie im Hotel du Gaillard-Bois mit dem Sohn eines Apothekers abgestiegen sind, mag er übrigens auch Herr von Rubempré heißen wollen. Sie müssen sich hier auf Rivalinnen gefaßt machen, die in ganz anderer Art verschlagen und schlau sind wie Amélie; sie werden schnell

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

herausgefunden haben, wer Sie sind, wo Sie sind, woher Sie kommen, was Sie treiben. Sie haben auf Inkognito gerechnet; aber Sie gehören zu den Menschen, für die es kein Inkognito gibt. Werden Sie nicht überall Angoulême treffen? Da sind die Deputierten der Charente, die zur Kammereröffnung kommen; da ist der General, der in Paris auf Urlaub ist; aber es genügt ja, daß ein einziger Einwohner Angoulêmes Sie sieht, damit Ihr Leben eine seltsame Wendung nimmt: Sie werden nur noch die Geliebte Luciens sein. Wenn Sie mich zu irgend etwas brauchen, was es auch sei, ich bin bei dem Generalsteuerdirektor, Rue du Faubourg, St.-Honoré, zwei Schritte von dem Hause Madame d'Espards, zu treffen. Ich kenne die Marschallin von Carigliano, Frau von Sérizy und den Ministerpräsidenten gut genug, um Sie dort einzuführen; aber Sie lernen bei Madame d'Espard so viele Leute kennen, daß Sie mich nicht brauchen. Sie werden den Wunsch nicht nötig haben, in diesen oder jenen Salon zu gehen, Sie werden in allen Salons erwünscht sein."

Châtelet konnte sprechen, ohne daß Frau von Bargeton ihn unterbrach; sie war von der Richtigkeit seiner Bemerkungen niedergeschlagen. Die Königin von Angoulême hatte in der Tat auf das Inkognito gerechnet.

„Sie haben recht, lieber Freund," sagte sie, „aber was tun?" „Gestatten Sie mir," antwortete Châtelet, „Ihnen eine passende möblierte Wohnung zu suchen; Sie führen so ein billigeres Leben als in den Gasthöfen und sind bei sich zu Hause; und wenn Sie meinem Rat folgen, bringen Sie da schon die heutige Nacht zu." „Aber woher haben Sie meine Adresse erfahren?" fragte sie. „Ihr Wagen war leicht zu kennen, und überdies war ich Ihnen gefolgt. In Sèvres sagte der Postillion, der Sie geführt hat, meinem Ihre Adresse. Wollen Sie mir gestatten, für Ihre Wohnung zu sorgen? Ich werde Ihnen bald schreiben, wo ich Sie untergebracht habe." „Gut, tun Sie das," erwiderte sie.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Dieses Wort schien nichts und war alles. Der Baron du Châtelet hatte zu einer Frau von Welt die Sprache der Welt geredet. Er war in der ganzen Eleganz einer Pariser Kleidung aufgetreten; ein hübsches Kabriolett mit einem schmucken Pferd davor hatte ihn hergebracht. Zufällig stellte sich Frau von Bargeton ans Fenster, um über ihre Lage nachzudenken, und sah den alten Stutzer abfahren. Einige Augenblicke später stellte sich Lucien, der plötzlich geweckt worden war und sich eilig angezogen hatte, in seiner Nankinghose vom vorigen Jahre und seinem kümmerlichen Rock vor ihre Blicke. Er war schön, aber lächerlich gekleidet. Man ziehe den Apollo des Belvedere oder den Antinous als Wasserträger an, wer wird dann die göttliche Gestalt des griechischen oder römischen Meißels erkennen? Die Augen vergleichen, ehe das Herz das rasche mechanische Urteil richtig gestellt hat. Der Gegensatz zwischen Lucien und Châtelet war zu heftig, als daß er nicht die Augen Louisens frappieren mußte. Als gegen sechs Uhr das Diner zu Ende war, winkte Frau von Bargeton Lucien zu sich auf ein erbärmliches Kanapee aus rotem gelbgeblümtem Kattun, auf das sie sich gesetzt hatte.

„Mein Lucien," sagte sie, „meinst du nicht, wenn wir eine Torheit begangen haben, die uns beide in gleicher Weise in tödliche Gefahr bringt, daß es vernünftig ist, sie wieder gutzumachen? Liebes Kind, wir dürfen in Paris nicht zusammenwohnen, und dürfen nicht den Verdacht aufkommen lassen, daß wir zusammen hierher gekommen sind. Deine Zukunft hängt sehr von meiner Stellung ab, und ich darf sie auf keine Weise aufs Spiel setzen. Ich werde mir also noch heute abend ein paar Schritte von hier eine Wohnung nehmen, aber du bleibst in diesem Hotel wohnen, und wir können uns alle Tage sehen, ohne daß jemand etwas dagegen sagen kann."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Louise erklärte Lucien, der sie mit großen Augen ansah, die Gesetze der großen Welt. Er wußte zwar nicht, daß die Frauen, die ihre Torheiten korrigieren, damit auch ihre Liebe korrigieren, aber er merkte, daß er nicht mehr der Lucien von Angoulême war. Louise sprach ihm nur von sich, von ihren Interessen, von ihrem Ruf, von der Welt; und um ihren Egoismus zu entschuldigen, versuchte sie ihn glauben zu machen, es handelte sich um ihn. Er hatte kein Recht auf Louise, die so schnell wieder Frau von Bargeton geworden war, und was schlimmer war, er hatte keine Macht über sie. So konnte er schwere Tränen nicht zurückhalten, die ihm aus den Augen stürzten.

„Wenn ich dein Ruhm bin, bist du für mich noch mehr: du bist meine einzige Hoffnung und meine ganze Zukunft. Ich hatte gedacht, daß du, wie du meine Erfolge teilst, auch mein Unglück teilen solltest, und nun sollen wir uns jetzt schon trennen." „Du tadelst mein Verhalten," versetzte sie, „du liebst mich nicht." Lucien sah sie so schmerzlich an, daß sie sich nicht enthalten konnte, hinzuzufügen: „Lieber Junge, ich bleibe, wenn du willst. Wir gehen zugrunde und stehen ohne jeden Beistand da. Aber wenn wir beide in gleicher Weise im Elend und beide von der Welt verstoßen sind; wenn der Mißerfolg — denn man muß alles ins Auge fassen — uns bis nach l'Escarbas zurückgeworfen hat, dann erinnere dich, mein Lieber, daß ich dieses Ende vorausgesehen habe und dir vorschlug, nach den Gesetzen der Welt ans Ziel zu gelangen und ihnen zu gehorchen." „Louise," antwortete er und umarmte sie, „ich bin erschreckt, daß ich dich so klug sehe. Vergiß nicht, daß ich ein Kind bin, daß ich mich ganz und völlig deinem lieben Willen überlassen habe. Ich wollte über Menschen und Dinge aus eigener Kraft siegen; aber wenn ich mit deiner Hilfe schneller ans Ziel kommen kann, als allein, werde ich sehr glücklich sein, dir all mein Glück

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu verdanken. Verzeih! Ich habe zuviel auf dich gesetzt, um nicht alles fürchten zu müssen. Für mich ist eine Trennung der Vorläufer des Verlassenwerdens; und verlassen zu werden ist der Tod." „Aber, liebes Kind, die Welt verlangt wenig von dir," erwiderte sie. „Es handelt sich nur darum, daß du hier die Nacht zubringst, und du bist den ganzen Tag bei mir, ohne daß jemand etwas daran finden darf."

Einige Zärtlichkeiten beruhigten Lucien vollends. Eine Stunde später brachte Gentil ein paar Zeilen von Châtelet, der Frau von Bargeton mitteilte, daß er ihr in der Rue Neuve-de-Luxembourg eine Wohnung gemietet hätte. Sie ließ sich die Lage dieser Straße erklären, die von der Rue de l'Echelle nicht sehr entfernt war, und sagte zu Lucien: „Wir sind Nachbarn."

Zwei Stunden später bestieg sie einen Wagen, den ihr Châtelet geschickt hatte, und fuhr in ihre neue Wohnung. Es war eine von denen, in die die Möbelhändler Möbel stellen, um sie an reiche Deputierte oder an hohe Persönlichkeiten zu vermieten, die für kurze Zeit nach Paris gekommen sind; sie war üppig, aber unbequem eingerichtet. Lucien kehrte gegen elf Uhr in sein kleines Hotel zurück, und hatte von Paris noch nichts gesehen als den Teil der Rue St.-Honoré, der zwischen der Rue Neuve-de-Luxembourg und der Rue de l'Echelle liegt. Er legte sich in seiner elenden kleinen Kammer schlafen, die er unwillkürlich mit dem prächtigen Gemach Louisens vergleichen mußte. Kaum hatte er Frau von Bargeton verlassen, als der Baron du Châtelet anlangte. Er kam in strahlender Balltoilette von einer Gesellschaft beim Minister des Äußern zurück. Er wollte Frau von Bargeton über alle seine Veranstaltungen Rechenschaft ablegen. Louise war unruhig, dieser Luxus ängstigte sie. Die Provinzgewohnheiten hatten schließlich auch sie erfaßt, sie war in ihren Ausgaben genau geworden;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie sah so auf Sparsamkeit, daß sie in Paris für geizig gelten konnte. Sie hatte etwa zwanzigtausend Franken in Form einer Anweisung auf den Generalsteuerdirektor mitgebracht und hatte diese Summe zur Deckung ihrer Ausgaben während der nächsten vier Jahre bestimmt. Jetzt fürchtete sie schon, nicht genug zu haben und Schulden zu machen. Châtelet teilte ihr mit, daß ihre Wohnung sie nur sechshundert Franken im Monat kostete.

„Was ist daran Schlimmes?" fragte er, als er den Ruck bemerkte, den diese Mitteilung Naïs gab. „Sie haben einen Wagen für fünfhundert Franken im Monat zu Ihrer Verfügung, das macht im ganzen fünfzig Louis. Sie haben im übrigen nur noch an Ihre Toilette zu denken. Wenn Sie aus Herrn von Bargeton einen Generalsteuerdirektor machen oder ihm eine Stellung im Haushalt des Königs verschaffen wollen, dürfen Sie nicht wie eine arme Frau aussehen. Hier wird nur den Reichen gegeben. Es ist sehr gut, daß Sie Gentil zur Begleitung und Albertine als Zofe haben, denn die Bedienten in Paris ruinieren einen. Essen werden Sie selten zu Hause, so eingeführt wie Sie bald sein werden."

Frau von Bargeton und der Baron plauderten von Paris. Châtelet erzählte die Neuigkeiten des Tages, die tausend Nichtigkeiten, die man wissen muß, wenn man für einen Pariser gelten will. Er gab bald Naïs Ratschläge über die Geschäfte, in denen sie kaufen sollte: er nannte ihr Herbault für die Barette, Juliette für die Hüte und Häubchen; er gab ihr die Adresse der Schneiderin, die Viktorine ersetzen sollte, kurz er machte ihr die Notwendigkeit begreiflich, sich zu entangoulemieren. Dann verabschiedete er sich nach dem letzten guten Einfall, auf den er noch glücklich gekommen war.

„Morgen", sagte er nachlässig, „habe ich ohne Zweifel eine Loge in einem Theater; ich werde Sie und Herrn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von Rubempré abholen; Sie gestatten mir doch gewiß, Sie beide in Paris einzuführen."

‚Er hat mehr Adel im Charakter, als ich dachte,' sagte sich Frau von Bargeton, als sie hörte, wie er auch Lucien einlud.

Im Juni wissen die Minister nicht, was sie mit ihren Theaterlogen anfangen sollen; die ministeriellen Deputierten und ihre Mandanten sind in den Weinbergen beschäftigt oder besorgen ihre Ernte, ihre anspruchsvollsten Bekannten sind auf dem Lande oder verreist; daher sehen die schönsten Logen der Pariser Theater um diese Zeit sehr seltsame Gäste, die von den gewohnten Besuchern nie wiedergesehen werden, und die dem Publikum das Aussehen eines abgenutzten Teppichs geben. Châtelet hatte schon daran gedacht, daß er infolge dieses Umstandes ohne viel Kosten Naïs die Vergnügungen verschaffen könnte, nach denen die Provinzialen am gierigsten sind. Als am nächsten Tag Lucien zum erstenmal hinging, fand er Louise nicht. Frau von Bargeton war für einige unumgängliche Einkäufe ausgegangen. Sie mußte mit den würdigen und berühmten Autoritäten in Sachen der Frauentoilette Rats pflegen, die Châtelet ihr genannt hatte, denn sie hatte der Marquise d'Espard ihre Ankunft mitgeteilt. Obwohl Frau von Bargeton das Selbstvertrauen hatte, das die gebietende Stellung langer Jahre mit sich bringt, hatte sie seltsamerweise Angst, sie könnte als Provinzialin erscheinen. Sie hatte genügend Takt, um zu wissen, wie sehr die Beziehungen zwischen Frauen von den ersten Eindrücken abhängen; und obwohl sie sich imstande wußte, sehr schnell auf das Niveau der überlegenen Frauen, wie Madame d'Espard, zu kommen, fühlte sie doch, daß sie bei ihrem ersten Auftreten Wohlwollen brauchte und wollte es an keinem Faktor des Erfolgs fehlen lassen. Daher war sie Châtelet überaus dankbar, daß er ihr die Mittel angegeben

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hatte, sich mit der vornehmen Welt von Paris in Einklang zu setzen. Durch einen seltsamen Zufall befand sich die Marquise in einer Lage, die es ihr sehr erwünscht machte, jemandem aus der Familie ihres Gatten einen Dienst zu erweisen. Ohne ersichtlichen Grund hatte sich der Marquis d'Espard von der Welt zurückgezogen, er kümmerte sich weder um seine Geschäfte noch um Politik, noch um seine Familie, noch um seine Frau. Die Marquise, die so ihre eigene Herrin geworden war, fühlte das Bedürfnis, von der Welt nach wie vor in ihrer Stellung geachtet zu werden; daher war sie glücklich, unter diesen Umständen den Marquis so zu ersetzen, daß sie die Protektion seiner Familie übernahm. Sie wollte sich dieser Gönnerschaft ostentativ unterziehen, um das Unrecht ihres Gatten zu unterstreichen. Am selben Tage noch schrieb sie an Frau von Bargeton, geborene Nègrepelisse, eines der reizenden Briefchen, deren Form so hübsch ist, daß man Zeit braucht, um hinter ihren Mangel an Inhalt zu kommen:

‚Sie wäre glücklich über einen Umstand, der eine Frau ihrer Familie näher brächte, von der sie sprechen gehört hätte und die sie kennen zu lernen wünschte, denn die freundschaftlichen Beziehungen in Paris wären nicht so fest gegründet, daß man nicht wünschen müßte, einen mehr auf Erden zu haben, den man lieben könnte; und wenn das nicht sein könnte, wäre es nur eine Illusion mehr, die man mit den übrigen bestatten müßte. Sie stellte sich ihrer Cousine ganz zur Verfügung, und hätte sie schon aufgesucht, wenn sie nicht ein Unwohlsein zu Hause festhielte; aber sie wäre ihr schon sehr verbunden, daß sie an sie gedacht hätte.'

Während seines ersten Herumstreifens über die Boulevards und die Rue de la Paix beschäftigte sich Lucien, wie alle Ankömmlinge, viel mehr mit den Dingen, als mit den Personen. In Paris ziehen die Massen zuallererst die Auf-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

merksamkeit auf sich: der Luxus der Läden, die Höhe der Häuser, das Wagengerassel, die fortwährenden Gegensätze zwischen dem größten Luxus und dem äußersten Elend springen zuerst in die Augen. Dieser Phantasiemensch war wie benommen von der Menge, in der er ein Fremder war, und verspürte eine Art ungeheurer Verkleinerung seiner selbst. Menschen, die in der Provinz eine Art Ansehen genießen und dort bei jedem Schritt auf einen Beweis ihrer Wichtigkeit stoßen, können sich nicht an diesen völligen und plötzlichen Verlust ihres Wertes gewöhnen. Bei sich zu Hause etwas sein und in Paris nichts sein, das sind zwei so verschiedene Zustände, daß ein Übergang nötig ist; und wer zu plötzlich vom einen zum andern geht, kommt sich wie vernichtet vor. Für einen jungen Dichter, der ein Echo für all seine Gefühle, einen Vertrauten für alle Gedanken, eine Seele gefunden hatte, mit der er seine kleinsten Stimmungen teilen konnte, mußte Paris eine entsetzliche Wüste sein. Lucien hatte seinen schönen blauen Anzug noch nicht abgeholt, so daß er durch die Armseligkeit, um nicht zu sagen die Abgerissenheit seiner Kleidung geniert war, als er sich zu der Stunde, wo Frau von Bargeton zurückgekehrt sein sollte, zu ihr begab; er traf dort den Baron du Châtelet, der sie beide in den Rocher de Cancale zum Diner fuhr. Lucien, der von dem Wirbel des Pariser Lebens wie betäubt war, konnte nichts zu Louise sagen, sie waren zu dritt im Wagen; aber er drückte ihr die Hand, und sie erwiderte freundschaftlich alle Gedanken, die er so zum Ausdruck brachte. Nach dem Essen führte Châtelet seine beiden Gäste nach dem Vaudeville. Lucien empfand bei dem Anblick Châtelets eine geheime Verstimmung; er verfluchte den Zufall, der ihn nach Paris gebracht hatte. Der Steuerdirektor schob den Grund seiner Reise auf seinen Ehrgeiz: er hoffte, zum Generalsekretär einer Behörde ernannt zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

werden und als vortragender Rat ins Ministerium zu kommen; er wollte sehen, wie es mit den Versprechungen stünde, die man ihm gemacht hatte, denn ein Mann wie er konnte nicht Steuerdirektor bleiben; er wollte lieber gar nichts sein, Abgeordneter werden, in den diplomatischen Dienst zurückkehren. Er war gewachsen; Lucien mußte in diesem alten Gecken die Überlegenheit des Mannes von Welt anerkennen, der auf der Höhe des Pariser Lebens stand; besonders schämte er sich, ihm ein Vergnügen zu verdanken. Wo der Dichter unruhig und geniert war, benahm sich der frühere Privatsekretär wie ein Fisch im Wasser. Er lächelte über das Zögern, das Staunen, die Fragen, die kleinen Irrtümer, zu denen der Mangel an Übung seinen Nebenbuhler brachte, wie die alten Seebären sich über die Neulinge lustig machen, die zum erstenmal aufs Wasser kommen. Das Vergnügen, das Lucien empfand, als er zum erstenmal in Paris im Theater war, wog die Verstimmung auf, in die ihn sein Unbehagen versetzte. Dieser Abend war bemerkenswert, weil er an ihm, ohne sich dessen bewußt zu werden, eine große Menge seiner Ideen über das Provinzleben aufgab. Der Kreis erweiterte sich, die Gesellschaft nahm andere Dimensionen an. Einige hübsche Pariserinnen, die so elegant und frisch gekleidet waren, ließen ihn bemerken, wie altmodisch, obwohl anspruchsvoll genug die Toilette der Frau von Bargeton war; weder die Stoffe noch der Zuschnitt noch die Farben waren mehr in Mode. Die Haartracht, die ihn in Angoulême so bezaubert hatte, schien ihm nun im Vergleich mit den feinen Kunstwerken, die er bei jeder zweiten Frau sah, schrecklich geschmacklos.

‚Wird sie so bleiben?‘ fragte er sich, und ahnte nicht, daß der Tag dazu verwendet worden war, die Umwandlung vorzubereiten.

In der Provinz gibt es keine Auswahl und keine Möglichkeit der Vergleichung; die Gewohnheit, die Physio-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gnomien zu sehen, gibt ihnen eine konventionelle Schönheit. Eine Frau, die in der Provinz für hübsch gilt, erlangt, wenn sie nach Paris verpflanzt wird, nicht die geringste Aufmerksamkeit, denn sie ist nur schön im Sinne des Sprichworts: Unter den Blinden ist der Einäugige König. Luciens Augen machten die Vergleichung, die Frau von Bargeton am Tage vorher zwischen ihm und Châtelet angestellt hatte. Ihrerseits überließ sich Frau von Bargeton seltsamen Gedankengängen über ihren Geliebten. Der arme Dichter war zwar auffallend schön, aber er hatte nicht die Spur einer Haltung. Sein Gehrock, dessen Ärmel zu kurz waren, seine kläglichen Provinzhandschuhe, seine Weste, die zu knapp war, ließen ihn neben den jungen Leuten im ersten Rang sehr lächerlich erscheinen. Frau von Bargeton fand, daß er eine klägliche Figur machte. Châtelet, der ohne Ansprüche um sie beschäftigt war, der für sie so liebevoll sorgte und damit eine tiefe Leidenschaft verriet, Châtelet, der elegant und behaglich auftrat, wie jemand, der wieder in sein Element gekommen ist, eroberte in zwei Tagen den ganzen Boden, den er in einem halben Jahr verloren hatte. Man gibt zwar gewöhnlich nicht zu, daß die Gefühle sich plötzlich ändern, aber es ist sicher, daß zwei Liebende sich oft schneller trennen, als sie sich gefunden haben. Es bereitete sich bei Frau von Bargeton und bei Lucien eine gegenseitige Enttäuschung vor, deren Ursache Paris war. Das Leben wuchs in den Augen des Dichters, wie die Gesellschaft für Louise ein neues Gesicht annahm. Für ihn wie für sie bedurfte es nur eines Zufalls, damit das Band zerschnitten wurde, das sie vereinigte. Dieser Beilhieb, der für Lucien schrecklich war, ließ nicht lange auf sich warten. Frau von Bargeton brachte den Dichter in sein Hotel und kehrte in Gesellschaft von Châtelet zu sich nach Hause zurück, was dem armen Liebhaber äußerst mißfiel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

‚Was werden sie über mich sprechen?' dachte er, als er zu seiner öden Kammer die Treppe hinaufging.

„Der arme Junge ist hervorragend langweilig," sagte Châtelet, als der Wagenschlag wieder geschlossen war. „So ist es mit allen, die eine Welt von Gedanken in ihrem Herzen und Hirn tragen. Die Menschen, die in Kunstwerken, die sie lange im Sinne tragen, so viel auszudenken haben, bezeigen eine gewisse Verachtung gegen die Konversation, die doch ein Verkehr ist, in dem der Geist in kleine Münze umgewechselt wird," sagte die stolze Nègrepelisse, die noch den Mut hatte, Lucien zu verteidigen, weniger um Luciens als um ihrer selbst willen. „Ich gebe Ihnen das gerne zu," sagte der Baron, „aber wir leben mit Menschen und nicht mit Büchern. Hören Sie, liebe Naïs, ich sehe, es ist noch nichts zwischen Ihnen und ihm, ich bin entzückt darüber. Wenn Sie sich entschließen, in Ihr Leben ein Interesse einzuführen, das Ihnen bis jetzt gefehlt hat, dann bitte ich herzlich, lassen Sie es nicht eins für dieses angebliche Genie sein. Wenn Sie sich täuschten! Wenn Sie in ein paar Tagen, wo Sie Gelegenheit haben, ihn mit wirklichen Talenten, mit ernstlich hervorragenden Männern, die Sie sehen werden, zu vergleichen, wenn Sie da merkten, meine liebe schöne Sirene, daß Sie nicht einen großen Sänger auf Ihre reizende Schulter genommen und zum Hafen getragen haben, sondern einen kleinen Affen ohne Manieren, ohne Bedeutung, einen dummen Prahlhans, der in Houmeau Geist haben kann, aber in Paris ein überaus gewöhnlicher Bursche wird! Alles in allem werden hier in jeder Woche Gedichtbücher herausgegeben, deren schlechtestes noch so gut ist wie die ganze Dichterei des Herrn Chardon. Ich bitte Sie, warten Sie, vergleichen Sie! Morgen am Freitag spielt man in der Oper," fügte er hinzu, als er sah, daß der Wagen in die Rue Neuve-de-Luxembourg einfuhr; „Madame d'Espard verfügt über die Loge der ersten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kammerherrn des Königs und wird Sie ohne Zweifel dahin mitnehmen. Ich will Sie in Ihrem Glanze sehen und werde in die Loge der Frau von Sérizy kommen. Man gibt ‚Die Danaiden'." „Adieu," sagte sie.

Am andern Tag versuchte Frau von Bargeton, sich eine Vormittagstoilette zusammenzustellen, die zum Besuch bei ihrer Cousine, der Madame d'Espard, paßte. Es war ziemlich kühl, und sie fand in ihren altmodischen Sachen von Angoulême nichts Besseres, als ein Kleid aus grünem Samt, das sehr extravagant garniert war. Lucien seinerseits fühlte die Notwendigkeit, seinen famosen blauen Anzug holen zu gehen, denn er hatte vor seinem kümmerlichen Gehrock Abscheu und wollte sich immer in feinem Anzug zeigen, weil er dachte, er könnte die Marquise d'Espard treffen oder aufs Geratewohl zu ihr gehen. Er stieg in eine Droschke, um sein Gepäck sofort zu holen. In zwei Stunden gab er drei oder vier Franken aus, was ihm über die Geldverhältnisse des Pariser Lebens zu denken gab. Nachdem er sich aufs eleganteste ausstaffiert hatte, begab er sich nach der Rue Neuve-de-Luxembourg, wo er auf der Schwelle Gentil in Gesellschaft eines Leibjägers antraf, der einen großartigen Federhut trug.

„Ich wollte eben zu Ihnen gehen; Madame übergab mir das Briefchen für Sie," sagte Gentil, der sich auf die Ausdrucksweise, in der man in Paris den Respekt bezeigt, nicht verstand und an die Gutmütigkeit der Sitten in der Provinz gewöhnt war.

Der Leibjäger hielt den Dichter für einen Bedienten. Lucien öffnete das Billet und erfuhr, daß Frau von Bargeton den Tag bei Marquise d'Espard verbrachte und abends in die Oper ginge; aber sie bat Lucien, er möchte sich dort einfinden, ihre Cousine gestattete ihr gern, dem jungen Dichter einen Platz in ihrer Loge zu geben, die Marquise machte sich ein Vergnügen daraus, ihm diesen Genuß zu verschaffen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

‚Sie liebt mich also! Meine Angst ist töricht,' sagte sich Lucien; ‚sie stellt mich noch heute abend ihrer Cousine vor.'

Er war seelenvergnügt und wollte die Zeit bis zu diesem glücklichen Abend fröhlich verbringen. Er wandte sich nach den Tuilerien und dachte, er wollte da bis zur Stunde, wo er bei Véry zu Mittag essen wollte, spazieren gehen. Lucien ging also tänzelnd, hüpfend, leichtfüßig über die Terrasse des Feuillants und betrachtete sich die Spaziergänger, die hübschen Frauen mit ihren Anbetern, die Stutzer, die Arm in Arm gingen und einander im Vorübergehen zunickten. Wie anders war diese Terrasse als Beaulieu! Die Vögel dieser prächtigen Voliere waren viel entzückender als die von Angoulême! Da war all die Farbenpracht, die die Vogelarten Indiens oder Amerikas vor den grauen Farben der europäischen Vögel auszeichnet. Lucien verbrachte zwei grausame Stunden in den Tuilerien; er nahm eine strenge Selbstprüfung vor und richtete über sich. Zunächst sah er bei keinem dieser eleganten jungen Leute einen Gehrock. Wenn er einen Mann mit einem Gehrock sah, war es ein Greis, der nicht mehr in Betracht kam, irgendein armer Teufel, ein Vorstadtrentier oder ein Bureauschreiber. Nachdem er bemerkt hatte, daß es in Paris einen Anzug für den Vormittag und einen für den Abend gab, erkannte unser Dichter, dessen Stimmungen so lebhaft, dessen Blicke so scharf waren, die Häßlichkeit des Plunders, den er am Leibe trug, die Mängel, die seinen Gehrock mit Lächerlichkeit schlugen, dessen Schnitt altmodisch, dessen Blau unecht, dessen Kragen entsetzlich plump war, dessen Vorderschöße durch die Länge der Zeit zipfelig geworden waren; die Knöpfe waren abgegriffen, die Falten wiesen peinliche weiße Stellen auf. Ferner war seine Weste zu kurz und der Schnitt in so grotesker Weise provinzmäßig, daß er, um sie zu verstecken, schnell seinen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rock zuknöpfte. Schließlich sah er nur an gewöhnlichen Leuten Nankinghosen. Leute von Stand trugen köstliche Phantasiestoffe oder das immer tadellose Weiß! Überdies wurden alle Hosen mit Stegen getragen, und seine stieß sehr übel mit seinen Stiefelabsätzen zusammen, gegen die die Ränder des eingeschrumpften Stoffs eine heftige Abneigung zeigten. Er trug eine weiße Krawatte, deren Enden seine Schwester bestickt hatte, die ähnliche bei Herrn du Hautoy und Herrn von Chandour gesehen und sich beeilt hatte, ihrem Bruder eine ebensolche zu machen. Nicht nur trug niemand, abgesehen von ehrwürdigen Leuten, einigen alten Finanzmännern oder gestrengen Beamten, am Vormittag eine weiße Binde, sondern der arme Lucien mußte auch noch jenseits des Gitters auf dem Trottoir der Rue de Rivoli den Laufburschen eines Krämers mit einem Korb auf dem Kopf entdecken, an dem unser Angoulêmer zu seinem Schmerz genau dieselben bestickten Schlipsenden sah, die ihm vermutlich irgendein Nähmädchen, das seine Geliebte war, gemacht hatte. Bei diesem Anblick verspürte Lucien einen Stich ins Herz, in dieses noch schlecht erklärte Organ, in das sich unsere Reizbarkeit flüchtet, zu dem die Menschen, seit es Empfinden gibt, in den übergroßen Freuden wie Schmerzen die Hand führen. Man mache diesem Bericht nicht den Vorwurf der Knabenhaftigkeit. Gewiß liegt darin für die Reichen, die diese Art Schmerzen nie gekannt haben, etwas Armseliges und Unglaubliches; aber die Nöte der Unglücklichen verdienen nicht weniger Aufmerksamkeit als die Krisen, die das Leben der Mächtigen und Bevorzugten der Erde umwälzen. Gibt es nicht ferner gleichviel Schmerz auf beiden Seiten? Der Schmerz steigert alles. Man ändere schließlich die Ausdrücke: an Stelle eines mehr oder weniger schönen Gewandes setze man ein Ordensband, eine Auszeichnung, einen Titel. Haben diese scheinbar kleinen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dinge nicht über glänzende Existenzen Qualen gebracht? Die Frage der Kleidung ist überdies bei denen von größter Bedeutung, die den Anschein erregen wollen, als hätten sie, was sie nicht haben; denn das ist oft das beste Mittel, es später zu besitzen. Lucien brach der kalte Schweiß aus, wenn er daran dachte, daß er so angezogen am Abend vor der Marquise d'Espard erscheinen sollte, vor einer Verwandten des ersten Kammerherrn des Königs, vor einer Dame, bei der die Berühmtheiten aller Art, die Elite der Berühmtheiten verkehrte.

‚Ich sehe aus wie ein Apothekerssohn, wie ein richtiger Ladenschwengel,' sagte er wütend zu sich selbst, wenn er die zierlichen, koketten, eleganten jungen Leute aus dem Faubourg Saint-Germain vorbeigehen sah, die eine Art und ein Wesen hatten, das sie durch ihre schlanke Erscheinung, durch ihre edle Haltung, durch ihren Gesichtsschnitt alle einander ähnlich machte; und doch waren sie, durch den Rahmen, den sich jeder ausgesucht hatte, um sich zur Geltung zu bringen, alle verschieden voneinander. Alle ließen sie ihre Vorzüge leuchten, wie denn die jungen Männer in Paris ebenso wie die Frauen sich darauf verstehen, sich in Szene zu setzen. Lucien hatte von seiner Mutter die erlesenen körperlichen Qualitäten ererbt, deren Vorzüge vor seinen Augen lagen; aber dieses Gold lag noch im Erze, war noch nicht bearbeitet. Seine Haare waren schlecht geschnitten; anstatt seiner großen Figur durch geschmeidiges Fischbein einen Halt zu geben, fühlte er sich in einem gräßlichen Kragen eingeengt; seine Krawatte hatte keine Festigkeit, und so hing ihm der Kopf traurig herunter. Welche Frau hätte in dem gemeinen Schuhzeug, das er aus Angoulême mitgebracht hatte, seine hübschen Füße vermutet? Welcher junge Mann hätte ihn um seine hübsche Taille beneidet, die in dem blauen Sack versteckt war, den er bisher für einen Rock gehalten hatte? Er sah ent-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zückende Knöpfe auf Hemden, die weißen Glanz sprühten — das seine war gelblich. Alle diese eleganten Adligen waren entzückend behandschuht — er hatte Handschuhe wie ein Gensdarm! Da wiegte einer einen Spazierstock mit einem famosen Griff zwischen den Fingern; da trug einer Manschetten am Hemd, die mit zierlichen Goldknöpfen geschlossen waren; einer unterhielt sich mit einer Dame, spielte dabei mit einer reizenden Peitsche, und die weiten Falten seiner Hose, an der kleine Spritzerchen waren, seine klirrenden Sporen, sein enganliegender Rock zeigten, daß er im Begriff war, wieder eins der beiden Pferde zu besteigen, die von einem kaum faustgroßen Groom gehalten wurden. Ein anderer zog aus seiner Westentasche eine Uhr heraus, die platt wie eine Münze war und sah auf sie wie ein Mann, der zu einem Rendezvous zu früh oder zu spät gekommen ist. Als Lucien diese reizenden Kleinigkeiten sah, an die er nie gedacht hatte, stieg vor ihm die Welt des notwendigen Überflüssigen auf; er zitterte bei dem Gedanken, daß man ein riesiges Vermögen brauchte, um die Rolle des hübschen jungen Mannes zu spielen! Je mehr er diese jungen Leute, die so glücklich und ungezwungen aussahen, betrachtete, um so mehr kam ihm sein seltsames Aussehen zum Bewußtsein, das Aussehen eines Menschen, der nicht weiß, wo der Weg hinführt, auf dem er sich befindet; der nicht weiß, wo Palais Royal ist, wenn er davor steht, und der einen Vorübergehenden fragt, wo der Louvre ist und die Antwort erhält: ‚Sie sind darin.' Lucien sah sich von dieser Welt durch einen Abgrund getrennt. Er fragte sich, auf welche Weise er hinüberkommen könnte, denn er wollte dieser schlanken und feinen Pariser Jugend gleich werden. Alle diese Stadtedelleute grüßten Damen, die himmlisch angezogen, himmlisch schön waren, Damen, für die Lucien sich gern um den Preis eines einzigen Kusses hätte in Stücke hauen lassen, wie der Page der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gräfin Königsmark. In den Tiefen seines Gedächtnisses erschien Louise mit diesen Königinnen verglichen wie eine alte Frau. Er begegnete mehreren dieser Frauen, von denen man in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts sprechen wird, deren Geist, Schönheit und Liebschaften nicht weniger berühmt sein werden, als die der Königinnen der alten Zeit. Er sah ein herrliches Mädchen vorübergehen, das Fräulein des Touches, die unter dem Namen Camille Maupin so bekannt war, eine bedeutende Schriftstellerin, deren Schönheit ebensogroß war wie die Überlegenheit ihres Geistes. Die Spaziergänger und die Frauen flüsterten sich einander ihren Namen zu.

‚Ah!' sagte er bei sich selbst, ‚da geht die Poesie in Person.'

Was war Frau von Bargeton neben diesem himmlischen Geschöpf, das in Jugend, Hoffnung und Zukunft strahlte, mit seinem sanften Lächeln und den schwarzen Augen, die weit wie der Himmel und glühend wie die Sonne waren? Sie plauderte lachend mit Frau Firmiani, einer der reizendsten Frauen von Paris. Eine Stimme in ihm rief wohl: ‚der Geist ist der Hebel, mit dem man die Welt bewegt'; aber eine andere Stimme rief ihm zu, der Stützpunkt des Geistes wäre das Geld. Er wollte nicht mehr auf diesem Schauplatz seines Zusammenbruchs und seiner Niederlage bleiben. Er fragte sich nach dem Palais Royal zurecht, denn er kannte die Topographie seines Viertels noch nicht, und ging dahin. Er trat bei Véry ein und bestellte, um die Annehmlichkeiten von Paris kennen zu lernen, ein Diner, das ihn in seiner Verzweiflung tröstete. Eine Flasche Bordeaux, Austern von Ostende, Fisch, Rebhuhn, Makkaroni und Obst waren das Nonplusultra seiner Wünsche. Er ließ sich diese kleine Üppigkeit wohlbekommen und dachte, er wollte heute abend bei der Marquise d'Espard eine Probe seines Geistes ablegen und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

die Kläglichkeit seines komischen Aufzugs durch die Entfaltung seiner geistigen Reichtümer wieder gutmachen. Er wurde durch die Rechnung aus seinen Träumen gerissen, die ihm fünfzig Franken, mit denen er in Paris sehr weit zu kommen geglaubt hatte, entriß. Dieses Diner kostete ihn einen Monat seiner Existenz in Angoulême. Er schloß also mit großem Respekt die Tür zu diesem Palast hinter sich und nahm sich vor, keinen Fuß mehr hineinzusetzen.

‚Eva hatte recht,' sagte er bei sich, als er nach Hause ging, um Geld zu sich zu stecken, ‚die Pariser Preise sind nicht die Preise von Houmeau.'

Unterwegs warf er bewundernde Blicke in die Schaufenster der Schneider, und als er an die Toiletten dachte, die er am Vormittag gesehen hatte, rief er aus: ‚Nein, ich will nicht so als Vogelscheuche vor Madame d'Espard erscheinen!'

Mit der Schnelligkeit eines Windhundes lief er in sein Hotel, stieg in seine Kammer, nahm hundert Taler und begab sich wieder ins Palais Royal, um sich dort von Kopf bis zu Fuß neu einzukleiden. Er hatte dort Schuhmacher, Wäschegeschäfte, Westenschneider, Friseure gesehen; kurz, die Eleganz, die er sich anschaffen wollte, war in zehn Läden verteilt. Der erste Schneider, bei dem er eintrat, ließ ihn so viele Röcke probieren, als er wollte, und versicherte ihm, sie seien alle hochmodern. Als Lucien hinausging, war er im Besitz eines grünen Rocks, einer weißen Hose und einer Phantasieweste, und hatte zweihundert Franken ausgegeben. Er hatte bald ein Paar sehr elegante Stiefel, die ihm gut saßen, gefunden. Kurz, nachdem er alles, was er brauchte, eingekauft hatte, ließ er den Friseur zu sich ins Hotel kommen, in das alle Lieferanten ihre Waren brachten. Um sieben Uhr abends stieg er in eine Droschke und fuhr, frisiert wie eine Wachsfigur,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit eleganter Weste und feinem Schlips, in die Oper. Er fühlte sich in dem Gehäuse, in dem er zum erstenmal steckte, ein wenig geniert. Entsprechend der Empfehlung Frau von Bargetons fragte er nach der Loge der ersten Kammerherren. Beim Anblick eines Mannes, dessen geborgte Eleganz ihn nicht einem ersten Kammerherrn, sondern einem ersten Hochzeitskellner ähnlich machte, ersuchte ihn der Logenschließer, sein Billet zu zeigen.

„Ich habe keins." „Dann können Sie nicht eintreten," antwortete man ihm trocken. „Aber ich gehöre zur Gesellschaft von Madame d'Espard," sagte er. „Wir sind nicht verpflichtet, das zu wissen," meinte der Angestellte, und konnte sich nicht enthalten, mit seinen Kollegen ein unmerkliches Lächeln auszutauschen.

In diesem Augenblick hielt ein Wagen unter dem Säulengang. Ein Leibjäger, den Lucien nicht wiedererkannte, ließ den Wagentritt herunter, und zwei geputzte Frauen stiegen aus. Lucien, der von dem Logenschließer keine unverschämte Bemerkung, er solle Platz machen, hören wollte, trat vor den beiden Damen zurück.

„Aber diese Dame ist die Marquise d'Espard, die Sie zu kennen behaupten," sagte der Logenschließer in ironischem Ton zu Lucien.

Lucien war sehr verdutzt, und um so mehr, als Frau von Bargeton keine Miene machte, als ob sie ihn in seinem neuen Gefieder kennte; aber als er auf sie zutrat, lächelte sie ihm zu und sagte: „Das trifft sich vortrefflich; kommen Sie."

Die Logenschließer waren wieder ernsthaft geworden. Lucien folgte Frau von Bargeton, die, während man die breite Treppe hinaufging, ihren Rubempré ihrer Cousine vorstellte. Die Kammerherrnloge befindet sich in einem der Balkonvorsprünge in der Mitte des Theaters; man sieht dort nach allen Seiten und wird von allen Seiten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gesehen. Lucien setzte sich hinter Frau von Bargeton auf einen Stuhl und war zufrieden, daß er im Dunkel saß.

„Herr von Rubempré," sagte die Marquise in sehr freundlichem Tone, „Sie besuchen die Oper zum erstenmal, Sie müssen alles sehen. Nehmen Sie diesen Platz, setzen Sie sich nach vorn, wir erlauben es Ihnen."

Lucien gehorchte. Der erste Akt der Oper näherte sich dem Ende.

„Sie haben Ihre Zeit gut angewendet," sagte ihm Louise im ersten Augenblick der Überraschung über die Veränderung, die mit Lucien vorgegangen war, ins Ohr.

Louise war dieselbe geblieben. Die Nachbarschaft einer Modedame, der Marquise d'Espard, dieser Frau von Bargeton von Paris, schadete ihr sehr. Die brillante Pariserin ließ die Unvollkommenheiten der Provinzdame so hervortreten, daß Lucien, der auf doppelte Weise, von den vornehmen Schönen dieses pompösen Saals und von dieser außergewöhnlichen Frau, auf den Gegensatz aufmerksam gemacht wurde, endlich in der armen Anaïs von Nègrepelisse die Frau sah, wie sie wirklich war, und wie die Pariser sie sahen. Eine große, magere Frau mit rotem Teint, die verblüht war, fuchsblondes Haar hatte, deren Figur eckig und steif war, die eine gezierte und bombastische, völlig provinzmäßige Art zu sprechen hatte, und die vor allem schlecht gekleidet war! Wirklich, die Falten eines altmodischen Kleides von Paris zeugen noch von Geschmack, man kann etwas damit anfangen, man ahnt, was es einmal war, aber ein altmodisches Provinzkleid ist unmöglich, ist lächerlich. Das Kleid und die Frau ließen jede Grazie und Frische vermissen, der Samt war ebenso wie der Teint alt und fleckig. Lucien schämte sich, diese Gestalt von Fischbein geliebt zu haben, und nahm sich vor, den ersten Tugendanfall seiner Louise zu benutzen, um sie zu verlassen. Mit seinen vorzüglichen Augen sah

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er die Lorgnetten sich auf die Aristokratenlogen richten. Ohne Zweifel richteten die elegantesten Damen prüfende Blicke auf Frau von Bargeton, denn sie lächelten alle, wenn sie unter sich sprachen. Wenn Madame d'Espard aus den Bewegungen und dem Lächeln der Damen den Grund ihrer ironischen Bemerkungen erriet, so war sie durchaus unempfindlich dagegen. Zunächst mußte jeder in ihrer Gefährtin die arme Verwandte aus der Provinz erkennen, vor der keine Pariser Familie geschützt ist. Ferner hatte ihr ihre Cousine etwas ängstlich von der Toilette gesprochen, und sie hatte sie beruhigt, da sie sich überzeugte, daß Anaïs, wenn sie erst einmal angezogen war, bald die Pariser Manieren lernen würde. Es fehlte Frau von Bargeton zwar an Übung, aber sie hatte den angeborenen Stolz einer Adligen und jenes Undefinierbare, das man Rasse nennen kann. Am kommenden Montag würde es also schon anders aussehen. Überdies wußte die Marquise, daß das Publikum, wenn es erst erführe, daß diese Frau ihre Cousine wäre, seine Spöttereien einstellen und eine neue Probe abwarten würde, ehe es mit seinem Urteil fertig wäre. Lucien ahnte nicht, was für Veränderungen ein Schal um den Hals Louisens, ein hübsches Kleid, ein elegante Frisur und die Ratschläge Madame d'Espards an ihr hervorbringen könnten. Als sie die Treppe hinaufgingen, hatte die Marquise schon ihrer Cousine gesagt, sie sollte ihr Taschentuch nicht offen in der Hand tragen. Der gute oder schlechte Ton hängt von tausend Kleinigkeiten dieser Art ab, die eine geistvolle Frau ebenso schnell begreift, wie sie gewisse Frauen niemals lernen. Frau von Bargeton, die eifrig und voll guten Willens war, besaß mehr als genug Verstand, um zu merken, worin sie Fehler beging. So war Frau d'Espard gewiß, daß sie mit ihrer Schülerin Ehre einlegte, und unterzog sich gern ihrer Ausbildung. Es hatte sich überdies zwischen diesen beiden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Frauen ein Bündnis ergeben, das durch ihre beiderseitigen Interessen befestigt wurde. Frau von Bargeton widmete dieser Göttin des Tages einen Kultus, deren Manieren, deren Geist und deren ganze Umgebung sie verführt, geblendet und bezaubert hatten. Sie hatte in Madame d'Espard die geheime Macht der ehrgeizigen großen Dame erkannt, und sich gesagt, sie würde ans Ziel gelangen, wenn sie sich zum Trabanten dieses Gestirns machte; sie hatte sie also rückhaltlos bewundert. Die Marquise war für diese naive Bewunderung nicht unempfindlich gewesen, sie nahm Interesse an ihrer Cousine und fand sie arm und hilfsbedürftig; denn es paßte ihr ganz gut, eine Schülerin zu haben, und sie war zufrieden, in Frau von Bargeton eine Art Hofdame zu haben, eine Sklavin, die ihr Lob sänge. Ein solcher Schatz war unter den Frauen von Paris noch seltener, als ein begeisterter Kritiker in der Zunft der Literaten. Indessen zeigte sich die Neugier des Publikums zu deutlich, als daß es die Neuangekommene nicht merken mußte, und Madame d'Espard wollte sie freundlich in bezug auf diese Unruhe auf eine falsche Spur bringen.

„Wenn man uns Besuch macht," sagte sie zur ihr, „erfahren wir vielleicht, welchem Umstand wir die Ehre dieses Interesses von seiten dieser Damen verdanken." „Ich fürchte sehr, mein altes Samtkleid und meine Angoulêmer Erscheinung wird die Pariserinnen amüsieren," sagte Frau von Bargeton lachend. „Nein, Sie sind es nicht; es muß da etwas sein, was ich mir nicht erklären kann," fügte sie hinzu und wandte sich dem Dichter zu, den sie zum erstenmal betrachtete und seltsam gekleidet fand. „Da ist Herr du Châtelet," sagte in diesem Augenblick Lucien und zeigte mit dem Finger nach der Loge der Frau von Sérizy, wo der alte, wie ein Jüngling herausgeputzte Geck eben eintrat.

Bei diesem Deuten mit dem Finger biß sich Frau von Bargeton vor Ärger auf die Lippen, denn die Marquise

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

konnte einen Blick und ein Lächeln der Verwunderung nicht zurückhalten, die geringschätzig zu fragen schienen: ‚Woher kommt denn der junge Mann?' Louise fühlte sich in ihrer Liebe gedemütigt, und dieses Gefühl ist das peinlichste, das es für eine Französin gibt, und sie kann es ihrem Geliebten nie verzeihen. In dieser Welt, wo die Kleinigkeiten von großer Bedeutung sind, kann eine Bewegung oder ein Wort einen Anfänger ruinieren. Das Hauptverdienst der guten Manieren und des guten Tons der vornehmen Gesellschaft besteht darin, daß sie ein harmonisches Ganzes vorstellen, wo alles so feststeht, daß nichts Anstoß erregen kann. Selbst solche Menschen, die infolge von Unkenntnis oder infolge irgendeiner Gedankenlosigkeit die Gesetze dieser Wissenschaft nicht befolgen, begreifen alle, daß in dieser Sache eine einzige Dissonanz, wie in der Musik, eine vollständige Verwirrung der Kunst selbst ist; denn wenn sie überhaupt bestehen soll, müssen alle ihre Bedingungen, auch in der geringsten Kleinigkeit, ausgeführt werden.

„Wer ist der Herr?" fragte die Marquise und blickte nach Châtelet. „Kennen Sie denn Frau von Sérizy schon?" „Ah! das ist die berühmte Frau von Sérizy, die so viele Abenteuer gehabt hat, und trotzdem überall empfangen wird!" „Eine unerhörte Sache, meine Liebe," antwortete die Marquise, „eine erklärliche, aber noch nicht erklärte Sache! Die einflußreichsten Männer sind ihre Freunde, und warum? Niemand wagt dieses Geheimnis zu ergründen. — Der Herr ist wohl der Löwe von Angoulême?" „Aber der Baron du Châtelet", sagte Anaïs, die ihrem Anbeter aus Eitelkeit in Paris den Titel gab, den sie ihm sonst abstritt, „ist ein Mann, der viel von sich reden gemacht hat. Er war der Reisegefährte des Herrn von Montriveau." „Ah!" sagte die Marquise. „Wenn ich diesen Namen höre, muß ich immer an die arme Herzogin von Langeais denken,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

die wie eine Sternschnuppe verschwunden ist. — Dort", fuhr sie fort und zeigte nach einer Loge, „ist Herr von Rastignac und Frau von Nucingen. Sie ist die Frau eines Lieferanten, eines Bankiers, eines Spekulanten, eines Trödlers en gros, der sich der vornehmen Welt von Paris mit Hilfe seines Vermögens aufgedrängt hat; man sagt, er mache sich wenig Skrupel über die Mittel, es zu vergrößern; er gibt sich die größte Mühe, seine Treue für die Bourbonen zu beweisen; er hat schon versucht, bei mir Zutritt zu erlangen. Seine Frau hat sich jedenfalls gedacht, wenn sie die Loge der Frau von Langeais nähme, bekäme sie auch ihre Anmut, ihren Geist und Erfolg! Immer die alte Fabel von dem häßlichen Vogel, der sich mit Pfauenfedern schmückt!" „Wie machen es Herr und Frau von Rastignac, von denen wir wissen, daß sie keine tausend Taler Einkommen haben, daß ihr Sohn in Paris leben kann?" fragte Lucien Frau von Bargeton, verwundert über die Eleganz und den Luxus, den die Kleidung des jungen Mannes zur Schau trug. „Man sieht leicht, daß Sie aus Angoulême kommen," antwortete die Marquise recht ironisch, ohne ihr Opernglas von den Augen zu nehmen.

Lucien verstand nicht, er überließ sich ganz dem Anblick der Logen und bemühte sich, die Urteile zu erraten, die dort über Frau von Bargeton gefällt wurden, und die Neugier, deren Gegenstand er selbst war. Louise ihrerseits war höchlich erstaunt, daß die Marquise von Luciens Schönheit einen so geringen Eindruck bekommen zu haben schien. ‚Er ist also nicht so schön, wie ich glaubte,' sagte sie sich.

Von da bis zu der Meinung, er sei auch weniger begabt, war nur noch ein Schritt. Der Vorhang war gefallen. Châtelet, der der Herzogin von Carigliano, deren Loge neben der von Madame d'Espard lag, einen Besuch machte, grüßte von dort aus Frau von Bargeton, die mit einer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Neigung des Kopfes dankte. Eine Frau von Welt sieht alles, und so bemerkte die Marquise die auffallend vornehme Erscheinung Châtelets. In diesem Augenblick betraten nacheinander vier Personen die Loge der Marquise, vier Pariser Berühmtheiten.

Der erste war Herr von Marsay. Dieser Mann war berühmt durch die Leidenschaften, die er hervorrief; er war besonders durch eine mädchenhafte, weichliche, weibische Schönheit auffallend, die aber durch einen festen, ruhigen Blick gehoben wurde, der fahlrot und scharf wie der eines Tigers war; er wurde geliebt und gefürchtet. Lucien war ebenso schön; aber bei ihm war der Blick so sanft, sein blaues Auge war so hell, daß er nicht der rechte Mann für die Kraft und Stärke schien, durch die so viele Weiber gewonnen werden. Überdies gab es noch nichts, was den Dichter zur Geltung brachte, während Marsay eine Lebendigkeit des Geistes, eine Siegesgewißheit und eine seiner Natur entsprechende Kleidung hatte, lauter Eigenschaften, die alle seine Rivalen ausstachen. Man versteht nun, was in seiner Nachbarschaft Lucien sein konnte, der steif, stutzerhaft aufgeputzt, hölzern und neu wie seine Kleider war! Von Marsay hatte durch den Geist, den er hineinlegte, und durch die anmutigen Manieren, mit denen er sie begleitete, das Recht erobert, Keckheiten zu sagen. Sein Empfang durch die Marquise zeigte Frau von Bargeton schnell die Macht dieses Menschen. Der zweite war der eine der beiden Vandenesse, der, der den Skandal mit der Lady Dudley gehabt hatte, ein sanfter, geistiger, bescheidener junger Mann, der durch Eigenschaften Erfolg hatte, die denen, deren sich von Marsay rühmte, ganz entgegengesetzt waren, und den die Cousine der Marquise, Frau von Mortsauf, ihr warm empfohlen hatte. Der dritte war der General von Montriveau, der an dem Untergang der Herzogin von Langeais schuld war. Der vierte war Herr

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von Canalis, einer der berühmtesten Dichter dieser Zeit, ein junger Mann im ersten Beginn seines Ruhmes, der stolzer auf seinen Adel als auf sein Talent war. Er spielte den Courmacher von Madame d'Espard, um seine Leidenschaft für die Herzogin von Chaulieu zu verstecken. Man konnte trotz seines anmutigen Wesens, das nicht ohne Geziertheit war, den brennenden Ehrgeiz merken, der ihn später in das Tosen des politischen Lebens hineinwarf. Seine beinahe niedliche Schönheit, seine zarten Manieren verhüllten nur schlecht einen tiefen Egoismus und das unaufhörliche Rechnen einer damals noch fraglichen Existenz; aber der Umstand, daß er sich Frau von Chaulieu, eine Frau von über vierzig Jahren, erkoren hatte, trug ihm bereits Belohnungen von seiten des Hofes, den Beifall des Faubourg Saint-Germain und Beschimpfungen von seiten der Liberalen ein, die ihn den Pfaffendichter nannten.

Als Frau von Bargeton diese vier hervorragenden Gestalten sah, wurde ihr die geringe Aufmerksamkeit der Marquise für Lucien erklärlich. Als dann die Unterhaltung begann, als jeder dieser feinen gewandten Köpfe sich durch Wendungen ins rechte Licht setzte, die mehr Witz und mehr Tiefe hatten, als alles, was Anaïs während eines ganzen Monats in der Provinz gehört hatte; als insbesondere der große Dichter in seiner suggestiven Art ein paar Worte sagte, in denen das Positive der ganzen Zeit lag, aber noch vergoldet von der Poesie, da begriff Louise, was ihr Châtelet am Tage vorher gesagt hatte; Lucien war nichts mehr. Jeder betrachtete den armen Unbekannten mit so grausamer Gleichgültigkeit, er stand so ganz wie ein Ausländer da, der die Sprache nicht verstand, daß die Marquise Mitleid mit ihm hatte.

„Gestatten Sie," sagte sie zu Canalis, „Ihnen Herrn von Rubempré vorzustellen. Sie nehmen in der literarischen Welt eine so hohe Stellung ein, daß Sie einen Anfänger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gewiß freundlich aufnehmen. Herr von Rubempré kommt von Angoulême und ist jedenfalls Ihrer Fürsprache bei denen, die hier das Genie zur Geltung bringen helfen, bedürftig. Es fehlt ihm leider noch an Feinden, die ihn mit ihren Angriffen berühmt machen könnten. Wäre es nicht originell genug, den Versuch zu machen, ihn durch die Freundschaft zu dem gelangen zu lassen, was Ihnen vom Hasse zuteil wird?"

Die vier Personen betrachteten Lucien, solange die Marquise sprach. Von Marsay nahm seine Lorgnette, um den Ankömmling anzusehen, obwohl er nur zwei Schritte von ihm entfernt war; sein Blick ging von Lucien zu Frau von Bargeton und von ihr zu ihm, man sah in seinen Mienen die boshaften Gedanken, mit denen er sie zueinander gesellte, und sie waren beide überaus peinlich berührt; er prüfte sie wie zwei absonderliche Tiere und lächelte. Dieses Lächeln war ein Stich ins Herz für unsern großen Mann aus der Provinz. Felix von Vandenesse machte ein mitleidiges Gesicht, Montriveau warf einen Blick auf Lucien, mit dem er ihn bis auf die Knochen durchdrang.

„Meine Gnädige," sagte Herr von Canalis und verbeugte sich, „ich gehorche Ihnen, obwohl unser persönliches Interesse uns befiehlt, unsere Nebenbuhler nicht zu fördern; aber Sie haben uns ans Wunderbare gewöhnt." „Schön, machen Sie mir also das Vergnügen und kommen Sie Montag mit Herrn von Rubempré zu mir zum Diner, Sie werden dort gemütlicher über literarische Dinge miteinander plaudern können, als hier; ich will versuchen, einige von den Literaturtyrannen und Berühmtheiten aufzutreiben, den Verfasser von ‚Ourika' und einige wohlmeinende junge Dichter." „Frau Marquise," sagte von Marsay, „wenn Sie den Herrn wegen seines Geistes unter Ihre Obhut nehmen, so will ich mich wegen seiner Schönheit seiner annehmen; ich werde ihm Ratschläge geben, die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den glücklichsten Dandy von Paris aus ihm machen. Nachher kann er dichten, so viel er will."

Frau von Bargeton dankte ihrer Cousine mit einem Blick, in dem tiefe Erkenntlichkeit lag.

„Ich wußte nicht, daß Sie gegen Männer von Geist so übelwollend sind," sagte Montriveau zu Marsay; „das Glück tötet die Dichter." „Das ist wohl der Grund, warum Sie sich verheiraten wollen?" sagte der Dandy und wandte sich an Canalis, um zu sehen, ob Madame d'Espard von diesem Wort getroffen würde.

Canalis zuckte mit den Schultern, und Madame d'Espard, die Nichte der Frau von Chaulieu, lachte.

Lucien, der sich in seinen Kleidern wie eine ägyptische Statue in ihrer Hülle vorkam, schämte sich, daß er gar nichts antwortete. Endlich sagte er mit seiner zarten Stimme zur Marquise: „Ihre Güte verurteilt mich dazu, nur Erfolge zu haben."

In diesem Augenblick trat Châtelet ein, der die Gelegenheit, sich von Montriveau, einem der mächtigsten Männer in der Pariser Gesellschaft, gewaltsam der Marquise vorstellen zu lassen, beim Schopfe nahm. Er begrüßte Frau von Bargeton und bat Madame d'Espard, ihm zu verzeihen, daß er so geradezu in ihre Loge eindränge, er hätte seinen Reisegefährten schon so lange nicht mehr gesehen. Montriveau und er sähen sich zum erstenmal wieder, seit sie sich mitten in der Wüste voneinander getrennt hätten.

„Sich in der Wüste zu trennen und in der Oper wiederzufinden," sagte Lucien. „Eine wahrhaft theatralische Erkennungsszene," sagte Canalis.

Montriveau stellte den Baron du Châtelet der Marquise vor, und diese nahm den frühern Privatsekretär der Kaiserlichen Hoheit sehr freundlich auf, da sie ihn schon in drei Logen verkehren gesehen hatte, da Frau von Sérizy nur Leute von einiger Bedeutung um sich duldete, und da er

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schließlich der Reisegefährte Montriveaus war. Diese letzte Auszeichnung war von so großem Wert, daß Frau von Bargeton an dem Ton, den Blicken und dem ganzen Verhalten der vier großen Männer merkte, daß sie Châtelet unbestritten als einen ihresgleichen anerkannten. Das paschahafte Benehmen Châtelets in der Provinz war Naïs mit einem Male erklärt. Endlich bemerkte Châtelet auch Lucien und ließ ihm einen kurzen, trocknen und kalten Gruß zukommen, einen Gruß, durch den ein Mann den andern in Mißkredit bringt, und den Leuten von Welt die untergeordnete Rolle verrät, die der andere in der Gesellschaft einnimmt. Er machte bei diesem Gruß eine hämische Miene, die zu sagen schien: ‚Wie kommt denn der hierher?' Châtelet wurde gut verstanden, denn Herr von Marsay beugte sich zu Montriveau und flüsterte ihm, so daß es der Baron hören mußte, ins Ohr: „Fragen Sie ihn doch, wer dieser kuriose Jüngling ist, der wie eine Gliederpuppe im Schaufenster eines Schneiders aussieht."

Châtelet flüsterte ein paar Augenblicke mit seinem Reisegefährten; es konnte aussehen, als tauschten sie alte Erinnerungen aus, aber ohne Zweifel schlug er mit seinen Worten seinen Nebenbuhler zu Boden. Lucien war von dem schlagfertigen Witz, von der Feinheit, die diese Männer in ihre Antworten legten, überrascht; er war wie benommen von dem, was man bon mot nennt, und ganz besonders von der Zwanglosigkeit der Rede und der Gefälligkeit der Manieren. Er fand die verschwenderische Art und den Luxus an den Dingen, der ihn erschreckt hatte, jetzt in den Ideen wieder. Er fragte sich, durch welches Geheimnis diese Menschen ohne Besinnen treffende Antworten fänden, die ihm nur nach langem Nachdenken eingefallen wären. Und dann hatten diese fünf Weltmänner diese Leichtigkeit nicht nur in ihren Worten, sondern ebenso in ihren Kleidern: sie hatten nichts Neues und nichts Altes am Leibe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es war nichts Auffallendes an ihnen, und doch zog alles den Blick an. Ihr Luxus von heute war der von gestern und würde morgen der nämliche sein. Lucien kam dahinter, daß er wie ein Mann aussah, der sich zum erstenmal im Leben angezogen hat.

„Mein Lieber," sagte Marsay zu Felix von Vandenesse, „dieser kleine Rastignac steigt wie ein Drachen in die Höhe! Da ist er bei der Marquise von Listomère, er macht Fortschritte, er betrachtet uns mit dem Opernglas! Er kennt wohl den Herrn?" fügte der Dandy hinzu und wandte sich zu Lucien, ohne ihn anzusehen. „Es wäre unwahrscheinlich," erwiderte Frau von Bargeton, „wenn der Name des großen Mannes, auf den wir stolz sind, nicht bis zu ihm gedrungen wäre: seine Schwester war jüngst dabei, wie Herr von Rubempré uns sehr schöne Gedichte vorlas."

Felix von Vandenesse und Herr von Marsay grüßten die Marquise und begaben sich in die Loge der Frau von Listomère, die die Schwester der Vandenesse war. Der zweite Akt begann und man ließ Madame d'Espard, ihre Cousine und Lucien allein. Die einen begaben sich zu den Frauen, die neugierig waren, zu wissen, wer Frau von Bargeton war, und erklärten ihnen die Sache, die andern erzählten von der Ankunft des Dichters und machten sich über seinen Anzug lustig. Canalis ging wieder in die Loge der Herzogin von Chaulieu und kam nicht wieder. Lucien war glücklich über die Ablenkung von der Bühne her. Die Befürchtungen der Frau von Bargeton in bezug auf Lucien wurden durch die Beachtung gesteigert, die ihre Cousine dem Baron du Châtelet geschenkt hatte, und die von ganz anderer Art war, als ihre gönnerhafte Höflichkeit gegen Lucien. Während des zweiten Akts blieb die Loge der Frau von Listomère voller Leute, und es schien dort ein lebhaftes Gespräch im Gange, in dem es sich um Frau von Bargeton

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Lucien handelte. Der junge Rastignac war offenbar der Spaßvogel dieser Loge, er rief das echt Pariser Lachen hervor, das sich jeden Tag einen neuen Gegenstand aussucht, und es eilig hat, jedes Thema sofort zu erschöpfen und im Augenblick etwas Altes und Abgetanes daraus zu machen. Madame d'Espard war etwas unruhig, aber sie wußte, daß man die, die von einer Bosheit getroffen werden, nicht lange im unklaren darüber läßt, und wartete das Ende des Akts ab. Wenn die Gedanken und Gefühle sich zu der eigenen Person gewendet haben, wie es bei Lucien und Frau von Bargeton der Fall war, geschehen in kurzer Zeit seltsame Dinge, die moralischen Umwälzungen vollziehen sich auf Grund von Gesetzen, deren Wirkung überaus rasch ist. Vor Louisens Gedächtnis standen die klugen, politischen Worte, die Châtelet ihr auf der Rückfahrt vom Vaudeville in bezug auf Lucien gesagt hatte. Jeder Satz war eine Prophezeiung, und Lucien ließ es sich angelegen sein, sie alle zu erfüllen. Der arme Junge, dessen Geschick ein wenig dem Jean Jacques Rousseaus glich, verlor seine Illusionen über Frau von Bargeton, wie sie die ihren über ihn verlor, und er glich seinem Vorbild insofern, daß er von Madame d'Espard bezaubert war und sich schnurstracks in sie verliebte. Junge Menschen oder Männer, die sich des Gefühlslebens ihrer Jugend erinnern, werden zugeben, daß diese plötzliche Liebe überaus naheliegend und natürlich war. Die entzückenden Manieren, die feine Sprache, die weiche Stimme, diese ganze so vornehme, so hochgestellte, so beneidete zarte Frau, diese Königin erschien dem Dichter, wie Frau von Bargeton ihm in Angoulême erschienen war. Die Beweglichkeit seines Charakters brachte ihn schnell dazu, sich diese hohe Gönnerin zu wünschen; das sicherste Mittel dazu war, das Weib zu besitzen, dann hätte er alles! Es war ihm in Angoulême geglückt, warum nicht ebenso

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in Paris? Unwillkürlich und trotz der Anziehungskraft der Oper, die etwas völlig Neues für ihn war, wandte sich sein Blick, wie magnetisch von dieser prächtigen Célimène angezogen, fortwährend ihr zu, und je mehr er sie ansah, um so mehr Lust bekam er, sie anzusehen! Frau von Bargeton fing einen dieser funkelnden Blicke Luciens auf; sie beobachtete ihn und sah, daß er mehr mit der Marquise als mit dem Vorgang auf der Bühne beschäftigt war. Sie hätte sich gut und gern damit abgefunden, wenn er sich um der fünfzig Töchter des Danaos willen nichts um sie gekümmert hätte; aber als ein Blick, der brennender, leidenschaftlicher und deutlicher war als die andern, ihr klarmachte, was in Luciens Herzen vorging, wurde sie eifersüchtig, freilich weniger für die Zukunft als für die Vergangenheit.

‚Er hat mich nie so angesehen,' dachte sie. ‚Mein Gott, Châtelet hatte recht.'

Jetzt erkannte sie den Irrtum ihrer Liebe. Wenn eine Frau dazu kommt, ihre Schwäche zu bereuen, fährt sie wie mit einem Schwamm über ihr Leben, um alles darin auszulöschen. Obwohl jeder Blick Luciens sie in Wut versetzte, blieb sie ruhig. Herr von Marsay kam im Zwischenakt wieder in die Loge und brachte Herrn von Listomère mit. Der ernste Mann und der junge Geck hatten der stolzen Marquise bald mitgeteilt, daß der Hochzeitskellner im Sonntagsstaat, der leider Zutritt in ihre Loge gefunden hätte, ebensowenig den Namen Herr von Rubempré zu führen berechtigt wäre, wie ein Jude einen Taufnamen hätte. Lucien wäre der Sohn eines Apothekers namens Chardon. Herr von Rastignac, der über die Vorgänge in Angoulême gut auf dem laufenden war, hatte schon zwei Logen auf Kosten dieser Mumie, die die Marquise ihre Cousine nannte, zum Lachen gebracht. Er meinte, es wäre sehr vorsichtig von dieser Dame, daß sie immer einen Apotheker mit sich führte, der jedenfalls durch allerlei

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Spezereien ihr künstliches Leben erhalten sollte. Kurz, Herr von Marsay erzählte einige der tausend Späße, die die Pariser in einem Augenblick machen, und die ebenso schnell vergessen wie gesagt sind, aber hinter denen diesmal Châtelet, der Maschinist dieser karthagischen List, steckte.

„Meine Liebe," sagte Madame d'Espard hinter ihrem Fächer zu Frau von Bargeton, „bitte, sagen Sie mir, ob Ihr Schützling wirklich Herr von Rubempré heißt!" „Er hat den Namen seiner Mutter angenommen," sagte Anaïs verlegen. „Aber wie ist der Name seines Vaters?" „Chardon." „Und was war dieser Chardon?" „Apotheker." „Ich wußte es ja, liebe Freundin, daß sich ganz Paris nicht über eine Frau lustig machen konnte, die ich unter meinen Schutz nehme. Ich habe keine Lust, mich der Annehmlichkeit auszusetzen, daß Spaßvögel hierher in meine Loge kommen, die darüber entzückt sind, mich mit dem Sohn eines Apothekers zusammen zu sehen; wenn Sie mir folgen, gehen wir zusammen weg, und zwar auf der Stelle."

Madame d'Espard nahm eine recht verächtliche Miene an, ohne daß Lucien eine Ahnung hatte, womit er diese Änderung in ihrem Ausdruck verschuldet hätte. Er dachte, seine Weste wäre geschmacklos, was stimmte; sein Rock hätte einen verrückten Schnitt, was ebenfalls stimmte. Er sah mit geheimer Bitterkeit ein, er müßte sich von einem geschickten Schneider noch einmal einkleiden lassen, und nahm sich vor, morgen zum berühmtesten Schneider zu gehen, um es kommenden Montag mit den Männern, die er bei der Marquise finden würde, aufnehmen zu können. Obwohl er so in Gedanken vertieft war, wendete er sein Auge nicht von der Bühne ab, auf der der dritte Akt gespielt wurde. Er betrachtete den Prunk dieses einzigen Schauspiels und überließ sich dabei seinen Träumereien über Madame d'Espard. Er war verzweifelt über die plötz-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

liche Kälte, die in seltsamem Gegensatz zu den glühenden Erwägungen stand, mit denen er, unbekümmert um die ungeheuren Schwierigkeiten, die er gewahrte und besiegen wollte, auf diese neue Liebe losging. Er entriß sich seiner tiefen Versunkenheit, um wieder nach seiner neuen Göttin zu blicken; aber als er den Kopf wandte, war er allein; er hatte ein leichtes Geräusch gehört, die Tür hatte sich geschlossen, und Madame d'Espard hatte ihre Cousine fortgeführt. Lucien war im höchsten Grade über dieses plötzliche Fortgehen überrascht, aber gerade weil er es unerklärlich fand, dachte er nicht lange daran.

Als die beiden Frauen in ihren Wagen gestiegen waren, der durch die Rue de Richelieu nach dem Faubourg Saint-Honoré fuhr, sagte die Marquise mit verstelltem Zorn: „Liebes Kind, was denken Sie? Warten Sie doch, bis der Sohn eines Apothekers wirklich berühmt ist, bevor Sie sich für ihn interessieren. Die Herzogin von Chaulieu verleugnet jetzt noch Canalis, der berühmt und der von Adel ist. Dieser Bursche ist weder Ihr Sohn noch Ihr Geliebter, nicht wahr?" sagte diese hochmütige Frau und warf ihrer Cousine einen forschenden und unverhüllten Blick zu.

‚Welches Glück für mich,' dachte Frau von Bargeton, ‚daß ich dieses Bürschchen mir nicht zu nahe kommen ließ und daß ich ihm nichts gewährt habe!'

„Nun also," fuhr die Marquise fort, die den Ausdruck der Augen ihrer Cousine als Antwort nahm, „lassen Sie es dabei bewenden, ich rate Ihnen gut. Sich einen berühmten Namen beizulegen! ... das ist eine Kühnheit, die die Gesellschaft sich nicht gefallen läßt. Meinetwegen soll es der Name seiner Mutter sein; aber bedenken Sie doch, meine Liebe, daß dem König allein das Recht zusteht, durch besondern Kabinettsbefehl den Namen der Rubempré dem Sohn einer Frau, die diesem Haus entstammt, beizulegen; wenn sie unter ihrem Stand geheiratet hat,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wäre es eine ganz ungewöhnliche Gunst, und um sie zu erlangen, braucht man ein kolossales Vermögen, muß man Dienste geleistet haben, braucht man sehr hohe Protektion. Sein Anzug eines Krämers im Sonntagsstaat beweist, daß der junge Mann weder reich noch von Adel ist; sein Gesicht ist hübsch, aber er scheint mir sehr dumm; kurz, er ist nicht gebildet. Wie kommt es, daß Sie ihn protegieren?"

Frau von Bargeton, die Lucien verleugnete, wie Lucien sie im stillen bei sich verleugnet hatte, hatte schreckliche Angst, ihre Cousine könnte die Wahrheit über ihre gemeinsame Reise erfahren.

„Liebe Cousine, es tut mir furchtbar leid, daß ich Sie kompromittiert habe." „Man kompromittiert mich nicht," sagte Frau d'Espard lächelnd; „ich denke nur an Sie." „Aber Sie haben ihn zu Montag zum Diner geladen." „Ich werde krank sein," erwiderte die Marquise lebhaft. „Sie werden ihm das mitteilen, und ich werde meinem Portier seine beiden Namen nennen und die nötigen Anweisungen geben."

Lucien bemerkte, daß im Zwischenakt alle in das Foyer gingen, und kam auf den Einfall, ebenfalls dort auf und ab zu gehen. Zunächst grüßte ihn niemand von den Herren, die in Madame d'Espards Loge gekommen waren, und keiner beachtete ihn, was unserm Dichter aus der Provinz sehr sonderbar vorkam. Dann sah ihn Châtelet, an den er sich klammern wollte, nur von der Seite an und schnitt ihn fortwährend. Er mußte sich, als er die Männer sah, die im Foyer hin und her wandelten, eingestehen, daß seine Kleidung recht lächerlich war, und setzte sich wieder in die Ecke seiner Loge. Dort war er während des Restes der Vorstellung hintereinander durch das prächtige Schauspiel des Balletts im fünften Akt, das durch seine Hölle so berühmt ist, dann durch den glänzenden Zuschauerraum, in dem sein Blick von Loge

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu Loge schweifte, und schließlich durch seine eigenen Gedanken in Anspruch genommen, die angesichts der Pariser Gesellschaft recht nachdenklich waren.

‚Das ist also mein Reich,' sagte er sich, ‚das ist die Welt, die ich erobern soll!'

Er ging zu Fuß nach Hause und dachte an alles, was die großen Männer, die Madame d'Espard ihre Aufwartung gemacht hatten, gesagt hatten; ihr Benehmen, ihre Handbewegungen, die Art zu kommen und zu gehen, alles kehrte mit erstaunlicher Treue in sein Gedächtnis zurück. Am nächsten Tag gegen Mittag war es sein erstes Geschäft, zu Staub zu gehen, der damals der berühmteste Schneider war. Mit Geld und guten Worten setzte er es durch, daß sein Anzug für den bedeutungsvollen Montag fertig werden sollte. Staub verstieg sich so weit, ihm für diesen entscheidenden Tag einen köstlichen Rock, eine Weste und eine Hose zu versprechen. Lucien bestellte sich bei einer Wäschenäherin Hemden, Taschentücher, eine ganze kleine Aussteuer, und ließ sich bei einem berühmten Schuhmacher das Maß für Schuhe und Stiefel nehmen. Er kaufte bei Verdier einen hübschen Stock, Handschuhe und Hemdknöpfe bei Madame Irlande, kurz er versuchte, sich auf die Höhe der Dandys zu bringen. Als er alle seine Wünsche erfüllt hatte, ging er nach der Rue Neuve-de-Luxembourg und erfuhr, daß Louise ausgegangen war.

„Sie speist bei der Frau Marquise d'Espard und wird spät nach Hause kommen," teilte ihm Albertine mit.

Lucien aß in einem Restaurant des Palais Royal für vierzig Sous zu Abend und legte sich frühzeitig zu Bett. Am Sonntag ging er schon um elf Uhr zu Louise; sie war noch nicht aufgestanden. Um zwei Uhr kam er wieder.

„Madame empfängt noch nicht," sagte Albertine zu ihm, „aber sie hat mir ein Briefchen für Sie gegeben." „Sie empfängt noch nicht?" wiederholte Lucien. „Aber ich bin

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht der oder jener..." „Ich weiß nicht," sagte Albertine und machte ein recht freches Gesicht.

Lucien, der weniger über die Antwort Albertinens erstaunt war, als daß er von Frau von Bargeton einen Brief bekam, nahm das Billet und las auf der Straße die folgenden trostlosen Zeilen:

„Madame d'Espard ist nicht wohl; sie kann Sie am Montag nicht empfangen; mir geht es auch nicht gut, aber ich will mich doch ankleiden und ihr Gesellschaft leisten. Ich bedaure diese kleine Widerwärtigkeit sehr; aber Ihr Talent beruhigt mich, und Sie werden sich ohne Schwindelkünste durchsetzen."

‚Und keine Unterschrift,' sagte sich Lucien, der in den Tuilerien angekommen war, ohne daß es ihm zum Bewußtsein gekommen wäre, daß er weitergegangen war.

Die Gabe des zweiten Gesichts, die die Leute von Talent besitzen, ließ ihn die Katastrophe ahnen, die dieses frostige Billet ankündigte. Er ging in Gedanken verloren weiter, immer geradeaus, und betrachtete die Denkmäler der Place Louis XV. Es war schönes Wetter. Prächtige Equipagen fuhren fortwährend an ihm vorbei in der Richtung nach der großen Allee der Champs Elysées. Er folgte der Menge der Spaziergänger und sah nun die drei- oder viertausend Wagen, die an einem schönen Sonntag an diesem Ort zusammenströmen und ein Longchamp improvisieren. Von der Pracht der Pferde, der Toiletten und Livreen geblendet, ging er immer weiter und kam zum Triumphbogen, der damals begonnen worden war. Er kehrte um. Wie wurde ihm da, als er Madame d'Espard und Frau von Bargeton in einer Kalesche mit einem prachtvollen Gespann auf sich zukommen sah, hinter der die Federn des Leibjägers flatterten, dessen grüne, goldgestickte Livree ihn zuerst auf sie aufmerksam machte. Die Wagenreihe kam ins Stocken, und Lucien konnte Louise in ihrer Umwandlung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

deutlich sehen. Sie war nicht zum Wiedererkennen: die Farben ihrer Toilette waren so gewählt, daß ihr Teint zur rechten Geltung kam; ihr Kleid war entzückend; ihre Haare waren anmutig frisiert und standen ihr gut zu Gesicht, und ihr Hut war von erlesenem Geschmack und konnte sich sogar neben dem der Marquise d'Espard sehen lassen, die maßgebend für die Mode war. Es gibt eine undefinierbare Art, einen Hut zu tragen: man setze den Hut ein wenig nach hinten, und man sieht keck aus, man setze ihn zu sehr nach vorn, dann sieht man verschmitzt aus; sitzt er zur Seite, bekommt man ein burschikoses Aussehen; und die Frauen von Welt setzen ihre Hüte wie sie wollen und sehen immer gut aus. Frau von Bargeton hatte dieses seltsame Problem sofort gelöst. Ein hübscher Gürtel stand gut zu ihrer schlanken Taille. Sie hatte die Handbewegungen und das Benehmen ihrer Cousine angenommen; sie saß wie sie da und spielte mit einem eleganten Riechdöschen, das mit einem Kettchen an einem der Finger der rechten Hand befestigt war, und zeigte so ihre zarte, schön behandschuhte Hand, ohne daß es so aussah, als ob sie sie zeigen wollte. Kurz, sie hatte sich Frau d'Espard ähnlich gemacht, ohne sie nachzuäffen; sie war die würdige Cousine der Marquise, die auf ihre Schülerin stolz zu sein schien. Die Damen und Herren, die auf der Allee spazieren gingen, sahen nach dem glänzenden Wagen, der die beiden Wappenschilder der d'Espard und der Blamont-Chauvry trug. Lucien war erstaunt über die große Zahl Personen, die die beiden Cousinen grüßten; er wußte nicht, daß dieses ganze Paris, das aus zwanzig Salons besteht, das Verwandtschaftsverhältnis der Frau von Bargeton und der Marquise d'Espard bereits kannte. Junge Herren zu Pferde, unter denen Lucien Herrn von Marsay und Rastignac bemerkte, schlossen sich der Kalesche an, um die beiden Cousinen ins Wäldchen zu geleiten. Lucien konnte leicht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

an den Gesten der beiden Stutzer sehen, daß sie Frau von Bargeton über ihre Metamorphose Komplimente sagten. Madame d'Espard strahlte von Heiterkeit und Gesundheit: ihre Unpäßlichkeit war also nur ein Vorwand, um Lucien nicht zu empfangen, und sie dachte nicht daran, ihr Diner auf einen andern Tag zu verlegen. Der wütende Dichter näherte sich der Kalesche, ging langsam und grüßte die Damen, als er gerade vor ihnen stand: Frau von Bargeton wollte ihn nicht sehen, die Marquise betrachtete ihn durch ihr Lorgnon und erwiderte seinen Gruß nicht. Die Zurückweisung von seiten der Pariser Aristokratie war nicht so wie die der Herren von Angoulême: die Krautjunker hatten sich zwar bemüht, Lucien zu verletzen, hatten aber doch zugleich seine Macht anerkannt und ihn für einen Menschen genommen; während er für die Marquise d'Espard nicht einmal existierte. Es war kein Urteil, sondern eine Rechtsverweigerung. Den armen Dichter überlief ein gräßlicher Schüttelfrost, als Herr von Marsay ihn lorgnettierte; der Pariser Löwe ließ sein Lorgnon so seltsam herunterfallen, daß es Lucien vorkam, als wäre es das Beil der Guillotine. Die Kalesche fuhr vorbei. Wut und Rachsucht bemächtigten sich dieses verachteten Menschen: wenn Frau von Bargeton vor ihm gestanden wäre, hätte er sie erwürgt; in seiner Phantasie war er Fouquier-Tinville, um die Wonne zu kosten, Frau d'Espard aufs Schafott zu schicken; er verspürte ein Gelüste, Herrn von Marsay mit einer der ausgesuchten Foltern zu bestrafen, wie sie die Wilden erfunden haben. Er sah Canalis vorüberreiten, elegant, wie es der gefälligste aller Dichter sein mußte, und immer mit der Hand am Hute zur Begrüßung der schönsten Frauen.

‚Mein Gott! Gold, Gold um jeden Preis!' sagte sich Lucien, ‚das Geld ist die einzige Macht, vor der diese Welt kniet.' — ‚Nein!' rief ihm sein Gewissen zu, ‚sondern der Ruhm, und der Ruhm ist Arbeit! Arbeit! heißt die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Parole Davids.' — ‚Mein Gott! warum bin ich hier? Aber ich werde triumphieren, ich werde in dieser Allee in der Kalesche fahren, und ein Leibjäger wird hinten stehen! Ich werde Weiber haben wie diese Marquise d'Espard!'

Als er diese wütenden Worte hervorstieß, aß er für vierzig Sous bei Hurbain. Am nächsten Tag um neun Uhr morgens ging er zu Louise, um ihr ihre Grausamkeit vorzuwerfen; Frau von Bargeton war nicht nur für ihn nicht zu sprechen, sondern der Portier ließ ihn noch nicht einmal die Treppe hinaufgehen; er blieb auf der Straße und stand bis Mittag Posten. Mittags kam Châtelet von Frau von Bargeton herunter, sah den Dichter von der Seite an und schnitt ihn. Lucien, der aufs äußerste gereizt war, ging seinem Nebenbuhler nach; als Châtelet merkte, daß er verfolgt wurde, drehte er sich um und grüßte ihn, in der offenbaren Absicht, nach dieser Höflichkeit weiter zu gehen.

„Bitte, Herr du Châtelet," sagte Lucien, „gestatten Sie mir eine Sekunde, ich habe nur zwei Worte zu sagen. Sie haben mir Freundschaft bezeigt, ich berufe mich darauf, um Sie um einen ganz leichten Dienst zu bitten. Sie kommen von Frau von Bargeton, sagen Sie mir, warum ich bei ihr und der Marquise d'Espard in Ungnade gefallen bin." „Herr Chardon," sagte Châtelet mit angenommener Gutmütigkeit, „wissen Sie, warum die Damen Sie in der Oper verlassen haben?" „Nein," erwiderte der arme Dichter. „Nun, gleich bei Ihrem ersten Auftreten hat Ihnen Herr von Rastignac einen schlechten Dienst erwiesen. Der junge Dandy wurde über Sie befragt und hat kurz und bündig erklärt, daß Sie Chardon und nicht von Rubempré heißen, daß Ihre Mutter Wochenpflegerin ist; daß Ihr Vater bei Lebzeiten Apotheker in Houmeau, der Vorstadt Angoulêmes, war, daß Ihre Schwester ein reizendes Mädchen ist, die ausgezeichnet Hemden plättet und im Begriff steht, einen Buchdrucker von Angoulême namens Séchard zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

heiraten. So ist die Welt! Wer sich zur Schau stellt, über den wird geredet. Herr von Marsay kam herüber und lachte mit der Marquise d'Espard auf Ihre Kosten, und die beiden Damen sind sofort geflohen, weil sie glaubten, in Ihrer Nähe kompromittiert zu werden. Machen Sie keinen Versuch, zur einen oder zur andern zu gehen, Frau von Bargeton würde von ihrer Cousine nicht mehr empfangen werden, wenn sie fortführe, Sie zu sehen. Sie haben Geist und Talent, versuchen Sie, sich zu rächen. Die Welt verachtet Sie, verachten Sie die Welt. Flüchten Sie in eine Mansarde, schaffen Sie dort Meisterwerke, erlangen Sie irgendeine Macht und Sie werden die Welt zu Ihren Füßen sehen; Sie geben ihr alsdann die Wunden an derselben Stelle zurück, wo Sie sie empfangen haben. Je mehr Frau von Bargeton Ihnen Freundschaft bezeigt hat, um so mehr Fremdheit wird sie jetzt für Sie haben. Das ist so mit den weiblichen Gefühlen. Aber es handelt sich in diesem Augenblick nicht darum, die Freundschaft von Anaïs wiederzuerobern, es handelt sich darum, sie nicht zur Feindin zu haben, und ich will Ihnen das Mittel sagen. Sie hat Ihnen geschrieben, geben Sie ihr alle ihre Briefe zurück, sie wird für dieses vornehme Benehmen erkenntlich sein; wenn Sie sie später brauchen, wird sie Ihnen nicht feindselig gesinnt sein. Ich für mein Teil habe eine so hohe Meinung von Ihrer Zukunft, daß ich Sie überall in Schutz genommen habe, und daß Sie mich schon jetzt, wenn ich irgend etwas für Sie tun kann, bereit finden, Ihnen zu dienen."

Lucien war so niedergeschmettert, so blaß und verstört, daß er dem alten Gecken, der von der Pariser Luft wieder verjüngt worden war, den trocken höflichen Gruß nicht erwiderte, mit dem er ihn verließ. Er kehrte in sein Hotel zurück, wo er Staub in Person antraf, der angeblich gekommen war, um ihm seinen Anzug zu probieren, in Wahrheit aber, um von der Wirtin des Gaillard-Bois zu erfahren,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie es mit der Zahlungsfähigkeit seines unbekannten Kunden stünde. Lucien war mit der Post angekommen, Frau von Bargeton hatte ihn am letzten Donnerstag im Wagen ins Vaudeville gefahren. Diese Auskunft war gut. Staub nannte Lucien ‚Herr Graf' und zeigte ihm, mit welchem Talent er seine entzückenden Formen zur Geltung gebracht hatte.

„Ein junger Herr, der so angezogen ist," sagte er zu ihm, „braucht nur in den Tuilerien spazieren zu gehen, nach Verlauf von vierzehn Tagen kann er eine reiche Engländerin heiraten."

Dieser Scherz des deutschen Schneiders und die Vollendung seines Anzugs, die Feinheit des Tuchs, die Grazie, die er an sich selbst bemerkte, als er in den Spiegel sah, diese kleinen Dinge nahmen Lucien seine Traurigkeit etwas. Es schwebte ihm vor, Paris wäre die Residenz des Zufalls, und er glaubte für einen Augenblick an den Zufall. Hatte er nicht einen Gedichtband und einen prächtigen Roman, den ‚Bogenschützen Karls IX.', im Manuskript! Er glaubte an sein Schicksal. Staub versprach den Rock und die übrigen Kleidungsstücke für den nächsten Tag. Am nächsten Tag kamen der Schuhmacher, die Wäschenäherin und der Schneider, alle mit ihren Rechnungen bewaffnet. Lucien verstand sich nicht darauf, sie los zu werden, er stand noch unter dem Bann der Provinzgewohnheiten und bezahlte sie; aber nachdem er sie bezahlt hatte, blieben ihm von den zweitausend Franken, die er mit nach Paris gebracht hatte, nur noch dreihundertsechzig: seit einer Woche war er da! Trotzdem kleidete er sich an und ging aus, um auf der Terrasse des Feuillants spazieren zu gehen. Er nahm dort eine kleine Rache. Er war so vorzüglich gekleidet, so anmutig, so schön, daß mehrere Frauen ihn ansahen, und zwei oder drei waren über seine Schönheit so betroffen, daß sie sich nach ihm umblickten. Lucien studierte den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schritt und das Benehmen der jungen Leute und nahm einen Kursus in gutem Benehmen, während er dabei immer an seine dreihundertsechzig Franken dachte. Als er am Abend allein in seiner Kammer war, faßte er den Entschluß, in das Rätsel seines Lebens im Hotel du Gaillard-Bois, wo er im Glauben, dadurch zu sparen, nur die einfachsten Gerichte zum Frühstück genommen hatte, Licht zu bringen. Er sagte, er wollte ausziehen, verlangte seine Rechnung und erfuhr, daß er hundert Franken schuldig war. Am nächsten Tag ging er ins Quartier latin, das David ihm um der Billigkeit willen empfohlen hatte. Nach langem Suchen fand er schließlich in der Rue de Cluny, in der Nähe der Sorbonne, ein elendes Hotel garni, wo er eine Kammer zu dem Preis, den er anlegen wollte, mietete. Er bezahlte sofort seine Wirtin vom Gaillard-Bois und zog noch am selben Tage in die Rue de Cluny. Sein Umzug kostete ihn nur eine Droschkenfahrt.

Nachdem er von seiner ärmlichen Kammer Besitz ergriffen hatte, suchte er alle Briefe der Frau von Bargeton zusammen, machte ein Päckchen daraus, legte es auf den Tisch und überließ sich, bevor er ihr schrieb, seinen Gedanken über diese verhängnisvolle Woche. Er dachte nicht daran, daß er zuerst rücksichtslos seine Geliebte verleugnet hatte, ohne sich darum zu kümmern, was aus seiner Louise in Paris werden würde; er sah nicht sein Unrecht: er sah seine gegenwärtige Lage; er klagte Frau von Bargeton an: sie hatte versprochen, ihn berühmt zu machen, und hatte ihn ruiniert. Er wurde wütend und stolz und schrieb in seinem krampfhaften Zorn den folgenden Brief:

„Madame! Was sagen Sie von einer Frau, der ein armer, schüchterner Junge gefallen hat, einer, der noch den ganzen edlen Glauben hat, den der Mensch später Illusionen nennt; von einer Frau, die die Reize der Koketterie, die Klugheit ihres Geistes und den schönsten Schein der mütterlichen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Liebe anwendet, um dieses Kind zu verführen? Die zärtlichsten Versprechungen, die Luftschlösser, die ihn entzücken, kosten sie nichts; sie entführt ihn, sie bemächtigt sich seiner, sie schilt ihn wegen seines geringen Vertrauens, sie schmeichelt ihm; und wenn nun das Kind seine Familie verläßt und ihr blind folgt, dann führt sie ihn an den Rand eines ungeheuren Meers, läßt ihn lächelnd ein gebrechliches Boot besteigen und überläßt ihn allein ohne Beistand den furchtbaren Wogen; dann fängt sie auf dem Felsen, auf dem sie in Sicherheit ist, zu lachen an und wünscht ihm gute Reise. Diese Frau sind Sie; dieses Kind bin ich. In den Händen dieses Kindes befindet sich ein Andenken, das Ihre verbrecherische Gunst und Ihre Hingabe verraten könnte. Sie könnten erröten müssen, wenn Sie dem Kind, das den Wellen preisgegeben ist, wiederbegegneten und daran dächten, daß Sie es auf Ihrem Schoß gehabt haben. Wenn Sie diesen Brief lesen, wird das Andenken in Ihrem Besitz sein. Es steht Ihnen frei, alles zu vergessen. Nach den schönen Hoffnungen, die Ihre Hand mir am Himmel gewiesen hat, finde ich die Wirklichkeit des Elends im Schmutz von Paris. Während Sie glänzend und angebetet auf den Höhen der vornehmen Welt sich ergehen, bis zu deren Schwelle Sie mich geführt haben, werde ich in der elenden Dachstube, in die Sie mich verbannt haben, mit den Zähnen klappern. Aber vielleicht packt Sie die Reue mitten in den Festen und Vergnügungen, vielleicht denken Sie dann an das Kind, das Sie in den Abgrund geworfen haben. Wohlan, Madame, denken Sie ohne Reue an das Kind! Aus der Tiefe seines Elends heraus reicht Ihnen dieses Kind das Letzte, was ihm geblieben ist: seine Verzeihung mit einem letzten Blick. Ja, Madame, dank Ihnen besitze ich weiter nichts. Nichts! Ist das nicht der Stoff, aus dem die Welt gemacht worden ist? Das Genie muß Gott nachahmen: ich will mit seiner Güte beginnen, ohne

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu wissen, ob ich je seine Macht haben werde. Sie haben über nichts zu zittern, als daß ich schlecht werden könnte; Sie wären an meinen Lastern mitschuldig. Ach, ich beklage Sie, daß Sie zu dem Ruhm, nach dem ich jetzt, von der Arbeit geleitet, steuern will, nichts mehr beitragen können."

Nachdem Lucien diesen pathetischen Brief, der aber voll der düstern Würde war, die der Künstler von einundzwanzig Jahren oft in übertriebenem Maße zu besitzen pflegt, geschrieben hatte, trugen ihn seine Gedanken zu seiner Familie: er sah die hübsche Wohnung vor Augen, die David ihm auf Kosten eines Teils seines Vermögens eingerichtet hatte; die stillen, bescheidenen bürgerlichen Freuden, die er genossen hatte, tauchten vor ihm auf; die Gestalten seiner Mutter, seiner Schwester und Davids stellten sich vor ihn; er sah noch einmal die Tränen, die sie bei seiner Abreise vergossen hatten, und er weinte selbst, denn er war allein in Paris, ohne Freunde, ohne Beschützer.

Einige Tage später schrieb Lucien an seine Schwester den folgenden Brief:

„Meine teure Eva! Die Schwestern haben das traurige Vorrecht, mit ihren Brüdern, die sich der Kunst geweiht haben, mehr Schmerzen als Freuden zu teilen, und ich fange an zu fürchten, Dir sehr zur Last zu fallen. Habe ich Euch alle, die Ihr Euch für mich aufgeopfert habt, nicht schon genug ausgenützt? Diese Erinnerung an meine Vergangenheit, die so voll der Freuden des Familienlebens ist, hat mich in der Verlassenheit meines jetzigen Lebens gestärkt. Bin ich doch mit der Geschwindigkeit eines Adlers, der zu Nest fliegt, durch den weiten Raum geeilt, der uns trennt, um in eine Sphäre wahrer Liebe zu kommen, nachdem ich den ersten Jammer und die ersten Enttäuschungen der Pariser Welt gekostet habe. Haben Eure Lichter geknistert? Sind die Scheite in Eurem Kamin

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gerutscht? Hat es Euch im Ohr geklungen? Hat meine Mutter gesagt: ‚Lucien denkt an uns'? Hat David geantwortet: ‚Er kämpft mit Menschen und Dingen'? Liebe Eva, ich schreibe diesen Brief für Dich allein. Dir allein traue ich mich, das Gute und das Böse, das mir zustoßen wird, zu gestehen; ich weiß, ich werde über das eine wie über das andere erröten, denn hier ist das Gute so selten, wie es das Böse sein sollte. Du sollst viel in wenig Worten erfahren: Frau von Bargeton hat sich meiner geschämt, hat mich am neunten Tage nach meiner Ankunft verleugnet, verstoßen, mir den Laufpaß gegeben. Sie hat mich gesehen und hat den Kopf weggewandt, und ich habe, um ihr in die Welt folgen zu können, in der sie mich hochbringen wollte, siebzehnhundertundsechzig von den zweitausend Franken, die ich aus Angoulême mitbrachte und so schwer aufgetrieben habe, ausgegeben. Wofür? wirst Du fragen. Arme Schwester! Paris ist ein absonderlicher Schlund: man kann dort für achtzehn Sous zu Mittag essen, und das einfachste Diner eines feinen Restaurants kostet fünfzig Franken; Du bekommst Westen und Hosen für vier Franken und vierzig Sous: die Modeschneider machen Dir sie nicht unter hundert Franken. Man gibt einen Sou, um über die Rinnsteine der Straßen hinüberzukommen, wenn es regnet. Schließlich kostet die kleinste Wagenfahrt zweiunddreißig Sous. Nachdem ich zuerst im eleganten Viertel gewohnt habe, bin ich jetzt im Hotel de Cluny in der Rue de Cluny, einer der ärmlichsten und düstersten Gassen von Paris, die zwischen drei Kirchen und den alten Baulichkeiten der Sorbonne liegt. Ich bewohne ein möbliertes Zimmer im vierten Stock dieses Hotels, und obwohl es recht schmutzig und kahl ist, zahle ich immer noch fünfzehn Franken im Monat. Ich habe zum Frühstück für einen Sou Milch und ein kleines Brot für zwei Sous, aber ich esse sehr gut für zweiundzwanzig Sous in der Kneipe eines gewissen Flico-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

teaux, die sich an der Place de la Sorbonne befindet. Bis zum Winter werden meine Ausgaben sechzig Franken im Monat, alles inbegriffen, nicht übersteigen, ich hoffe es wenigstens. Auf diese Weise werden meine zweihundertvierzig Franken die ersten vier Monate ausreichen. Bis dahin habe ich ohne Zweifel den ‚Bogenschützen Karls IX.' und die ‚Margueriten' verkauft. Sei also nicht besorgt um meinetwillen. Die Gegenwart ist kalt, ärmlich und entblößt, aber die Zukunft wird heiter, reich und glänzend sein. Die meisten großen Männer sind durch diese Wechselfälle hindurchgegangen, die mich drücken, aber nicht unterbekommen sollen. Plautus, ein großer komischer Dichter, war Müllersknecht, Macchiavelli schrieb seinen ‚Fürsten' in der Nacht, nachdem er tagsüber mitten unter den Arbeitern gesteckt hatte. Der große Cervantes, der in der Schlacht von Lepanto mitfocht, zum Sieg dieses großen Tages beitrug und dabei den Arm verlor, wurde von den Skribenten seiner Zeit ein alter plebejischer Krüppel genannt und konnte den zweiten Teil seines herrlichen Don Quijote erst zehn Jahre nach dem ersten herausgeben, weil er keinen Verleger fand. So steht es mit uns nicht mehr. Kummer und Elend können nur die unbekannten Talente treffen; aber wenn sie durchgedrungen sind, werden die Schriftsteller reich, und ich werde reich werden. Ich führe übrigens ein geistiges Leben, ich verbringe den halben Tag in der Bibliothek Sainte-Geneviève, wo ich mir die Bildung hole, die mir fehlt, denn ohne die werde ich nicht vorwärts kommen. Heute bin ich also beinah glücklich. In wenig Tagen habe ich mich sehr erfreulich in meine Lage gefunden. Ich widme mich vom frühen Morgen an einer Arbeit, die mir Freude macht; für die Notdurft des Lebens ist gesorgt; ich denke viel, ich studiere, ich sehe nicht, wo ich jetzt noch getroffen werden könnte, nachdem ich der großen Welt entsagt habe, in der meine Eitelkeit jeden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Augenblick gekränkt werden konnte. Die berühmten Männer einer Zeit müssen in der Einsamkeit leben. Sind sie nicht wie die Vögel des Waldes? Sie singen, sie bezaubern die Natur und niemand soll sie gewahren. So wird es mit mir sein, wenn anders ich irgend die ehrgeizigen Entwürfe meines Geistes verwirklichen kann. Ich traure Frau von Bargeton nicht nach. Eine Frau, die sich so benimmt, verdient nicht, daß man ihrer gedenkt. Ich bedauere auch nicht, Angoulême verlassen zu haben. Diese Frau hat gut daran getan, daß sie mich nach Paris schleuderte und mich hier meiner eigenen Kraft überließ. Das ist der Ort für Schriftsteller, Denker, Dichter. Hier allein gedeiht der Ruhm, und ich kenne die schönen Früchte, die er heutzutage hervorbringt. Hier allein können die Schriftsteller in den Museen und Sammlungen die lebendigen Werke der Geister der Vergangenheit finden, die die Phantasie erwärmen und anregen. Hier allein bieten die riesigen Bibliotheken, die immer geöffnet sind, dem Geiste Nahrung und Belehrung. In Paris endlich liegt in der Luft und in den geringsten Kleinigkeiten ein Geist, der eingeatmet wird und sich in den literarischen Schöpfungen ausprägt. Man lernt in einer halben Stunde durch ein Kaffeehausgespräch oder im Theater mehr, als in der Provinz in zehn Jahren. Wahrhaftig, hier ist alles Schauspiel, dient der Vergleichung und Belehrung. Über die Maßen billig, unglaublich teuer: das ist Paris. Hier findet jede Biene ihre Wabe, jede Seele eignet sich an, was zu ihr gehört. Ich habe also in diesem Augenblick manches zu leiden, aber nichts zu bereuen. Im Gegenteil, eine schöne Zukunft tut sich vor mir auf und erquickt mein Herz, das für einen Augenblick im Schmerz untergetaucht war. Lebwohl, liebe Schwester. Erwarte nicht, regelmäßig Briefe von mir zu erhalten: es ist eine der Eigentümlichkeiten von Paris, daß man wahrhaftig nicht weiß, wie die Zeit vergeht. Das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Leben verläuft hier schrecklich geschwind. Ich küsse die Mutter, David und Dich zärtlicher als je."

Flicoteaux ist ein Name, der sich manchem Gedächtnis eingeprägt hat. Die meisten Studenten, die in den ersten zwölf Jahren der Restauration im Quartier latin gewohnt haben, haben diesen Tempel des Hungers und des Elends kennen gelernt. Das Mittagessen bestand aus drei Gängen und kostete mit einem Schöppchen Wein oder einer Flasche Bier achtzehn Sous, und mit einer ganzen Flasche Wein zweiundzwanzig Sous. Was diesen Freund der Jugend ohne Zweifel gehindert hat, ein großes Vermögen zu erwerben, war ein Artikel seines Programms, der in großen Buchstaben auf seinen Plakaten zu lesen war und also lautete: ‚Brot kostet nichts', was natürlich den Wirt sehr viel kostete. Viele berühmte Leute haben Flicoteaux zum Nährvater gehabt. Gewiß hat das Herz von mehr als einem berühmten Mann die Freuden von tausend unsagbaren Erinnerungen gekostet, wenn er die Front dieses Hauses mit den kleinen Fenstern an der Place de la Sorbonne und der Rue Neuve-de-Richelieu wiedersah, die Flicoteaux II und III noch bis zu den Julitagen im alten Stand gelassen hatten: sie wies noch die braune Farbe auf, das ganze alte respektable Aussehen, das eine tiefe Verachtung gegen das schwindelhafte Äußere an den Tag legte, während heutzutage fast alle Restaurateure aus ihrem Haus diese Art Annonce für die Augen auf Kosten des Magens machen. An Stelle des Haufens ausgestopften Wildbrets, das dazu bestimmt ist, nicht gekocht zu werden, an Stelle dieser absonderlichen Fische, die das Wort des Hanswursts bewahrheiten: ‚Ich habe einen schönen Karpfen gesehen, in acht Tagen will ich ihn kaufen', an Stelle dieser Primeurs, die einem den Magen verderben, die in anlockenden Schaufenstern zum Genuß der Unteroffiziere und ihrer Schätze ausgestellt sind, stellte der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wackere Flicoteaux Schüsseln aus, die mannigfach geflickt waren, auf denen Haufen von gekochten Pflaumen das Auge des Hungrigen erquickten, der sich darauf verlassen konnte, daß das Wort Dessert, mit dem auf andern Speisekarten so viel Mißbrauch getrieben wird, kein leerer Buchstabe ist. Die Sechspfundbrote, die in vier Stücke geschnitten auf den Tischen lagen, beruhigten hinsichtlich des versprochenen Gratisbrotes. So beschaffen war der Luxus dieses Wirtshauses, das zu seiner Zeit Molière gefeiert hätte, so drollig und bezeichnend ist der Witz, der in dem Namen Flicoteaux steckt[1]). Flicoteaux existiert noch, er lebt so lange, wie die Studenten leben wollen. Man ißt sich dort satt, nicht mehr und nicht weniger; aber man ißt dort, wie man arbeitet, mit einer Energie, die melancholisch oder vergnügt ist, je nach Charakteren oder Umständen. Dieses berühmte Wirtshaus bestand damals aus zwei langen und niedrigen rechteckigen Sälen, von denen der eine sein Licht von der Place de la Sorbonne, der andere von der Rue Neuve-de-Richelieu empfing; alle beide waren mit Tischen eingerichtet, die aus irgendeinem Klosterrefektorium zu stammen schienen, denn ihre Länge hatte etwas Mönchisches an sich, und auf den Gedecken lagen die Servietten der Abonnenten, die in numerierten Ringen aus billigem Metall steckten. Flicoteaux I wechselte seine Tischtücher nur alle Sonntage, aber Flicoteaux II hat sie, wie man sagt, zweimal in der Woche gewechselt, seit die Konkurrenz seine Dynastie bedroht hat. Dieses Restaurant ist ein Arbeitsraum mit den dazugehörigen Werkzeugen, und nicht ein Festsaal mit seiner Eleganz und seinen Vergnügungen: jeder geht schnell wieder hinaus. Alles ist in schneller Bewegung. Die Kellner eilen, ohne bummeln zu können, hin und her, sie sind alle beschäftigt, alle notwendig. Die Gerichte bieten wenig Abwechslung. Es gibt

[1]) coteau = Feinschmecker.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dort ewig Kartoffeln, und wenn es in ganz Irland keine Kartoffeln gäbe, und wenn sie in aller Welt fehlten, fände man sie bei Flicoteaux. Sie werden dort seit dreißig Jahren in dem blonden Ton, den Tizian so geliebt hat, auf den Tisch gestellt, sind mit gehackten Kräutern überstreut und genießen ein Vorrecht, um das sie die Frauen beneiden könnten; so wie man sie im Jahre 1814 gesehen hat, findet man sie im Jahre 1840 wieder. Hammelkoteletts oder Beefsteaks sind auf der Karte dieses Wirtshauses, was bei Véry Birkhähne oder Stör sind, nämlich außerordentliche Gerichte, die man schon vormittags bestellen muß. Das Ochsenfleisch stammt meistens von der weiblichen Linie der Familie, und der Sohn der Familie ist dort unter allen möglichen Verkleidungen zu treffen. Wenn die Merlane und die Makrelen zu den Küsten gekommen sind, sind sie auch bei Flicoteaux in Mengen zu treffen. Alles richtet sich dort nach den Launen der Jahreszeiten in Frankreich und nach den wechselnden Erträgnissen der Landwirtschaft. Man kann dort Dinge lernen, von denen die Reichen, die Müßiggänger, die Leute, die sich nichts um die Phasen der Natur kümmern, keine Ahnung haben. Der Student, der im Quartier latin haust, hat dagegen die genaueste Kenntnis der Jahreszeiten: er weiß, wann die Bohnen und die Schoten kommen, wann die Halle mit Kohl vollgepfropft ist, er weiß, welcher Salat gerade im Überfluß vorhanden ist und ob es wenig rote Rüben gibt. Eine alte Verleumdung, die auch in dem Augenblick, wo Lucien hinzog, noch nicht verstummt war, brachte das Auftauchen von Beefsteaks in Verbindung mit der Sterblichkeit der Pferde. Wenig Pariser Restaurants bieten ein so schönes Bild. Man findet da nur Jugend und Zuversicht, fröhlich ertragene Not, wenn schon manchmal auch leidenschaftliche und düstere, ernste und besorgte Mienen nicht fehlen. Die Kleidung wird im allgemeinen vernachlässigt. Jedoch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bemerkt man auch Stammgäste, die gutgekleidet kommen. Sie wissen alle, was dieser außergewöhnliche Aufzug zu bedeuten hat: die Geliebte wird erwartet, er geht ins Theater oder macht einen Besuch in den höhern Sphären. Es haben sich dort, sagt man, Freundschaften zwischen einigen Studierenden geschlossen, die später berühmt geworden sind, wie man es übrigens auch in dieser Geschichte sehen wird. Trotzdem haben, mit Ausnahme der Landsleute, die zusammen am selben Tisch sitzen, die Essenden im allgemeinen einen Ernst, der schwer ins Lachen kommt, vielleicht infolge des gut christlich getauften Weins, der sich jeder Ausgelassenheit widersetzt. Die Besucher Flicoteaux' können sich an einige düstere und geheimnisvolle Personen erinnern, die in den Nebel des äußersten Elends eingehüllt waren und wohl zwei Jahre da aßen und dann wieder verschwanden, ohne daß selbst die neugierigsten Stammgäste etwas über diese dunklen Existenzen von Paris erfahren hätten. Die Freundschaften, die bei Flicoteaux angelegt wurden, wurden in den benachbarten Cafés bei der Glut eines gewürzten Punsches oder bei der Wärme einer kleinen Tasse Kaffee, der mit irgendeinem Schnaps gereicht wurde, besiegelt.

Während der ersten Tage seines Aufenthalts im Hotel de Cluny hatte Lucien, wie jeder Neuling, ein schüchternes und gesetztes Benehmen. Nach dem traurigen Scheitern des vornehmen Lebens, das sein Geld verzehrt hatte, warf er sich mit der ersten Hitze auf die Arbeit, die von den Schwierigkeiten und den Vergnügungen so schnell verscheucht wird, mit welchen Paris die höchsten und niedrigsten Existenzen anlockt, und die nur mit der wilden Energie des wahren Talents oder der düstern Entschlossenheit des Ehrgeizes bezwungen werden können. Lucien begab sich schon gegen halb fünf Uhr zu Flicoteaux, nachdem er bemerkt hatte, daß es vorteilhafter war, unter den Ersten ein-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zutreffen; es gab da noch mehr Abwechslung unter den Gerichten, und man fand noch, was man am liebsten aß. Wie jedes poetische Gemüt liebte er einen bestimmten Platz, und seine Wahl war nicht übel. Gleich am ersten Tag, als er bei Flicoteaux verkehrte, hatte er in der Nähe des Büfetts einen Tisch gesehen, an dem die Physiognomien der Essenden und ebenso die Bruchstücke von Gesprächen, die er aufschnappte, ihn Literaten vermuten ließen. Überdies sagte ihm sein Instinkt, daß er, wenn er sich in die Nähe des Büfetts setzte, in irgendeine Art Beziehung zu den Geschäftsführern des Restaurants käme. Auf die Länge der Zeit würde sich eine Bekanntschaft machen, und er erlangte dann an dem Tage des finanziellen Zusammenbruchs ohne Zweifel den nötigen Kredit. Er hatte sich also an einen kleinen viereckigen Tisch neben dem Büfett gesetzt, wo er nur zwei Gedecke mit weißen Servietten ohne Ring sah, die vermutlich für Passanten bestimmt waren. Lucien gegenüber war ein magerer, blasser junger Mann, der wahrscheinlich ebenso arm war, wie er selbst, und dessen schon welkes schönes Gesicht von entschwundenen Hoffnungen sprach, die auf seine Stirn Falten gebracht und in seiner Seele Furchen gelassen hatten, in denen kein Saatkorn mehr sprießen wollte. Lucien fühlte sich durch diese Anzeichen von Poesie und durch eine unwiderstehliche Sympathie zu dem Unbekannten hingezogen.

Dieser junge Mann, der erste, mit dem der Dichter aus Angoulême nach einer Woche kleiner Gefälligkeiten und gelegentlicher Worte und Bemerkungen, die sie austauschten, ins Plaudern kommen konnte, hieß Etienne Lousteau. Wie Lucien war Etienne aus der Provinz, aus einer kleinen Stadt des Berri gekommen, und war seit zwei Jahren in Paris. Seine lebhaften Bewegungen, sein leuchtender Blick, seine gelegentlich schroffe Redeweise zeugten davon, daß er mit dem literarischen Leben eine bittere Bekanntschaft

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geschlossen hatte. Etienne war mit seiner Tragödie in der Tasche von Sancerre nach Paris gekommen; das nämliche hatte ihn angezogen, was Lucien nicht ruhen ließ: Ruhm, Macht und Geld. Dieser junge Mann, der zuerst einige Tage hintereinander da aß, kam dann nur noch hin und wieder. Als Lucien seinen Dichter, nachdem er fünf oder sechs Tage abwesend gewesen war, einmal wieder vorfand, hoffte er, ihn am nächsten Tag wiederzusehen; aber am nächsten Tag war der Platz von einem Unbekannten besetzt. Wenn junge Leute sich an einem Tage gesehen haben, wirkt das Feuer der Unterhaltung noch am nächsten Tage nach; aber diese Pausen nötigten Lucien jedesmal, das Eis von neuem zu brechen, und verzögerten so die Intimität, die während der ersten Wochen geringe Fortschritte machte. Lucien fragte die Büfettdame und erfuhr, sein künftiger Freund wäre Redakteur eines Blättchens, für das er Artikel über neue Bücher schriebe und über Stücke, die im Ambigu comique, in der Gaieté, im Panorama Dramatique aufgeführt würden, referierte. Der junge Mann wurde mit einem Schlage in Luciens Augen eine gewichtige Person, und er nahm sich vor, die Unterhaltung mit ihm etwas freundschaftlicher zu gestalten, und das oder jenes Opfer zu bringen, um zu einem intimen Verhältnis zu kommen, das für einen Anfänger so wichtig sein konnte. Der Journalist blieb vierzehn Tage fort. Lucien wußte noch nicht, daß Etienne nur bei Flicoteaux aß, wenn er kein Geld hatte, und daß dieser Umstand ihm das düstere, enttäuschte Aussehen und die Kälte gab, der Lucien mit schmeichelndem Lächeln und freundlichen Worten begegnen wollte. Trotzdem mußte diese Verbindung reiflich überlegt werden, denn dieser unbekannte Journalist schien ein kostspieliges Leben zu führen, in dem etliche Gläschen Schnaps, Tassen Kaffee, Punschbowlen, Theatervorstellungen und Soupers eine Rolle spielten. In

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den ersten Tagen seines Aufenthalts im Quartier latin benahm sich nun Lucien wie ein armer Bursche, den seine erste Bekanntschaft mit dem Pariser Leben betäubt hat. Daher wagte es Lucien, nachdem er die Preise der Gerichte studiert und seine Börse gewogen hatte, nicht, die Gewohnheiten Etiennes anzunehmen, da er fürchtete, die Fehler könnten wieder beginnen, die er immer noch bereute. Er stand immer unter dem Bann der frommen Gefühle der Provinz, seine beiden Schutzengel David und Eva stellten sich beim kleinsten schlimmen Gedanken vor ihn hin und erinnerten ihn an die Hoffnungen, die man auf ihn setzte, an das Glück, das er seiner alten Mutter schuldig war, und an die reichen Verheißungen seines Geistes. Er verbrachte seine Vormittage auf der Bibliothek Sainte-Geneviève mit geschichtlichen Studien. Seine ersten Forschungen hatten ihn auf schreckliche Irrtümer in seinem Roman ‚Der Bogenschütze Karls IX.' gebracht. Nach Schluß der Bibliothek ging er in seine feuchte, kalte Kammer, um sein Werk zu korrigieren, er unterdrückte ganze Kapitel und fügte neue hinzu. Nachdem er bei Flicoteaux gegessen hatte, begab er sich in die Passage du Commerce, las im Lesezimmer von Blosse Neuerscheinungen der Literatur, Zeitungen, Zeitschriften und Gedichtbücher, um über den Stand der geistigen Strömungen auf dem laufenden zu sein, und kehrte gegen Mitternacht in sein elendes Hotel zurück, ohne Holz oder Licht gebraucht zu haben. Diese Lektüre brachte in seinem Geiste einen solchen Umschwung hervor, daß er seine Sammlung Sonette über die Blumen, seine geliebten ‚Margueriten' wieder vornahm und sie so radikal umarbeitete, daß keine hundert alte Verse stehen blieben. So führte also Lucien anfangs das unschuldige, reine Leben der jungen Menschen, die arm aus der Provinz kommen, die es bei Flicoteaux, wenn sie die Kneipe mit dem vergleichen, wie es im Vaterhause zuging, üppig

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

finden, die sich auf Spaziergängen in den Alleen des Luxembourg erholen, wo sie mit scheuen Blicken und schwerem Herzen die schönen Frauen ansehen; das Leben der Jünglinge, die das Quartier latin nicht verlassen und in heiligem Eifer sich der Arbeit widmen und an ihre Zukunft denken. Aber Lucien, der zum Dichter geboren war, fühlte bald unbezwingliche Wünsche in sich aufsteigen, und hatte keine Kraft mehr gegen die Verführungen der Theateranzeigen; das Théâtre Français, das Vaudeville, Les Variétés, die Opéra Comique, wo er ins Parterre ging, nahmen ihm sechzig Franken. Welcher Student konnte dem Glück widerstehen, Talma in seinen großen Rollen zu sehen? Das Theater, die erste Liebe jedes Dichtergeistes, bezauberte Lucien. Die Schauspieler und Schauspielerinnen schienen ihm verehrungswürdige Personen; er glaubte nicht an die Möglichkeit, sie anderswo als auf der Bühne, sie für traulichen Verkehr kennen lernen zu können. Diese Wesen, die ihm solche Genüsse verschafften, waren für ihn wunderbare Menschen, die von den Zeitungen wie die großen Staatsangelegenheiten behandelt wurden. Dramatischer Dichter sein, aufgeführt werden, was war das für ein entzückender Traum! Wenige Kühne, wie Casimir Delavigne, konnten ihn verwirklichen! Diese hoffnungsvollen Gedanken, diese Augenblicke des Glaubens an sich wurden von Anfällen der Verzweiflung abgelöst, und so blieb Lucien, trotz dem dumpfen Grollen mancher heißen Wünsche, auf den frommen Bahnen der Arbeit und der Sparsamkeit. Aus übergroßer Vorsicht verbot er es sich, ins Palais Royal, diese Stätte des Verderbens, zu gehen, wo er an einem einzigen Tage bei Véry fünfzig Franken und fast fünfhundert Franken für Kleidungsstücke ausgegeben hatte. Daher gestattete er sich, wenn er der Versuchung nachgab, Fleury, Talma, die beiden Baptiste oder Michot zu sehen, nur einen Platz auf der dunklen Galerie, für den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

man von halb sechs Uhr an Queue machen mußte, wenn man nicht, wie die Nachzügler, an der Kasse einen Platz für zehn Sous kaufen wollte. Oft, wenn ein Student zwei Stunden gewartet hatte, wurden in das Ohr des armen Enttäuschten die Worte gerufen: ‚Es gibt keine Billete mehr.' Nach der Aufführung ging Lucien mit gesenkten Augen nach Hause und ließ seine Blicke nicht auf der Straße, auf der es jetzt von lebendigen Verführungen wimmelte, herumschweifen. Vielleicht stieß ihm das eine oder andere der überaus einfachen Abenteuer zu, die doch in der schüchternen Phantasie der jungen Leute eine ungeheure Rolle spielen. Als Lucien eines Tages über den niedrigen Stand seiner Gelder erschreckt war und seine Taler zählte, drängte sich ihm die Notwendigkeit auf, sich nach einem Verleger oder nach irgendwelcher bezahlten Lohnarbeit umzusehen. Der junge Journalist, den er im stillen zu seinem Freund ernannt hatte, kam nicht mehr zu Flicoteaux. Lucien wartete auf einen Zufall, der sich nicht einstellen wollte. In Paris gibt es nur für die Leute, die einen überaus großen Verkehr haben, Zufälle; die Zahl der Beziehungen vergrößert für sie die Aussichten auf Erfolg jeder Art, und auch der Zufall hält es mit den großen Bataillonen. Da Lucien noch die Vorsicht der Provinzmenschen besaß, wollte er nicht den Moment abwarten, wo er nur noch ein paar Taler besaß: er beschloß, einen Angriff auf die Verleger zu machen. An einem ziemlich kühlen Septembermorgen durchschritt er mit seinen beiden Manuskripten unter dem Arm die Rue de la Harpe. Er ging bis zum Quai des Augustins und schlenderte langsam und zögernd am Ufer hin, betrachtete abwechselnd das Wasser der Seine und die Läden der Buchhändler, als wenn ein guter Geist ihm riete, sich lieber ins Wasser als in die Literatur zu werfen. Nach peinlichem Zögern, nach einer eingehenden Prüfung der mehr oder

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weniger angenehmen, heitern oder mürrischen Gesichter, die er durch die Scheiben oder an den Ladentüren sah, faßte er ein Haus ins Auge, vor dem eilige Ladendiener Bücher einpackten. Man war beim Expedieren, die Wände waren mit Ankündigungen bedeckt.

Zu verkaufen:

Der Einsiedler, von Vicomte d'Arlincourt, dritte Auflage. — Léonidas, von Victor Ducange, fünf Bände in Quart, Luxusausgabe. Preis zwölf Franken. — Moralische Schlußfolgerungen von Kératry.

‚Die sind glücklich!' rief Lucien.

Dieses Plakat, eine neue und originelle Schöpfung des berühmten Ladvocat, prangte damals zum erstenmal an den Wänden. Bald hatten die Nachahmer dieser Art Ankündigung, die eine der Quellen der öffentlichen Einnahmen wurde, Paris mit Plakaten in allen Farben überklebt. Lucien, dessen Herz schwer und bedrückt war, der noch vor kurzem in Angoulême so groß gewesen und jetzt in Paris so klein war, schlich endlich den Häusern entlang und nahm all seinen Mut zusammen, um in diesen Laden einzutreten, der von Gehilfen, Kunden, Buchhändlern — ‚und vielleicht Autoren!' dachte Lucien — wimmelte.

„Ich möchte Herrn Vidal oder Herrn Porchon sprechen," sagte er zu einem Angestellten.

Er hatte auf dem Schild in großen Buchstaben gelesen: ‚Vidal & Porchon, Kommissionsbuchhändler für Frankreich und das Ausland'.

„Die Herren sind beide beschäftigt," antwortete ihm ein Gehilfe. „Dann warte ich."

Man ließ den Dichter im Laden und er stöberte an den Bücherballen herum; zwei Stunden lang beschäftigte er sich damit, die Titel anzusehen, in den Büchern zu blättern und hier und da eine Seite zu lesen. Er lehnte sich schließ-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

lich an das Fenster eines Verschlags, das mit kleinen grünen Vorhängen verhüllt war und hinter dem sich seiner Vermutung nach Vidal oder Porchon aufhielten. Da hörte er das folgende Gespräch:

„Wollen Sie mir fünfhundert Exemplare abnehmen? Ich lasse sie Ihnen zu fünf Franken und gebe Ihnen 12/13." „Auf welchen Preis stellen sie sich denn?" „Auf sechzehn Sous wenigstens." „Vier Franken vier Sous," sagte Vidal oder Porchon zu dem, der seine Bücher anbot. „Schön," antwortete der Verkäufer. „In Rechnung?" fragte der Käufer. „Alter Schelm! und in anderthalb Jahren möchten Sie regulieren und mir Wechsel auf ein Jahr geben?" „Nein, sofortige Regulierung," antwortete Vidal oder Porchon. „Mit welchem Ziel? Dreiviertel Jahr?" fragte der Buchhändler oder der Autor, der ohne Zweifel ein Buch anbot. „Nein, mein Lieber, auf ein Jahr," antwortete der eine der beiden Kommissionsbuchhändler.

Es trat einen Augenblick Schweigen ein.

„Sie schneiden mir den Hals ab," rief der Unbekannte. „Aber werden wir in einem Jahr fünfhundert Exemplare vom Léonidas untergebracht haben?" erwiderte der Kommissionär dem Verleger Victor Ducanges. „Wenn die Bücher so gingen, wie es die Verleger möchten, wären wir Millionäre, lieber Freund; aber sie gehen, wie das Publikum will. Man gibt die Romane Walter Scotts für achtzehn Sous den Band, bei Abnahme von drei Bänden das Stück für zwölf Sous, und Sie wollen, daß ich Ihre Schmöker teurer verkaufe? Wenn Sie wollen, daß ich mich für Ihre Romane interessiere, müssen Sie mir besondere Vorteile gewähren. — Vidal!"

Ein starker Mann kam hinter der Kasse vor und ging mit der Feder hinter dem Ohr in den Verschlag.

„Wieviel Ducange hast du auf deiner letzten Reise angebracht?" fragte ihn Porchon. „Ich habe zweihundert

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

‚Greise von Calais' verklopft; aber ich habe dafür zwei andere Werke halb verschenken müssen, auf die man uns keinen so großen Rabatt gegeben hatte, und die nette Krebse geworden sind."

Später hatte Lucien erfahren, daß die Buchhändler die Bezeichnung ‚Krebse' den Büchern geben, die in der tiefen Einsamkeit ihrer Lagerräume auf den Regalen einstauben.

„Du weißt übrigens," fing Vidal wieder an, „daß Picard uns Romane geben will. Man verspricht uns zwanzig Prozent Rabatt auf den Buchhändlerpreis, um den Erfolg zu sichern." „Also gut, auf ein Jahr," fing nun der Verleger in jämmerlichem Ton wieder an. Die letzte vertrauliche Mitteilung, die Vidal Porchon gemacht hatte, hatte ihn niedergeschmettert. „Abgemacht?" fragte Porchon kurz und bündig den Unbekannten. „Ja."

Der Verleger ging. Lucien hörte, wie Porchon zu Vidal sagte: „Wir haben dreihundert Bestellungen darauf, wir werden die Regulierung hinausziehen, wir verkaufen den Léonidas für hundert Sous das Exemplar mit Sechsmonatsregulierung und ..." „Und", sagte Vidal, „dann haben wir fünfzehnhundert Franken gewonnen." „Oh, ich habe ihm angesehen, daß er in Verlegenheiten ist." „Er ruiniert sich! Er zahlt Ducange für zweitausend Exemplare viertausend Franken."

Lucien öffnete die kleine Tür zu diesem Verschlag und stellte Vidal.

„Meine Herren," sagte er zu den beiden Kompagnons, „ich habe die Ehre, Sie zu begrüßen."

Die Buchhändler dankten kaum.

„Ich bin der Verfasser eines Romans aus der französischen Geschichte, nach Art Walter Scotts; der Titel ist: ‚Der Bogenschütze Karls IX.' Ich möchte Ihnen vorschlagen, ihn zu erwerben."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Porchon warf einen ausdruckslosen Blick auf Lucien und legte die Feder auf das Pult. Vidal sah unsern Dichter brutal an und antwortete ihm:

„Werter Herr, wir sind keine Verleger, wir sind Kommissionäre. Wenn wir Bücher auf eigene Rechnung herausgeben, machen wir solche Geschäfte nur mit berühmten Namen. Wir kaufen übrigens nur ernsthafte Bücher, Geschichtswerke, Kompendien." „Aber mein Buch ist sehr ernsthaft; es handelt sich darum, den Kampf der Katholiken, die zum Absolutismus hielten, mit den Protestanten, die die Republik einführen wollten, richtig zu beleuchten." „Herr Vidal!" rief ein Gehilfe.

Vidal schlüpfte hinaus.

„Ihr Buch kann meinetwegen ein Meisterwerk sein," erwiderte Porchon mit einer ziemlich unhöflichen Handbewegung, „aber wir machen unser Geschäft nur mit gedruckten Büchern. Sie müssen zu solchen gehen, die Manuskripte kaufen: Vater Doguereau, Rue du Coq, beim Louvre, ist zum Beispiel einer von denen, die in Romanen machen. Wenn Sie mit ihm fertig sind, gehen Sie zu Pollet, das ist ein Konkurrent von Doguereau." „Ich habe auch noch einen Band Gedichte ..." „Herr Porchon!" rief man. „Gedichte!" rief Porchon zornig. „Wofür halten Sie mich?" Er lachte ihm ins Gesicht und verschwand im Hintergrund seines Ladens.

Lucien wurde, als er über den Pont Neuf ging, von tausend Gedanken bestürmt. Was er von dem Rotwelsch der kaufmännischen Sprache verstanden hatte, sagte ihm, daß für diese Buchhändler die Bücher dasselbe wären, was baumwollene Mützen für Mützenhändler sind, eine Ware, die man teuer verkauft und billig einkauft.

‚Ich habe mich an die falsche Adresse gewandt,' sagte er sich, aber er war doch niedergeschlagen über das brutale und materielle Aussehen, das die Literatur bekommen hatte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

In der Rue du Coq hielt er vor einem bescheidenen Laden, an dem er oft vorbeigegangen war. Auf dem Schild waren in gelben Lettern auf grünem Grund die Worte zu lesen: ‚Doguereau, Buchhändler'. Er erinnerte sich, diese Worte auf dem Titelblatt verschiedener Romane gefunden zu haben, die er im Lesezimmer von Blosse gelesen hatte. Er trat nicht ohne das innere Zaudern ein, das alle Phantasiemenschen empfinden, wenn sie die Gewißheit haben, vor einem Kampfe zu stehen. In dem Laden traf er einen absonderlichen alten Herrn, eins der Buchhändleroriginale aus der Kaiserzeit. Doguereau trug einen schwarzen Rock mit langen viereckigen Schößen, während es damals modern war, Fräcke mit spitzen Schößen zu tragen. Er hatte eine buntkarierte Weste aus gewöhnlichem Stoff, von der aus der Uhrtasche eine Stahlkette und ein kupferner Schlüssel auf seine bauschige schwarze Kniehose herunterhingen. Die Uhr schien so dick wie eine Zwiebel zu sein. Diese Tracht wurde von dicken, eisengrauen Wollstrümpfen und von Schuhen mit silbernen Schnallen vervollständigt. Der alte Mann trug den Kopf mit seinen grauen Haaren, die in recht poetischer Unordnung waren, unbedeckt. Vater Doguereau, wie ihn Porchon genannt hatte, erinnerte mit dem Rock, der Kniehose und den Schuhen an einen Professor, und mit der Weste, der Uhr und den Strümpfen an einen Kaufmann. Seine Physiognomie strafte diese absonderliche Verbrüderung nicht Lügen: er hatte das pedantische, doktrinäre, vergrübelte Gesicht eines Gelehrten und die lebhaften Augen, den mißtrauischen Mund, die unbestimmte Unruhe des Buchhändlers.

„Herr Doguereau?" fragte Lucien. „So heiße ich." „Ich habe einen Roman geschrieben," sagte Lucien. „Sie sind sehr jung," antwortete der Buchhändler. „Aber, werter Herr, mein Alter hat nichts mit der Sache zu tun."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Da haben Sie recht!" sagte der alte Buchhändler und langte nach dem Manuskript. „Ei der Teufel! ‚Der Bogenschütze Karls IX.', ein feiner Titel! Also, junger Herr, sagen Sie mir in zwei Worten, um was es sich handelt." „Es ist ein historisches Werk nach Art Walter Scotts. Der Kampf zwischen den Protestanten und Katholiken wird darin als Kampf zweier Regierungsformen dargestellt, in dem der Thron ernsthaft bedroht war." „Na ja, junger Herr, das ist schon 'ne Sache. Schön! Ich werde Ihr Werk lesen, ich verspreche es Ihnen. Ein Roman in der Art der Madame Radcliffe wäre mir lieber gewesen, aber wenn Sie geschickt arbeiten, wenn Sie ein bißchen Stil, Erfindung, Ideen, die Kunst zu spannen haben, bin ich Ihnen gern zu Diensten. Woran fehlt's uns? ... an guten Manuskripten." „Wann kann ich wiederkommen?" „Ich fahre heute abend aufs Land, werde übermorgen zurück sein, habe bis dahin Ihr Werk gelesen, und wenn es mir gefällt, können wir noch am selben Tag verhandeln."

Als Lucien ihn so zugänglich fand, hatte er den üblen Einfall, das Manuskript der ‚Margueriten' hervorzuziehen. „Herr Doguereau, ich habe hier auch eine Sammlung Gedichte ..." „Oh! Sie sind Lyriker! Ich will von Ihrem Roman nichts mehr wissen," sagte der alte Herr und streckte ihm das Manuskript hin. „Die Reimschmiede verunglücken, wenn sie Prosa schreiben wollen. In der Prosa gibt es keine Flickwörter, da muß man unbedingt etwas sagen." „Aber, werter Herr, Walter Scott hat doch auch Verse gemacht ..." „Da haben Sie recht," sagte Doguereau, der schon wieder besänftigt war, überdies auch merkte, wie schlecht es dem jungen Mann ging. Er behielt das Manuskript. „Wo wohnen Sie? Ich werde Sie besuchen."

Lucien gab seine Adresse an, ohne bei dem alten Herrn den geringsten Hintergedanken zu vermuten. Er merkte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

nicht, daß es sich um einen Buchhändler der alten Schule handelte, um einen Mann aus der Zeit, wo die Buchhändler den Wunsch hegten, Voltaire und Montesquieu in einer Dachkammer einschließen zu können und sie fast Hungers sterben zu lassen.

„Mein Rückweg führt mich gerade durchs Quartier latin," sagte der alte Verleger zu ihm, nachdem er die Adresse gelesen hatte.

‚Ein wackerer Herr,' dachte Lucien, als er sich von dem Buchhändler verabschiedet hatte. ‚Ich habe also einen Freund der Jugend gefunden, einen Kenner, der etwas versteht. Ich lasse es mir nicht nehmen, ich habe immer zu David gesagt, das Talent setzt sich in Paris leicht durch.'

Lucien ging glücklich und heiter nach Hause. Er träumte von Ruhm. Er dachte nicht mehr an die unheimlichen Worte, die ihm in dem Kontor von Vidal & Porchon ins Ohr gedrungen waren, er sah sich schon im Besitz von wenigstens zwölfhundert Franken. Für zwölfhundert Franken konnte er ein Jahr in Paris leben. Ein Jahr, in dem er neue Werke schreiben konnte. Wie viele Pläne baute er auf diese Hoffnung! Welchen süßen Träumen gab er sich hin, als er ein Leben vor sich sah, das auf die Arbeit gegründet war. Er gründete sich ein Heim, das er sich einrichtete, und es hätte wenig gefehlt, daß er nicht jetzt schon einige Anschaffungen machte. Er zügelte seine Ungeduld nur durch unausgesetztes Lesen im Lesekabinett von Blosse. Zwei Tage später kam der alte Doguereau, der von dem Stil, mit dem Lucien in seinem Erstlingswerk verschwenderisch umgegangen war, überrascht, von der Übertriebenheit der Charaktere, die im Geiste der Zeit lag, in der die Handlung spielte, entzückt, und von der wilden Phantasie, mit der ein junger Autor immer seinen ersten Plan entwirft — er war nicht verwöhnt, der Vater Dogue-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

reau — frappiert war, er kam also in das Hotel, in dem sein Walter Scott in spe wohnte. Er war entschlossen, den ‚Bogenschützen Karls IX.' für tausend Franken ein für allemal zu erwerben und Lucien durch einen Vertrag für künftige Werke an sich zu binden. Als der alte Fuchs das Hotel sah, überlegte er sich die Sache.

‚Ein junger Mann, der hier wohnt, macht nur bescheidene Ansprüche, er liebt das Studium und die Arbeit, ich kann ihm nur achthundert Franken geben.'

Die Wirtin, die er nach Herrn Lucien von Rubempré fragte, antwortete ihm: „Im vierten Stock."

Der Buchhändler streckte die Nase in die Höhe und nahm über dem vierten Stock nur noch den Himmel wahr.

‚Der junge Herr', dachte er sich, ‚ist ein hübscher Junge, er ist sogar sehr schön; wenn er zuviel Geld verdient, wird er liederlich und arbeitet nicht mehr. In unser beider Interesse werde ich ihm sechshundert Franken anbieten; aber in barem Geld, keine Wechsel.'

Er stieg die Treppe hinauf und klopfte an Luciens Tür. Lucien öffnete. Die Kammer war zum Verzweifeln kahl. Auf dem Tisch war eine Schale Milch und ein kleines Zweisousbrot. Diese Armut des Genies fiel dem wackern Doguereau auf.

‚Möge er', dachte er bei sich, ‚diese einfachen Sitten, diese frugalen Gewohnheiten, diese bescheidenen Bedürfnisse behalten.' — „Es freut mich, Sie zu sehen," sagte er zu Lucien. „Sieh, sieh! ganz wie Jean Jacques, mit dem Sie mehr als eine Ähnlichkeit haben. In solchen Räumen brennt das Feuer des Genies, da werden die guten Bücher geschrieben. So sollten die Herren Schriftsteller leben, anstatt in den Kaffeehäusern und den Restaurants zu schlemmen, ihre Zeit, ihr Talent und unser Geld zu vergeuden." Er setzte sich. „Junger Herr, Ihr Roman ist nicht übel. Ich war Professor der Rhetorik, ich kenne die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

französische Geschichte, es sind famose Sachen darin. Kurz, Sie haben eine Zukunft." „Ach, lieber Herr ..." „Ja, ja, ich sage es Ihnen ja, wir können das Geschäft zusammen machen, ich kaufe Ihnen den Roman ab..."

Luciens Herz war von heller Freude erfüllt, er bebte vor Vergnügen, er sollte in die literarische Welt eintreten, sollte endlich gedruckt werden.

„Ich kaufe ihn Ihnen für vierhundert Franken ab," sagte Doguereau in honigsüßem Tone. Dabei blickte er Lucien auf eine Art an, die zeigen sollte, daß es sich um einen großmütigen Vorschlag handelte. „Für den Band?" fragte Lucien. „Für den ganzen Roman," erwiderte Doguereau, ohne sich über die Überraschung Luciens zu wundern. „Aber", fügte er hinzu, „in barem Geld. Sie verpflichten sich, mir sechs Jahre lang zwei solche zu liefern. Wenn der erste in einem halben Jahr vergriffen ist, zahle ich Ihnen für die folgenden sechshundert Franken. So bekommen Sie also, zwei im Jahr gerechnet, hundert Franken im Monat, haben ein gesichertes Leben und sind glücklich. Ich habe Autoren, denen ich nur dreihundert Franken für den Roman zahle. Für eine Übersetzung aus dem Englischen gebe ich zweihundert Franken. In früheren Zeiten wäre das ein unerhörter Preis gewesen." „Werter Herr, wir können uns nicht verständigen; bitte, geben Sie mir mein Manuskript wieder," sagte Lucien wie zu Eis erstarrt. „Bitte, hier!" erwiderte der alte Verleger. „Sie verstehen nichts vom Geschäft, lieber Herr. Ein Verleger, der den ersten Roman eines Autors herausgibt, riskiert sechzehnhundert Franken für Druck und Papier. Es ist leichter, einen Roman zu schreiben, als eine solche Summe zu finden. Ich habe hundert Romanmanuskripte zu Hause, aber ich habe keine hunderttausend Franken in der Kasse. O weh! so eine Summe habe ich in den zwanzig Jahren, wo ich Buch-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

händler bin, nicht verdient. Man erwirbt kein Vermögen, wenn man Romane druckt. Vidal & Porchon nehmen sie uns nur zu Bedingungen ab, die von Tag zu Tag drückender für uns werden. Sie riskieren Ihre Zeit, aber ich muß zweitausend Franken daranrücken. Wenn es kein Geschäft wird — denn Sie wissen ja, habent sua fata libelli —, verliere ich zweitausend Franken; Sie aber brauchen nichts weiter tun, als eine Ode gegen die Dummheit des Publikums herausgeben. Denken Sie über das nach, was ich die Ehre habe, Ihnen zu sagen; Sie werden dann wieder zu mir kommen. — Sie kommen wieder," wiederholte der Buchhändler nachdrücklich und beantwortete damit eine hochmütige Handbewegung, die Lucien nicht hatte zurückhalten können. „Sie werden nicht nur keinen Verleger finden, der zweitausend Franken für einen unbekannten jungen Menschen riskieren will, Sie finden nicht einmal einen Gehilfen, der sich die Mühe nimmt, Ihr Gekritzel zu lesen. Ich habe es gelesen und kann Ihnen mehrere Sprachschnitzer nachweisen. Sie haben ‚bemerken' gesagt, wo es heißen müßte: ‚eine Bemerkung machen', und haben ‚trotz' mit dem Genitiv geschrieben: ‚trotz' regiert den Dativ." Lucien schien sehr geknickt. „Wenn ich Sie wiedersehe, haben Sie hundert Franken verloren," fügte er hinzu, „ich gebe Ihnen dann nur noch hundert Taler."

Er stand auf, grüßte, aber auf der Schwelle sagte er noch: „Wenn Sie nicht Talent und Zukunft hätten, wenn ich mich nicht für fleißige junge Leute interessierte, hätte ich Ihnen keine so schönen Vorschläge gemacht. Hundert Franken im Monat! Vergessen Sie es nicht. Schließlich ist ein Roman in der Schublade nicht wie ein Pferd im Stall. Er ißt freilich kein Brot; aber er gibt auch keins!" Lucien nahm sein Manuskript, warf es zu Boden und rief: „Ich verbrenne es lieber!" „Sie sind ein Dichter!" erwiderte der Alte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lucien schlang sein Brot hinunter, trank seine Milch aus und ging fort. Sein Zimmer war nicht groß genug, er hätte sich in ihm um sich selbst gedreht, wie ein Löwe in seinem Käfig im Jardin des Plantes. In der Bibliothek Sainte-Geneviève, in die Lucien gehen wollte, hatte er immer in derselben Ecke einen jungen Mann von ungefähr fünfundzwanzig Jahren bemerkt, der mit der Hingabe und dem Eifer arbeitete, der sich durch nichts ablenken und stören läßt, und an dem die richtigen literarischen Arbeiter erkannt werden. Der junge Mann kam ohne Zweifel schon lange hin, die Angestellten und der Bibliothekar selbst erwiesen ihm Gefälligkeiten; der Bibliothekar erlaubte ihm, Bücher mitzunehmen, die der unbekannte Studierende, in dem Lucien einen Bruder im Elend und in der Hoffnung auf die Zukunft erkannte, am nächsten Tage wiederbrachte. Dieser fleißige Arbeiter war klein, mager und blaß, eine schöne Stirn war unter dichten schwarzen Haaren, die wirr darüberhingen, fast verborgen, er hatte schöne Hände und lenkte den Blick selbst der Gleichgültigen auf sich durch eine unbestimmte Ähnlichkeit, die er mit dem Porträt Bonapartes auf einem Stich nach Robert Lefèbvre hatte. Dieser Stich ist ein ganzes Gedicht voll glühender Melancholie, verhaltenem Ehrgeiz, versteckter Energie. Man betrachte es wohl: man findet darin Genie und Zurückhaltung, Zartheit und Größe. Die Augen sind geistvoll, wie Augen von Frauen. Der Blick durchdringt den Raum und verlangt nach Schwierigkeiten, die zu besiegen sind. Auch wenn der Name Bonaparte nicht unten stünde, würde man es lange betrachten. Der junge Mann, der diesem Stich so auffallend glich, trug gewöhnlich eine Strumpfhose in Schuhen mit plumpen Sohlen, einen Rock aus gewöhnlichem Tuch, eine schwarze Binde, eine graue Weste mit weißen Tupfen, die bis oben zugeknöpft war, und einen billigen Hut. Seine Verachtung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gegen jede unnütze Toilette war unverkennbar. Diesen geheimnisvollen Unbekannten, der das Siegel auf der Stirne trug, das das Genie seinen Sklaven aufdrückt, traf Lucien am häufigsten von allen Stammgästen bei Flicoteaux; er aß dort, um zu leben, ohne sich um die Gerichte, mit denen er vertraut schien, weiter zu kümmern, und trank Wasser dazu. Auf der Bibliothek wie bei Flicoteaux zeigte er in allem eine Würde, die ohne Zweifel von dem Bewußtsein kam, daß sein Leben mit etwas Großem beschäftigt war, und die ihn unzugänglich machte. Sein Blick war nachdenklich. Auf seiner schönen edel geschnittenen Stirne wohnte das Denken. Seine lebhaften schwarzen Augen, die gut und schnell sahen, sprachen von der Gewohnheit, den Dingen auf den Grund zu gehen. Er war sparsam in seinen Handbewegungen und bewahrte immer seine ernste Haltung. Lucien empfand unwillkürlich Respekt vor ihm. Schon mehrere Male hatten sie sich, wenn sie sich auf dem Wege zu oder von der Bibliothek oder dem Restaurant trafen, angesehen, als ob sie miteinander sprechen wollten, aber beide hatten es nicht gewagt. Der schweigsame junge Mann ging immer in den hintern Teil des Saals, dessen Fenster nach der Place de la Sorbonne gingen, und Lucien hatte also keine Gelegenheit, ihm näher zu treten, obwohl er sich zu diesem jungen Studierenden, an dem sich die undefinierbaren Anzeichen der Überlegenheit geltend machten, hingezogen fühlte. Beide waren, wie sie selbst später fanden, keusche und schüchterne Naturen, die sich all der Scheu und Zagheit überließen, die für Einsame eine notwendige und sogar angenehme Stimmung sind. Hätten sie sich nicht jetzt im Augenblick des Unheils, das Lucien zugestoßen war, plötzlich getroffen, wären sie vielleicht nie in Verbindung miteinander gekommen. Als Lucien nämlich in die Rue des Grès einbog, sah er den jungen Unbekannten, der von Sainte-Geneviève zurückkam.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Die Bibliothek ist geschlossen, ich weiß nicht warum," sagte er zu ihm.

In diesem Augenblick hatte Lucien Tränen in den Augen, und er dankte dem Unbekannten mit einer der Gesten, die beredter sind als die Sprache, und die von Jüngling zu Jüngling sofort die Herzen öffnen. Sie gingen zusammen die Rue des Grès hinunter und wandten sich nach der Rue de la Harpe.

„Ich werde jetzt im Luxembourg spazieren gehen," sagte Lucien; „wenn man erst ausgegangen ist, ist es nicht leicht, zum Arbeiten nach Hause zu gehen." „Man ist nicht mehr in seinem rechten Gedankengang," bemerkte der Unbekannte. „Sie scheinen Kummer zu haben?" „Ich habe eben ein seltsames Erlebnis gehabt," sagte Lucien.

Er erzählte von seinem Besuch auf dem Kai und bei dem alten Buchhändler und von den Vorschlägen, die der ihm gemacht hatte; er nannte seinen Namen und fügte einige Worte über seine Situation hinzu. Seit ungefähr einem Monat hatte er sechzig Franken fürs Leben ausgegeben, dreißig Franken im Hotel, zwanzig Franken fürs Theater und zehn Franken fürs Lesekabinett, im ganzen hundertzwanzig Franken, und er hatte nur noch hundertzwanzig Franken übrig.

„Ihre Geschichte", sagte der Unbekannte zu ihm, „ist die meine und die von tausend jungen Leuten auf zwölfhundert, die jährlich aus der Provinz nach Paris kommen. Wir sind noch nicht die Unglücklichsten. Sehen Sie dieses Theater?" fragte er und wies auf den Giebel des ‚Odéon'. „Eines Tages zog in eins der Häuser, die auf dem Platze stehen, ein talentvoller Mann ein, der im tiefsten Elend war; er war, das ist eine Steigerung des Unglücks, die wir beide nicht kennen, verheiratet mit einer Frau, die er liebte; er besaß — man weiß nicht, soll man's ein Glück oder ein Unglück nennen — zwei Kinder, die Schulden fraßen ihn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf, aber er vertraute seiner Feder. Er überreichte dem Odéon ein fünfaktiges Lustspiel; es wird angenommen, es erlangt eine gute Besetzung, die Schauspieler studieren es ein, und der Direktor beschleunigt die Proben. Diese fünf Glücksfälle stellen Dramen vor, die noch schwieriger zu verwirklichen als fünf Akte zu schreiben sind. Der arme Schriftsteller, der auf einem Dachboden wohnt, den Sie von hier aus sehen können, erschöpft seine letzten Mittel, um während der Einstudierung seines Stücks leben zu können, seine Frau trägt ihre Kleider aufs Leihhaus, die Familie ißt nur Brot. Am Tage der letzten Probe, einen Tag vor der Aufführung, schuldeten sie dem Wirt, dem Bäcker, der Milchfrau, dem Portier fünfzig Franken. Der Dichter hatte das unumgänglich Notwendige behalten: einen Rock, ein Hemd, eine Hose, eine Weste und Stiefel. Er war des Erfolgs sicher, umarmte seine Frau und sagte ihr, sie stünden nun vor dem Ende ihres Elends. ‚Endlich steht uns nichts mehr entgegen,' rief er aus. — ‚Es brennt,' sagte die Frau, ‚sieh nur, das Odéon brennt!' Werter Herr, das Odéon brannte. Sie dürfen nicht klagen. Sie haben Kleider, Sie haben weder Frau noch Kinder, Sie haben für hundertzwanzig Franken Zufall in der Tasche und sind keinem Menschen etwas schuldig. Das Stück ist später im Théâtre Louvois hundertfünfzigmal aufgeführt worden. Der König hat dem Verfasser eine Pension bewilligt. Buffon hat gesagt: ‚Das Genie ist die Geduld.' Die Geduld ist in der Tat das, was bei Menschen am meisten dem Verfahren gleicht, das die Natur in ihren Schöpfungen anwendet. Was ist die Kunst, werter Herr? Sie ist konzentrierte Natur."

Die beiden jungen Leute gingen jetzt mit großen Schritten im Luxembourg hin und her. Lucien erfuhr bald den seitdem berühmt gewordenen Namen des jungen Mannes, der sich bemühte, ihn zu trösten. Es war Daniel d'Arthez,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der heute einer der berühmtesten Schriftsteller unserer Zeit ist, einer der seltenen Menschen, die nach dem schönen Wort eines Dichters ‚ein schönes Talent und einen schönen Charakter' vereinigen.

„Man kann nicht billig dazu kommen, ein großer Mann zu werden," sagte Daniel mit seiner sanften Stimme. „Das Genie begießt seine Werke mit seinen Tränen. Das Talent ist auf geistigem Gebiet ein Geschöpf, das, wie alle lebendigen Wesen, eine Kindheit hat, die von Krankheiten nicht verschont bleibt. Die Gesellschaft stößt die unvollkommenen Talente zurück, wie die Natur die schwachen oder mißgebildeten Geschöpfe vernichtet. Wer sich über die Menschen erheben will, muß sich zu einem Kampf rüsten, darf vor keiner Schwierigkeit zurückschrecken. Ein großer Schriftsteller ist ein Märtyrer, der nicht sterben kann. Damit ist alles gesagt. Sie haben das Siegel des Genies auf der Stirn," sagte d'Arthez zu Lucien, indem er ihn mit einem Blick umfaßte. „Wenn Sie nicht in der Brust den Willen haben, wenn Sie nicht die himmlische Geduld haben, wenn Sie nicht in dem Augenblick, wo die Launen des Geschicks Sie weit vom Ziel schleudern, wenn Sie da nicht, wie die Schildkröten, die, wo sie auch sein mögen, den Weg zu ihrem geliebten Meere einschlagen, gleich wieder unverzagt nach Ihrer Unendlichkeit streben, dann geben Sie den Kampf gleich heute auf." „Sie machen sich also auf Leiden gefaßt?" fragte Lucien. „Auf Prüfungen aller Art, auf die Verleumdung, den Verrat, die Ungerechtigkeit meiner Rivalen, auf die Unverschämtheiten, die Schliche, die Geldgier der Handelsleute," antwortete der junge Mann in resigniertem Tone. „Wenn Ihr Werk gut ist, was liegt an einer ersten Niederlage?" „Wollen Sie es lesen und mir Ihr Urteil sagen?" fragte Lucien. „Gern," antwortete d'Arthez. „Ich wohne Rue des Quatre-Vents, in einem Hause, wo einer der be-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

rühmtesten Männer, einer der trefflichsten Geister unserer Zeit, eine Leuchte der Wissenschaft, Desplein, der größte Chirurg, den wir kennen, sein erstes Martyrium durchmachte und sich mit den ersten Schwierigkeiten des Lebens und des Ruhms in Paris herumschlagen mußte. Diese Erinnerung gibt mir jeden Abend die Dosis Mut, die ich jeden Morgen brauche. Ich wohne in dem Zimmer, wo er oft, wie Rousseau, aber ohne eine Therese, Brot und Kirschen gegessen hat. Kommen Sie in einer Stunde, ich werde zu Hause sein."

Die beiden Dichter verabschiedeten sich mit einem Händedruck voneinander, in dem eine melancholische Herzlichkeit lag. Lucien ging nach Hause, um sein Manuskript zu holen. Daniel d'Arthez trug seine Uhr aufs Leihhaus, um zwei Bund Holz kaufen zu können, damit er für seinen neuen Freund die Stube heizen konnte, denn es war kalt. Lucien war pünktlich da. Das Haus, in dem Daniel wohnte, war noch armseliger als sein Hotel. Man mußte erst durch einen düstern Gang hindurchgehen, an dessen Ende die dunkle Treppe hinaufging. Das Zimmer Daniels lag im fünften Stock; es hatte zwei kleine Fenster, zwischen denen ein Regal in schwarzem Holz sich befand, das voller Kartons stand, die mit Etiketten beklebt waren. Ein armseliges Bett aus angestrichenem Holz, das eher eine Pritsche zu nennen war, ein irgendwie aus zweiter Hand gekaufter Nachttisch und zwei Lehnstühle mit Roßhaarpolster standen im hintern Teil dieses Zimmers, dessen Tapeten vom Rauch und von der Zeit geschwärzt waren. Ein großer, mit vielen Papieren bedeckter Tisch stand zwischen dem Kamin und den beiden Fenstern. Diesem Kamin gegenüber war eine elende Mahagonikommode. Ein längst abgenutzter Teppich lag über dem ganzen Fußboden. Dieser notwendige Luxus sparte das Heizen. Ein gewöhnlicher Schreibtischstuhl, dessen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rotlederner Überzug vom vielen Sitzen weiß geworden war, und sechs schlechte Stühle vervollständigten die Einrichtung. Auf dem Kamin bemerkte Lucien einen alten Armleuchter, auf dem vier Wachskerzen steckten. Als Lucien fragte, warum es Wachskerzen wären, da er sonst in allen Dingen die Spuren der äußersten Armut sah, erwiderte ihm d'Arthez, der Geruch der Unschlittkerze wäre ihm unerträglich. Dieser Umstand sprach von großer Sensibilität. Die Vorlesung dauerte sieben Stunden. Daniel hörte, ohne ein Wort zu sagen oder eine Bemerkung zu machen, andächtig zu — ein Zeichen guten Tons, das man bei Zuhörern sehr selten findet.

„Nun?" fragte Lucien und legte das Manuskript auf den Kamin. „Sie sind auf einem schönen und guten Wege," antwortete der junge Mann ernst; „aber Ihr Werk muß verbessert werden. Wenn Sie nicht der Affe Walter Scotts sein wollen, müssen Sie sich eine andere Technik schaffen, und Sie haben ihn nachgeahmt. Sie beginnen wie er mit langen Gesprächen, um Ihre Personen einzuführen; wenn sie geplaudert haben, gehen Sie zur Beschreibung und zur Handlung über. Dieses Gegeneinanderwirken der Kräfte, das jedem Werke, das dramatisch wirken soll, so notwendig ist, kommt an letzter Stelle. Sie müssen die Glieder des Verhältnisses vertauschen. Ersetzen Sie diese weitschweifigen Gespräche, die bei Scott prächtig, aber bei Ihnen farblos sind, durch Beschreibungen, für die unsere Sprache so trefflich geeignet ist. Der Dialog sollte bei Ihnen die erwartete Konsequenz sein, die Ihre Vorbereitungen krönt. Beginnen Sie gleich mit der Handlung. Fassen Sie Ihren Stoff bald von der Seite und bald von hinten an; kurz, Ihre Darstellung muß mannigfaltiger werden, und Sie dürfen nie der nämliche sein. Sie werden etwas Neues bringen, obwohl Sie die Form des dialogisierten Dramas des Schotten auf die französische Ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schichte anwenden. Walter Scott ist ohne Leidenschaft, er kennt sie nicht oder vielleicht wird sie ihm von den heuchlerischen Sitten seines Landes verboten. Für ihn ist die Frau die verkörperte Pflicht. Mit seltenen Ausnahmen sind seine Heldinnen immer dieselben, er hat, wie die Maler sagen, für sie nur ein Modell gehabt. Sie stammen alle von Clarissa Harlowe ab; er hat sie alle auf eine Idee gebracht und konnte so nur Exemplare des nämlichen Typus hinstellen, die durch ein mehr oder weniger lebhaftes Kolorit variiert sind. Die Frau trägt durch die Leidenschaft die Unordnung in die Gesellschaft. Die Leidenschaft hat unendlich viele Abstufungen. Schildern Sie doch die Leidenschaften, dann fließen Ihnen die unversiegbaren Quellen, deren sich dieser große Geist beraubt hat, um in allen Familien des prüden England gelesen zu werden. In Frankreich finden Sie in der leidenschaftlichsten Periode unserer Geschichte die reizenden Laster und die glänzenden Sitten des Katholizismus im Gegensatz zu den düstern Gestalten des Kalvinismus. Die Regierung eines jeden Königs von Karl dem Großen an erfordert mindestens einen Roman und manchmal vier oder fünf, wie z. B. für Ludwig XIV., Heinrich IV. und Franz I. Auf diese Weise schreiben Sie eine malerische Geschichte Frankreichs, in der Sie die Möbel, die Häuser, die Einrichtungen, das Privatleben schildern, und dabei den Geist der Zeit darstellen, anstatt daß Sie bekannte Tatsachen peinlich nacherzählen. Sie haben ein Mittel, originell zu sein, indem Sie nämlich die herkömmlichen Irrtümer, die die meisten unserer Könige entstellt darstellen, beseitigen. Wagen Sie es in Ihrem ersten Werk, die große und prächtige Gestalt der Katharina von Medici, die Sie den Vorurteilen, die noch über sie im Umlauf sind, geopfert haben, wiederherzustellen. Schildern Sie endlich Karl IX., wie er war und nicht, wie ihn die protestantischen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schriftsteller hingestellt haben. Nach zehn Jahren ausdauernder Arbeit werden Sie Ruhm und Glück haben."

Es war jetzt neun Uhr. Lucien war ebenso edelmütig, wie sein künftiger Freund, ohne daß er es wußte, am Vormittag gewesen war, und bot ihm an, mit ihm bei Edon zu essen, wo er zwölf Franken ausgab. Während dieses Abendessens vertraute Daniel Lucien das Geheimnis seiner Hoffnungen und seiner Studien an. d'Arthez erkannte kein außerordentliches Talent an, das nicht tiefe metaphysische Kenntnisse hatte. Er machte jetzt gerade Exzerpte aus allen philosophischen Schätzen der alten und neuen Zeiten, um sie sich anzueignen. Er wollte, wie Molière, ein tiefer Philosoph sein, ehe er Komödien schrieb. Er studierte die geschriebene und die lebendige Welt, die Welt des Denkens und der Tatsachen. Er hatte gelehrte Naturforscher, junge Mediziner, politische Schriftsteller und Künstler zu Freunden, eine Gesellschaft von eifrigen, ernsthaften jungen Männern voller Zukunft. Er lebte von gewissenhaften und schlecht bezahlten Artikeln für biographische, enzyklopädische oder naturwissenschaftliche Lexika, von denen er nur so viele schrieb, als nötig war, um sein Leben zu fristen und denken zu können. d'Arthez arbeitete an einem Roman, den er nur begonnen hatte, um die Möglichkeiten der Sprache zu studieren. Dieses Buch, das noch unvollendet war und das er nach Laune vornahm oder liegen ließ, wollte er für die Tage der großen Not aufbewahren. Es war in Form eines Romans ein psychologisches Werk von großer Tragweite. Obwohl Daniel sehr bescheiden von sich und seinem Schaffen sprach, schien er Lucien ein Riese. Als sie um elf Uhr das Restaurant verließen, hatte Lucien für diese Tugend ohne Pathos, für diesen Charakter, der gar nicht wußte, wie erhaben er war, eine lebhafte Freundschaft gefaßt. Der Dichter mäkelte nicht an den Ratschlägen Daniels,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er befolgte sie buchstäblich. Dieses schöne Talent, das schon durch das Nachdenken und durch eine einsiedlerische, nicht für die Öffentlichkeit, nur für ihn selbst bestimmte Kritik gereift war, hatte ihm mit einem Male das Tor zu den herrlichsten Phantasieschlössern eröffnet. Die Lippen des Provinzialen waren mit glühender Kohle berührt worden und das Wort des Pariser Forschers fand in dem Hirn des Dichters von Angoulême einen gut vorbereiteten Boden. Lucien ging daran, sein Werk von Grund aus umzuarbeiten.

Unser großer Mann aus der Provinz, der glücklich war, in der Wüste von Paris ein Herz und ein edles Gemüt gefunden zu haben, das mit seinem harmonierte, tat, was alle jungen Leute tun, die nach Freundschaft dürsten: er klammerte sich wie eine chronische Krankheit an d'Arthez, er holte ihn ab, um zusammen zur Bibliothek zu gehen, ging mit ihm an schönen Tagen im Luxembourg spazieren, aß mit ihm bei Flicoteaux und begleitete ihn dann jeden Abend bis zu seiner armseligen Wohnung, kurz er drängte sich an ihn, wie ein Soldat in den eisigen Steppen Rußlands sich an seinen Nachbar drängte. Während der ersten Tage seiner Bekanntschaft mit Daniel bemerkte Lucien nicht ohne Kummer, wenn die Intimen beisammen waren, eine gewisse Verlegenheit, die durch seine Anwesenheit verursacht war. Die Unterhaltungen dieser überlegenen Männer, von denen ihm d'Arthez mit starker Begeisterung sprach, hielten sich in den Schranken einer Zurückhaltung, die zu den deutlichen Zeichen ihrer lebhaften Freundschaft nicht stimmen wollte. Lucien ging dann diskret fort, nicht ohne eine Art Schmerz über seine Verbannung und auch über die unbefriedigte Neugier, die diese Unbekannten in ihm erregten; denn alle nannten sich mit ihren Vornamen. Alle trugen wie d'Arthez auf der Stirn das Siegel des Forschungsgeistes.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nach geheimen Kämpfen, die Daniel, ohne daß es Lucien wußte, zu seinen Gunsten führen mußte, wurde er endlich würdig befunden, in diese Versammlung großer Geister aufgenommen zu werden. Lucien konnte von jetzt an diesen Personen näher treten, die durch die lebhaftesten Sympathien, durch den Ernst ihres geistigen Daseins miteinander verbunden waren und die sich fast jeden Abend bei d'Arthez versammelten. Alle ahnten in diesem den großen Schriftsteller: sie betrachteten ihn als ihren Führer, seitdem sie einen der außerordentlichsten Geister dieser Zeit, ein mystisches Genie, ihren früheren Führer verloren hatten, der aus Gründen, die nicht hierher gehören, in seine Provinz zurückgekehrt war und von dem Lucien oft unter dem Namen Louis sprechen hörte. Man wird verstehen, wie diese bedeutenden Menschen das Interesse und die Neugier eines Dichters erregen mußten, wenn man sich an die unter ihnen erinnert, die seitdem wie d'Arthez ihren ganzen Ruhm erlangt haben; denn mehrere sind nicht ans Ziel gelangt.

Unter denen, die noch leben, befand sich Horace Bianchon, der damals Assistenzarzt am Hôtel-Dieu, dem größten Pariser Krankenhaus, war und seitdem eine der Leuchten der Pariser Schule und zu bekannt geworden ist, als daß es nötig wäre, seine Person zu schildern oder von seinem Charakter und der Natur seines Geistes des längeren zu sprechen. Dann kam Léon Giraud, dieser tiefe Philosoph, dieser kühne Theoretiker, der alle Systeme aufrührt, sie richtet, zum Ausdruck bringt, formuliert und zu Füßen seines Abgotts, der Menschheit, schleppt: immer groß, selbst in seinen Irrtümern, die durch seinen guten Glauben geadelt werden. Dieser unermüdliche Forscher, dieser gewissenhafte Gelehrte ist das Haupt einer moralischen und politischen Schule geworden, über deren Verdienst die Zeit allein urteilen kann. Wenn seine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Überzeugungen ihm ein Schicksal in Regionen bereiteten, die denen seiner Kameraden fremd blieben, so ist er nichtsdestoweniger ihr treuer Freund geblieben. Die Kunst war durch Joseph Bridau, einen der besten Maler der jungen Schule, vertreten. Wenn das geheime Unglück nicht wäre, zu dem ihn eine zu eindrucksfähige Natur verdammt, hätte Joseph, dessen letztes Wort übrigens noch nicht gesprochen ist, ein Fortführer der großen Meister der italienischen Schule werden können: er hat die Zeichnung der Römer und die Farbe der Venezianer; aber die Liebe tötet ihn und durchbohrt nicht nur sein Herz, die Liebe schleudert ihm ihre Pfeile ins Hirn, bringt sein Leben in Unordnung und veranlaßt ihn zu den absonderlichsten Querzügen. Wenn seine momentane Geliebte ihn zu glücklich oder zu elend macht, schickt Joseph entweder Skizzen, auf denen die Farbe die ganze Zeichnung undeutlich macht, oder Bilder zur Ausstellung, die er unter der Last der eingebildeten Schmerzen vollenden wollte und auf denen ihn die Zeichnung so vorwiegend beschäftigt hat, daß die Farbe, die er willkürlich anbringt, nicht zu finden ist. Er täuscht fortwährend sowohl das Publikum wie seine Freunde. Hoffmann hätte ihn wegen seiner witzigen Einfälle, die er kühn genug war, in seiner Kunst zum Ausdruck zu bringen, wegen seiner Launen und seiner Phantasie angebetet. Wenn er vollkommen ist, erntet er Bewunderung, läßt sie sich gut schmecken und ist dann verwundert, wenn er für die mißglückten Werke kein Lob bekommt, in denen die Augen seiner Seele alles sehen, was für das Auge des Publikums nicht vorhanden ist. Er ist im höchsten Maße grillenhaft und seine Freunde haben ihn ein fertiges Bild vernichten sehen, auf dem er die Luft zu deutlich gemalt fand. ‚Zu fertig,' sagte er, ‚zu schülerhaft!' Immer originell und manchmal wundervoll, hat er das ganze Glück und das ganze

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unglück nervöser Naturen, bei denen die Vollkommenheit in Krankheit ausartet. Sein Geist ist der Bruder von Sternes Geist, obwohl er sich nicht literarisch betätigt. Seine Worte, seine Einfälle sind unerhört köstlich. Er ist beredt und weiß zu lieben, aber nie ohne Launen, die er ebenso in das Empfindungsleben wie in sein Schaffen trägt. Er war dem Zirkel genau wegen der Eigenschaften lieb, die die bürgerliche Welt seine Fehler genannt hätte. Endlich war da Fulgence Ridal, einer der Schriftsteller unserer Zeit, die die seltene komische Ader haben, ein Dichter, der sich um den Ruhm nicht kümmerte und auf das Theater nur seine vulgärsten Produkte brachte, während er die entzückendsten Szenen in der Geheimkammer seines Hirns für sich selbst oder für seine Freunde bewahrte; der vom Publikum nur so viel Geld verlangte, wie er für seine Unabhängigkeit brauchte und der nichts mehr tun wollte, sowie er es hätte. Er war faul und fruchtbar wie Rossini, war wie die großen komischen Dichter, wie Molière und Rabelais, genötigt, alle Dinge von beiden Seiten zu betrachten, er war Skeptiker, konnte lachen und lachte über alles. Fulgence Ridal ist ein großer praktischer Philosoph. Seine Weltweisheit, seine Beobachtungsgabe, seine Verachtung des Ruhms, den er ein Possenspiel nennt, haben sein Herz durchaus nicht verkümmert. Er ist ebenso tätig für einen andern, wie er gegen seine eigenen Interessen gleichgültig ist, und wenn er sich in Bewegung setzt, geschieht es für einen Freund. Er straft sein eines Rabelais würdiges Aussehen nicht Lügen, ist durchaus kein Verächter von gutem Essen und Trinken, läuft ihm aber nicht nach; er ist zugleich melancholisch und heiter, seine Freunde nennen ihn den Regimentshund — wie die Soldaten ihren Korporal zu heißen pflegen — und nichts schildert ihn treffender als dieser Spitzname. Drei andere, die mindestens ebenso

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bedeutend waren wie diese vier Freunde, deren Profil hier gezeichnet wurde, mußten hintereinander zugrunde gehen. Zuerst Meyraux, der starb, nachdem er den berühmten Streit zwischen Cuvier und Geoffroy Saint Hilaire erregt hatte, die große Frage, die die wissenschaftliche Welt zwischen diese zwei ebenbürtigen Gegner teilen sollte. Er starb einige Monate vor dem Tod des Mannes, der für eine beschränkte und analytische Wissenschaft gegen den Pantheisten eintrat, der noch lebt und den Deutschland verehrt. Meyraux war der Freund jenes Louis, den ein allzu früher Tod der Welt der Wissenschaft bald entreißen sollte. Diesen beiden Männern, die beide vom Tod gezeichnet waren, die beide heutzutage trotz der außerordentlichen Weite ihres Wissens und ihres Geistes unbekannt sind, muß man Michel Chrestien hinzufügen, einen geistesstarken Republikaner, der von der Föderation Europas träumte und im Jahre 1830 in der geistigen Bewegung der Saint-Simonisten eine große Rolle spielte. Michel Chrestien war ein Politiker von der Kraft eines Saint Just und Danton, aber dabei schlicht und zart wie ein junges Mädchen, voller Illusionen und voller Liebe; er besaß eine melodische Stimme, die Mozart, Weber oder Rossini entzückt hätte, und hatte eine bezaubernde Art, in der Poesie, Liebe und Hoffnungsfreudigkeit lagen, gewisse Lieder Bérangers zu singen. Dabei war er arm wie Lucien, wie Daniel, wie alle seine Freunde und fristete sein Leben mit der Unbekümmertheit eines Diogenes. Er machte Inhaltsverzeichnisse für große Werke, Prospekte für die Verleger und war im übrigen über seine Anschauungen und Theorien so stumm wie ein Grab über die Geheimnisse des Todes. Dieser fröhliche Zigeuner der Intelligenz, dieser große Staatsmann, der vielleicht das Antlitz der Welt umgestaltet hätte, starb als einfacher Soldat im Kloster Saint-Merri. Die Kugel irgendeines Krämers

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

tötete da eines der edelsten Geschöpfe, die je auf französischem Boden lebten. Michel Chrestien starb nicht für seine eigenen Anschauungen. Seine Föderation bedrohte die europäische Aristokratie viel mehr als die republikanische Propaganda; sie war rationeller und weniger toll als die schauderhaften Ideen von unbegrenzter Freiheit, die die jungen Toren verkünden, die sich als Erben des Konvents gebärden. Dieser edle Plebejer wurde von allen, die ihn kannten, betrauert; es lebt keiner von ihnen, der nicht oft an diesen unbekannten großen Politiker denkt.

Diese neun Personen bildeten zusammen einen Zirkel, in dem Achtung und Freundschaft Frieden zwischen den entgegengesetztesten Meinungen und Theorien geboten. Daniel d'Arthez, ein Edelmann aus der Picardie, vertrat mit der gleichen Überzeugung den Monarchismus, wie Michel Chrestien seinen europäischen Föderalismus, Fulgence Ridal machte sich über die philosophischen Theorien von Léon Giraud lustig, der seinerseits d'Arthez das Ende des Christentums und der Familie voraussagte. Michel Chrestien, der an die Religion Christi, des göttlichen Gesetzgebers und Predigers der Gleichheit, glaubte, verteidigte die Unsterblichkeit der Seele gegen das Seziermesser Bianchons, der ein scharfer Kritiker par excellence war. Sie diskutierten, aber sie stritten nicht. Sie hatten keinerlei Eitelkeit, da sie selber ihre einzigen Zuhörer waren. Sie teilten einander ihre Arbeiten mit und gaben sich mit der wundervollen Loyalität der Jugend gute Ratschläge. Handelte es sich um eine ernsthafte Angelegenheit, so vertrat der Gegner seine Meinung nicht weiter, sondern ging in den Gedankengang seines Freundes ein und war um so mehr bereit, ihm zu helfen, als er in einer Sache oder einem Werke, das abseits seiner eigenen Ideen war, unparteiisch sein konnte. Fast alle hatten einen sanften und duldsamen Geist, zwei Eigenschaften, die ihre Über-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

legenheit bekundeten; der Neid, diese schreckliche Zuflucht unserer getäuschten Hoffnungen, unserer verkümmerten Talente, unserer Mißerfolge, unserer gekränkten Eitelkeit, war ihnen unbekannt. Überdies gingen sie alle auf ganz verschiedenen Wegen. Daher fühlten sich auch alle, die wie Lucien in ihre Gesellschaft aufgenommen wurden, wohl bei ihnen. Das wahre Talent ist immer gutmütig und treuherzig, offen, ohne Pedanterie; ein spitzes Wort von ihm schmeichelt dem Geist und trifft nie die Eigenliebe. War erst einmal die Scheu, die der Respekt verursachte, überwunden, so verbrachte man entzückende Stunden mit diesen erlesenen jungen Leuten. Der trauliche Verkehr schloß nie das Bewußtsein aus, das jeder von seinem Wert hatte, jeder empfand die tiefste Achtung vor seinem Nachbar, kurz, da jeder sich imstande fühlte, seinerseits bald der Gebende, bald der Nehmende zu sein, nahmen sie alle ohne Umstände voneinander an. Die Unterhaltungen waren immer reizvoll und nie ermüdend und erstreckten sich auf die mannigfaltigsten Gegenstände. Die feingeschliffenen Worte waren leicht wie Pfeile, schwirrten schnell und gingen in die Tiefe. Die große äußere Not und dieser Glanz des geistigen Reichtums standen in einem seltsamen Gegensatz. Niemand dachte in diesem Kreis anders an die Wirklichkeiten des Lebens, als um heitern Scherz damit zu treiben. An einem Tag, wo vor der Zeit Kälte eingetreten war, waren fünf Freunde von d'Arthez, als sie zu ihm kamen, auf denselben Gedanken gekommen und brachten alle fünf unter ihrem Mantel Holz mit — wie bei den Picknicks, wo jeder ein Gericht mitbringen soll und alle eine Pastete bringen. Sie hatten alle jene Schönheit des Geistes, die auf die äußeren Formen einwirkt, und die nicht weniger als das Arbeiten und Nachtwachen den jungen Gesichtern einen himmlischen Glanz gibt, und sie hatten jene ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wenig gequälten Züge, die von der Reinheit des Lebens und vom Feuer des Gedankens stammen. Sie hatten alle echte hohe Dichterstirnen. Ihre lebhaften und glänzenden Augen zeugten für ein fleckenloses Leben. Die Leiden des Elends wurden von allen so heiter ertragen und so geradezu mit Glut umfangen, daß sie an dem Frohsinn nichts änderten, der den Gesichtern der jungen Leute, die noch von ernsten Lastern frei sind, eigen ist. Sie hatten sich in keine der erbärmlichen Verhandlungen eingelassen, die infolge schlecht ertragener Not, der Lust, gleichviel durch welche Mittel ans Ziel zu gelangen, und der gefälligen Nachsicht, mit der die Literaten Verrat und Schlechtigkeit aufnehmen oder verzeihen, so viele Menschen verderben. Was Freundschaften unauflöslich macht und ihren Reiz verdoppelt, ist ein Gefühl, das der Liebe fehlt: die Sicherheit. Diese jungen Leute waren sich ihrer selbst gewiß: der Feind des einen wurde der Feind aller, sie hätten ihre wichtigsten Interessen hintangesetzt, um ihrer heiligen Herzensgemeinschaft zu dienen. Sie waren alle keiner Erbärmlichkeit fähig und konnten jeder Anschuldigung ein gewaltiges Nein entgegensetzen und sich gegenseitig zuversichtlich verteidigen. Sie waren in gleicher Weise edelmütig und gleich stark in den Dingen des Gefühls, und so konnten sie auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Intelligenz alles denken und einander alles sagen; daher kam die Unschuld ihres Verkehrs, die Heiterkeit ihrer Rede. Sie waren sicher, einander zu verstehen, und so konnte ihr Geist nach Belieben abschweifen; so machten sie auch keinerlei Umstände miteinander, vertrauten sich ihre Schmerzen und Freuden an und dachten und litten aus vollem Herzen. Die entzückende Zartheit, die aus der Fabel von den beiden Freunden einen Schatz für große Seelen macht, waltete immer bei ihnen. Ihre Strenge, wenn es sich darum handelte, ob ein Neuling in ihren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kreis zugelassen werden sollte, ist begreiflich: sie hatten zu sehr das Bewußtsein ihrer Größe und ihres Glücks, als daß sie es durch die Zulassung neuer und unbekannter Elemente hätten stören lassen wollen.

Dieser Bund des Gefühls und der gemeinsamen Interessen dauerte ohne Störung oder Irrung zwanzig Jahre hindurch. Der Tod allein, der ihnen Louis Lambert, Meyraux und Michel Chrestien nahm, konnte diese edle Plejade kleiner machen. Als im Jahre 1832 dieser Letztgenannte sein Ende fand, begaben sich Horace Bianchon, Daniel d'Arthez, Léon Giraud, Joseph Bridau und Fulgence Ridal trotz der Gefahr des Schrittes nach Saint-Merri, um dort seinen Leichnam zu holen und ihm, aller leidenschaftlichen Politik zum Trotz, die letzten Ehren zu erweisen. Sie begleiteten die geliebten Reste nachts zum Friedhof Père Lachaise. Horace Bianchon hob alle Schwierigkeiten und wich vor keiner zurück; er suchte die Minister auf und verleugnete seine alte Freundschaft für den verstorbenen Föderalisten nicht. Es war eine rührende Szene, die unaustilgbar im Gedächtnis der wenigen Freunde eingegraben ist, die zusammen mit den fünf berühmten Männern dort waren. Wer sich auf diesen eleganten Friedhof begibt, sieht dort ein Grab, das für dauernde Zeiten gekauft ist. Aus dem Rasen erhebt sich ein Kreuz aus schwarzem Holz, auf dem in roten Lettern der Name Michel Chrestien steht. Es ist das einzige Denkmal dieser Art auf diesem vornehmen Friedhof. Die fünf Freunde waren der Meinung, man müsse diesem schlichten Menschen mit solcher Schlichtheit huldigen.

In dieser kalten Mansarde verwirklichten sich also die schönsten Träume des Herzens. Da kamen Brüder zusammen, die alle auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft gleich hoch standen, belehrten sich gegenseitig voll guten Willens, sagten sich alles, selbst ihre schlechten Gedanken. Alle besaßen ein riesiges Wissen, und alle

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

waren im Tiegel des Elends geprüft. Nachdem Lucien einmal unter diese erlesenen Personen aufgenommen und als ebenbürtig anerkannt war, vertrat er unter ihnen die Poesie und die Schönheit. Man bat ihn um ein Sonett, wie er Michel Chrestien aufforderte, ihm ein Lied zu singen. So fand Lucien in der Wüste von Paris eine Oase in der Rue des Quatre-Vents.

Im Anfang Oktober hatte Lucien sein letztes Geld dazu verwandt, sich etwas Holz zu verschaffen und stand nun inmitten der eifrigsten Arbeit an der Umgestaltung seines Werkes mittellos da. Daniel d'Arthez heizte mit Lohe und ertrug heldenhaft seine Not: er klagte nicht, er hielt Ordnung wie eine alte Jungfer und glich einem Geizigen, so verstand er sich aufs Einteilen. Dieser Mut feuerte Lucien an, der als Neuling in dem Zirkel eine unüberwindliche Abneigung dagegen hatte, von seinem Elend zu sprechen. Eines Morgens ging er in die Rue du Coq, um Doguereau seinen ‚Bogenschützen Karls IX.' zu verkaufen, traf ihn aber nicht an. Lucien wußte nicht, wieviel Nachsicht die großen Geister haben. Jeder seiner Freunde hatte Verständnis für die Schwächen, die den Dichtern eigen sind, für die Depressionen, die dem Aufschwung einer Seele folgen, die durch die Betrachtung der Natur, welche zu reproduzieren ihre Aufgabe ist, überreizt ist. Diese Männer, die in ihren eigenen Leiden so stark waren, waren zart angesichts der Schmerzen Luciens. Sie hatten seinen Geldmangel gemerkt. Der Zirkel krönte also seine Abende, die so schön mit Plaudereien, mit tiefen Betrachtungen, mit Poesie und trauten Bekenntnissen, mit Adlerflügen in die Gefilde des Geistes, in die Zukunft der Völker, in die Gebiete der Geschichte gefüllt waren, mit einem Zug, der bewies, wie schlecht Lucien seine neuen Freunde gekannt hatte.

„Lucien, mein Freund," sagte Daniel zu ihm, „du bist gestern nicht zu Flicoteaux zum Essen gekommen,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

und wir wissen warum." Lucien konnte die Tränen, die ihm über die Wangen rollten, nicht zurückhalten. „Es hat dir an Vertrauen zu uns gefehlt," sagte Michel Chrestien zu ihm; „wir werden ein Kreuz auf den Kamin machen, und wenn wir zu zehnt sind ..." „Wir haben alle", unterbrach Bianchon, „irgendeine außergewöhnliche Arbeit gefunden: ich habe auf Rechnung Despleins einen reichen Kranken gepflegt; d'Arthez hat einen Artikel für die ‚Revue Encyclopédique' geschrieben; Chrestien wollte eines Abends in den Champs Elysées als Bänkelsänger auftreten, aber er hat eine Broschüre für jemanden zu schreiben bekommen, der ein Politiker werden will, und hat ihm für sechshundert Franken Macchiavelli geliefert; Léon Giraud hat bei seinem Verleger fünfzig Franken Vorschuß bekommen; Joseph hat Skizzen verkauft und Fulgence hat am Montag sein Stück aufführen lassen und hat ein volles Haus gehabt." „Hier sind zweihundert Franken," sagte Daniel, „nimm sie und tu's nicht wieder." „Was nicht gar, will er uns nicht umarmen, als ob wir etwas Besonderes getan hätten," sagte Chrestien.

Damit wir verstehen, welche Wonnen Lucien im Kreise dieser lebendigen Enzyklopädie herrlicher Geister kostete, in der Mitte dieser jungen Männer, von denen jeder eine besondere Originalität besaß, die er aus seiner wissenschaftlichen Tätigkeit hernahm, genügt es, die Antworten mitzuteilen, die Lucien am Tag darauf auf einen Brief bekam, den er an seine Familie geschrieben hatte; es war ein Meisterstück der Empfindung und des Vertrauens gewesen, ein schrecklicher Schrei, den ihm seine Not entpreßt hatte:

David Séchard an Lucien.

„Lieber Lucien! Beiliegend findest Du einen Wechsel auf neunzig Tage und auf Deine Ordre über zweihundert Franken. Du kannst ihn bei Herrn Métivier, Papierhändler,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

unserm Geschäftsfreund in Paris in der Rue Serpente, umsetzen. Lieber Lucien, wir haben absolut nichts. Meine Frau hat die Leitung der Druckerei übernommen und entledigt sich ihrer Aufgabe mit einer solchen Hingabe, Geduld und Energie, daß ich den Himmel segnen muß, der mir einen solchen Engel zum Weibe gegeben hat. Sie selbst hat festgestellt, daß es unmöglich für uns ist, Dir den geringsten Beistand zu leisten. Aber, mein Freund, ich sehe Dich auf einem so guten Wege, Du wirst auf ihm von so großen und edlen Seelen begleitet, daß Du, unterstützt von solchen fast göttlichen Köpfen, wie die Herren Daniel d'Arthez, Michel Chrestien und Léon Giraud, beraten von den Herren Bianchon, Meyraux und Ridal, die wir alle aus Deinem lieben Brief kennen gelernt haben, Dein schönes Ziel sicher erreichen wirst. Ohne daß es Eva weiß, habe ich also diesen Wechsel unterschrieben, den ich am Tage der Fälligkeit irgendwie hoffe einlösen zu können. Geh nicht von Deinem Wege ab: er ist rauh, aber er wird ruhmvoll sein. Ich würde lieber tausend Übel erleiden, als daß ich denken müßte, Du wärest in dem Morast von Paris versunken, in den ich so viele fallen gesehen habe. Habe den Mut, wie Du es tust, die schlechten Orte, die bösen Menschen, die Leichtsinnigen und gewisse Literaten zu vermeiden, die ich während meines Aufenthalts in Paris in ihrem wahren Wesen kennen gelernt habe. Kurz, sei der würdige Jünger der vortrefflichen Geister, die Du meinem Herzen nahe gebracht hast. Dein Verhalten wird bald seinen Lohn finden. Lebwohl, geliebter Bruder; Du hast mir das Herz erquickt, ich hatte von Dir nicht so viel Mut erwartet. David."

Eva Séchard an Lucien.

„Mein Freund! Dein Brief hat uns alle zum Weinen gebracht. Die edlen Herzen, zu denen Dich Dein guter

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Engel geleitet hat, sollen es wissen: eine Mutter, eine arme junge Frau beten abends und morgens für sie; und wenn die glühendsten Gebete bis zu Gottes Thron dringen können, dann wird es ihnen allen wohlergehen. Ja, lieber Bruder, ihre Namen sind in mein Herz eingegraben. Oh! ich werde sie eines Tages kennen lernen. Ich werde, und müßte ich zu Fuß gehen, ihnen für ihre Freundschaft zu Dir danken, denn sie war wie ein Balsam auf meine Wunden. Hier, mein Lieber, arbeiten wir als arme Handwerker. Mein Mann, dieser unbekannte große Mann, den ich jeden Tag mehr liebe, weil ich immer neue Schätze in seinem Herzen entdecke, vernachlässigt seine Druckerei, und ich ahne warum: Deine und unsere Not und die unserer Mutter würgen an ihm. Unser geliebter David wird, wie Prometheus, von einem Geier zerfleischt, von einem bittern Kummer mit scharfem Schnabel. An sich selbst denkt der Edle fast gar nicht, er hofft auf ein großes Vermögen. Er verbringt den ganzen Tag damit, Experimente über die Herstellung des Papiers zu machen, er hat mich gebeten, mich an seiner Stelle um die Geschäfte zu kümmern, in denen er mich unterstützt, soweit es seine Beschäftigung zuläßt. Leider, muß ich sagen, bin ich guter Hoffnung. Dieses Ereignis, das mich überglücklich gemacht hätte, betrübt mich in der Lage, in der wir alle sind. Meine arme Mutter ist wieder jung geworden, sie hat neue Kräfte für ihren anstrengenden Beruf als Krankenpflegerin gefunden. Wenn die Geldsorgen nicht wären, wären wir glücklich. Der alte Séchard will seinem Sohn keinen Heller geben; David war zu ihm gegangen, um eine Kleinigkeit bei ihm zu borgen, um Dir helfen zu können, denn Dein Brief hatte ihn ganz verzweifelt gemacht. ‚Ich kenne Lucien, er wird den Kopf verlieren und Dummheiten machen,‘ sagte er. Ich habe sehr mit ihm gescholten. ‚Mein Bruder sollte sich irgendwie verfehlen?‘ habe ich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihm geantwortet. ‚Lucien weiß, daß ich darüber vor Kummer stürbe.' Mutter und ich haben, ohne daß David es ahnt, einige Sachen versetzt; Mutter wird sie wieder einlösen, sowie sie etwas Geld eingenommen hat. Wir haben auf diese Weise also hundert Franken schaffen können, die ich Dir zuschicke. Sei nicht böse darüber, daß ich auf Deinen ersten Brief nicht geantwortet habe. Unsere Lage war so, daß ich die Nächte durchwachen mußte, ich habe wie ein Mann gearbeitet. Oh! ich wußte nicht, daß ich so viel Kraft habe. Frau von Bargeton ist eine herzlose und seelenlose Frau; selbst wenn sie Dich nicht mehr liebte, war sie es sich selber schuldig, Dich zu schützen und Dir beizustehen, nachdem sie Dich aus unsern Armen gerissen und Dich in diesen entsetzlichen Ozean Paris geworfen hat, wo es des Segens Gottes bedarf, um in diesen furchtbaren Wogen von Menschen und Interessen wahre Freundschaft zu treffen. Du brauchst ihr nicht nachzutrauern. Ich hatte gewünscht, daß Du ein hingebendes weibliches Wesen, eine, die mir gleicht, für Dich fändest; aber jetzt, wo ich weiß, daß Du Freunde hast, die uns ersetzen, bin ich ruhig. Entfalte Deine Schwingen, mein Schöner, Großer, Geliebter! Du sollst unser Ruhm werden, wie Du jetzt unsere Liebe bist.

Eva."

„Mein geliebtes Kind! Nach dem, was Dir Deine Schwester geschrieben hat, kann ich Dich nur segnen und Dich versichern, daß meine Gebete und meine Gedanken zum Nachteil derer, die ich um mich sehe, nur voll von Dir sind; denn es gibt Herzen, in denen nur die Abwesenden herrschen, und so ist es mit dem Herzen

Deiner Mutter."

So konnte also Lucien zwei Tage später seinen Freunden das Darlehn, das sie ihm so liebreich gegeben hatten,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zurückbringen. Nie vielleicht war ihm das Leben schöner erschienen, aber die Regung seiner Eigenliebe entging den scharfen Blicken und dem sensiblen Wesen seiner Freunde nicht.

„Es sieht so aus, als hättest du Angst, uns etwas schuldig zu sein," rief Fulgence. „Oh, das Vergnügen, das er an den Tag legt, ist in meinen Augen eine ernste Sache," sagte Michel Chrestien; „es bestätigt, was ich schon beobachtet habe: Lucien ist eitel." „Er ist ein Dichter," sagte d'Arthez. „Wollt ihr mir über ein Gefühl böse sein, das so natürlich ist?" „Man muß ihm zugute halten, daß er es uns nicht verborgen hat," sagte Léon Giraud, „er ist noch offen; aber ich fürchte, später wird er Angst vor uns haben." „Warum das?" fragte Lucien. „Wir lesen in deinem Herzen," erwiderte Joseph Bridau. „Es lebt in dir", sagte Michel Chrestien zu ihm, „ein teuflischer Geist, mit Hilfe dessen du in deinen eigenen Augen Dinge rechtfertigen wirst, die unsern Prinzipien ganz entgegengesetzt sind. Du wirst ein Sophist sein, nicht in deinen Ideen, aber in den Handlungen." „Ah! ich fürchte es auch," sagte d'Arthez. „Lucien, du wirst in dir selbst erstaunliche Debatten aufführen, in denen du als großer Mann dastehst, und ihr Resultat wird ein Tun sein, das zu tadeln ist ... Du wirst nie in Übereinstimmung mit dir selbst sein." „Worauf stützt ihr denn eure Anklage?" fragte Lucien. „Deine Eitelkeit, mein lieber Dichter, ist so groß, daß du sie sogar in deine Freundschaft bringst," rief Fulgence. „Alle Eitelkeit dieser Art verrät einen schrecklichen Egoismus und tötet die Freundschaft." „O mein Gott!" rief Lucien, „wißt ihr denn nicht, wie ich euch liebe?" „Wenn du uns liebtest, wie wir uns untereinander, hättest du dich dann mit solchem Pathos beeilt, uns zurückzuerstatten, was wir dir mit solchem Vergnügen gegeben haben?" „Hier wird nicht geliehen, hier wird gegeben," sagte Joseph

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bridau rauh zu ihm. „Halte uns nicht für grausam, lieber Junge," sagte Michel Chrestien, „wir sind nur Menschen, die voraussehen. Wir haben Angst, du könntest eines Tages die Freuden einer kleinen Rache den Freuden unserer reinen Freundschaft vorziehen. Lies den ‚Tasso' von Goethe, das größte Werk dieses schönen Geistes, da erfährst du, daß der Dichter die glänzenden Stoffe, die Feste, die Triumphe, den schönen Schein liebt: sei du Tasso ohne seine Narrheit. Die Welt und ihre Vergnügungen rufen dich? Bleibe hier ... übertrage alles, was du an nichtigen Dingen begehrst, in den Bereich der Ideen. Muß es schon eine Narrheit sein, dann laß deine Handlungen tugendhaft und deine Ideen frevlerisch sein, anstatt, wie es dir d'Arthez voraussagte, gut zu denken und dich schlecht zu benehmen." Lucien ließ den Kopf hängen: seine Freunde hatten recht. „Ich gestehe, ich bin nicht so stark wie ihr," sagte er und warf ihnen einen entzückenden Blick zu. „Ich habe nicht Hüften und Schultern, um Paris zu tragen, um tapfer zu kämpfen. Die Natur hat uns verschiedene Temperamente und Fähigkeiten gegeben und ihr kennt besser als einer die Kehrseite der Laster und Tugenden. Ich bin schon müde, ich gestehe es euch." „Wir werden dich stützen," sagte d'Arthez, „gerade dazu hat man treue Freunde." „Die Hilfe, die ich eben erhalten habe, reicht nicht weit, und wir sind alle miteinander gleich arm; ich werde bald wieder Not leiden. Chrestien, der sich dem ersten besten verdingen muß, hat keinen Einfluß auf Verleger. Bianchon hat nichts mit diesen Geschäften zu tun. D'Arthez kennt nur wissenschaftliche oder Spezialverleger, die mit den Herausgebern von Neuerscheinungen keine Berührung haben. Horace, Fulgence, Ridal und Bridau arbeiten auf einem Gebiet, das sie meilenweit von Buchhändlern fernhält. Ich muß einen Entschluß fassen." „Fasse doch unsern," sagte Bianchon: „leiden und aus-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

halten! Tapfer leiden und unermüdlich arbeiten." „Aber was für euch nur Leiden ist, ist für mich Tod," rief Lucien lebhaft. „Ehe der Hahn dreimal kräht," sagte Léon Giraud lächelnd, „wird der Mensch die Sache der Arbeit für die der Faulheit und der Laster von Paris verraten haben." „Wie weit habt ihr's mit der Arbeit gebracht?" fragte Lucien lachend. „Wenn man von Paris nach Italien reist, findet man Rom nicht halbwegs," erwiderte Joseph Bridau. „Für dich müßten die Erbsen fertig zubereitet und in Butter gedämpft wachsen." „Das tun sie nur für die Erstgebornen der Pairs von Frankreich," sagte Michel Chrestien. „Wir andern säen sie, begießen sie, und sie schmecken uns besser."

Die Unterhaltung wurde scherzhaft und ging auf andere Gegenstände über. Diese Männer mit scharfem Geist und zartem Empfinden bemühten sich, Lucien den kleinen Streit vergessen zu lassen. Er wußte von jetzt an, wie schwer es wäre, sie zu täuschen. Er langte bald bei einer innern Verzweiflung an, die er sorgfältig vor seinen Freunden verbarg, da er sie für unversöhnliche und gestrenge Richter hielt. Sein südländischer Geist, der die Skala der Gefühle so leicht durcheilte, brachte ihn zu den entgegengesetztesten Entschlüssen.

Mehrere Male sprach er davon, die journalistische Laufbahn einzuschlagen, und immer sagten ihm seine Freunde: ‚Hüte dich davor!'

„Das wäre das Grab des schönen, anmutigen Lucien, den wir lieben und kennen," sagte d'Arthez. „Du könntest dem fortwährenden Gegensatz von Vergnügen und Arbeit im Dasein des Journalisten nicht widerstehen; und widerstehen ist der Grund aller Tugend. Du wärst so entzückt, Macht auszuüben über die Werke des Gedankens, Justiz zu üben, daß du in zwei Monaten Journalist wärst. Journalist sein, das heißt in der Republik der Geister Prokonsul werden. Wer alles sagen darf, gelangt dazu,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

alles zu tun! Diese Maxime stammt von Napoleon, und sie versteht sich von selbst." „Werdet ihr nicht bei mir sein?" fragte Lucien. „Nein, nicht mehr," rief Fulgence. „Wenn du Journalist bist, denkst du ebensowenig mehr an uns, wie eine glänzende und berühmte Opernsängerin in ihrem seidengefütterten Wagen an ihr Dorf, ihre Holzschuhe und ihre Kühe denkt. Du hast die Eigenschaften des Journalisten nur zu sehr: den Glanz und die Schnelligkeit des Denkens. Du wirst niemals einen witzigen Einfall unterdrücken, gleichviel, ob du einem Freund damit weh tust. Ich sehe die Journalisten in den Foyers der Theater, sie sind mir grauenhaft. Der Journalismus ist eine Hölle, ein Abgrund von Ungerechtigkeit, Lüge und Verrat, den man nur durchschreiten, und aus dem man nur dann hervorsteigen kann, wenn man wie Dante von dem göttlichen Lorbeer Virgils geschützt wird."

Je mehr der Zirkel Lucien von diesem Weg abbringen wollte, um so mehr verlockte ihn seine Lust, die Gefahr kennen zu lernen, sich ihm anzuvertrauen, und er fing an, bei sich selbst zu erwägen: wäre es nicht lächerlich, sich noch einmal vom Mangel überraschen zu lassen, ohne etwas gegen ihn getan zu haben? Angesichts des Mißerfolgs seiner Schritte zur Unterbringung seines ersten Romans hatte Lucien wenig Neigung, einen zweiten zu schreiben. Wovon sollte er überdies in der Zeit, während er ihn schriebe, leben? Seinen Vorrat Geduld hatte er in dem einen Monat der Entbehrungen erschöpft. Konnte er nicht in vornehmer Weise tun, was die Journalisten gewissenlos und würdelos taten? Seine Freunde beleidigten ihn mit ihrem Mißtrauen, er wollte ihnen die Stärke seines Geistes beweisen. Vielleicht könnte er ihnen eines Tages nützlich sein, könnte der Herold ihres Ruhmes werden.

„Was ist überhaupt eine Freundschaft, die davor zurückschreckt, mit dem Freund durch dick und dünn zu gehen?"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

fragte er eines Abends Michel Chrestien, den er in Gesellschaft von Léon Giraud nach Hause begleitet hatte. „Wir schrecken vor nichts zurück," antwortete Michel Chrestien. „Wenn du das Unglück hättest, deine Geliebte zu töten, hülfe ich dir, die Spuren des Verbrechens zu verwischen, und könnte dich noch achten; aber wenn du ein Spion würdest, würde ich dich mit Schaudern fliehen, denn du wärst ein systematischer Tropf und Halunke. Da hast du mit zwei Worten den Journalismus. Die Freundschaft verzeiht den Irrtum, die unüberlegte Aufwallung der Leidenschaft; gegenüber dem Vorsatz, mit seiner Seele, seinem Geist und seinem Denken Handel zu treiben, muß sie unversöhnlich sein." „Kann ich nicht Journalist sein, bis ich meine Gedichtsammlung und meinen Roman verkauft habe, und dann sofort von der Zeitung fortgehen?" „Macchiavelli könnte das tun, aber nicht Lucien von Rubempré," sagte Léon Giraud. „Wohlan," rief Lucien, „ich will euch beweisen, daß ich es so gut wie Macchiavelli kann." „Oh!" rief Michel und griff nach Léons Hand, „dieses Wort war gefährlich für ihn. — Lucien," fuhr er fort, „du hast dreihundert Franken, also so viel, daß du drei Monate bequem davon leben kannst; nun also: arbeite, schreib einen zweiten Roman, d'Arthez und Fulgence werden dir für den Stoff an die Hand gehen; du wirst in die Höhe kommen, du wirst ein guter Erzähler. Ich will mich in eins dieser Bordelle des Denkens begeben, ich will drei Monate lang Journalist werden, ich will deine Bücher bei einem Verleger anbringen, dessen Neuerscheinungen ich angreifen will, ich werde die Artikel schreiben, ich werde welche für dich erlangen; wir wollen den Erfolg organisieren, du wirst ein großer Mann und bleibst unser Lucien." „Du verachtest mich also sehr, da du glaubst, daß ich da zugrunde gehe, wo du heil davonkommst?" erwiderte der Dichter. „Verzeih ihm, mein Gott, er ist ein Kind!" rief Michel Chrestien.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lucien hatte, nachdem sein Geist an den bisherigen Abenden bei d'Arthez erweckt worden war, die Scherze und die Artikel der kleinen Zeitungen studiert. Er war sich sicher, den witzigsten Redakteuren mindestens ebenbürtig zu sein, versuchte sich heimlich in dieser Gedankengymnastik und verließ eines Morgens mit dem triumphierenden Vorsatz das Haus, bei irgendeinem Regimentsführer dieser leichten Truppen der Presse sich anwerben zu lassen. Er warf sich in seinen feinsten Anzug und ging. Auf seinem Weg über die Brücken dachte er sich, Schriftsteller und Journalisten, kurz seine künftigen Brüder, müßten ein wenig mehr Freundlichkeit und Uneigennützigkeit haben, wie die zwei Sorten Buchhändler, an denen seine Hoffnungen gescheitert waren. Er würde auf Sympathien stoßen, auf gute und freundliche Geneigtheit, ähnlich der, die er im Kreise der Rue des Quatre-Vents gefunden hatte. Die erregten Stimmungen des Vorgefühls und der Ahnung, denen sich die Phantasiemenschen so gern überlassen, alles was er gehört und bekämpft hatte, stürmte auf ihn ein. So langte er in der Rue Saint-Fiacre beim Boulevard Montmartre vor dem Hause an, wo sich die Geschäftsräume des Kleinen Journals befanden. Als er davor stand, empfand er ein heftiges Beben, wie ein Jüngling, der in ein schlechtes Haus eintreten will. Trotzdem stieg er die Treppe hinauf zu den Geschäftsräumen, die im ersten Stock lagen. In dem ersten Zimmer, das durch eine zur Hälfte aus Brettern und zur Hälfte aus Gitterwerk, das bis zur Decke reichte, bestehende Scheidewand in zwei gleiche Teile getrennt war, traf er einen einarmigen Invaliden, der mit seiner einzigen Hand ein paar Stöße Papier auf dem Kopf trug und zwischen den Zähnen eine Anzahl Streifen mit Stempelmarken hatte. Dieser arme Mann, dessen Gesicht gelb und voller roter Buckel war, was ihm den Spitznamen Koloquinte eingetragen hatte, wies ihm hinter dem Gitter

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Zerberus der Zeitung. Es war ein pensionierter Offizier mit einem Orden. Unter seiner Nase hing ein mächtig großer Schnurrbart, er trug eine schwarzseidene Mütze auf dem Kopf und steckte, wie eine Schildkröte in ihrem Panzer, in einem weiten blauen Rock.

„Von welchem Tag an wollen Sie abonnieren?" fragte ihn der frühere kaiserliche Offizier. „Ich komme nicht wegen eines Abonnements," erwiderte Lucien.

Unser Dichter bemerkte jetzt über der Tür, die der, durch die er eingetreten war, gegenüberlag, einen Anschlag, auf dem die Worte standen: ‚Zur Redaktion', und darunter ‚Verbotener Eingang'.

„Also eine Beschwerde?" fing der Soldat Napoleons wieder an. „Ja gewiß, wir sind hart gegen Mariette gewesen. Was soll ich machen? Ich weiß noch nicht einmal, warum. Aber wenn Sie Rechenschaft verlangen, stehe ich zur Verfügung," fügte er hinzu und blickte nach dem Degen und den Pistolen, die als Wahrzeichen des Rittertums unserer Zeit als dekoratives Gebinde an der Wand hingen. „Noch weniger. Ich möchte den Chefredakteur sprechen." „Es ist nie jemand vor vier Uhr da." „Hören Sie, alter Giroudeau, es sind elf Spalten, und die machen, wenn jede zu hundert Sous gerechnet wird, fünfundfünfzig Franken; vierzig habe ich bekommen: Sie sind mir also, wie ich Ihnen sagte, noch fünfzehn schuldig . . ."

Diese Worte kamen von einem Menschen mit einem kleinen schlauen Gesicht, das aussah wie das Weiße eines schlechtgekochten Eies, und in dem zwei Augen lagen, die lichtblau waren, aber vor Bosheit funkelten. Es gehörte einem schlanken jungen Mann, der hinter dem undurchsichtigen Körper des alten Offiziers verborgen war. Diese Stimme machte Lucien schaudern, sie klang wie das Miauen der Katzen und das erstickte kurze Aufheulen der Hyäne.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Ja, mein lieber Rekrut," antwortete der pensionierte Offizier, „aber Sie zählen die Titel und die Zwischenräume mit, und ich habe Auftrag von Finot, alle Zeilen zusammenzuaddieren und sie durch die Zahl der Zeilen, die jede Spalte haben soll, zu dividieren. Nachdem ich diese Henkersarbeit an Ihrem Beitrag vorgenommen habe, kommen drei Spalten weniger heraus." „Er zahlt die Zwischenräume nicht, der Wucherer! und er zahlt sie seinem Sozius für seine Arbeiten fortwährend. Ich gehe zu Etienne Lousteau, zu Vernou . . ." „Ich darf nicht über die Instruktion hinausgehen, mein Lieber," sagte der Offizier. „Wie! wegen fünfzehn Franken toben Sie gegen Ihren Ernährer, und dabei schreiben Sie Ihre Artikel so leicht, wie ich eine Zigarre rauche! Was ist dann weiter! Sie zahlen Ihren Freunden eine Punschbowle weniger oder Sie gewinnen eine Partie Billard mehr, und alles ist gut!" „Finot macht Ersparnisse, die ihn teuer zu stehen kommen werden," antwortete der Mitarbeiter und ging fort. ‚Sollte man nicht meinen, er sei Voltaire oder Rousseau?' sagte der Kassier zu sich selbst und sah dabei unsern Dichter an. „Ich werde um vier Uhr wiederkommen," sagte Lucien.

Während der Auseinandersetzung hatte Lucien die Bildnisse von Benjamin Constant, dem General Foy, siebzehn berühmten Rednern der liberalen Partei und dazwischen wieder Karikaturen gegen die Regierung gesehen. Sein Blick war hauptsächlich gegen die Tür, die zu dem Allerheiligsten führte, gerichtet, in dem das witzige Blatt verfaßt werden mußte, das ihn alle Tage amüsierte, und sich des Rechts erfreute, die Könige und die ernstesten Ereignisse lächerlich zu machen, kurz mit einem guten Witz alles in der Welt als fragwürdig hinzustellen. Er schlenderte auf den Boulevards herum, und dieses Vergnügen, das ihm ganz neu war, hielt ihn so fest, daß er die Uhren in den Uhrmacherläden vier Uhr anzeigen sah, ohne daß er

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

merkte, daß er noch nichts gegessen hatte. Der Dichter kehrte schnell wieder nach der Rue Saint-Fiacre um, stieg die Treppe hinauf, öffnete die Tür, fand den alten Offizier nicht wieder vor, wohingegen der Invalide über seinem Stempelpapier saß und an einer Brotkruste nagte. Er saß mit resigniertem Gesicht auf seinem Posten, hier bei der Zeitung, wie früher im Dienst, und verstand jetzt ebensowenig, was um ihn her vorging, wie er früher die Gründe zu den vom Kaiser befohlenen Eilmärschen verstanden hatte. Lucien kam auf den kühnen Gedanken, den bedrohlichen Wächter zu täuschen; er behielt den Hut auf dem Kopf, durchschritt das Zimmer und öffnete, als wenn er zum Hause gehörte, die Tür zum Allerheiligsten. Er sah sich schnell in dem Redaktionszimmer um und gewahrte einen runden mit grünem Tuch überzogenen Tisch und sechs Stühle aus Birkenholz mit Sitzen aus noch neuem Strohgeflecht. Der gestrichene Fußboden dieses Zimmers war nicht gebohnert, aber er war sauber, was anzeigte, daß er wenig benutzt wurde. Über dem Kamin hing ein Spiegel, den Kaminsims zierten eine kleinbürgerlich aussehende, verstaubte Standuhr und zwei Leuchter mit nachlässig hineingesteckten Kerzen; Visitenkarten waren umhergestreut. Auf dem Tisch lagen alte Zeitungen unordentlich um ein Tintenfaß herum, in dem die Tinte eingetrocknet war und wie Lack aussah, Federkiele umgaben es wie Sonnenstrahlen. Auf elenden Papierfetzen sah er Artikel, die mit unleserlicher und fast hieroglyphischer Schrift geschrieben waren; die Papiere waren oben von den Setzern der Druckerei eingerissen, die auf diese Weise die bereits erledigten Artikel bezeichnen. Dann bewunderte er hier und da Karikaturen, die recht witzig auf grauem Papier von Leuten gezeichnet waren, die ohne Zweifel versucht hatten, die Zeit totzuschlagen, indem sie ihre Hände damit beschäftigten, irgend etwas totzuschlagen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auf der billigen grünen Tapete sah er mit Stecknadeln befestigt neun verschiedene Federzeichnungen, Karikaturen gegen den ‚Einsiedler', ein Buch, das damals in ganz Europa einen unerhörten Erfolg gehabt hatte und dessen die Journalisten überdrüssig zu sein schienen: Der Einsiedler erscheint in der Provinz und berückt die Frauen. — Der Einsiedler wird in einem Schloß gelesen. — Wirkung des Einsiedlers auf die Haustiere. — Der Einsiedler wird den Wilden gebracht und erlangt den glänzendsten Erfolg. — Der Einsiedler wird ins Chinesische übersetzt und vom Verfasser in Peking dem Kaiser überreicht. — Am Mont Sauvage, Elodie wird vergewaltigt. Diese Karikatur schien Lucien schamlos, aber sie brachte ihn zum Lachen. — Der Einsiedler wird von den Zeitungen in feierlicher Prozession unter einem Baldachin herumgetragen. — Der Einsiedler bringt eine Druckpresse zum Explodieren und verletzt die Bären. — Von hinten gelesen versetzt der Einsiedler die Mitglieder der Akademie durch hervorragende Schönheiten in Entzücken. — Lucien sah auf einem Zeitungsstreifband eine Zeichnung, die einen Mitarbeiter mit ausgestrecktem Hut darstellte, und darunter stand: ‚Finot, meine hundert Franken!' Unter diesen Worten befand sich die Unterschrift eines Mannes, der sehr bekannt geworden ist, aber niemals berühmt werden wird. Zwischen dem Kamin und dem Fenster standen ein Sekretärschreibtisch, ein Mahagonilehnstuhl und ein Papierkorb; vor dem Kamin lag ein länglicher Teppich; alles war von einer dicken Staubschicht bedeckt. An den Fenstern waren nur kleine Vorhänge. Auf der Sekretärplatte lagen ungefähr zwanzig Werke, die während des Tages eingegangen waren, Zeichnungen, Noten, Karikaturen auf die Charte, ein Exemplar der neunzehnten Ausgabe des ‚Einsiedlers', der noch immer zu vielen Scherzen Anlaß gab, und ein Dutzend versiegelte Briefe. Als Lucien diese sonderbare Einrichtung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lange genug betrachtet und allerlei hin und her überlegt hatte, ging er, als es fünf Uhr schlug, wieder zu dem Invaliden hinaus, um ihn zu fragen, wie lange es noch dauern könnte. Koloquint war mit seiner Brotkruste fertig geworden und wartete mit der Geduld einer Schildwache auf den ordengeschmückten pensionierten Offizier, der vielleicht auf dem Boulevard spazieren ging. In diesem Augenblick erschien eine weibliche Gestalt in der Tür; man hatte schon vorher das Rauschen ihres Kleides auf der Treppe und den leichten Tritt einer Frau, der so gut zu erkennen ist, gehört. Sie war recht hübsch.

„Werter Herr," sagte sie zu Lucien, „ich weiß, warum Sie die Hüte von Fräulein Virginie so sehr loben, und ich will mich zunächst auf ein Jahr abonnieren; aber sagen Sie mir Ihre Bedingungen . . ." „Mein Fräulein, ich gehöre nicht zur Zeitung!" „Ein Abonnement vom ersten Oktober an?" fragte der Invalide. „Was wünscht die Dame?" fragte der alte Offizier, der eben eintrat.

Er konferierte mit der hübschen Modistin. Als Lucien, den das Warten ungeduldig machte, wieder in das erste Zimmer ging, hörte er den letzten Satz des Gesprächs: „Aber gewiß, es wird mir sehr angenehm sein. Fräulein Florentine kann jederzeit in meinen Laden kommen und auswählen, was sie wünscht. Ich reserviere die Bänder. Also abgemacht: Sie nennen diese Virginie nicht mehr, diese Pfuscherin, die nicht imstande ist, eine Form zu erfinden; ich aber, wissen Sie, ich erfinde!"

Lucien hörte eine Anzahl Taler in die Kasse fallen. Dann fing der Offizier an, seine Kasse zu machen.

„Sagen Sie einmal, ich warte nun seit einer Stunde," sagte der Dichter mit recht ärgerlichem Gesicht. „Sie sind noch nicht gekommen?" sagte der Veteran aus den napoleonischen Kriegen, und machte aus Höflichkeit, als ob ihn das interessierte: „Das wundert mich nicht, ich habe

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie schon seit einiger Zeit nicht mehr gesehen. Sie müssen bedenken, wir halten in der Mitte des Monats! Diese Schlauberger kommen nur, wenn ausgezahlt wird, vom neunundzwanzigsten bis zum dreißigsten." „Und Herr Finot?" fragte Lucien, der den Namen des Chefredakteurs behalten hatte. „Er ist zu Hause, in der Rue Feydeau. Alter Koloquint, bring ihm alles, was gekommen ist, wenn du das Papier in die Druckerei trägst." „Ja wo wird denn die Zeitung gemacht?" sagte Lucien wie im Selbstgespräch. „Die Zeitung?" wiederholte der Angestellte, der zugleich von Koloquint das Geld in Empfang nahm, das er von den Stempelmarken herausgebracht hatte, „die Zeitung? ... hm, hm! — Alter, sei morgen um sechs Uhr in der Druckerei und sieh zu, daß die Austräger schnell auf die Straße kommen. — Die Zeitung, werter Herr, wird auf der Straße gemacht, in der Wohnung der Mitarbeiter, in der Druckerei, zwischen elf und zwölf Uhr nachts. Als wir noch den Kaiser hatten, gab es diese Anstalten für Druckerschwärze noch nicht. Ah! er hätte Euch das mit vier Mann und einem Korporal ausgetrieben, und hätte sich nicht, wie die jetzt, mit Phrasen dumm machen lassen. Aber genug davon. Wenn mein Neffe seine Rechnung dabei findet, und man für den Abkömmling einer gewissen Familie schreibt — hm, hm! Sie wissen schon —, so ist das schließlich kein Fehler. Aber mir scheint, die Abonnenten rücken hier nicht in geschlossenen Kolonnen an, ich werde den Posten aufgeben." „Sie scheinen mit der Redaktion des Blattes Bescheid zu wissen?" „In finanzieller Beziehung, hm, hm!" sagte der Offizier und räusperte sich kräftig. „Je nach dem Talent hundert Sous bis herunter zu drei Franken für die Spalte von fünfzig Zeilen à fünfzig Buchstaben, ohne Zwischenräume, da haben Sie's. Die Mitarbeiter, das sind sonderbare Käuze, so kleine junge Leute, die ich nicht einmal als Trainsoldaten hätte haben mögen! Die denken,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weil sie Krähenfüße auf weißes Papier kritzeln können, sie könnten einen alten Dragonerrittmeister der kaiserlichen Garde, einen pensionierten Bataillonschef, der mit Napoleon in allen Hauptstädten Europas einzog, über die Schulter ansehen . . ."

Das Wrack aus der Napoleonszeit bürstete seinen blauen Rock aus und bekundete deutlich die Absicht, fortzugehen. Lucien, der sich so vor die Tür gesetzt sah, faßte den Mut, von seiner Absicht geradeheraus zu reden.

„Ich bin gekommen, um Mitarbeiter zu werden," sagte er, „und ich schwöre Ihnen, daß ich vor einem Rittmeister der kaiserlichen Garde, vor allen Männern von Erz hohe Achtung habe . . ." „Gut gesagt, junger Zivilist," erwiderte der Offizier; „aber in welche Mitarbeiterklasse wollen Sie eintreten?" fügte der Haudegen hinzu und stieg rücksichtslos vor Lucien die Treppe hinunter. Er hielt nur an, um beim Portier seine Zigarre anzuzünden. „Wenn Abonnenten kommen, empfangen Sie sie und notieren Sie die Adresse, Mutter Chollet. — Immer Abonnenten, ich kenne nichts weiter als Abonnenten," fuhr er, zu Lucien gewandt, fort. „Finot ist mein Neffe, der einzige in der Familie, der meine Lage erleichtert hat. Wer also mit Finot Streit anfangen will, findet den alten Giroudeau, Rittmeister bei den Gardedragonern, der als schlichter Reiter in der Armee des Sambre-et-Meuse begonnen hat und fünf Jahre Fechtmeister bei den ersten Husaren in der italienischen Armee gewesen ist! Eins, zwei, und der Kerl, der was zu klagen hat, ist ein Leichnam!" fügte er hinzu und machte eine Handbewegung, wie wenn er einen Ausfall machte. „Also, junger Herr, wir haben verschiedene Gattungen bei den Redakteuren und Mitarbeitern: da ist der eine, der redigiert und bekommt sein Gehalt, ein anderer redigiert und bekommt nichts, das nennen wir einen Volontär; endlich ist da der Redakteur,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der nichts redigiert, und der ist nicht der Dümmste, er macht keine Fehler, der Herr, er gibt sich für einen Schriftsteller aus, gehört zum Blatt, zahlt uns Diners, bummelt in die Theater, hält eine Schauspielerin aus und ist sehr glücklich. Was wollen Sie werden?" „Aber natürlich ein Redakteur, der ordentlich arbeitet und demnach auch ordentlich bezahlt wird." „Na, sehen Sie, Sie sind wie alle Rekruten, die gleich Marschall von Frankreich werden wollen! Glauben Sie dem alten Giroudeau, in Gliedern links schwenkt, immer langsam voran, überlegen Sie sich die Sache und lesen Sie lieber Nägel aus dem Rinnstein auf, wie der wackere Kerl da, der gedient hat, man sieht's an seiner Haltung. — Ist das nicht ein Graus, daß ein alter Soldat, der sich tausendmal vor die Mündung der Kanone gestellt hat, in Paris Nägel sammeln muß? Großer Gott, du bist doch ein trauriger Kerl, du hast nicht zum Kaiser gehalten! — Sehen Sie, junger Herr, dieses Individuum, das Sie heute morgen gesehen haben, hat in diesem Monat vierzig Franken verdient. Wird es Ihnen besser gehen? Und Finot sagt, es sei der witzigste von allen seinen Mitarbeitern." „Hat man Ihnen, als Sie bei Sambre-et-Meuse zur Armee gingen, gesagt, es sei gefährlich?" „Donner und Doria!" „Nun also?" „Nun also, suchen Sie meinen Neffen Finot auf, der ein wackerer Kerl ist, der anständigste Bursche, den Sie treffen können, wenn Sie ihn treffen, denn er tummelt sich wie ein Fisch. Sehen Sie, bei seinem Handwerk spielt das Schreiben keine Rolle, er muß nur dafür sorgen, daß die andern schreiben. Es scheint, die Halunken schmausen lieber mit Schauspielerinnen, als daß sie Papier verschmieren. Oh, das sind kuriose Käuze! Habe die Ehre, Sie zu grüßen."

Der Kassier setzte seinen furchtbaren, mit Blei ausgefüllten Spazierstock in Bewegung und ließ Lucien auf dem Boulevard. Er war über dies Bild einer Redaktion ebenso

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erstaunt wie damals über das Aussehen, das die Literatur bei Vidal & Porchon annahm. Lucien lief zehnmal zu Andoche Finot, dem Chefredakteur des Blattes, nach der Rue Feydeau, ohne ihn ein einziges Mal anzutreffen. Am frühen Morgen war Finot noch nicht nach Hause gekommen. Mittags war er unterwegs: er frühstückte, sagte man, in dem und dem Café. Lucien ging ins Café, fragte die Büfettdame nach Finot: er war eben fortgegangen. Schließlich wurde Lucien müde, hielt Finot für eine apokryphe und fabelhafte Person und fand es einfacher, bei Flicoteaux Etienne Lousteau abzuwarten. Dieser junge Journalist würde ihm ohne Zweifel das Geheimnis erklären, das über dem Blatt, mit dem er verbunden war, waltete.

Seit dem gesegneten Tag, an dem Lucien Daniel d'Arthez kennen gelernt hatte, hatte er bei Flicoteaux den Platz gewechselt: die beiden Freunde saßen beim Essen nebeneinander und plauderten mit leiser Stimme von hoher Literatur, von Gegenständen, die man behandeln könnte, von der Technik, mit der sie dargestellt werden müßten, wie man den Beginn und die Schürzung des Knotens machen müßte. Zurzeit war Daniel d'Arthez damit beschäftigt, das Manuskript des ‚Bogenschützen Karls IX.' zu korrigieren; er änderte ganze Kapitel, schrieb die schönen Seiten, die darin sind, er fügte die prächtige Vorrede hinzu, die vielleicht das Beste an dem Buche ist und so viel Klarheit in die junge Literatur gebracht hat. Eines Tages, als Lucien neben Daniel saß, der auf ihn gewartet hatte und seine Hand in der seinen hielt, sah er Etienne Lousteau eben zur Tür hereinkommen. Lucien ließ die Hand Daniels plötzlich los und sagte zu dem Kellner, er wolle auf seinem alten Platz neben dem Büfett essen. D'Arthez warf Lucien einen sanft erschrockenen Blick zu, in dem die Verzeihung schon neben dem Vorwurf lag. Das traf den Dichter so stark, daß er wieder nach der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hand Daniels griff, um sie ihm noch einmal zu drücken. „Es handelt sich für mich um eine wichtige Sache, ich spreche noch mit dir darüber," sagte er zu ihm.

Lucien war im Augenblick auf seinem alten Platz, wo Lousteau sich hinsetzte; er grüßte zuerst; die Unterhaltung war bald im Gange und kam so schnell vorwärts, daß Lucien das Manuskript seiner ‚Margueriten' holen ging, während Lousteau weiteraß. Er hatte die Erlaubnis erlangt, seine Sonette dem Journalisten vorlegen zu dürfen, und glaubte darauf rechnen zu dürfen, daß er ihm bei der Suche nach einem Verleger und beim Eintritt in die Zeitung wohlwollend helfen würde. Als er wiederkam, sah Lucien in der hintern Ecke des Restaurants Daniel traurig mit aufgestütztem Kopf dasitzen und empfand seinen melancholischen Blick; aber die Angst vor der Not und der Ehrgeiz trieb ihn vorwärts, und er tat so, als ob er seinen brüderlichen Freund nicht sähe und schloß sich Lousteau an. Gegen Abend setzten sich der Journalist und der Neuling ins Grüne, in dem Teil des Luxenbourg, der von der großen Allee von der Sternwarte her zur Rue de l'Ouest führt. Diese Straße war damals eine große Pfütze, die an Brettern und Sümpfen vorbeiführte, und Häuser gab es da nur in der Gegend der Rue de Vaugirard. Die Straße war so wenig besucht, daß ein Liebespärchen in dem Augenblick, wo Paris bei Tische sitzt, sich dort streiten und mit lebhaften Bezeigungen wieder versöhnen konnte, ohne fürchten zu müssen, gesehen zu werden. Der einzige Störenfried konnte der Veteran sein, der an dem kleinen Tor der Rue de l'Ouest Posten stand, wenn es sich der ehrwürdige Soldat etwa einfallen ließ, die Zahl der Schritte, mit denen er immer hin und her geht, zu vergrößern. In dieser Allee, auf einer Bank zwischen zwei Linden, hörte Etienne die Sonette, die Lucien als Probe aus den ‚Margueriten' ausgewählt hatte. Etienne Lousteau, der nach

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zwei Jahren Lehrlingszeit als Journalist den Fuß im Steigbügel und unter den berühmten Männern der Zeit einige Freunde hatte, war in Luciens Augen eine gewichtige Person. So hielt es unser Provinzdichter, während er in dem Manuskript der ‚Margueriten' hin und her blätterte, für nötig, eine Art Vorrede zu halten.

„Das Sonett ist eine der schwierigsten Aufgaben der Poesie. Man hat diese kleine Dichtungsgattung recht vernachlässigt. Niemand in Frankreich hat es mit Petrarca aufnehmen können, dessen Sprache viel geschmeidiger als unsere ist, und Gedankenspiele zuläßt, die unser Positivismus — verzeihen Sie dieses Wort — zurückweist. Ich hielt es also für originell, zuerst mit einer Sammlung Sonette herauszukommen. Victor Hugo hat die Ode gewählt, Canalis vertritt die leichte Gattung, Béranger hat das Monopol für das Lied, Casimir Delavigne hat die Tragödie und Lamartine die Gedankendichtung in Besitz."

„Gehören Sie zur klassischen oder zur romantischen Richtung?" fragte ihn Lousteau.

Die erstaunte Miene Luciens verriet eine so völlige Unkenntnis mit dem Stand der Dinge in der Republik der schönen Literatur, daß Lousteau es für nötig hielt, ihn aufzuklären.

„Mein Lieber, Sie treffen zu einer Zeit ein, wo eine Schlacht im vollen Gange ist. Sie müssen sich schnell entscheiden. Die Literatur ist von Anfang an in verschiedene Zonen eingeteilt; aber unsere großen Männer sind in zwei Lager auseinander gefallen. Die Royalisten sind Romantiker, die Liberalen sind Klassiker. Die Meinungsverschiedenheit auf literarischem Gebiete kommt zu der politischen Meinungsverschiedenheit, und es ergibt sich daraus ein Krieg, der zwischen den aufsteigenden und den entthronten Berühmtheiten mit allen Waffen geführt wird, mit Strömen Tinte, mit Witzworten, die wie Dolchstiche wirken,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit scharfen Verleumdungen, mit beleidigenden Spitznamen. Grotesk und seltsam ist es dabei, daß die romantischen Royalisten literarische Freiheit und die Aufhebung der Gesetze verlangen, die unserer Literatur konventionelle Formen geben, während die Liberalen die Einheiten, den Alexandriner und das klassische Thema beibehalten wollen. Die literarischen Anschauungen widerstreiten also in jedem Lager den politischen. Wenn Sie Eklektiker sind, haben Sie keinen Menschen für sich. Auf welche Seite schlagen Sie sich?" „Welche sind die Stärkeren?" „Die liberalen Zeitungen haben viel mehr Abonnenten als die royalistischen und ministeriellen; trotzdem dringt Canalis durch, obwohl er monarchisch und religiös ist, obwohl er vom Hof und von der Geistlichkeit protegiert wird. — Bah! Sonett, das ist Literatur aus der Zeit vor Boileau," sagte Etienne, als er sah, wie Lucien erschreckt war, daß er zwischen zwei Bannern wählen sollte. „Seien Sie Romantiker; die Romantiker sind junge Leute, und die Klassiker sind Perücken: die Romantiker werden siegen."

Das Wort ‚Perücke' war die letzte Bezeichnung, die die Journalisten der Romantiker gefunden hatten, um die Klassiker lächerlich zu machen.

„Das Maßliebchen!" sagte Lucien und wählte damit das erste der beiden Sonette, die den Titel der Sammlung erklärten und als Einführung dienten:

Maßliebchen, mit den Farben so gewählt,
Ihr blüht nicht nur zu unsrer Augenweide;
Ein Wissen kündet ihr mit eurem Kleide
Von Liebesheimlichkeit, die uns verhehlt.

Das goldne Innere, das euch beseelt,
Von Silber eingefaßt, ist wie Geschmeide,
Daran der Spitzen Purpurrot vom Leide,
Wie es dem Sieg beschieden ist, erzählt.

Ist es, weil ihr an jenem Tag ersprossen,
Da Jesus, als er auferstand, ergossen
Des Himmels Seligkeit in unsre Brust —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Daß euch der Herbst noch einmal sieht erglänzen?
Im Herzen weckend, Sinnbild kurzer Lust,
Die Blütezeit von unsern zwanzig Lenzen.

Lucien war über die völlige Unbeweglichkeit Lousteaus, während er dieses Sonett hörte, betroffen; er kannte noch nicht die entmutigende Unerschütterlichkeit, die von der Gewohnheit zu kritisieren herkommt, und welche die Journalisten, die der Prosa, der Dramen und der Verse überdrüssig sind, an sich haben. Der Dichter, der an Äußerungen des Beifalls gewöhnt war, unterdrückte seine Enttäuschung; er las das Sonett, das Frau von Bargeton und einige seiner Freunde aus dem Zirkel am liebsten hatten. ‚Das wird ihm vielleicht ein Wort entlocken,' dachte er.

Die Marguerite.

Ich bin die Marguerite, und man pries
Als schönste Blume mich im Wiesenflor;
Der Sucher, der von vielen mich erkor,
Als Zierde immer mich willkommen hieß.

Doch eine unheilvolle Gabe wies
Mir ein Verhängnis, ungeahnt zuvor:
Die Wahrheit dankt mir der verliebte Tor,
Und ich muß sterben, wenn ich sie verhieß.

Um meine Ruhe ist es nun geschehn;
Die Zukunft in zwei Worten zu gestehn,
Fall ich der Liebe Wißbegier zum Raub.

Von meinem weißen Strahlenkranze trennt
Man Blatt um Blatt, und tritt mich in den Staub,
Verächtlich, wenn man mein Geheimnis kennt.

Als er fertig war, sah der Dichter seinen Aristarch an; Etienne Lousteau sah die Bäume an.

„Nun?" fragte Lucien. „Nun, immer weiter, mein Lieber, höre ich nicht zu? In Paris ist es ein Lob, wenn man zuhört, ohne ein Wort zu sagen." „Haben Sie genug?" fragte Lucien. „Fahren Sie fort," antwortete der Journalist kurz und bündig.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lucien las das folgende Sonett; aber er las es in verzweifelter Stimmung, und die unerschütterliche Kaltblütigkeit Lousteaus nahm seinem Vortrag die Wärme. Wäre er im literarischen Leben bewanderter gewesen, so hätte er gewußt, daß bei den Schriftstellern das Schweigen und die Grobheit unter solchen Umständen die Eifersucht auf ein schönes Werk verraten, ebenso wie ihre Bewunderung das Vergnügen zeigt, das ein mäßiges Werk ihnen einflößt, weil es ihrer Eigenliebe nicht weh tut.

Die Kamelie.

Aus jeder Blume redet die Natur:
Die Rose spricht von Liebe immerdar,
Des Veilchens Duft ist wie der Seele Spur,
Die Lilie leuchtet hoheitsvoll und klar.

Doch die Kamelie, Tochter der Kultur,
Duftlos und ohne Majestät, obzwar
Sie glänzt, scheint ein Symbol des Schmachtens nur
Der Jungfrauschaft, noch kalt und unfruchtbar.

Doch im Theater seh ich von Balkonen
Gern der Kamelien keusche Blütenkronen
In ihrem alabasterfarbnen Blaß

Das Haar der schönen jungen Frauen schmücken,
Die uns so eigen und so zart berücken,
Wie Marmorstatuen von Phidias.

„Was halten Sie von meinen armen Sonetten?“ fragte Lucien jetzt geradeheraus. „Wollen Sie die Wahrheit hören?“ erwiderte Lousteau. „Ich bin jung genug, um sie zu lieben, und ich habe zu sehr den Wunsch, mich durchzusetzen, um sie nicht hören zu können, ohne mich zu ärgern, aber nicht ohne zu verzweifeln,“ antwortete Lucien. „Nun also, mein Lieber: die geschraubten Ausdrücke des ersten Sonetts zeigen, daß es sich um ein Gedicht handelt, das Sie in Angoulême gemacht haben und das Ihnen ohne Zweifel so schwer fiel, daß Sie nicht gern darauf verzichten möchten; das zweite und das dritte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

schmecken schon nach Paris; aber lesen Sie mir noch eins!" fügte er mit einer Handbewegung hinzu, die Lucien entzückend schien.

Durch diese Aufforderung bekam Lucien Mut und las mit mehr Zuversicht das Sonett, das d'Arthez und Bridau, vielleicht wegen seines Kolorits, am liebsten hatten.

Die Tulpe.

Man kennt mich: Holland ist mein Vaterland,
Und meine Zwiebel gilt dem geiz'gen Vlamen
Oftmals noch höher als ein Diamant,
Vertraut er meiner Art und meinem Namen.

Von Haltung bin ich stolz; denn mein Gewand
Zieren gemalte Wappen, wie bei Damen
Von vornehmer Geburt und hohem Stand:
Rachen, die Purpur oder Gold umrahmen.

Der Himmelsgärtner wob ein Kleid mir ganz
Aus Sonnenstrahlengold und hat noch Glanz
Dazu vom Königspurpur abgestreift.

Ich überstrahle alles um mich her:
Nur, ach! der Duft fehlt meinem Kelche, der
Wie eine Chinavase schön geschweift.

„Nun?" fragte Lucien nach einem Augenblick des Schweigens, der ihm über die Maßen lang vorkam. „Mein Lieber," sagte Etienne Lousteau ernst und sah dabei nach den Spitzen der Stiefel, die Lucien von Angoulême mitgebracht hatte und immer noch trug, „ich rate Ihnen, Ihre Stiefel mit Ihrer Tinte zu schwärzen, um die Wichse zu sparen, aus Ihren Federn Zahnstocher zu machen, damit Sie so aussehen, als ob Sie ein Diner eingenommen hätten, wenn Sie von Flicoteaux kommen und in der schönen Allee dieses Gartens spazieren gehen, und sich irgendeine Stelle zu suchen. Werden Sie Schreiber bei einem Gerichtsvollzieher, wenn Sie ein Herz haben, Kommis, wenn Sie Blei im Kreuz haben, oder Soldat, wenn Sie Militärmusik lieben. Sie haben das Zeug zu drei Dichtern

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in sich; aber ehe Sie durchgedrungen sind, können Sie sechsmal verhungert sein, wenn Sie darauf rechnen, von den Erzeugnissen Ihrer Poesie leben zu können. Nach den allzu jugendlichen Reden, die Sie führen, haben Sie die Absicht, aus Ihrem Tintenfaß Geld herauszuschlagen. Ich sage nichts gegen Ihre Gedichte, sie sind viel besser als all die Gedichtbände, die auf den Regalen der Buchhändler verschimmeln. Diese eleganten Ladenhüter, die wegen ihres Velinpapiers ein wenig teurer zu stehen kommen als die andern, lassen sich fast alle an den Ufern der Seine nieder, wo Sie ihre Gesänge studieren können, wenn Sie eines Tages eine lehrreiche Wallfahrt an die Kais von Paris von der Auslage des alten Jérôme an der Notre-Dame-Brücke bis zum Pont Royal machen wollen. Sie finden da alle die ‚poetischen Versuche', die ‚Inspirationen', die ‚Flüge in die Höhe', die ‚Hymnen', die ‚Gesänge', die ‚Balladen', die ‚Oden', kurz alles, was in sieben Jahren ausgebrütet worden ist, Dichter, die mit Staub überzogen, die von den Droschken mit Kot bespritzt und von allen Vorbeigehenden, die das Titelblatt sehen wollen, zerfetzt sind. Sie kennen keinen Menschen, Sie haben zu keinem Blatt Beziehungen: Ihre ‚Margueriten' werden keusch in der Knospe bleiben, wie Sie sie da in der Hand halten, sie werden niemals in der Sonne der Öffentlichkeit aufsprießen, sie werden nie mit breiten Rändern und mit Blumenornamenten versehen erscheinen, wie sie der berühmte Dauriat, der Buchhändler der berühmten Dichter, herausgibt. Armer Bursche, ich bin wie Sie mit dem Herzen voller Hoffnungen hierher gekommen, auch mich hat die Liebe zur Kunst getrieben, auch mich hat es unersättlich nach dem Ruhm gedürstet: ich habe die Wirklichkeiten des Handwerks, die Schwierigkeiten des Buchhandels und das Positive des Elends gefunden. Meine wilde Begeisterung, die sich jetzt gelegt hat, und meine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erste Glut verbargen mir die Maschinerie der Welt; ich habe sie inzwischen kennen gelernt, bin von allen Rädern getroffen worden, bin an die Pfosten gestoßen, habe mich am Öl schmutzig gemacht, habe das Klirren der Ketten und das Sausen der Schwungräder gehört. Sie werden wie ich die Erfahrung machen, daß sich unter all den schönen Dingen, von denen Sie träumen, Menschen, Leidenschaften und Notwendigkeiten bewegen. Sie werden sich notgedrungen auf schreckliche Kämpfe einlassen, wo ein Werk dem andern, ein Mensch dem andern, eine Partei der andern gegenübersteht, wo es gilt, sich systematisch zu schlagen, um nicht von den Seinen im Stich gelassen zu werden. Diese niedrigen Kämpfe ernüchtern die Seele, machen das Herz schlecht und ermüden ohne allen Nutzen; denn all Ihr Bemühen dient oft nur dazu, einen Menschen zum Ruhm zu bringen, den Sie hassen, ein Talent zweiten Ranges, das Ihnen zum Trotz als Genie hingestellt wird. Das literarische Leben hat seine Kulissen. Das Parterre klatscht Beifall, gleichviel, ob der Erfolg mit List erschlichen oder verdient ist; die Mittel, die immer häßlich sind, die geschminkten Statisten, die Claqueure und die Herrschaften mit den Freibillets, all das bleibt hinter den Kulissen. Sie sind noch im Parterre; es ist noch Zeit, treten Sie zurück, bevor Sie einen Fuß auf die erste Stufe zu dem Thron setzen, den sich so viele Ehrgeizige streitig machen, und Sie entehren sich nicht, wie ich es tue, um das Leben zu fristen." In den Augen Lousteaus standen Tränen. „Wissen Sie, wie ich lebe?" fuhr er fort und eine Art Wut lag in seiner Stimme. „Das bißchen Geld, das mir meine Familie geben konnte, war bald verzehrt. Ich stand mittellos da, nachdem ich beim Théâtre Français ein Stück angebracht hatte. Im Théâtre Français genügt die Protektion eines Prinzen oder eines königlichen Kammerherrn nicht, um eine günstige Besetzung zu erlangen: die Schauspieler

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

geben nur denen nach, die ihrer Eigenliebe drohen. Wenn Sie die Macht haben, es durchzusetzen, daß von dem ersten Liebhaber geschrieben wird, er leide an Asthma, von der ersten Liebhaberin, sie habe irgendwo ein Geschwür, von der Soubrette, sie rieche aus dem Mund, dann werden Sie aufgeführt. Ich weiß nicht, ob ich heute in zwei Jahren, so wie ich da vor Ihnen stehe, imstande sein werde, eine solche Macht zu erlangen: man braucht zu viele Freunde. Wo, wie und wodurch mein Brot verdienen? Diese Frage mußte ich mir vorlegen, als der Hunger näher und näher an mich herankam. Nach vielen Versuchen, nachdem ich für Doguereau einen anonymen Roman geschrieben hatte, für den er zweihundert Franken bezahlte — er hat nicht viel daran verdient —, stand es mir fest, daß der Journalismus einzig und allein mir Brot geben könnte. Aber wie war es möglich, in die Redaktionen einzudringen? Ich will Ihnen nicht von meinen vergeblichen Schritten und Bittgängen erzählen, auch nicht von dem halben Jahr, das ich als Volontär arbeiten, wo ich mir sagen lassen mußte, ich verscheuchte die Abonnenten, während ich sie im Gegenteil anlockte. Reden wir nicht von diesen Schnödigkeiten. Heute bespreche ich die Aufführungen der Boulevardtheater fast umsonst in dem Blatt, das Finot gehört, diesem ungeschlachten Kerl, der noch zwei- oder dreimal im Monat im Café Voltaire frühstückt — aber gehen Sie nicht hin! Finot ist Chefredakteur. Wissen Sie, wovon ich lebe? Ich verkaufe die Billets, die mir diese Theaterdirektoren geben, damit ich ihnen in der Zeitung nicht unangenehm werde, die Bücher, die mir die Verleger schicken und die ich besprechen soll. Endlich treibe ich, wenn sich erst Finot befriedigt hat, mit den Naturalien Handel, die die Industriellen uns liefern, für oder gegen die Finot mir erlaubt, Artikel zu schreiben. Eine Arznei gegen Blähungen, die ‚Sultaninpasta', ein Haaröl, die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

‚brasilianische Mixtur' zahlen für ein scherzhaftes Artikelchen zwanzig oder dreißig Franken. Ich bin gezwungen, den Verleger anzukläffen, der dem Blatt wenig Exemplare gibt: die Zeitung nimmt zwei davon, die Finot verkauft, und ich bekomme zwei, die ich ebenfalls verkaufe; und wenn ein Verleger ein Meisterwerk herausbrächte, wenn er mit Exemplaren geizte, würde er totgeschlagen. Das ist gemein, aber ich lebe von diesem Handwerk und hundert andere wie ich! Glauben Sie aber nicht, die politische Welt wäre besser als die literarische: alles in diesen beiden Welten ist Korruption; jeder Mensch, der damit zu tun hat, korrumpiert oder wird korrumpiert. Wenn es sich um ein Verlagsunternehmen handelt, das einigermaßen bedeutend ist, dann zahlt mich der Verleger, aus Furcht, angegriffen zu werden. Und dann stehen meine Einnahmen im Verhältnis zu den Prospekten. Wenn die Prospekte wie die Pilze aus der Erde wachsen, dann ergießt sich das Geld in Strömen in meinen Geldbeutel, und ich halte meine Freunde frei. Ist im Buchhandel nichts los, dann esse ich bei Flicoteaux. Die Schauspielerinnen zahlen auch für das Lob, aber die geschicktesten zahlen für die Kritik; was sie am meisten fürchten, ist das Totschweigen. Daher ist eine Kritik, die geeignet ist, an anderer Stelle bekämpft zu werden, mehr wert und wird höher bezahlt als ein trockenes Lob, das am nächsten Tag vergessen ist. Die Polemik, mein Lieber, ist die Grundlage der Berühmtheit. Mit diesem Handwerk des Bravos auf dem Gebiet der Ideen und des Ansehens der Gewerbetreibenden, der Literaten und Schauspieler verdiene ich monatlich fünfzig Taler, kann ich einen Roman für fünfhundert Franken verkaufen, und fange an, ein gefürchteter Mann zu werden. Wenn ich nicht mehr auf Kosten eines Drogisten, der sich als Mylord aufspielt, bei Florine lebe, sondern mich selber einrichten kann; wenn ich zu einem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

großen Blatt komme und dort das Feuilleton redigiere, dann, mein Lieber, wird von Stund an Florine eine große Schauspielerin; und was ich alles werden kann, weiß ich nicht: Minister oder ein ehrlicher Mann, es ist noch alles möglich." Er hob seinen gebeugten Kopf und warf einen schrecklichen Blick voller Verzweiflung und Anklage gegen die Wipfel der Bäume. „Und von mir ist eine schöne Tragödie angenommen! Und unter meinen Papieren ist eine Dichtung, die umkommen wird! Und ich war gut! Mein Herz war rein! Jetzt habe ich eine Schauspielerin vom Panorama Dramatique zur Geliebten, und früher träumte ich von den vornehmsten Frauen der großen Welt, die meine Geliebten sein sollten! Und wenn ein Verleger meinem Blatt ein Exemplar verweigert, dann mache ich ein Buch schlecht, das ich schön finde."

Lucien war zu Tränen gerührt und drückte Etienne die Hand.

„Außerhalb der literarischen Welt", sagte der Journalist, stand auf und wandte sich zu der großen Allee, die zur Sternwarte führt, in der die beiden Dichter auf und ab gingen, wie, um besser atmen zu können, „außerhalb der literarischen Welt gibt es keinen Menschen, der die schreckliche Odyssee kennt, auf der man zu dem gelangt, was man je nach den Talenten Beliebtheit, Mode, Ansehen, Renommee, Berühmtheit, Popularität nennen muß. Das alles sind verschiedene Stufen, die zum echten, zum ganz großen Ruhme führen und ihn nie ersetzen können. Dieses glänzende geistige Phänomen setzt sich aus tausend Zufällen zusammen, die so fortwährend wechseln, daß es kein Beispiel von zwei Menschen gibt, die sich auf demselben Wege durchgesetzt haben. Canalis und Nathan sind zwei untereinander unähnliche Beispiele, die sich nie wiederholen werden. D'Arthez, der sich mit Arbeiten halb tot macht, wird durch einen andern Zufall berühmt werden.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Diese so ersehnte Berühmtheit ist fast immer eine gekrönte Prostituierte. Jawohl, für die niedrigen Literaturgattungen ist sie das arme Mädchen, das an den Straßenecken friert; für die Literatur zweiten Ranges ist sie das ausgehaltene Mädchen, das aus den schlechten Häusern des Journalismus stammt, und dem ich als Zuhälter diene; für die vornehme Literatur ist sie die übermütige, glänzende Kurtisane, die ihr eigenes Haus hat, dem Staat Steuern zahlt, die großen Herren empfängt, sie gut und schlecht behandelt, die ihre eigene Livree und ihren Wagen hat und ihre wütenden Gläubiger warten lassen kann. Ah! auch für mich war sie einst, wie jetzt für Sie, ein Engel mit bunten Flügeln, in weißem Gewande, in der einen Hand einen Palmzweig, in der andern einen flammenden Degen tragend, auch für mich stammte sie einst zu gleicher Zeit von dem mythischen Gebilde, das in der Tiefe eines Brunnens lebt, und von dem tugendhaften armen Mädchen, das verstoßen in der Vorstadt wohnt, auch für mich war sie einst nur zu erlangen im Schimmer der Tugend, durch die Anstrengungen eines edlen Muts, auch für mich flog sie einst als Heilige, Unbefleckte zum Himmel zurück, oder sie starb beschimpft, zertreten, gewaltsam niedergeworfen, vergessen auf dem Armenkarren; aber diese Menschen mit erzumgürtetem Hirn, mit Herzen, die unter den Schneelasten der Erfahrung noch warm sind, sind an dem Orte, den Sie zu unsern Füßen sehen, selten." Dabei zeigte er auf die große Stadt, die im Abendrot dalag.

Sein Zirkel aus der Rue des Quatre-Vents erschien plötzlich wie eine Vision vor Luciens Augen und bewegte seine Seele, aber er wurde von Lousteau fortgerissen, der in seiner furchtbaren Klage fortfuhr.

„Sie sind selten und dünn gesät in dieser Gärgrube, selten, wie die wahren Liebenden in der Welt, in der man liebt; selten, wie die ehrlich erworbenen Vermögen in der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Finanzwelt; selten, wie ein anständiger Mensch im Journalismus. Der Erste, der mir seine Erfahrungen mitgeteilt und der mir dasselbe gesagt hat, was ich jetzt Ihnen sage, hat vergebens geredet, wie ich ohne Zweifel vergebens zu Ihnen rede. Es ist immer dieselbe Glut, die in jedem Jahr eine gleiche, wenn nicht wachsende Zahl unschuldiger, unreifer Ehrgeiziger aus der Provinz hierher treibt, die sich erhobenen Hauptes und stolzen Herzens daran machen, die Dame Mode zu erringen, diese neue Prinzessin Turandot aus Tausendundeine Nacht, deren Prinz Kalaf jeder sein möchte! Aber keiner löst das Rätsel. Alle fallen sie in den Graben des Elends, in den Schmutz der Zeitung, in die Sümpfe der Bücherfabrikation. Wie ährenlesende Bettler nähren sie sich kümmerlich von biographischen Artikeln, von Klatschnotizen, von Pariser Neuigkeiten in den Zeitungen, oder von Büchern, die durchaus logische Lieferanten von Papier und Druckerschwärze bei ihnen bestellen, die einen Schmarren, der in vierzehn Tagen abgesetzt wird, lieber haben als ein Meisterwerk, das sich langsam verkauft. Diese Raupen, die zugrunde gehen, ehe sie Schmetterlinge werden, leben von der Verleumdung und der Infamie, und sind bereit, auf den Befehl eines Paschas vom ‚Constitutionnel', der ‚Quotidienne' oder den ‚Débats', auf einen Wink der Verleger, auf das Ersuchen eines neidischen Kollegen, oft bloß für ein Diner, ein werdendes Talent zu zerreißen oder zu rühmen. Wer die Hindernisse alle überstiegen hat, vergißt den Jammer seines Anfangs. Ich, der ich mit Ihnen spreche, habe ein halbes Jahr lang Artikel geschrieben und habe all meinen Geist hineingelegt, und für wen? für einen Elenden, der sie für seine ausgab, der auf diese Proben hin Feuilletonredakteur geworden ist; er hat mich nicht als Mitarbeiter angenommen, er hat mir noch keine hundert Sous gegeben, und wenn ich ihn sehe, bin ich gezwungen, ihm die Hand

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu geben." „Und warum?" fragte Lucien stolz. „Es kann der Fall eintreten, daß ich zehn Zeilen in seinem Feuilleton unterbringen muß," antwortete Lousteau kalt. „Denn, mein Lieber, Arbeiten ist nicht das Geheimnis des Glücks in der Literatur, es handelt sich darum, die Arbeit der andern auszubeuten. Die Zeitungsbesitzer sind Unternehmer, wir sind Handlanger. Je mittelmäßiger ein Mensch ist, um so schneller gelangt er ans Ziel; er kann lebendige Kröten verschlucken, sich mit allem zufrieden geben, den niedrigen kleinen Gelüsten der literarischen Despoten schmeicheln, wie einer, der als Anfänger aus Limoges kam, Hector Merlin, der bereits in einer Zeitung des rechten Zentrums politische Artikel schreibt und an unserm Kleinen Journal mitarbeitet; ich habe gesehen, wie er einem Chefredakteur den Hut aufhob, der ihm heruntergefallen war. Dieser Bursche wird sich, während sich die andern Ehrgeizigen voller Neid gegenseitig bekämpfen, zwischen ihnen durchschlängeln, wird keinem etwas tun und wird ans Ziel gelangen. Ich habe Mitleid mit Ihnen. Ich sehe mich in Ihnen, wie ich gewesen bin, und ich bin sicher, in einem oder zwei Jahren sind Sie, was ich bin. Sie glauben an geheime Eifersucht, an irgendein persönliches Interesse bei diesen bittern Ratschlägen; aber sie sind von der Verzweiflung des Verdammten eingegeben, der aus der Hölle nicht mehr herauskommt. Niemand wagt zu sagen, was ich Ihnen mit dem Schmerz eines Menschen, der im Herzen getroffen ist, und wie ein zweiter Hiob auf dem Misthaufen zurufe: ‚Sieh meine Geschwüre!'" „Gleichviel, ob auf diesem Felde oder auf einem andern, ich muß kämpfen," sagte Lucien. „So hören Sie es denn!" erwiderte Lousteau, „dieser Kampf wird nie zur Ruhe kommen, wenn Sie Talent haben; denn Ihre beste Chance wäre, keins zu haben. Ihr strenges Gewissen, das heute rein ist, wird sich vor denen beugen, in deren Händen Ihr Erfolg ruht,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Ihnen mit einem Wort zum Leben verhelfen können, es aber nicht sagen wollen; denn, glauben Sie mir, der beliebte Schriftsteller ist anmaßender und härter gegen die Anfänger, als der brutalste Verleger. Wo der Verleger nur einen Verlust fürchtet, erblickt der Schriftsteller einen Rivalen: der eine komplimentiert Sie hinaus, der andere schlägt Sie zu Boden. Armer Jüngling! Sie wollen schöne Werke schreiben, und schöpfen aus Ihrem Herzen die Zärtlichkeit, das Mark, die Energie, lassen das alles durch Ihre Feder gehen und breiten es als Leidenschaft, als Empfindung, als schöne Sätze aus! Ja, Sie schreiben, statt zu handeln, Sie siegen, statt zu kämpfen, Sie lieben, Sie hassen, Sie leben in Ihren Büchern; aber wenn Sie Ihren ganzen Reichtum Ihrem Stil gegeben haben, wenn Sie Ihr Gold und Ihren Purpur für Ihre Gestalten verschwendet haben, wenn Sie in Lumpen durch die Straßen von Paris gehen und beglückt darüber sind, daß Sie mit den Standesamtsregistern gewetteifert haben, und Geschöpfe namens Adolf, Corinna, Clarissa, Renée oder Manon in die Welt gesetzt haben, wenn Sie mit dieser Schöpfung Ihr Leben und Ihren Magen verdorben haben, dann müssen Sie erleben, wie sie von den Journalisten in den Lagunen des Totschweigens verleumdet, verraten, verkauft und verstoßen, wie sie von Ihren besten Freunden begraben wird. Können Sie den Tag erwarten, wo Ihre Schöpfung, wer weiß von wem? wann? wie? wiedererweckt wird? Es gibt ein prächtiges Buch: der pianto der Ungläubigen, ‚Obermann', das einsam und verlassen in der Wüste der Buchhändlermagazine schlummert, und das die Buchhändler darum spöttisch einen Ladenhüter nennen: wann wird für dieses Buch Ostern kommen? Niemand weiß es! Suchen Sie vor allem einmal einen Verleger, der den Mut hat, Ihre ‚Margueriten' zu drucken. Ich rede gar nicht von Honorar, das er Ihnen zahlen soll,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ich rede nur vom Druck. Da werden Sie seltsame Dinge erleben."

Diese rauhe Rede, die je nach der Stimmung, die sie gerade zum Ausdruck brachte, von Lousteau mannigfaltig betont gesprochen wurde, fiel wie eine Lawine auf Luciens Herz und brachte eine eisige Kälte über ihn. Er blieb eine Zeitlang aufrecht und schweigsam stehen. Endlich taute sein Herz, als ob es von der furchtbaren Poesie der Schwierigkeiten gereizt würde, wieder auf. Er drückte Lousteaus Hand und rief ihm zu:

„Ich werde siegen!" „Schön!" sagte der Journalist. „Wieder ein Christ, der in die Arena steigt, um von den Bestien gefressen zu werden. — Heute abend, mein Lieber, ist eine Premiere im Panorama Dramatique, sie fängt erst um acht Uhr an, es ist sechs Uhr, ziehen Sie Ihren besten Anzug an, machen Sie sich fein. Holen Sie mich ab. Ich wohne Rue de la Harpe über dem Café Servel, im vierten Stock. Wir gehen zuerst zu Dauriat. Sie bleiben dabei, nicht wahr? Schön, ich werde Sie heute abend mit einem der Könige des Verlagsbuchhandels und mit ein paar Journalisten bekannt machen. Nach der Vorstellung soupieren wir mit etlichen Freunden bei meiner Geliebten, denn was wir bei Flicoteaux gegessen haben, zählt nicht als Mahlzeit mit. Sie finden dort Finot, den Chefredakteur und Besitzer meines Blattes. Sie kennen das Wort Minettes im Vaudeville: ‚Die Zeit ist ein feiner Kerl?' Schön, der Zufall soll für uns auch ein feiner Kerl sein, wir müssen es mit ihm versuchen." „Ich werde diesen Tag nie vergessen," sagte Lucien. „Wappnen Sie sich mit Ihrem Manuskript und machen Sie sich fein, weniger für Florine, als für den Verleger."

Die kameradschaftliche Gutmütigkeit, die dem leidenschaftlichen Schrei des Dichters, der den literarischen Krieg schilderte, gefolgt war, rührte Lucien ebenso lebhaft,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie er jüngst an derselben Stelle von den ernsten und heiligen Worten d'Arthez' ergriffen worden war. Der unerfahrene junge Mann war von der Aussicht auf den bevorstehenden Kampf zwischen den Menschen und ihm erregt und hatte keine Ahnung von dem wirklichen Aussehen des moralischen Elends, das ihm der Journalist voraussagte. Er wußte nicht, daß er vor zwei verschiedenen Wegen stand, zwischen zwei Systemen, die ihm sein Freundeskreis und der Journalismus vertraten. Der eine von beiden war lang, ehrenhaft, sicher; der andere voller Klippen und Gefahren, voll schmutziger Pfützen, in denen sein Gewissen besudelt werden sollte. Sein Charakter bestimmte ihn dazu, den kürzesten, anscheinend angenehmsten Weg einzuschlagen, zu den entscheidenden und schnellen Mitteln zu greifen. Er sah in diesem Augenblick keinen Unterschied zwischen der edlen Freundschaft eines d'Arthez und der leichtsinnigen Kameradschaft Lousteaus. Sein beweglicher Geist sah in der Zeitung eine Waffe, die zu seiner Verfügung stand; er fühlte in sich die Kraft und die Geschicklichkeit, sie zu handhaben, er wollte nach ihr greifen. Er war entzückt über die Anerbietungen seines neuen Freundes, dessen Hand auf die seine mit einer Nonchalance klopfte, die ihm reizend schien; wie hätte er auch wissen können, daß in der Armee der Presse jeder Freunde braucht, wie die Generale Soldaten brauchen! Lousteau, der seine Entschlossenheit bemerkte, preßte ihn zum Kollegen, in der Hoffnung, ihn sich zu verbinden. Der Journalist verhielt sich zu seinem ersten Freund, wie Lucien zu diesem ersten Beschützer: der eine wollte Korporal werden, der andere Soldat sein. Der Neuling ging fröhlich in sein Hotel zurück, wo er eine ebenso sorgfältige Toilette machte wie an dem Unglückstag, wo er in der Loge der Marquise d'Espard in der Großen Oper hatte paradieren wollen; aber seine Kleider standen ihm

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schon besser, er hatte sich an sie gewöhnt. Er zog seine schöne enganliegende helle Hose an, seine eleganten Stiefel, die ihn vierzig Franken gekostet hatten, und seinen Gesellschaftsrock. Er ließ seine feinen wogenden blonden Haare frisieren, parfümieren und locken. Auf seiner Stirn strahlte die Kühnheit, die er aus dem Gefühl seines Werts und seiner Zukunft schöpfte. Er ließ seine Mädchenhände sorgfältig behandeln, ihre mandelförmigen Nägel wurden blank und rosig. Von einem schwarzseidenen Kragen hob sich die weiße Rundung seines Kinns entzückend ab. Nie war ein schönerer Jüngling vom Quartier latin herabgekommen: er strahlte wie ein griechischer Gott. Er nahm eine Droschke und war um dreiviertel sieben Uhr vor der Tür des Hauses, in dem sich das Café Servel befand. Die Portiersfrau sagte ihm, er müßte in den vierten Stock klettern, und gab ihm eine ziemlich komplizierte Beschreibung. So ausgerüstet, fand er nicht ohne Mühe am Ende eines langen, dunklen Ganges eine offene Tür und sah das klassische Zimmer des Quartier latin. Das Elend der jungen Leute, das in der Rue de Cluny, bei d'Arthez, bei Chrestien, überall herrschte, war ihm auch hierher gefolgt. Aber überall prägt es sich in einer Weise aus, die dem Charakter des Dulders entspricht. Hier war das Elend düster. Ein Bett aus Nußbaumholz ohne Vorhänge, neben dem ein elender Teppichfetzen lag, der nach dem Trödlerladen aussah; an den Fenstern Gardinen, die vom Rauch eines Kamins, der nicht zog, und vom Zigarrenrauch geschwärzt waren; auf dem Kamin eine Carcellampe, die Florine ihm geschenkt hatte und die dem Leihhaus noch nicht verfallen war; ferner eine wurmstichige Mahagonikommode, ein Tisch, auf dem Papiere und zwei oder drei struppige Federkiele herumlagen, von Büchern weiter nichts, als was gestern oder heute eingegangen war: so sah das Mobiliar dieses Zimmers aus, in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem es keinerlei Wertgegenstände gab, wohl aber eine häßliche Sammlung von schlechtem Schuhzeug und von alten ausgefransten Socken, die in einer Ecke herumlagen; in einer andern Ecke Zigarrenstummel, schmutzige Taschentücher, zwei Hemden und drei Schlipse. Kurz, es war ein Literatenbiwak, das mit Dingen möbliert war, die nicht da waren, und die absonderlichste Kahlheit aufwies, die man sich denken kann. Auf dem Kaminsims lagen ein Rasiermesser, ein paar Pistolen und eine Zigarrenkiste herum. An einer Wand sah Lucien zwei gekreuzte Degen unter einer Fechtmaske. Drei Stühle und zwei Fauteuils, die für das schlechteste Hotel garni dieser Straße kaum noch gut gewesen wären, vervollständigten die Einrichtung. Dieses Zimmer, das zugleich schmutzig und öde war, sprach von einem Leben ohne Ruhe und ohne Würde: es wurde darin geschlafen, hastig gearbeitet, man sah ihm an, daß man ungern darin wohnte und es schnell wieder verließ. Welcher Unterschied zwischen dieser zynischen Unordnung und dem saubern, gesitteten Elend bei d'Arthez! ... Lucien hörte nicht auf den Rat, der in dieser Erinnerung steckte, denn Etienne rief ihm einen Scherz zu, um die Nacktheit des Lasters zu verkleiden.

„Da sehen Sie mein Hundeloch; meine großen Empfangsräume befinden sich in der Rue de Bondy, in der neuen Wohnung, die unser Drogist Florine eingerichtet hat. Wir werden sie heute abend einweihen."

Etienne Lousteau trug eine schwarze Hose, blank gewichste Stiefel, einen Rock, der bis zum Hals zugeknöpft war; sein Hemd, das er wohl bei Florine wechseln sollte, war unter einem Samtkragen verborgen, und er bürstete seinen Hut, um ihm das Aussehen eines neuen zu geben.

„Gehen wir," sagte Lucien. „Noch nicht; ich muß Geld haben und warte noch auf einen Buchhändler; vielleicht

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gibt's heute abend ein Spiel und ich habe keinen Heller; und außerdem brauche ich Handschuhe."

In diesem Augenblick hörten die beiden neuen Freunde Männerschritte auf dem Flur.

„Das ist er," sagte Lousteau. „Mein Lieber, Sie werden jetzt sehen, wie die Vorsehung aussieht, wenn sie sich den Dichtern zeigt. Bevor sie Dauriat, den berühmten Buchhändler, in seinem Glanze sehen, sollen sie den Buchhändler vom Quai des Augustins zu Gesicht bekommen, den Buchhändler, der dem Journalisten als Bankier dient, den literarischen Alteisentrödler, den pfiffigen Grünkramhändler. — Nur herein, alter Tartar," rief Lousteau. „Da bin ich," hörte man eine Stimme, die so rissig klang, wie von einer zersprungenen Glocke. „Mit Geld?" „Geld? Geld gibt es keins mehr im Buchhandel," antwortete ein junger Mann, der hereintrat und dabei Lucien neugierig ansah. „Zunächst sind Sie mir fünfzig Franken schuldig," sagte Lousteau; „dann sind da zwei Exemplare einer ‚Reise nach Ägypten', die man sehr rühmt, es sind eine Menge Stiche darin, sie werden sich leicht verkaufen: Finot ist damit für zwei Artikel bezahlt worden, die ich schreiben muß. Ferner zwei von den letzten Romanen von Victor Ducange, einem Schriftsteller, der in der Vorstadt Marais berühmt ist. Des weiteren zwei Exemplare vom zweiten Buch eines Anfängers, Paul de Kock, der im selben Genre arbeitet. Weiter zwei ‚Isolde von Dôle', ein hübsches Buch für die Provinz. Im ganzen, billig gerechnet, hundert Franken. Sie sind mir also hundert Franken schuldig, kleiner Barbet."

Barbet sah die Bücher an und prüfte sorgfältig den Schnitt und die Umschläge.

„Oh! sie sind vorzüglich erhalten," rief Lousteau; „die ‚Reise' ist nicht aufgeschnitten, und der Paul de Kock und der Ducange auch nicht, und ebensowenig das da auf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

dem Kamin, ‚Betrachtungen über die Symbolik', das ich noch mit dazugebe; der Mythus ist so langweilig, daß ich es verschenke, damit nicht Tausende von Milben darin wachsen." „Ja", sagte Lucien, „wie wollen Sie denn Ihre Artikel schreiben?"

Barbet warf auf Lucien einen überaus erstaunten Blick und sah dann Etienne grinsend an.

„Man sieht, der Herr hat nicht das Unglück, von der Literatur zu sein." „Nein, Barbet, nein. Der Herr ist ein Dichter, ein großer Dichter, der Canalis, Béranger und Delavigne in die Tasche stecken wird. Er wird es weit bringen, vorausgesetzt, daß er sich nicht ins Wasser stürzt; dann bringt er es auch noch bis Saint-Cloud." „Wenn ich dem Herrn einen Rat geben darf, möchte ich sagen, er sollte das Versemachen lieber aufgeben und sich auf die Prosa verlegen. Die Antiquare machen sich nichts mehr aus Versen."

Barbet trug einen schlechten Überrock, der mit einem einzigen Knopf zugeknöpft war, sein Hals war fett, er hielt den Hut in der Hand, er trug Schuhe, unter seiner halboffenen Weste sah man ein anständiges grobes Hemd aus starker Leinwand. Es fehlte seinem runden Gesicht, aus dem zwei habgierige Augen heraussahen, nicht an Gutmütigkeit; aber er hatte die Unsicherheit und Unruhe in seinem Blick, die man bei Menschen findet, die daran gewöhnt sind, daß man Geld von ihnen verlangt, und die welches haben. Er war zugleich rund und behende, schlank, mit einem kleinen Embonpoint. Nachdem er sich vor zwei Jahren selbständig gemacht hatte, hatte er auf dem Kai ein elendes Lädchen gemietet und von da aus machte er seine Gänge zu den Journalisten, den Autoren, den Buchdruckern, denen er zu niedrigem Preis die Bücher abkaufte, die sie geschenkt bekommen hatten, und verdiente so jeden Tag etliche zehn oder zwanzig Franken.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Er hatte große Ersparnisse gemacht, schnupperte die Bedürfnisse eines jeden heraus, spürte immer gute Geschäfte auf und diskontierte den Schriftstellern, wenn sie in Verlegenheit waren, mit einem Diskont von fünfzehn oder zwanzig Prozent die Wechsel der Verleger, denen er dann am nächsten Tag gegen Barzahlung zu herabgesetzten Preisen etliche gute Bücher abkaufte, die begehrt waren; zur Zahlung gab er ihnen dann statt Geld ihre eigenen Wechsel. Er hatte seine Studien gemacht und seine Erfahrung hatte ihn gelehrt, Gedichtbüchern und modernen Romanen sorgfältig aus dem Wege zu gehen. Er liebte die kleinen Sammelwerke, die belehrenden Bücher, die im ganzen nicht mehr als tausend Franken kosteten, und die er nach seinem Belieben ausbeuten konnte, wie z. B. ‚Die französische Geschichte für das Verständnis der Kinder', ‚Die Buchhaltung in zwanzig Lektionen', ‚Die Botanik für junge Mädchen'. Er hatte sich schon zwei oder drei gute Bücher entgehen lassen, nachdem er die Autoren zwanzigmal zu sich hatte kommen lassen, ohne sich entschließen zu können, ihnen ihr Manuskript abzukaufen. Wenn man ihm seine Feigheit vorwarf, zeigte er den Bericht eines berühmten Prozesses vor, dessen Text, da er ihn aus den Zeitungen genommen hatte, ihn nichts kostete, und der ihm zwei- oder dreitausend Franken eingebracht hatte.

Barbet war der furchtsame Buchhändler, der fast keine Bedürfnisse hat, der wenig Wechsel unterschreibt, der in den Fakturen, die er bekommt, eifrig nach kleinen Vorteilen sucht und Abzüge macht, der seine Bücher selbst, man weiß nicht wohin, wegträgt, sie aber anbringt und sich zahlen läßt. Er war der Schrecken der Buchdrucker, die nicht wußten, was sie mit ihm anfangen sollten: er zog bei der Bezahlung Rabatt ab und verkürzte die Preise, wenn er merkte, daß der Drucker das Geld brauchte; dann

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gab er denen, die er geschröpft hatte, keine Aufträge mehr, weil er fürchtete, sie könnten ihn begaunern.

„Nun, wie wird's mit unserm Geschäft?" fragte Lousteau.

„Ja, mein Guter," sagte Barbet vertraulich, „ich habe in meinem Laden sechstausend Bände zu verkaufen. Wissen Sie, ein alter Buchhändler hat einmal gesagt: Was tu ich mit Büchern? sie bringen nichts zu Buch. Der Buchhandel steht schlecht." „Wenn Sie in seinen Laden gingen, lieber Lucien," sagte Etienne, „fänden Sie auf einem Schreibtisch aus Kastanienholz, den er aus der Konkursmasse irgendeines bankrotten Weinhändlers erstanden hat, eine Kerze, die nicht geputzt ist, weil sie dann weniger schnell herunterbrennt. Bei dieser fragwürdigen Beleuchtung würden Sie leere Regale sehen. Dieses Nichts wird von einem kleinen Kerl in blauer Weste gehütet, der auf den Fingern pfeift, bald auf dem linken und bald auf dem rechten Fuß steht oder sich mit den Händen auf den Rücken schlägt, wie ein Kutscher auf seinem Bock. Sehen Sie her! Er hat nicht mehr Bücher, als Sie hier sehen. Niemand würde vermuten, was für ein Geschäft er macht." „Hier haben Sie einen Wechsel über hundert Franken auf drei Monate," sagte Barbet, der das Lächeln nicht zurückhalten konnte, als er ein gestempeltes Papier aus der Tasche zog, „und ich nehme Ihre Schmöker mit. Wissen Sie, ich kann kein bares Geld mehr geben, der Verkauf geht zu schlecht. Ich dachte mir, daß Sie mich brauchen werden, ich hatte keinen Heller und habe, um Ihnen dienlich zu sein, einen Wechsel unterschrieben, denn ich gebe meine Unterschrift nicht gern." „Sie wollen also auch noch Dank und Hochachtung?" sagte Lousteau. „Obwohl man seine Wechsel nicht mit Gefühlen einlöst, akzeptiere ich trotzdem Ihre Hochachtung," sagte Barbet. „Aber ich brauche Handschuhe, und die Parfümeriegeschäfte werden so kläglich sein, daß sie Ihr Papier nicht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

annehmen," fuhr Lousteau fort. „Halt, da ist ein famoser Stich, hier in der obersten Schublade der Kommode, er ist achtzig Franken wert, er ist avant la lettre, aber nach dem Artikel, denn ich habe einen ziemlich spaßigen darüber geschrieben. ‚Hippokrates weist die Geschenke des Artaxerxes zurück!' Da konnte es allerlei Hiebe setzen. Na, ist das nicht ein schönes Blatt, das für alle Ärzte paßt, die die übertriebenen Geschenke der Pariser Krösusse zurückweisen? Unter dem Stich liegen auch noch Stücker dreißig Romanzen. Nehmen Sie den ganzen Schwindel und geben Sie mir vierzig Franken." „Vierzig Franken!" jammerte der Buchhändler und stieß einen Schrei aus wie ein erschrockenes Huhn; „höchstens zwanzig. Die kann ich auch noch verlieren," fügte er hinzu. „Wo sind die zwanzig Franken?" fragte Lousteau. „Wahrhaftig, ich weiß nicht, ob ich sie habe," sagte Barbet und suchte in seinen Taschen. „Da sind sie. Sie plündern mich aus, Sie haben eine Macht über mich ..." „Schon gut, wir müssen gehen," sagte Lousteau, nahm Luciens Manuskript und schmierte zwischen Bindfaden und Papier mit der Feder etwas Tinte. „Haben Sie noch etwas?" fragte Barbet. „Nichts, kleiner Shylock. Ich werde dir ein vorzügliches Geschäft verschaffen — an dem du tausend Taler verlieren sollst, zur Strafe, weil du mich so bestiehlst," sagte Etienne halblaut zu Lucien. „Und Ihre Artikel?" sagte Lucien, als sie dem Palais Royal zusteuerten. „Sie haben keine Ahnung, wie so etwas hingepfuscht wird. In der ‚Reise nach Ägypten' habe ich geblättert und hier und da Stellen gelesen, ohne sie aufzuschneiden, ich habe elf Sprachfehler darin entdeckt. Ich werde eine Spalte schreiben des Inhalts, daß der Verfasser vielleicht die Sprache der Enten versteht, die auf den ägyptischen Steinblöcken, die man Obelisken nennt, ausgehauen sind, aber daß er ganz gewiß seine eigene Sprache nicht versteht, und ich werde es ihm

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

beweisen. Ich werde sagen, er hätte sich, anstatt uns von Naturgeschichte und Altertümern zu reden, nur mit der Zukunft Ägyptens beschäftigen sollen, mit dem Fortschritt der Zivilisation, mit den Mitteln, Ägypten für Frankreich zu gewinnen, das es einmal erobert und wieder verloren hat und es jetzt noch durch moralische Einflüsse an sich bringen kann. Dazu eine patriotische Rodomontade, das Ganze gespickt mit Tiraden über Marseille, die Levante, unsern Handel." „Aber wenn er das getan hätte, was sagten Sie dann?" „Dann sagte ich, er hätte, anstatt uns mit Politik zu langweilen, sich mit der Kunst beschäftigen und uns das Land nach seiner malerischen und landschaftlichen Seite schildern müssen. Der Kritiker wird dann sentimental. Wir sind überschwemmt mit Politik, sagt er, sie langweilt uns, man findet sie überall. Ich werde meine Sehnsucht nach jenen reizenden Reisebeschreibungen aussprechen, in denen man uns die Schwierigkeiten der Seefahrt, den Reiz der Fahrt durch eine Meerenge, die Freuden der Fahrt über den Äquator schilderte, kurz alles, was die wissen wollen, die nie eine Reise machen. Man macht sich, ohne sie zu tadeln, über die Reisenden lustig, die einen Vogel, der vorbeikommt, einen fliegenden Fisch, einen Fischzug, die festgestellten geographischen Örter, die bezeichneten Untiefen als große Ereignisse feiern. Man verlangt wissenschaftliche Tatsachen, von denen niemand etwas versteht, und die darum wie alles, was tief, geheimnisvoll und unbegreiflich ist, einen besondern Zauber ausüben. Der Abonnent lacht, er ist zufrieden. Was die Romane angeht, so gibt es in der Welt niemanden, der so viel Romane verschlingt, wie Florine; sie gibt mir den Inhalt an und nach dem, was sie mir sagt, schmiere ich meinen Artikel. Wenn sie von dem, was sie die Schriftstellerphrasen nennt, gelangweilt worden ist, kommt mir das Buch beachtenswert vor, und ich lasse den Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

noch um ein Exemplar ersuchen; der freut sich, daß er einen günstigen Artikel haben soll, und schickt es gerne." „Mein Gott! aber die Kritik, die heilige Kritik!" rief Lucien, der noch voll von den Anschauungen seines Zirkels war. „Mein Lieber," sagte Lousteau, „die Kritik ist eine Bürste, die man bei leichten Stoffen nicht verwenden darf, weil sie da alles wegnähme. Hören Sie, reden wir von etwas anderem. Sehen Sie die Tinte hier?" fragte er und zeigte ihm das Manuskript der ‚Margueriten'. „Ich habe mit ein wenig Tinte Ihren Bindfaden mit dem Papier verbunden. Wenn Dauriat Ihr Manuskript liest, wird es ihm sicher unmöglich sein, die Schnur wieder genau so anzubringen. Ihr Manuskript ist also so gut wie versiegelt. Das ist nicht unnütz für die Erfahrung, die Sie machen wollen. Und dabei vergessen Sie nicht, daß Sie nicht allein und ohne Gönner zu diesem Verleger kommen, wie die kleinen jungen Leute, die zu zehn Verlegern gehen, ehe sie einen finden, der ihnen einen Stuhl anbietet ..."

Lucien hatte die Wahrheit dieser Bemerkung schon kennen gelernt. Lousteau zahlte den Kutscher, indem er ihm drei Franken gab, zur großen Verblüffung Luciens, der über die Verschwendung, die solcher Not gefolgt, erstaunt war. Alsdann traten die beiden Freunde in die Galeries de bois, in denen sich damals die Verlagsbuchhandlung befand. In jener Zeit bildeten die Galeries de bois eine der bemerkenswertesten Sehenswürdigkeiten von Paris. Es ist nicht ohne Wert, diesen gemeinen Basar zu schildern, denn er hat sechsunddreißig Jahre lang im Pariser Leben eine so große Rolle gespielt, daß es wenig Menschen, die über vierzig Jahre alt sind, gibt, denen diese Beschreibung, die für unsere jungen Leute unglaublich sein wird, nicht Vergnügen machte. An der Stelle der kalten, hohen und breiten Galerie d'Orléans, die eine Art Gewächshaus ohne Blumen war, standen Baracken oder, um

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

genauer zu sein, Bretterhütten; sie hatten eine schlechte Bedachung, waren klein; auf den Hof und auf den Garten gingen elende Fenster, wie man sie kläglicher kaum in den schmutzigsten Kneipen der Pariser Außenbezirke findet. Drei Reihen Buden bildeten so zwei Galerien, die ungefähr zwölf Fuß hoch waren. Die in der Mitte gelegenen Buden gingen nach beiden Galerien, deren Atmosphäre ihnen eine verpestete Luft lieferte und deren Dach durch die immer schmutzigen Scheiben wenig Licht hindurchließ. Es strömten so viele Menschen in diese Galerien, daß diese engen Zellen, von denen manche nur sechs Fuß breit und acht bis zehn Fuß lang waren, bis zu tausend Taler Miete kosteten. Die Buden waren durch kleine grüne Laubengänge geschützt, vielleicht, um die Menge zu verhindern, durch ihr Gedränge die elenden dünnen Wände einzudrücken, die die Magazine nach hinten abschlossen. Dort also befand sich ein Raum von zwei oder drei Fuß, auf dem die absonderlichsten Erzeugnisse einer Botanik wuchsen, von der die Wissenschaft nichts weiß, und dazwischen befanden sich die Erzeugnisse verschiedener, nicht weniger blühender Industrien. Makulatur lag dicht neben einem Rosenstock, so daß die Blüten der Rhetorik von den verkümmerten Blüten dieses schlecht gepflegten, wenn schon mit stinkenden Abfällen gedüngten Gartens umduftet waren. In den Zweigen blühten Bänder in allen Farben oder Buchhändlerprospekte. Die Abfälle der Mode erstickten das Pflanzenleben: man konnte einen Knäuel Bänder auf grünem Rasen finden, und es konnte einem geschehen, daß man eine Dalie zu bewundern glaubte, bis man bei näherem Zugreifen merkte, daß es eine seidene Schleife war. An diesem abenteuerlichen Basar war auf beiden Seiten, nach dem Hof und nach dem Garten zu, alles Absonderliche zu finden, was der Pariser Schmutz hervorgebracht hat: der Maueranstrich war herunter-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gespült, der Verputz war ausgeflickt, es gab absonderliche Schilder zu lesen. Nach dem Garten und nach dem Hofe zu beschmutzte das Pariser Publikum die kleinen grünen Laubengänge in der abscheulichsten Weise. Ein ekelhafter und widerwärtiger Streifen auf beiden Seiten schien also empfindlichen Leuten zu verbieten, sich den Galerien zu nähern; aber die empfindlichen Leute wichen ebensowenig vor diesen Schrecknissen zurück, wie die Prinzen in den Märchen vor den Drachen und den Hindernissen zurückweichen, die ein böser Geist zwischen sie und die Prinzessinnen stellt. Durch diese Galerien ging wie heutzutage eine Passage, zu der man wie heutzutage durch die beiden Säulenhallen gelangte, die vor der Revolution begonnen und aus Mangel an Geld nicht fertig gemacht wurden. Die schöne Steingalerie, die zum Théâtre Français führt, bildete damals eine enge Passage, die unverhältnismäßig hoch und so schlecht gedeckt war, daß es dort oft hineinregnete. Man nannte sie Glasgalerie, um sie von den Galeries de bois, den Holzgalerien, zu unterscheiden. Die Dächer dieser Höhlen waren übrigens alle in so schlechtem Zustand, daß das Haus Orléans einen Prozeß mit einem berühmten Kaschmir- und Seidenstoffhändler hatte, dem Waren in hohem Wert in einer Nacht verdorben worden waren. Der Kaufmann gewann den Prozeß. An manchen Stellen diente ein geteertes Zelttuch als Dach. Der Boden der Glasgalerie, in der Chevet den Grund zu seinem Vermögen legte, und der der Holzgalerien war der natürliche Boden von Paris, vermehrt um den künstlichen Boden, den die Stiefel und Schuhe des Publikums hineinbrachten. Zu jeder Zeit stießen die Füße an Berge und Täler von hartgewordenem Straßenkot, den die Kaufleute unaufhörlich hinausfegten, und Fremde mußten sich erst daran gewöhnen, wenn sie dort gingen.

Diese widerwärtige Anhäufung von Kotstücken, diese Fenster, die vom Regen und vom Staub eingeschmutzt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

waren, diese niedrigen, außen mit Lumpen bedeckten Hütten, der Schmutz des begonnenen Mauerwerks, dieses Ganze, das wie ein Zigeunerlager aussah, Jahrmarktsbuden, provisorische Gerüste, mit denen man in Paris die Denkmäler umgibt, die man nicht baut, dieses Zerrbild paßte ausgezeichnet zu den verschiedenen Geschäften, die in Massen unter diesem schamlosen, frechen Schirmdach betrieben wurden. Mitten unter dem ausgelassenen Treiben und der tollen Lustigkeit sind dort von der Revolution von 1789 an bis zur Revolution von 1830 die wichtigsten Dinge vor sich gegangen. Zwanzig Jahre lang war die Börse gegenüber im Parterre des Palais. So wurde dort die öffentliche Meinung und der Ruhm gemacht und zunichte gemacht, ebenso wie die politischen und die Geldgeschäfte. Man gab sich vor und nach der Börse in diesen Galerien ein Rendezvous. Das Paris der Bankiers und der Großkaufleute füllte oft den ganzen Hof des Palais Royal und strömte, wenn es regnete, unter dieses Obdach. Es lag in der Natur dieses Baues, der, man weiß nicht wie, an diesem Ort erwachsen war, daß er außerordentlich dröhnend war. Es schallte nur so vom Gelächter. Wenn es am einen Ende einen Streit gab, wußte man am andern, um was es sich handelte. Es gab da nur Buchhändler, Poesie, Politik und Prosa, Modistinnen und schließlich Freudenmädchen, die nur abends kamen. Da blühten die Neuigkeiten und die Bücher, junger und alter Ruhm, die Verschwörungen der Tribüne und die Lügen der Verleger. Dort wurden dem Publikum, das sich darauf versteifte, sie nur da zu kaufen, die Neuerscheinungen verkauft. Dort sind an einem einzigen Abend mehrere tausend Exemplare eines Pamphlets von Paul Louis Courier oder der ‚Abenteuer der Tochter eines Königs' verkauft worden, die der erste Schlag waren, den das Haus Orléans gegen die Charte Ludwigs XVIII. führte. In der Zeit, in der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lucien dort zu sehen war, hatten einige Buden ziemlich elegante Schaufenster; aber diese Buden gehörten zu den Reihen, die auf den Garten oder den Hof gingen. Bis zu dem Tag, an dem diese seltsame Ansiedlung unter dem Hammer des Architekten Fontaine zertrümmert wurde, waren die zwischen den beiden Galerien gelegenen Buden ganz offen und wurden, wie die Jahrmarktsbuden in der Provinz, von Pfeilern gestützt; so konnte man über die Waren oder die Glastüren hinweg auf beide Galerien sehen. Da es unmöglich war, dort Feuer zu machen, hatten die Kaufleute nur Fußwärmer und hatten selbst eine Feuerwehr gebildet, denn eine Unvorsichtigkeit konnte in einer Viertelstunde diese Ansammlung von Brettern in Flammen aufgehen lassen, die von der Sonne ausgetrocknet und mit Gaze, Musselin und Papier angefüllt waren. Die Buden der Modistinnen waren voller unglaublicher Hüte, die weniger zum Verkauf als zur Schaustellung da zu sein schienen, zu Hunderten an Haubenstöcken hingen und die Galerien mit ihren tausend Farben beflaggten. Zwanzig Jahre hindurch haben sich alle Vorbeigehenden gefragt, auf welchen Köpfen diese eingestaubten Hüte ihre Laufbahn vollendeten. Putzmacherinnen, die im allgemeinen häßlich, aber keck waren, riefen den Frauen mit zudringlichen Worten nach der Gewohnheit und in der Sprache der Markthalle zu. Eine Modistin, deren Zunge ebenso lose war, wie ihre Augen immer in Bewegung waren, stand auf einer Fußbank und rief den Passanten unaufhörlich zu: ‚Kaufen Sie sich einen hübschen Hut, Madame! — Kaufen Sie mir doch etwas ab!' Ihr reicher und malerischer Wortschatz wurde durch ihren Tonfall, ihre Blicke und ihre kritischen Bemerkungen über die Vorübergehenden noch mannigfaltiger. Die Buchhändler und die Modistinnen lebten in gutem Einvernehmen. In der Passage, die so stolz den Namen Glasgalerie führte, fanden sich die sonder-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

barsten Gewerbe. Dort hatten sich die Bauchredner, die Marktschreier aller Art niedergelassen, die Buden, in denen man nichts sieht und die, in denen einem die ganze Welt gezeigt wird. Dort hat sich zum erstenmal ein Mann etabliert, der dann auf allen Märkten zu sehen war und dabei sieben- oder achthunderttausend Franken verdient hat. Er hatte als Wahrzeichen eine Sonne, die sich in einem schwarzen Rahmen drehte, um den in roter Schrift die leuchtenden Worte standen: ‚Hier sieht man, was Gott nicht sehen kann. Preis zwei Sous.' Der Ausrufer ließ nie eine Person allein hinein, und nie mehr als zwei. War man eingetreten, so stand man mit der Nase dicht vor einem großen Spiegel. Plötzlich erschallte eine Stimme, die den Berliner Hoffmann in Schrecken gesetzt hätte, denn sie klang wie ein Automat, dessen Feder abschnurrt: ‚Meine Herren, Sie sehen hier, was in aller Ewigkeit Gott nicht sehen kann, nämlich Ihr Ebenbild. Gott hat kein Ebenbild!' Die Leute gingen dann beschämt hinaus, ohne ihre Torheit einzugestehen. Aus allen kleinen Türen hörte man ähnliche Stimmen, die Panoramen, Ansichten von Konstantinopel, Marionettenspiele, schachspielende Automaten, Hunde, die die schönste Frau herausfinden konnten, anpriesen. Der Bauchredner Fitz-James ist hier im Café Borel aufgetreten, bevor er nach Montmartre ging, sich den Studenten des Polytechnikums anschloß und dort starb. Es gab dort Obst- und Blumenfrauen und einen berühmten Schneider, dessen Uniformstickereien am Abend wie Sonnen glänzten. Am Vormittag bis gegen zwei Uhr nachmittags war es in den Holzgalerien still, düster und verlassen. Die Handeltreibenden plauderten miteinander, als ob sie bei sich zu Hause wären. Das Rendezvous, das sich die Bevölkerung von Paris dort gegeben hatte, begann erst gegen drei Uhr, zur Börsenzeit. Sowie die Menge kam, machten sich die jungen Leute, die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nach Literatur dürsteten und kein Geld hatten, an den Ständen der Buchhändler an das unentgeltliche Lesen. Die Gehilfen, die über die ausgestellten Bücher zu wachen hatten, waren freundlich genug, die armen Leute die Seiten umdrehen zu lassen. Ein Duodezband von zweihundert Seiten, wie Smarra, Peter Schlemihl, Jean Sbogar, Jocko, war in zwei Sitzungen verschlungen. In dieser Zeit gab es noch keine Lesekabinette, wenn man ein Buch lesen wollte, mußte man es kaufen; daher wurden damals die Romane in einer Anzahl verkauft, die heutzutage fabelhaft schiene. Es war also in diesem Almosen, das man der jungen gierigen und armen Intelligenz schenkte, etwas echt Französisches. Die Poesie dieses schrecklichen Basars setzte mit dem Beginn des Abends ein. Von allen umliegenden Straßen kamen eine große Zahl Freudenmädchen, die dort unentgeltlich auf und ab gehen durften. Von allen Ecken von Paris eilten sie herbei, um ‚im Palais zu arbeiten'. Die Steingalerien gehörten privilegierten Häusern, die für das Recht, wie Prinzessinnen gekleidete Geschöpfe zwischen dem oder jenem Säulenbogen und auf dem entsprechenden Platz im Garten auszustellen, bezahlen mußten, während die Holzgalerien für die Prostitution ein öffentliches Gebiet waren, das ‚Palais' par excellence, denn unter dem Wort verstand man damals den Tempel der Prostitution. Ein Weib konnte dahin kommen, in Begleitung ihres Opfers wieder gehen und ihn hinführen, wohin sie wollte. Diese Weiber lockten also am Abend eine so beträchtliche Menschenmenge in die Holzgalerien, daß man wie in der Prozession oder auf einem Maskenball Schritt für Schritt gehen mußte. Diese Langsamkeit, die keinen Menschen störte, diente zur Besichtigung. Diese Weiber hatten eine Kleidung, die es heute nicht mehr gibt. Die Art, wie sie bis zur Mitte des Rückens und auch vorn sehr tief ausgeschnitten waren,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihre unglaublichen Haartrachten, mit denen jede den Blick auf sich lenken wollte, die eine mit der hohen Haube der Frauen von Caux, die andere auf spanische Art; die dritte mit Locken wie ein Pudel, die vierte glatt gescheitelt; ihre Beine, die von weißen Strümpfen umschlossen waren, und die sie bei jeder Gelegenheit, aber nie zur Unzeit zeigten: diese ganze verruchte Poesie ist verloren gegangen. Die Frechheit der Fragen und Antworten, dieser ganze öffentliche Zynismus, der zu dem Ort paßte, findet sich nicht mehr, weder auf dem Maskenball noch auf den berühmten Bällen, die heutzutage abgehalten werden. Es war schrecklich und lustig. Das leuchtende Fleisch der Schultern und des Halses funkelte aus den fast immer dunklen Anzügen der Männer heraus und brachte die prächtigsten Gegensätze hervor. Das Durcheinander der Stimmen und das Geräusch der vielen Tritte klang schon in der Mitte des Gartens wie ein dumpfer Lärm, wie ein Baß, der die Begleitung abgab für das Lachen der Mädchen oder das Geschrei irgendeines Händels. Angesehene Personen, hervorragende Männer mußten dort mit Menschen mit Galgengesichtern in körperliche Berührung kommen. Diese unglaublichen Zusammenkünfte übten selbst auf die kühlsten Naturen einen unwiderstehlichen Reiz aus. Und so ist denn auch ganz Paris bis zum letzten Augenblick hingegangen; es ist auf den Holzbrettern auf und ab gegangen, die der Architekt, solange er die Keller baute, darüber gelegt hatte. Der Untergang dieser abscheulichen hölzernen Anlage ist überaus und einmütig beklagt worden.

Der Buchhändler Ladvocat hatte sich seit einigen Tagen in dem Winkel der Passage, der diese Galerien in der Mitte teilte, vor Dauriat niedergelassen, diesem heute vergessenen kühnen jungen Mann, der den Weg urbar machte, auf dem seitdem sein Konkurrent zu großem Vermögen gekommen ist. Die Bude Dauriats befand sich in einer der Reihen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die auf den Garten gingen, und die Ladvocats ging auf den Hof. Die Bude Dauriats war in zwei Teile geteilt, deren einer sein Buchhandelslager, während der andere sein Kontor war. Lucien, der zum erstenmal am Abend hinkam, war über den Anblick erstaunt, dem die Provinzialen und die jungen Leute nicht widerstehen konnten. Er verlor bald seinen Führer.

„Wenn du so schön wärst wie der junge Mann, dürftest du mich lieben," sagte ein Mädchen zu einem alten Mann und deutete dabei auf Lucien.

Lucien wurde rot wie ein junges Mädchen und folgte dem Strom in einem Zustand von Starrheit und Aufregung, der schwer zu beschreiben wäre. Die Blicke der Weiber forderten ihn heraus, die weiße Rundung der Schultern, die verlockenden Halsausschnitte blendeten ihn, er klammerte sich an sein Manuskript und drückte es an sich, damit es ihm nicht gestohlen würde — der Unschuldige!

„Mein Herr!" rief er, als er einen Arm nach seinem greifen fühlte und glaubte, irgendein Schriftsteller hätte ihm seine Gedichte stehlen wollen.

Er erkannte seinen Freund Lousteau, der zu ihm sagte: „Ich dachte mir wohl, daß Sie hier vorbeikommen müßten."

Der Dichter stand an der Ladentür und Lousteau führte ihn in den Laden, der mit Menschen voll war, die den Pascha der Buchhandlung sprechen wollten. Drucker, Papierlieferanten und Zeichner standen um Gehilfen herum und befragten sie über die Geschäfte, die sie interessierten, oder standen in Gedanken.

„Halt, da ist Finot, der Chef meines Blattes; er plaudert mit einem talentvollen jungen Mann, Félicien Vernou, einem kleinen Schlingel, der so gefährlich ist wie eine geheime Krankheit." „Nun," sagte Finot, der mit Vernou auf Lousteau zutrat, „du hast eine Premiere. Ich habe über die Loge verfügt." „Du hast sie Braulard verkauft?"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihre unglaublichen Haartrachten, mit denen jede den Blick auf sich lenken wollte, die eine mit der hohen Haube der Frauen von Caux, die andere auf spanische Art; die dritte mit Locken wie ein Pudel, die vierte glatt gescheitelt; ihre Beine, die von weißen Strümpfen umschlossen waren, und die sie bei jeder Gelegenheit, aber nie zur Unzeit zeigten: diese ganze verruchte Poesie ist verloren gegangen. Die Frechheit der Fragen und Antworten, dieser ganze öffentliche Zynismus, der zu dem Ort paßte, findet sich nicht mehr, weder auf dem Maskenball noch auf den berühmten Bällen, die heutzutage abgehalten werden. Es war schrecklich und lustig. Das leuchtende Fleisch der Schultern und des Halses funkelte aus den fast immer dunklen Anzügen der Männer heraus und brachte die prächtigsten Gegensätze hervor. Das Durcheinander der Stimmen und das Geräusch der vielen Tritte klang schon in der Mitte des Gartens wie ein dumpfer Lärm, wie ein Baß, der die Begleitung abgab für das Lachen der Mädchen oder das Geschrei irgendeines Händels. Angesehene Personen, hervorragende Männer mußten dort mit Menschen mit Galgengesichtern in körperliche Berührung kommen. Diese unglaublichen Zusammenkünfte übten selbst auf die kühlsten Naturen einen unwiderstehlichen Reiz aus. Und so ist denn auch ganz Paris bis zum letzten Augenblick hingegangen; es ist auf den Holzbrettern auf und ab gegangen, die der Architekt, solange er die Keller baute, darüber gelegt hatte. Der Untergang dieser abscheulichen hölzernen Anlage ist überaus und einmütig beklagt worden.

Der Buchhändler Ladvocat hatte sich seit einigen Tagen in dem Winkel der Passage, der diese Galerien in der Mitte teilte, vor Dauriat niedergelassen, diesem heute vergessenen kühnen jungen Mann, der den Weg urbar machte, auf dem seitdem sein Konkurrent zu großem Vermögen gekommen ist. Die Bude Dauriats befand sich in einer der Reihen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die auf den Garten gingen, und die Ladvocats ging auf den Hof. Die Bude Dauriats war in zwei Teile geteilt, deren einer sein Buchhandelslager, während der andere sein Kontor war. Lucien, der zum erstenmal am Abend hinkam, war über den Anblick erstaunt, dem die Provinzialen und die jungen Leute nicht widerstehen konnten. Er verlor bald seinen Führer.

„Wenn du so schön wärst wie der junge Mann, dürftest du mich lieben," sagte ein Mädchen zu einem alten Mann und deutete dabei auf Lucien.

Lucien wurde rot wie ein junges Mädchen und folgte dem Strom in einem Zustand von Starrheit und Aufregung, der schwer zu beschreiben wäre. Die Blicke der Weiber forderten ihn heraus, die weiße Rundung der Schultern, die verlockenden Halsausschnitte blendeten ihn, er klammerte sich an sein Manuskript und drückte es an sich, damit es ihm nicht gestohlen würde — der Unschuldige!

„Mein Herr!" rief er, als er einen Arm nach seinem greifen fühlte und glaubte, irgendein Schriftsteller hätte ihm seine Gedichte stehlen wollen.

Er erkannte seinen Freund Lousteau, der zu ihm sagte: „Ich dachte mir wohl, daß Sie hier vorbeikommen müßten."

Der Dichter stand an der Ladentür und Lousteau führte ihn in den Laden, der mit Menschen voll war, die den Pascha der Buchhandlung sprechen wollten. Drucker, Papierlieferanten und Zeichner standen um Gehilfen herum und befragten sie über die Geschäfte, die sie interessierten, oder standen in Gedanken.

„Halt, da ist Finot, der Chef meines Blattes; er plaudert mit einem talentvollen jungen Mann, Félicien Vernou, einem kleinen Schlingel, der so gefährlich ist wie eine geheime Krankheit." „Nun," sagte Finot, der mit Vernou auf Lousteau zutrat, „du hast eine Premiere. Ich habe über die Loge verfügt." „Du hast sie Braulard verkauft?"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Was macht's? Du bekommst schon einen Platz. Was willst du von Dauriat? Ach, daß ich's nicht vergesse! Es ist abgemacht, daß wir Paul de Kock stark loben, Dauriat hat zweihundert Exemplare genommen, und Victor Ducange lehnt ab, einen Roman für ihn zu schreiben. Dauriat sagt, er will einen neuen Autor im selben Genre kreieren. Du wirst Paul de Kock über Ducange stellen." „Aber ich habe mit Ducange zusammen ein Stück an der Gaieté," sagte Lousteau. „Was macht's? Du sagst ihm, der Artikel sei von mir, und er sei ganz wild gewesen, du aber hättest ihn gemildert, dann ist er dir Dank schuldig." „Könntest du mir nicht diesen kleinen Wechsel über hundert Franken von Dauriats Kassier diskontieren lassen?" fragte Etienne Finot. „Du weißt, wir soupieren zusammen zur Einweihung der neuen Wohnung Florines." „Richtig, ja, du hältst uns frei," sagte Finot und machte ein Gesicht, als ob er sich erst besinnen müßte. „Ach, Gabusson," sagte er, nahm Barbets Wechsel und überreichte ihn dem Kassier, „geben Sie dem Herrn für mich neunzig Franken. — Giriere den Wechsel, mein Bester."

Lousteau nahm die Feder des Kassiers, während dieser das Geld aufzählte, und schrieb seinen Namen auf den Wechsel. Lucien war ganz Auge und Ohr und verlor keine Silbe von diesem Gespräch.

„Das ist noch nicht alles, lieber Freund, ich sage nicht danke schön, wir müssen einander in allem beistehen. Ich muß den Herrn hier mit Dauriat bekannt machen, und du mußt ihn dazu bringen, daß er uns Gehör schenkt." „Um was handelt es sich?" fragte Finot. „Um eine Gedichtsammlung," antwortete Lucien. „Oh!" sagte Finot und trat zurück. „Der Herr", sagte Vernou mit einem Blick auf Lucien, „hat noch nicht lange mit Verlegern zu tun, sonst hätte er sein Manuskript schon im entlegensten Winkel seiner Wohnung vergraben."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In diesem Augenblick trat ein schöner junger Mann, Emile Blondet, der im Journal des Débats mit Artikeln debütiert hatte, die großes Aufsehen gemacht hatten, herein, gab Finot und Lousteau die Hand und grüßte Vernou oberflächlich.

„Komm mit uns zum Souper, um Mitternacht, bei Florine," sagte Lousteau zu ihm. „Ich bin dabei," antwortete der junge Mann; „aber wer wird alles da sein?" „Oh!" erwiderte Lousteau, „da sind Florine und der Drogist Matifat, Bruel, der Dramatiker, der Florine zu ihrem Debüt eine Rolle gegeben hat; ein altes Kerlchen, Vater Cardot und sein Schwiegersohn Camusot; ferner Finot ..." „Bist du mit deinem Drogisten zufrieden?" „Er wird uns keine Drogen vorsetzen," erwiderte Lucien. „Der Herr ist sehr witzig," sagte Blondet ganz ernst und sah Lucien an. „Er wird auch an dem Souper teilnehmen, Lousteau?" „Ja." „Es wird lustig werden."

Lucien war bis hinter die Ohren errötet.

„Dauert es noch lange, Dauriat?" fragte Blondet und klopfte an die Scheibe, hinter der Dauriat an seinem Schreibtisch saß. „Ich stehe zur Verfügung, lieber Freund." „Schön," sagte Lousteau zu seinem Schützling. „Der junge Mann, der fast ebenso jung ist wie Sie, ist an den ‚Débats'. Er ist einer der Fürsten der Kritik: er ist gefürchtet, Dauriat wird ihm schmeicheln, und dann können wir dem Pascha der Vignetten und der Druckerschwärze von unserm Geschäft sprechen; sonst kämen wir um elf Uhr noch nicht an die Reihe. Die Zahl der Wartenden wird immer größer."

Lucien und Lousteau traten jetzt nahe an Blondet, Finot und Vernou heran und bildeten unmittelbar vor dem Eingang zu Dauriats Kontor eine geschlossene Gruppe.

„Womit ist er beschäftigt?" fragte Blondet Gabusson, den ersten Gehilfen, der aufstand, um ihn zu begrüßen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Er kauft eine Wochenschrift, die er wieder in Schwung bringen will, um sie dem Einfluß der ‚Minerva', die zu ausschließlich Eymery dient, und dem ‚Conservateur', der zu blind den Romantikern dient, entgegenzustellen." „Wird er gut zahlen?" „Wie immer . . . zuviel!" erwiderte der Kassier.

In diesem Augenblick trat ein junger Mann herein, von dem eben ein vorzüglicher Roman erschienen war, der schnellen Absatz und den schönsten Erfolg gefunden hatte, ein Roman, dessen zweite Auflage eben für Dauriat gedruckt wurde. Der junge Mann war eine außergewöhnliche und bizarre Erscheinung, die gleich die Künstlernatur verriet, und er fiel Lucien sehr auf.

„Das ist Nathan," sagte Lousteau unserm Provinzdichter ins Ohr.

Nathan trat trotz dem Ausdruck wilden Stolzes in seinem damals noch ganz jugendlichen Gesicht an die Journalisten mit gezogenem Hut heran und stand fast demütig vor Blondet, den er bis jetzt nur vom Sehen kannte. Blondet und Finot behielten ihre Hüte auf dem Kopf.

„Ich bin glücklich über die Gelegenheit, die mir der Zufall verschafft . . ." „Er ist so verlegen, daß er in Pleonasmen spricht," sagte Félicien zu Lousteau. „. . . Ihnen meine Dankbarkeit für den schönen Artikel auszusprechen, den Sie so freundlich waren, im Journal des Débats über mich zu schreiben. Mein Buch verdankt Ihnen die Hälfte seines Erfolgs." „Nein, mein Lieber, nein," sagte Blondet mit gutmütiger Gönnermiene. „Hol mich der Teufel! Sie haben Talent, und ich freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen." „Da Ihr Artikel schon erschienen ist, kann es ja nicht aussehen, als ob ich dem Mächtigen schmeicheln wollte; wir können also ungeniert zueinander sein. Wollen Sie mir die Ehre und das Vergnügen machen, morgen mit mir zu essen? Finot wird dabei sein. — Lousteau, alter

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Freund, du sagst nicht nein," fügte Nathan hinzu und schüttelte Etienne die Hand. — „Ah, Sie sind auf einem schönen Wege," sagte er wieder zu Blondet, „Sie sind der Erbe der Dussault, der Fiévée, der Geoffroy! Hoffmann hat über Sie mit Claude Vignon, seinem Schüler, der mein Freund ist, gesprochen und hat zu ihm gesagt, er könne ruhig sterben, da für die Existenz des Journal des Débats gesorgt sei. Man muß Ihnen ein riesiges Honorar zahlen?" „Hundert Franken für die Spalte," sagte Blondet. „Der Preis ist nicht hoch, wenn man genötigt ist, Bücher zu besprechen, davon hundert zu lesen, bis man eins findet, mit dem man sich beschäftigt, wie das Ihre. Auf Ehre, Ihr Werk hat mir Vergnügen gemacht." „Und hat ihm fünfzehnhundert Franken eingebracht," sagte Lousteau zu Lucien. „Sie beschäftigen sich auch mit Politik?" fing Nathan wieder an. „O ja, hie und da," erwiderte Blondet.

Lucien, der sich hier wie ein Embryo vorkam, hatte das Buch Nathans bewundert, er verehrte den Verfasser wie einen Gott, und er war aufs höchste verblüfft über diese Kriecherei vor einem Kritiker, von dessen Namen und Bedeutung er nichts wußte.

‚Werde ich mich je so benehmen? Muß man seine ganze Würde aufgeben?' fragte er sich. — ‚Setz doch deinen Hut auf, Nathan! Du hast ein schönes Buch geschrieben und der Kritiker nur einen Artikel.'

Diese Gedanken peitschten ihm das Blut durch die Adern. Er sah in jedem Augenblick schüchterne junge Leute, Schriftsteller, die Geld brauchten, hereintreten, die nach Dauriat fragten, aber wenn sie die Bude voll sahen, daran verzweifelten, zu ihm zu dringen und beim Hinausgehen sagten: ‚Ich werde wiederkommen.' Zwei oder drei Politiker plauderten in einer Gruppe, bei der politische Berühmtheiten standen, von der Einberufung der Kammern und von öffentlichen Angelegenheiten. Die Wochen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schrift, über deren Ankauf Dauriat verhandelte, hatte das Recht, Politik zu treiben. In jener Zeit waren die Tribünen aus bedrucktem Papier selten geworden. Ein Blatt war ein so begehrtes Privileg wie ein Theater. Einer der einflußreichsten Aktionäre des ‚Constitutionnel' befand sich in der Politikergruppe. Lousteau entledigte sich seines Amtes als Cicerone aufs trefflichste. So wuchs Dauriat in Luciens Geist von Satz zu Satz, er sah in diesem Laden Politik und Literatur vereint. Beim Anblick eines hervorragenden Dichters, der in diesem Laden die Muse an einen Journalisten verkuppelte, der die Kunst demütigte, wie das Weib in diesen fluchwürdigen Galerien gedemütigt und prostituiert wurde, empfing unser Provinziale eine furchtbare Lehre. Geld! Das war die Lösung jedes Rätsels. Lucien fühlte sich allein, unbekannt und nur durch den Faden einer zweifelhaften Freundschaft mit dem Erfolg und dem Glück verknüpft. Er klagte seine wirklichen Freunde an, sie hätten ihm die Welt in falschem Lichte gezeigt, sie hätten ihn gehindert, sich mit der Feder in der Hand in dieses Getümmel zu stürzen.

‚Ich wäre schon Blondet!' rief es in seinem Innern.

Lousteau, der droben auf dem Luxembourg wie ein verwundeter Adler gejammert hatte, der ihm so groß erschienen war, hatte nur noch kleine Dimensionen. Hier der Modebuchhändler, der all diese Existenzen möglich machte, schien ihm der wichtige Mann. Der Dichter empfand, als er so mit seinem Manuskript in der Hand dastand, ein quälendes Gefühl, das fast wie Furcht war. In der Mitte des Ladens sah er auf Sockeln von Holz, das wie Marmor bemalt war, Büsten von Byron, von Goethe und von Herrn von Canalis, von dem Dauriat einen Band zu bekommen hoffte, und der an dem Tage, an dem er in diesen Laden träte, mit Augen sehen könnte, wie hoch ihn der Buchhändler stellte. Unwillkürlich sank für Lucien sein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eigener Wert, sein Mut verließ ihn, er gewahrte, wie groß der Einfluß dieses Dauriat auf sein Geschick sein mußte, und erwartete ungeduldig, daß er käme.

„Nun, Kinder," sagte ein kleiner, stämmiger und dicker Mann, dessen Gesicht aussah wie das eines römischen Prokonsuls, wenn er schon in seinen Mienen eine gewisse Gutmütigkeit zur Schau trug, in der sich oberflächliche Leute leicht täuschen konnten, „seht in mir den Besitzer der einzigen Wochenschrift, die feil war, und die zweitausend Abonnenten hat." „Aufschneider! Die Stempelbehörde weiß nur von siebenhundert, und das finde ich auch eine sehr hübsche Zahl," sagte Blondet. „Mein heiligstes Ehrenwort, es sind zwölfhundert. Ich habe zweitausend gesagt," fügte er mit leiser Stimme hinzu, „weil die Papierhändler und die Buchdrucker hier sind. Ich hätte dich für taktvoller gehalten, kleiner Freund," fuhr er mit lauter Stimme fort. „Nehmen Sie Gesellschafter auf?" fragte Finot. „Je nachdem," erwiderte Dauriat. „Willst du dich zu einem Drittel für vierzigtausend Franken beteiligen?" „Könnte schon sein, wenn Ihnen als Mitarbeiter Emile Blondet hier, Claude Vignon, Scribe, Théodore Leclercq, Félicien Vernou, Jay, Jouy, Lousteau ..." „Und warum nicht Lucien von Rubempré?" unterbrach unser Provinzdichter kühn diese Worte Finots. „Und Nathan genehm sind," sagte Finot, ohne darauf zu achten. „Und warum nicht jeder, der Maulaffen feilhält?" sagte der Buchhändler und wandte sich stirnrunzelnd an den Verfasser der ‚Margueriten'. „Mit wem habe ich die Ehre?" fragte er und blickte dabei Lucien herausfordernd an. „Einen Augenblick, Dauriat," antwortete Lousteau. „Ich habe den Herrn hierher gebracht. Während Finot Ihren Vorschlag überlegt, hören Sie mich an."

Lucien brach der Schweiß im Rücken aus, als er die kalte, mißvergnügte Miene dieses gefürchteten Literatur-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

paschas sah, der Finot duzte, während Finot zu ihm ‚Sie' sagte, der den gefürchteten Blondet ‚kleiner Freund' nannte, der mit königlicher Gebärde Nathan die Hand hingestreckt und ihm vertraulich zugenickt hatte.

„Ein neues Geschäft, Kleiner?" rief Dauriat; „aber du weißt, ich habe elfhundert Manuskripte! — Ja, mein Herr," rief er, „man hat mir elfhundert Manuskripte angeboten, fragen Sie Gabusson! Ich muß mir schließlich ein eigenes Bureau für die Verwaltung der Manuskripte anschaffen und muß mir ein Personal halten, das die Manuskripte liest und prüft; es werden Sitzungen abgehalten werden, für die ich Präsenzgelder zahlen muß, in denen über Wert und Unwert abgestimmt wird, und ein ständiger Sekretär wird mir Bericht erstatten. Das wird eine Filiale der Akademie, und die Akademiker werden in den Holzgalerien besser bezahlt werden, als im Institut." „Das ist eine Idee," sagte Blondet. „Eine schlechte Idee," erwiderte Dauriat. „Es ist nicht mein Geschäft, mich mit den Ausgeburten solcher Literaten abzugeben, die zur Literatur gehen, weil sie keine Kapitalisten und keine Schuhmacher, Feldwebel, Bediente, Verwalter oder Türsteher sein können! Hier soll nur eintreten, wessen Ruhm fertig ist! Werdet berühmt, und ihr findet bei mir Ströme von Gold. Da habe ich in den letzten zwei Jahren drei große Männer gemacht, und was habe ich nun? Drei Undankbare! Nathan will für die zweite Auflage seines Buches sechstausend Franken haben, und dabei hat es mich dreitausend Franken für Artikel gekostet und hat mir keine tausend eingebracht. Für die zwei Artikel von Blondet habe ich tausend Franken bezahlt und ein Diner gegeben, das mich fünfhundert Franken gekostet hat ..." „Aber, werter Herr, wenn alle Buchhändler dasselbe sagten, wie Sie, wie könnte man dann ein erstes Buch herausgeben?" fragte Lucien, in dessen Augen Blondet sehr an

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wert verlor, als er hörte, welche Summe Dauriat für die Artikel in den ‚Débats' gezahlt hatte. „Das kümmert mich nicht," antwortete Dauriat und schleuderte dem schönen Lucien, der ihn freundlich ansah, einen tödlichen Blick zu. „Ich gebe ein Buch nicht zu meinem Vergnügen heraus, ich will nicht zweitausend Franken riskieren, um zweitausend zu gewinnen; ich will in der Literatur spekulieren: ich veröffentliche vierzig Bände in zehntausend Exemplaren, wie es Panckoucke und die Beaudouin machen. Meine Macht und die Artikel, die ich mir verschaffe, bringen ein Geschäft von hunderttausend Talern in derselben Zeit zustande, die man dazu braucht, einen Band für zweitausend Franken zu verkaufen. Es macht ebensoviel Arbeit, einen neuen Namen, einen Autor und sein Buch durchzudrücken, als solche Sammelwerke wie ‚Das Theater des Auslands', ‚Siege und Eroberungen' oder die ‚Memoiren über die Revolution' herauszugeben, die ein Vermögen bedeuten. Ich bin nicht da, um das Sprungbrett künftiger Berühmtheiten zu sein, sondern um Geld zu verdienen und den berühmten Männern davon abzugeben. Das Manuskript, das ich für hunderttausend Franken kaufe, ist weniger teuer als eines, dessen unbekannter Verfasser sechshundert Franken von mir haben will. Wenn ich nicht ganz und gar ein Mäcen bin, jedenfalls habe ich Anspruch auf den Dank der Literatur: ich habe den Preis der Manuskripte schon auf mehr als das Doppelte in die Höhe getrieben. Ich sage Ihnen das alles nur, weil Sie der Freund Lousteaus sind, mein Kleiner," sagte Dauriat zu dem Dichter und klopfte ihm mit empörender Vertraulichkeit auf die Schulter. „Wollte ich mit allen Schriftstellern, die mich zu ihrem Verleger machen möchten, mich unterhalten, dann müßte ich meinen Laden zumachen, denn ich verbrauchte meine ganze Zeit in Gesprächen, die überaus angenehm wären, aber viel zu teuer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Schön, ich werde lesen," sagte Dauriat und machte eine königliche Gebärde, die die ganze Bedeutung dieses Versprechens zeigen sollte. „Wenn deine Sonette auf der Höhe des neunzehnten Jahrhunderts stehen, Kleiner, dann mache ich aus dir einen großen Dichter." „Wenn er so geistvoll ist, wie er schön ist, laufen Sie keine große Gefahr," sagte einer der berühmtesten Kammerredner, der mit einem Redakteur des ‚Constitutionnel' und dem Herausgeber der ‚Minerva' plauderte. „General," antwortete Dauriat, „Ruhm heißt für zwölftausend Franken Artikel und für tausend Taler Diners, fragen Sie den Verfasser des ‚Einsiedler'. Wenn Herr Benjamin Constant über diesen jungen Dichter einen Artikel schreiben will, werde ich mich nicht lange besinnen, das Geschäft abzuschließen."

Bei dem Wort ‚General' und als er den berühmten Benjamin Constant anreden hörte, kam der Laden unserm Provinzialen beinah wie der Olymp vor.

„Lousteau, ich habe mit dir zu sprechen," sagte Finot; „aber ich sehe dich im Theater wieder. — Dauriat, ich mache das Geschäft, aber ich habe Bedingungen. Gehen wir in Ihr Kontor." „Komm, Kleiner," sagte Dauriat und ließ Finot vor sich eintreten, dabei machte er zu zehn Personen hin, die wartend dastanden, eine Handbewegung, die zeigen sollte, daß er keine Zeit hatte.

Als er schon beinah in der Tür verschwunden war, hielt ihn der ungeduldige Lucien fest.

„Sie behalten mein Manuskript, wann habe ich Antwort?" „Ja, kleiner Dichter, komm doch in drei oder vier Tagen wieder, wir werden sehen."

Lucien wurde von Lousteau fortgezogen, der ihm nicht die Zeit ließ, Vernou oder Blondet oder Raoul Nathan oder den General Foy oder Benjamin Constant zu grüßen, dessen Buch über die Hundert Tage eben erschienen war.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lucien hatte kaum Zeit, den blonden, schlanken Kopf, das längliche Gesicht, die funkelnden Augen, den schöngeformten Mund des Mannes zu sehen, der zwanzig Jahre lang der Potemkin der Frau von Staël gewesen war, und der die Bourbonen bekämpfte, wie er Napoleon bekämpft hatte, und der, über seinen Sieg entsetzt, sterben sollte.

„Was für ein Laden!" rief Lucien, als er neben Lousteau in einem Einspänner saß. „Ins Panorama Dramatique, aber schnell! Du bekommst dreißig Sous für die Fahrt, rief Etienne dem Kutscher zu. — Dauriat ist ein Kerl, der für anderthalb Millionen Franken Bücher jährlich verkauft, er ist so 'ne Art Literaturminister," antwortete Lousteau, dessen Eigenliebe angenehm gekitzelt war, und der sich Lucien überlegen zeigen wollte. „Seine Habgier ist ebenso groß wie die Barbets, aber sie geht ins Große. Dauriat hat Manieren, er kann großmütig sein, aber er ist eitel; sein Geist setzt sich aus allem zusammen, was er um sich sagen hört; sein Laden ist ein berühmter Ort, den man besuchen muß. Man kann sich dort mit den hervorragendsten Leuten der Zeit unterhalten. Ein junger Mann lernt dort, mein Lieber, in einer Stunde mehr, als wenn er zehn Jahre über Büchern schwitzt. Man diskutiert dort über Artikeln, man findet Stoffe, man knüpft mit berühmten oder einflußreichen Leuten an, die nützlich werden können. Wer sich heutzutage durchsetzen will, muß Beziehungen haben. Alles ist Zufall, Sie sehen es. Das Gefährlichste ist, Geist zu haben und ganz allein in seinem Winkel zu sitzen." „Aber wie impertinent er ist!" sagte Lucien. „Bah! Wir machen uns alle über Dauriat lustig," antwortete Etienne. „Wenn man ihn braucht, trampelt er einem auf dem Bauch herum; braucht er das Journal des Débats, dann läßt Emile Blondet ihn tanzen wie einen Kreisel. Oh, wenn Sie in die Literatur kommen, werden Sie von der Art noch vieles sehen! Und was habe

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ich Ihnen gesagt?" „Ja, Sie hatten recht," antwortete Lucien. „Ich habe in diesem Laden noch Grausameres ausgestanden, als ich nach Ihrer Prophezeiung erwartete." „Und warum wollen Sie überhaupt etwas ausstehen? Was uns unser Leben kostet, der Gegenstand, der in langen Nächten der Arbeit unser Hirn müde gemacht hat, all dieses Wandern im Land der Gedanken, das ganze Ergebnis unserer Arbeit, die Schöpfung, der wir Geist und Blut gegeben haben, wird für die Verleger ein gutes oder schlechtes Geschäft. Die Buchhändler verkaufen Ihr Buch oder verkaufen es nicht. Das ist für sie das ganze Problem. Ein Buch stellt ihnen riskiertes Kapital vor. Je schöner das Buch ist, um so weniger Aussichten hat es, verkauft zu werden. Jeder hervorragende Mann erhebt sich über die Massen, sein Erfolg steht also im geraden Verhältnis zu der Zeit, die nötig ist, um das Werk zur Geltung zu bringen. Kein Buchhändler will warten, das Buch von heute muß morgen verkauft werden. Auf Grund dieses Systems lehnen die Verleger die gewichtigen Bücher ab, die der hohen Anerkennung bedürfen und sie nur langsam finden." „D'Arthez hat recht," rief Lucien. „Sie kennen d'Arthez?" sagte Lousteau. „Ich kenne nichts Gefährlicheres als die einsamen Geister, die wie dieser Mann denken, sie könnten die Welt zu sich heraufziehen. Sie verleihen den jungen Phantasten einen fanatischen Glauben, der der starken Kraft, die wir zuerst in uns fühlen, schmeichelt, und so verhindern diese Männer des Nachruhms die jungen Leute, sich in dem Alter zu rühren, wo es möglich und nützlich ist, sich zu regen. Ich bin für Mohammeds System, der, nachdem er dem Berg vergebens befohlen hatte, zu ihm zu kommen, ausgerufen hat: ‚Wenn der Berg nicht zu mir kommt, gehe ich zu ihm!'"

Dieser Ausfall, in dem die Berechnung eine solche Schärfe angenommen hatte, bewirkte nur, daß Lucien

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zwischen dem System der geduldig ertragenen Armut, das sein Zirkel predigte, und der Lehre des Kampfes, die Lousteau ihm auseinandersetzte, schwankte. Daher blieb der Dichter von Angoulême bis zum Boulevard du Temple schweigsam.

Das Panorama Dramatique, das heute nicht mehr steht, war ein reizendes Theater, das gegenüber der Rue Charlot auf dem Boulevard du Temple gelegen war. Zwei Direktionen gingen darin zugrunde, ohne einen einzigen Erfolg zu erlangen, obwohl Vignol, einer von den Schauspielern, die sich in die Erbschaft Potiers geteilt haben, und ebenso Florine, die fünf Jahre später eine so berühmte Schauspielerin wurde, dort zuerst aufgetreten sind. Die Theater sind wie die Menschen dem Schicksal unterworfen. Das Panorama Dramatique mußte die Konkurrenz mit dem Ambigu, der Gaieté, der Porte-Saint-Martin und den Vaudevilletheatern aufnehmen; gegen deren Manöver, die Einschränkungen seiner Konzession und den Mangel an guten Stücken, konnte es sich nicht halten. Die dramatischen Schriftsteller wollten nicht um eines Theaters willen, dessen Aussichten zweifelhaft waren, mit den bestehenden Theatern brechen. Indessen rechnete die Direktion auf das neue Stück, eine Art komischen Melodramas, das ein junger Dramatiker namens du Bruel, der früher mit verschiedenen berühmten Männern zusammengearbeitet hatte, wie er sagte, diesmal allein verfaßt hatte. Dieses Stück war für das erste Auftreten Florines verfaßt, die bis dahin Statistin in der Gaieté gewesen war und seit einem Jahr kleine Rollen gespielt hatte, in denen sie auffiel, ohne es jedoch zu erreichen, daß sie als Schauspielerin engagiert wurde, so daß das Panorama sie der Konkurrentin weggenommen hatte. Coralie, eine andere Schauspielerin, sollte ebenfalls in dem Stück zum erstenmal auftreten. Als die beiden Freunde angelangt waren, war Lucien

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erstaunt über ein Beispiel von der Macht der Presse, das er da sehen sollte.

„Der Herr gehört zu mir," sagte Etienne zu dem Kontrolleur, der sich bis zum Boden verneigte. „Sie werden sehr schwer Plätze finden," sagte der Oberkontrolleur. „Es sind nur noch in der Direktionsloge Plätze frei."

Etienne und Lucien irrten eine Zeitlang in den Gängen herum und verhandelten mit den Schließerinnen.

„Wir wollen auf die Bühne gehen. Wir werden mit dem Direktor sprechen, und er nimmt uns in seine Loge. Überdies stelle ich Sie der Heldin des Abends, Florine, vor."

Auf ein Zeichen Lousteaus nahm der Orchesterportier einen kleinen Schlüssel und öffnete eine Tapetentür. Lucien folgte seinem Freund und kam plötzlich aus dem hellerleuchteten Korridor in die schwarze Höhle, die fast in allen Theatern die Verbindung zwischen dem Zuschauerraum und der Bühne herstellt. Dann stieg unser Provinziale einige feuchte Stufen hinauf und hatte die Bühne vor sich, wo ihn das seltsamste Schauspiel erwartete. Die Enge der Kulissenstützen, die Höhe des Theaters, die Rampenlichter, die, aus der Nähe gesehen, so greulichen Dekorationen, die geschminkten Schauspieler, ihre grotesken und aus so groben Stoffen verfertigten Kostüme, die Theaterarbeiter mit ölglänzenden Westen, die herunterhängenden Schnüre, der Regisseur, der mit dem Hut auf dem Kopf hin und her ging, die Statistinnen, die herumsaßen, die hängenden Hintergründe, die Feuerwehrleute, dieses Ganze von närrischen, traurigen, schmutzigen, schrecklichen, schimmernden Dingen glich so wenig dem, was Lucien von seinem Theaterplatz aus gesehen hatte, daß sein Staunen grenzenlos war. Ein braves und grobgebautes Melodrama namens ‚Bertram' war beinahe zu Ende, ein Stück, das nach einer Tragödie von Maturin verfaßt war, die Nodier, Lord Byron und Walter Scott

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

außerordentlich schätzten, aber es in Paris zu gar keinem Erfolg bringen konnte.

„Lassen Sie meinen Arm nicht los, wenn Sie nicht in eine Versenkung fallen, oder einen Wald auf den Kopf bekommen, oder einen Palast umstürzen, oder an einer Hütte hängen bleiben wollen. — Ist Florine in ihrem Ankleidezimmer, Herzchen?" fragte er eine Schauspielerin, die den Schauspielern auf der Bühne zuhörte, weil sie jeden Augenblick auftreten mußte. „Ja, mein Schatz. Ich danke dir für das, was du über mich gesagt hast. Das ist um so freundlicher von dir, da Florine bei uns engagiert ist." „Paß auf, versäum dein Stichwort nicht, Kleine," sagte Lousteau zu ihr. „Eile dich, hoch mit den Pfötchen! Sag recht schön: ‚Halt, Unglücklicher!', denn es sind heute zweitausend Franken eingekommen."

Der verdutzte Lucien sah, wie die Schauspielerin die Miene ihrer Rolle aufsetzte und hörte dann ihren Schrei: ‚Halt, Unglücklicher!', daß er vor Schreck fast erstarrte. Es war nicht mehr dieselbe Person.

„Das ist also das Theater," sagte er zu Lousteau. „Es ist wie der Laden in den Holzgalerien und wie ein Literaturblatt, es wird überall mit Wasser gekocht," antwortete ihm sein neuer Freund.

Nathan erschien.

„Für wen sind Sie denn hier?" fragte ihn Lousteau. „Ich mache doch, bis ich etwas Besseres finde, die kleinen Theaternotizen in der ‚Gazette'," erwiderte Nathan. „Ach, soupieren Sie doch heute abend mit uns, und behandeln Sie dafür Florine gut," sagte Lousteau zu ihm. „Ganz zu Ihren Diensten," antwortete Nathan. „Sie wissen, sie wohnt jetzt Rue de Bondy." „Wer ist denn der hübsche junge Mann, den du bei dir hast, kleiner Lousteau?" fragte die Schauspielerin, die von der Bühne wieder in die Kulissen kam. „O Liebste, ein großer Dichter, ein Mann,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der einmal berühmt wird. Da Sie beim Souper zusammen sein sollen, Herr Nathan, stelle ich Ihnen Herrn Lucien von Rubempré vor." „Sie haben einen schönen Namen," sagte Raoul zu Lucien. „Lucien! Herr Raoul Nathan," sagte Etienne zu seinem neuen Freund. „Meiner Treu! Herr Nathan, ich habe vor zwei Tagen Ihr Buch gelesen, und ich begreife nicht, wenn man dieses Ihr Buch und Ihre Gedichtsammlung geschrieben hat, daß Sie so ergeben gegen einen Journalisten sind." „Wir wollen Ihr erstes Buch abwarten," antwortete Nathan und lächelte. „Seht, seht! Die Ultras und die Liberalen reichen sich also die Hand?" rief Vernou, als er dieses Trio stehen sah. „Am Vormittag habe ich die Meinungen meines Blattes; aber am Abend denke ich, was ich will: bei Nacht sind alle Journalisten grau." „Etienne," sagte Félicien zu Lousteau, „Finot ist mit mir gekommen, er sucht dich. Und ... da ist er schon." „Wetter noch mal! Gibt es wirklich keinen Platz?" fragte Finot. „Sie haben immer einen in unsern Herzen," sagte die Schauspielerin zu ihm und lächelte ihn holdselig an. „Sieh da! die kleine Florville, du bist also schon von deiner Liebe kuriert. Es hieß, du seiest von einem russischen Fürsten entführt worden." „Entführt man die Frauen heutzutage?" erwiderte Florville, die die Schauspielerin war, die eben ‚Halt, Unglücklicher!' gerufen hatte. „Wir sind zehn Tage in Saint-Mandé geblieben, mein Fürst hat dafür der Direktion eine Entschädigung bezahlt. Der Direktor", fuhr Florville lachend fort, „kann Gott bitten, es sollen viele russische Fürsten kommen, ihre Entschädigungssummen füllten ihm ohne Ausgaben die Kasse." „Und du, Kleine," sagte Finot zu einer hübschen Bäurin, die ihnen zuhörte, „wo hast du denn die Diamanten gestohlen, die du in den Ohren hast? Hast du einen indischen Fürsten geangelt?" „Nein, aber einen englischen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stiefelwichshändler, der schon wieder fort ist! Nicht jede hat wie Florine und Coralie Millionäre, die sich bei sich zu Hause langweilen: die sind glücklich!" „Du versäumst dein Stichwort, Florville," rief Lousteau, „die Wichse deiner Freundin steigt dir in den Kopf." „Wenn du Erfolg haben willst," sagte Nathan zu ihr, „dann darfst du nicht wie eine Furie schreien: ‚Er ist gerettet!'; du mußt vielmehr ganz schlicht hereinkommen, bis an die Rampe treten und dann mit so 'ner gewissen Bruststimme sagen: ‚Er ist gerettet', wie die Pasta ihr ‚O Patria!' im Tancred sagt. — Geh doch!" rief er ihr zu und stieß sie vorwärts. „Zu spät, sie versäumt ihr Stichwort," sagte Vernou. „Was hat sie gemacht? Das Publikum klatscht aus Leibeskräften," sagte Lousteau. „Sie hat sich auf die Knie geworfen und dabei ihren Busen sehen lassen," sagte die Witwe des Wichsfabrikanten, „das ist ihr großes Hilfsmittel." „Der Direktor gibt uns seine Loge, du findest mich da wieder," sagte Finot zu Etienne.

Lousteau führte nunmehr Lucien hinter dem Theater durch das Labyrinth der Kulissen, der Korridore und der Treppen bis in den dritten Stock in ein kleines Zimmer. Nathan und Félicien Vernou hatten sich ihnen angeschlossen.

„Guten Abend! meine Herren," sagte Florine. — „Mein Lieber," sagte sie und wandte sich zu einem stämmigen kleinen Mann, der sich in einen Winkel drückte, „diese Herren gebieten über mein Schicksal, meine Zukunft ist in ihren Händen; aber ich hoffe, wenn Herr Lousteau nichts vergessen hat, sind sie morgen früh unter unserm Tisch ..." „Vor allen Dingen: Sie werden Blondet von den ‚Débats' haben," sagte Etienne zu ihr, „den richtigen Blondet, Blondet in Person, kurz Blondet!" „O mein süßer Lousteau, ich muß dich umarmen," sagte sie und fiel ihm um den Hals.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bei dieser Kundgebung nahm Matifat, das war der stämmige Mann, eine ernsthafte Miene an. Florine war sechzehn Jahre alt und mager. Ihre Schönheit, die vielversprechend war wie eine Knospe, konnte nur den Künstlern gefallen, denen eine Skizze lieber ist als ein fertiges Bild. Diese entzückende Schauspielerin hatte in ihren Zügen die ganze Zartheit, die ihr Wesen ausmacht, und glich damals Goethes Mignon. Matifat, ein reicher Drogist aus der Rue des Lombards, hatte gedacht, eine kleine Boulevardschauspielerin könnte nicht viel kosten; aber in elf Monaten hatte er für Florine sechzigtausend Franken ausgegeben. Nichts kam Lucien erstaunlicher vor, als dieser ehrbare, biedere Kaufmann, der wie ein Säulenheiliger in diesem Verschlag von zehn Fuß im Geviert in einer Ecke saß. Die Kammer war übrigens hübsch tapeziert und mit einem großen Stehspiegel, einem Diwan, zwei Stühlen, einem Teppich, einem Kamin und mehreren Schränken eingerichtet. Eine Kammerfrau zog eben die Schauspielerin als Spanierin an. Das Stück war ein Imbroglio, in dem Florine die Rolle einer Gräfin hatte.

„Dieses Geschöpf wird in fünf Jahren die schönste Schauspielerin von Paris sein," sagte Nathan zu Félicien. „Herzchen," sagte Florine und wandte sich den drei Journalisten zu, „seid morgen recht nett gegen mich; zunächst habe ich für heute nacht Wagen bestellt, denn ihr sollt mir bezecht werden wie zu Fastnacht. Matifat hat Weine angeschafft, oh! Weine, die Ludwigs XVIII. würdig wären, und er hat den Koch des preußischen Gesandten engagiert." „Wir machen uns, wenn wir den Herrn nur sehen, auf Ungewöhnliches gefaßt," sagte Nathan. „Aber er weiß, daß er die gefährlichsten Männer von Paris zu Gast hat," erwiderte Florine.

Matifat sah mit unruhigem Blick nach Lucien, denn die große Schönheit des Jünglings erregte seine Eifersucht.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Aber da ist einer, den ich nicht kenne," sagte Florine und faßte Lucien ins Auge. „Wer von euch hat den Apollo des Belvedere aus Florenz mitgebracht? Der Herr ist reizend wie eine Gestalt von Girodet." „Mein Fräulein," sagte Lousteau, „der Herr ist ein Dichter aus der Provinz, den ich vergessen habe, Ihnen vorzustellen. Sie sind heute abend so schön, daß es unmöglich ist, an die knabenhafte und philiströse Höflichkeit zu denken." „Ist er reich, daß er Gedichte macht?" fragte Florine. „Arm wie Hiob," antwortete Lucien. „Recht verlockend für uns," sagte die Schauspielerin.

Du Bruel, der Verfasser des Stücks, ein kleiner, schlanker junger Mann im Gehrock, der zugleich wie ein Bureaukrat, Grundbesitzer und Börsenmakler aussah, trat plötzlich ein.

„Kleine Florine, Sie können doch hoffentlich Ihre Rolle? Nur keine Gedächtnisschwäche! Bringen Sie die Szene des zweiten Akts gut heraus, beißend, scharf! Sprechen Sie die Stelle: ‚Ich liebe Sie nicht!' wie wir besprochen haben." „Warum übernehmen Sie Rollen, in denen solche Sätze vorkommen?" sagte Matifat zu Florine.

Diese Bemerkung des Drogisten wurde mit allgemeinem Lachen begrüßt.

„Was macht das Ihnen," antwortete sie, „ich sage es doch nicht zu Ihnen, dummer Mensch? — Er quält mich immer mit seinen Albernheiten," fügte sie, zu den Schriftstellern gewandt, hinzu. „So wahr ich ein ehrbares Mädchen bin, ich würde es ihm heimzahlen, wenn mich das nicht ruinieren würde." „Das wäre schon recht, aber wenn Sie das sagen, werden Sie mich ansehen, wie wenn Sie Ihre Rolle lernen, und das macht mir Angst," antwortete der Drogist. „Gut denn, ich werde den kleinen Lousteau ansehen," erwiderte sie.

In den Korridoren ertönte eine Glocke.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Ihr müßt alle fortgehen," sagte Florine, „ich muß meine Rolle überlesen und suchen, sie zu verstehen."

Lucien und Lousteau waren die letzten, die hinausgingen. Lousteau küßte Florine auf die Schulter und Lucien hörte, wie die Schauspielerin sagte:

„Heute abend unmöglich. Das alte Schaf hat seiner Frau gesagt, er ginge aufs Land." „Finden Sie sie hübsch?" fragte Etienne Lucien. „Aber, mein Bester, dieser Matifat..." rief Lucien. „Ach, liebes Kind, Sie kennen das Pariser Leben noch nicht," antwortete Lousteau, „es gibt Notwendigkeiten, denen man sich fügen muß! Es ist geradeso, wie wenn Sie eine verheiratete Frau liebten. Man findet sich darein."

Etienne und Lucien gingen in eine Proszeniumsloge im Parterre, wo sie den Theaterdirektor und Finot vorfanden. Ihnen gegenüber in einer Loge saß Matifat mit einem seiner Freunde namens Camusot, einem Seidenhändler, der der Freund Coralies war; in ihrer Gesellschaft war noch ein würdiger alter Herr, sein Schwiegervater. Die drei wackern Bürgersleute putzten ihre Operngläser und sahen ins Parkett, dessen unruhiges Hin und Her sie lebhaft zu interessieren schien. In den Logen sah man das absonderliche Premierenpublikum: Journalisten und ihre Mätressen, ausgehaltene Frauen und ihre Liebhaber, einige Gewohnheitstheaterbesucher, die an Premieren Gefallen fanden, und Damen aus der vornehmen Gesellschaft, die diese Art Aufregungen lieben. In einer Loge des ersten Rangs saß der Generaldirektor und seine Familie, der du Bruel in einer Finanzverwaltung untergebracht hatte, in der der Vaudeville-Verfasser die Bezüge einer Sinekure genoß. Lucien fiel seit dem Mittagessen von einem Erstaunen ins andere. Das literarische Leben, das ihm seit zwei Monaten so ärmlich und so entbehrungsvoll erschienen, das in Lousteaus Zimmer so gräßlich, in den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Holzgalerien so gedemütigt und zugleich so frech aufgetreten war, zeigte sich ihm jetzt in seltsamer Herrlichkeit und absonderlicher Gestalt. Dieses Gemisch aus Höhen und Tiefen, aus Kompromissen mit dem Gewissen, aus Überlegenheit und Erbärmlichkeit, aus Preisgebung und Genuß, aus Größe und Knechtschaft stumpfte ihn ab, wie einen, der einem unerhörten Schauspiel zusieht.

„Glauben Sie, daß das Stück von du Bruel Ihnen Geld einbringt?" fragte Finot den Direktor. „Das Stück ist ein Intrigenstück, in dem du Bruel uns als Beaumarchais kommen wollte. Das Boulevardpublikum liebt diese Gattung nicht, es will mit Gefühlserregungen und Leidenschaften vollgepfropft werden. Der Witz ist bei ihm nicht beliebt. Alles hängt heute abend von Florine und Coralie ab, die entzückend schön und graziös sind. Diese beiden Mädchen haben sehr kurze Röcke, sie haben einen spanischen Tanz zu tanzen, sie können das Publikum fortreißen. Diese Vorstellung ist ein Spiel mit Würfeln. Wenn die Zeitungen mir im Falle des Erfolgs ein paar gute Artikel schreiben, kann ich hunderttausend Taler verdienen." „Wissen Sie, ich sehe schon, es wird nur ein Achtungserfolg," sagte Finot. „Es ist von den drei benachbarten Theatern eine Intrige gesponnen worden, man wird in jedem Falle zischen; aber ich habe dafür gesorgt, daß diese bösen Absichten vereitelt werden. Ich habe den Claqueurs, die gegen mich hierher geschickt wurden, mehr bezahlt, und sie werden sich bei ihrem Zischen ungeschickt anstellen. Es sind da zwei Kaufleute, von denen jeder, um Coralie und Florine einen Triumph zu verschaffen, hundert Billets genommen hat; sie haben sie solchen Bekannten gegeben, die imstande sind, mit der Intrige fertig zu werden. Die zweimal bezahlte Intrige wird zurückgewiesen, und ein solcher Vorgang bringt das Publikum immer in gute Stimmung." „Zweihundert Billets! Was

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

für prächtige Kerle," rief Finot. „O ja, wenn ich noch zwei hübsche Schauspielerinnen hätte, die so üppig ausgehalten wären wie Florine und Coralie, wäre ich ein gemachter Mann."

Seit zwei Stunden war in Luciens Ohren das Geld der Schlüssel zu allem. Im Theater, im Buchhandel und im Journalismus war nicht von Kunst und nicht von Ruhm die Rede. Diese ewigen Hammerschläge des großen Prägstocks der Münze, die fortwährend ihm auf den Kopf und aufs Herz fielen, zermarterten ihm Sinn und Gemüt. Während das Orchester die Ouvertüre spielte, konnte er sich nicht enthalten, dem Beifallklatschen und dem Zischen des Parterres, das schon in Aufruhr war, die Szenen ruhiger und reiner Poesie entgegenzuhalten, die er bei David in der Druckerei gekostet hatte, wenn sie beide die Wunder der Kunst, die edlen Siege des Geistes, den Ruhm mit weißen Fittichen vor Augen gesehen hatten. Er erinnerte sich an die Abende im Kreis seiner Pariser Freunde, und Tränen traten ihm in die Augen.

„Was haben Sie?" fragte ihn Etienne Lousteau. „Ich sehe die Poesie in einer Pfütze," antwortete er. „Ach, lieber Freund, Sie haben noch Illusionen." „Aber muß man denn vor diesen plumpen Menschen Matifat und Camusot sich beugen und vor ihnen kriechen, wie sich die Schauspielerinnen vor den Journalisten beugen und wir vor den Verlegern?" „Mein Lieber," sagte ihm Etienne ins Ohr und wies auf Finot, „haben Sie nicht gesehen, wie dieser vierschrötige Kerl, der keinen Geist und kein Talent hat, aber geldgierig ist, um jeden Preis zu Vermögen kommen will und geschäftsgewandt ist, mir in Dauriats Laden vierzig Prozent abgenommen hat und dabei noch eine Miene machte, als ob ich ihm zu Dank verpflichtet sei? ... eben der Mann hat Briefe, in denen mehrere angehende Genies für hundert Franken vor ihm auf den Knien liegen."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Herz krampfte sich Lucien vor Ekel zusammen; er erinnerte sich an die Zeichnung: ‚Finot, meine hundert Franken!‘, die er auf der grünen Tapete der Redaktion gesehen hatte.

„Lieber sterben,“ sagte er. „Lieber leben,“ erwiderte Etienne.

Der Vorhang hob sich und der Direktor stand auf und ging hinter die Kulissen, um einige Anordnungen zu treffen.

„Mein Lieber,“ sagte Finot jetzt zu Etienne, „Dauriat hat mir sein Wort gegeben, ich bin mit einem Drittel Miteigentümer des Wochenblatts. Der Vertrag lautet, daß ich dreißigtausend Franken bar einzahle unter der Bedingung, daß ich Chefredakteur und Herausgeber werde. Das ist ein großartiges Geschäft. Blondet hat mir gesagt, daß man gesetzliche Einschränkungen gegen die Presse vorbereitet, nur die schon bestehenden Blätter werden bleiben. In einem halben Jahre braucht man eine Million, um ein neues Blatt zu gründen. Ich habe also abgeschlossen, ohne daß ich mehr als zehntausend Franken besitze. Höre, wenn du es dahin bringst, daß Matifat die Hälfte meines Anteils, ein Sechstel also, für dreißigtausend Franken kauft, gebe ich dir die Chefredaktion meines Kleinen Journals mit zweihundertfünfzig Franken im Monat. Du wirst mein Strohmann sein. Ich will immer auch ferner die Redaktion leiten können und dort alle meine Interessen wahren, es soll nur nicht so aussehen, als wenn ich etwas damit zu tun hätte. Alle Artikel werden dir für den Satz von hundert Sous die Spalte bezahlt; auf diese Weise kannst du einen Überschuß von fünfzehn Franken im Tag erzielen, denn du zahlst die Spalte nur mit drei Franken und hast überdies noch den Vorteil von den unbezahlten Mitarbeitern. Das sind also noch vierhundertfünfzig Franken im Monat. Aber ich will vollständig unbehindert nach meinem Belieben in dem Blatt die Menschen und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Vorgänge angreifen oder verteidigen, dabei kannst du doch Haß und Freundschaft pflegen, soweit das meiner Politik nicht in die Quere kommt. Vielleicht werde ich Ministerieller oder Ultra, das weiß ich noch nicht; aber unter der Hand will ich meine liberalen Beziehungen pflegen. Ich sage dir alles, du bist ein guter Kerl. Vielleicht überlasse ich dir die Kammerberichte in dem Blatt, für das ich sie mache, ich kann sie jedenfalls nicht behalten. Sorge also dafür, daß Florine das Geschäftchen zustande bringt, aber sie muß ihrem Drogisten tüchtig zusetzen: ich habe nur vierundzwanzig Stunden, in denen ich zurücktreten kann, wenn ich nicht zahlen kann. Dauriat hat das andere Drittel für dreißigtausend Franken seinem Drucker und seinem Papierlieferanten verkauft. Er für sein Teil hat sein Drittel umsonst und gewinnt noch zehntausend Franken, weil das Ganze ihm nur fünfzigtausend kostet, aber in einem Jahr wird die Revue den Hof zweihunderttausend Franken kosten, wenn er, wie man munkelt, den guten Einfall hat, die Zeitungen aufzukaufen und zu amortisieren." „Du hast Glück," rief Lousteau. „Wenn du die Zeiten des Elends durchgemacht hättest, die ich hinter mir habe, würdest du das Wort nicht gebrauchen. Aber siehst du, auch jetzt noch gibt es für mich ein Unglück, gegen das es kein Mittel gibt: ich bin der Sohn eines Hutmachers, der noch in der Rue du Coq seine Hüte verkauft. Da könnte mir nur eine Revolution helfen; und in Ermangelung einer Umwälzung der Gesellschaft muß ich Millionen haben. Ich weiß nicht, ob von den beiden Dingen die Revolution nicht das Leichtere ist. Wenn ich den Namen deines Freundes führte, wäre ich fein raus. Still, da kommt der Direktor. Adieu!" sagte Finot und stand auf. „Ich gehe in die Oper, morgen habe ich vielleicht ein Duell: ich schreibe einen zerschmetternden Artikel gegen zwei Tänzerinnen, deren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Freunde Generäle sind, und zeichne ihn mit einem F. Ich greife die Oper aufs schärfste an." „Was Sie sagen!" machte der Direktor. „Jawohl, jeder knickert mit mir," antwortete Finot, „der eine nimmt mir meine Logen weg, der andere lehnt es ab, mir fünfzig Abonnements abzunehmen. Ich habe der Großen Oper mein Ultimatum gestellt: ich will jetzt hundert Abonnements und vier Logen im Monat. Wenn Sie darauf eingehen, hat mein Blatt achthundert Abonnenten, die das Journal bekommen, und tausend zahlende. Ich kenne die Mittel, noch weitere zweihundert Abonnements zu bekommen: wir werden im Januar zwölfhundert haben ..." „Sie ruinieren uns," sagte der Direktor. „Ja, Sie haben sehr zu jammern, Sie mit Ihren zehn Abonnements. Ich habe Ihnen zwei gute Artikel im ‚Constitutionnel' verschafft." „O, ich beklage mich ja nicht über Sie," rief der Direktor. „Auf morgen abend, Lousteau," sagte Finot. „Du gibst mir im Théâtre Français Antwort, es ist eine Premiere dort, und da ich den Artikel nicht schreiben kann, nimmst du meine Loge für die Zeitung. Ich gebe dir den Vorzug: du hast dich für mich abgequält, ich bin dankbar. Félicien Vernou schlägt mir vor, ich solle ihm ein Jahr lang keine Gehälter zahlen müssen und bietet mir zwanzigtausend Franken für eine Drittelbeteiligung am Blatt an; aber ich will der unumschränkte Herr des Blattes bleiben. Adieu!" „Er heißt nicht umsonst Finot, der Schlaumeier," sagte Lucien zu Lousteau. „O, das ist ein Ausgekochter, der wird seinen Weg machen," antwortete ihm Etienne, ohne sich darum zu kümmern, ob der pfiffige Mann, der eben die Logentür schloß, ihn hören konnte oder nicht. „Der," sagte der Direktor. „Er wird Millionär sein, er wird allgemein angesehen sein, er wird vielleicht Freunde haben ..." „Mein Gott," sagte Lucien, „was für ein Sumpf! Und Sie wollen dieses entzückende Mädchen zu so einem Geschäft

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

benutzen?" sagte er und wies auf Florine, die ihnen Blicke zuwarf. „Und es wird ihr gelingen. Sie wissen nicht, wie aufopfernd und wie geschickt diese lieben Mädchen sind," erwiderte Lousteau. „Sie machen alle ihre Fehler wieder gut, sie tilgen all ihre Fehltritte durch die Stärke ihrer Liebe," fügte der Direktor hinzu. „Die Leidenschaft einer Schauspielerin ist etwas sehr Schönes, besonders weil sie in einem so grellen Gegensatz zu ihrer Umgebung steht." „Es ist eine Liebe, wie wenn man im Kot einen Diamanten so köstlicher Art fände, daß er wert wäre, die stolzeste Krone zu zieren," fuhr Lousteau fort. „Aber", begann jetzt der Direktor, „Coralie ist zerstreut. Unser Freund macht Coralie in sich verliebt und merkt es gar nicht; sie versäumt alle ihre Stichworte; sie ist nicht mehr bei der Sache; sie hat jetzt schon zum zweitenmal den Souffleur nicht gehört. Werter Herr, ich bitte Sie, setzen Sie sich hier in die Ecke," sagte er zu Lucien. „Wenn Coralie in Sie verliebt ist, werde ich ihr sagen, Sie seien fortgegangen." „Aber nicht doch," rief Lousteau; „sagen Sie ihr, der Herr werde beim Souper sein, und sie könnte dann mit ihm machen, was sie wollte; Sie werden sehen, sie spielt dann wie die Mars."

Der Direktor ging.

„Mein Freund," sagte Lucien zu Etienne, „wie! Sie machen sich kein Gewissen daraus, für die Hälfte einer Sache, die Finot eben für dreißigtausend Franken gekauft hat, Fräulein Florine von diesem Drogisten die nämliche Summe verlangen zu lassen?"

Lousteau ließ Lucien nicht Zeit, seine Betrachtung zu vollenden.

„Aber aus welchem Land stammen Sie denn, Menschenkind? Dieser Drogist ist kein Mensch, er ist nur ein Geldschrank, den die Liebe öffnet." „Aber Ihr Gewissen?" „Ja, mein Lieber, sehen Sie, das Gewissen ist so ein Stock,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

mit dem jeder seinen Nächsten prügelt, den er aber für sich selbst nie benutzt. Was zum Teufel ist mit Ihnen los? Der Zufall tut für Sie an einem Tag das Wunder, auf das ich zwei Jahre lang gewartet habe, und Sie beschäftigen sich damit, von den Mitteln zu sprechen? Wie! Sie scheinen Geist zu haben, Sie besitzen die geistige Unabhängigkeit, die den intellektuellen Abenteurern in der Welt, in der wir sind, notwendig ist, und Sie plappern von Gewissensbedenken, wie die Nonne, die sich anklagt, sie habe ihr Ei mit Gier gegessen? ... Wenn Florine Glück hat, werde ich Chefredakteur, habe zweihundertfünfzig Franken Fixum; ich nehme die großen Theater, Vernou lasse ich die Vaudevilletheater, und Sie setzen den Fuß in den Steigbügel und werden mein Nachfolger in den Boulevardtheatern. Sie bekommen dann drei Franken für die Spalte und schreiben jeden Tag eine, das macht im Monat dreißig, die Ihnen neunzig Franken einbringen; Sie haben dann Bücher im Wert von sechzig Franken, die Sie Barbet verkaufen; dann können Sie monatlich von Ihren Theatern je zehn Billets verlangen, im ganzen vierzig Billets, die Sie für vierzig Franken an den Barbet der Theater verkaufen werden; mit dem Mann werde ich Sie in Verbindung bringen. Das macht also für Sie zweihundert Franken im Monat. Sie könnten, wenn Sie sich Finot nützlich machen, im Fall, daß Sie ein hervorragendes Talent entfalten, in seiner neuen Wochenschrift einen Artikel für hundert Franken unterbringen; denn dort unterzeichnet man die Artikel mit seinem Namen, und man kann nicht kneifen, wie in dem Kleinen Journal. Sie haben dann hundert Taler im Monat. Mein Lieber, es gibt sehr talentvolle Leute, wie z. B. diesen armen d'Arthez, der alle Tage bei Flicoteaux ißt, bei denen es zehn Jahre dauert, ehe sie hundert Taler verdienen. Sie verschaffen sich mit Ihrer Feder viertausend Franken jährlich, ohne

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Einnahmen aus dem Buchverlag zu rechnen, wenn Sie Bücher herausgeben. Nun, ein Unterpräfekt hat nur einen Gehalt von tausend Talern und mopst sich schrecklich in den kleinen Provinznestern. Ich sage nichts von dem Vergnügen, daß Sie ins Theater gehen können, ohne zu zahlen, denn dieses Vergnügen wird bald eine Plage; aber Sie haben in vier Theatern den Zutritt hinter die Kulissen. Wenn Sie zwei Monate hart und zurückhaltend sind, dann werden Sie mit Einladungen überschüttet, können fortwährend mit den Schauspielerinnen soupieren; ihre Liebhaber machen Ihnen den Hof; Sie essen nur bei Flicoteaux an den Tagen, wo Sie keine dreißig Sous in der Tasche und keine Einladung zum Essen haben. Heute um fünf Uhr im Luxembourg waren Sie noch in Verzweiflung, und nun haben Sie die Aussicht vor sich, eine der hundert privilegierten Personen zu werden, die für Frankreich die Meinung machen. Wenn wir Glück haben, können Sie in drei Tagen mit dreißig kleinen Witzen, von denen täglich drei gedruckt werden, einem Menschen das Leben zur Qual machen; Sie können bei allen Schauspielerinnen Ihrer Theater sich Lust und Vergnügen holen; Sie können ein gutes Stück zu Fall bringen und ganz Paris dazu bringen, in ein schlechtes zu laufen. Wenn Dauriat ablehnt, die ‚Margueriten' zu drucken, ohne Ihnen etwas dafür zu geben, können Sie es zuwege bringen, daß er demütig und unterwürfig zu Ihnen kommt und sie Ihnen für zweitausend Franken abkauft. Wenn Sie Talent haben und gegen ihn in drei verschiedenen Zeitungen mit drei Artikeln losgehen, die irgendeine seiner Spekulationen oder ein Buch, auf das er rechnet, zu vernichten drohen, dann werden Sie sehen, wie er wie eine Schlingpflanze bis zu Ihrer Mansarde emporklettert und nicht mehr vom Fleck geht. Und Ihr Roman schließlich! Die Buchhändler, die Sie jetzt alle mehr oder weniger höflich zur Tür hinausweisen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

würden, werden dann vor Ihrer Tür warten, bis sie Zutritt finden, und das Manuskript, das der alte Doguereau Ihnen auf vierhundert Franken schätzte, wird bis zu viertausend Franken in die Höhe getrieben werden! Das ist der Nutzen, den das Journalistengewerbe trägt. Daher versperren wir allen Neulingen den Zutritt zu den Zeitungen; um da einzudringen, bedarf es nicht bloß eines großen Talents, sondern auch eines großen Glücks. Und Sie wollen sich gegen Ihr Glück wehren! Sehen Sie, wenn wir uns nicht heute bei Flicoteaux getroffen hätten, könnten Sie noch drei Jahre lang warten oder wie d'Arthez in einer Dachkammer verhungern. Bis d'Arthez so gelehrt wie Bayle und ein so großer Schriftsteller wie Rousseau geworden ist, haben wir unser Glück gemacht und werden Herren über sein Glück und seinen Ruhm sein. Finot wird Deputierter und Besitzer einer großen Zeitung werden; und wir werden, was wir sein wollen: Pairs von Frankreich oder Schuldgefangene in Sainte-Pelagie." „Und Finot wird seine große Zeitung den Ministern verkaufen, die ihm das meiste Geld zahlen, wie er seine Lobartikel an Madame Bastienne verkauft, und Mademoiselle Virginie schlecht macht und beweist, daß die Hüte der ersten schöner sind als die, die das Blatt zuerst gepriesen hatte!" rief Lucien, der sich an die Szene erinnerte, deren Zeuge er gewesen war. „Sie sind ein dummer Kerl," antwortete Lousteau trocken. „Finot lief vor drei Jahren mit zerrissenen Stiefeln herum, aß bei Tabar für achtzehn Sous zu Mittag, sudelte für zehn Franken einen Prospekt, und wie sein Rock ihm auf dem Leib saß, das war ein so unerforschliches Geheimnis, wie das der unbefleckten Empfängnis: Finot ist jetzt alleiniger Besitzer seines Blattes, das hunderttausend Franken wert ist; mit den bezahlten, aber nicht effektiven Abonnements, mit den wirklichen Abonnements und den indirekten Kontributionen, die sein Onkel erhebt, verdient

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er jährlich zwanzigtausend Franken; er hat täglich die üppigsten Diners der Welt, er hat seit einem Monat ein Kabriolett; und morgen ist er nun endlich an der Spitze einer Wochenschrift und hat ein Sechstel des Eigentums umsonst, hat fünfhundert Franken monatliches Gehalt, die er um tausend Franken für unentgeltliche Mitarbeit, die seine Teilhaber ihm bezahlen müssen, erhöhen wird. Sie werden der erste sein, der überglücklich ist, Finot drei Artikel umsonst zu geben, wenn er einwilligt, Ihnen fünfzig Franken für den Bogen zu zahlen. Wenn Sie einmal in einer ähnlichen Stellung sind, können Sie über Finot urteilen: man kann nur von seinesgleichen gerichtet werden. Haben Sie nicht eine großartige Zukunft, wenn Sie blind sich in Haß und Liebe nach den jeweiligen Umständen richten; wenn Sie angreifen, weil Finot Ihnen sagt: ‚greif an!'; wenn Sie loben, weil er Ihnen sagt: ‚lobe!' Wenn Sie gegen jemanden Rache zu üben haben, dann brauchen Sie mir nur zu sagen: ‚Lousteau, der Mann muß vernichtet werden!', und wir rücken jeden Morgen in unser Blatt ein Sätzchen ein, mit Hilfe dessen Sie Ihren Freund oder Ihren Feind aufs Rad flechten können. Und dann bringen Sie Ihr Opfer mit einem großen Artikel in dem Wochenblatt noch einmal um. Und schließlich, wenn es für Sie eine große Sache ist, läßt Finot, dem Sie sich inzwischen unentbehrlich gemacht haben, Sie in einer großen Zeitung, die zehn- oder zwölftausend Abonnenten hat, einen letzten Keulenschlag führen." „Sie glauben also, Florine wird ihren Drogisten dazu bestimmen können, das Geschäft zu machen?" fragte Lucien, der von den Aussichten geblendet war. „Das glaube ich freilich! Wir sind am Zwischenakt, ich werde ihr sofort zwei Worte sagen, die Sache wird heute nacht in Ordnung gebracht. Wenn Florine verstanden hat, um was es sich handelt, hat sie meinen ganzen Geist und ihren dazu." „Und da

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sitzt nun dieser brave Kaufmann mit offenem Munde und bewundert Florine, ohne eine Ahnung zu haben, daß man ihm dreißigtausend Franken aus der Tasche holen wird!" „Schon wieder eine Dummheit! Stiehlt man sie ihm denn?" rief Lousteau. „Aber, mein Lieber, wenn der Minister das Blatt kauft, dann bekommt der Drogist binnen einem halben Jahr vielleicht fünfzigtausend Franken für seine dreißigtausend. Und ferner wird Matifat nicht an das Blatt denken, sondern an die Interessen Florines. Wenn man erfährt, daß Matifat und Camusot — denn sie sollen sich in das Geschäft teilen — eine Zeitschrift besitzen, dann bringen alle Blätter freundliche Artikel für Florine und Coralie. Florine wird berühmt werden, sie bekommt vielleicht an einem andern Theater ein Engagement für zwölftausend Franken. Und schließlich spart Matifat die tausend Franken, die ihm jeden Monat die Geschenke und die Diners für die Journalisten kosten würden. Sie verstehen nichts von den Menschen und nichts vom Geschäft." „Der arme Mann!" sagte Lucien. „Er hofft auf eine genußreiche Nacht." „Und", fuhr Lousteau fort, „wird mit tausend Gründen gefoltert, bis er Florine die Quittung für das Sechstel gezeigt hat, das er Finot abkaufen muß. Und am nächsten Tag bin ich Chefredakteur und verdiene tausend Franken im Monat. Die Zeit meines Elends ist zu Ende!"

Lousteau ging. Lucien war wie betäubt. Er war tief in Gedanken versunken über die Welt, wie sie ist. Er hatte in den Holzgalerien die Schliche des Buchhandels und die Küche des Ruhms kennen gelernt, er war hinter den Kulissen des Theaters gewesen und gewahrte jetzt, wie es im Innern der Menschen aussah, er sah das Räderspiel des Pariser Lebens, den Mechanismus jedes Dings. Er hatte Lousteau, als er Florine auf der Bühne bewunderte, um sein Glück beneidet. Er hatte schon ein paar Augen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

blicke lang Matifat vergessen. Er verweilte dabei vielleicht fünf Minuten, aber er wußte nicht, wie lange. Ihm war es eine Ewigkeit. Glühende Gedanken entzündeten seine Seele, wie seine Sinne von dem Anblick dieser Schauspielerinnen entflammt worden waren: ihre Augen waren verführerisch gewesen und die Schminke hatte sie noch blitzender gemacht, die weiße Haut des tiefen Halsausschnitts hatte ihm entgegengeleuchtet, sie waren in kecke Baskinen mit sehr freiem Faltenwurf gekleidet gewesen, hatten kurze Röckchen angehabt, hatten ihre Beine gezeigt, die in roten Strümpfen mit grünen Zwickeln steckten, und hatten Schuhe getragen, mit denen man ein Parterre in Erregung setzen konnte. Zwei Sünden näherten sich ihm auf parallelen Linien, wie zwei Wasserflächen, die in einer Überschwemmung sich vereinigen wollen. Sie verzehrten den Dichter, der, mit aufgestütztem Kopf, den Arm auf dem roten Samt der Brüstung, mit herunterhängender Hand in der Ecke seiner Loge saß; seine Augen waren starr auf den Vorhang gerichtet. Er war um so empfänglicher für die Verführungen dieses Lebens, das aus leuchtenden Blitzen und dunklen Wolken gemischt war, weil es nach der tiefen Nacht seines arbeitsamen, zurückgezogenen, eintönigen Lebens wie ein Feuerwerk flammte. Plötzlich durchbohrte ein verliebt leuchtender Blick den Theatervorhang und wurde von den lässig vor sich hinblickenden Augen Luciens bemerkt. Der Dichter erwachte aus seiner Erstarrung und erkannte das Auge Coralies, das verzehrend nach ihm blickte; er senkte den Kopf und sah nach Camusot, der eben in die gegenüberliegende Loge trat. Dieser Liebhaber war ein guter, breiter, dicker Seidenwarenhändler aus der Rue des Bourdonnais, Handelsrichter, Vater von vier Kindern und zum zweitenmal verheiratet. Er hatte ein Jahreseinkommen von achtzigtausend Franken, aber er war sechsundfünfzig

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jahre alt, hatte den Kopf voll grauer Haare, die aussahen wie eine Nachtmütze, und hatte das scheinheilige Gesicht eines Mannes, der sein Alter genoß und das Leben nicht ohne seinen Anteil an ordentlichem Vergnügen verlassen wollte, nachdem er die tausendundein Verdrießlichkeiten des Kaufmannslebens durchgemacht hatte. Diese Stirn, die eine Farbe hatte wie frische Butter, diese blühenden, an ein Mönchlein erinnernden Wangen schienen nicht breit und üppig genug, um das strahlende Vergnügen des Biedermanns fassen zu können; Camusot war ohne seine Frau und hörte den stürmischen Beifall, der Coralie zujubelte. In Coralie war die ganze Eitelkeit dieses Bourgeois verkörpert, er spielte bei ihr den großen Herrn der guten alten Zeit. In diesem Augenblick glaubte er sich die Hälfte des Erfolgs der Schauspielerin zuschreiben zu dürfen, und er glaubte es um so mehr, als er ihn bezahlt hatte. Sein Verhalten wurde durch die Gegenwart seines Schwiegervaters sanktioniert, eines kleinen alten Herrn mit gepuderten Haaren und schalkhaften Augen, der aber trotzdem sehr würdig aussah. Der Widerwille Luciens erwachte wieder, er erinnerte sich an die reine ekstatische Liebe, die er ein Jahr lang für Frau von Bargeton empfunden hatte. Sofort entfaltete die Dichterliebe ihre weißen Fittiche, und tausend Erinnerungen tauchten aus blauen Fernen auf und bestürmten den großen Mann aus Angoulême, der wieder in Träumerei versank. Der Vorhang hob sich. Coralie und Florine waren auf der Bühne.

„Meine Liebe, er denkt an dich so wenig wie an den Großmogul," sagte Florine halblaut, während Coralie eine Antwort hersagte.

Lucien konnte das Lachen nicht zurückhalten und sah Coralie an. Dieses Weib, eine der reizendsten und entzückendsten Schauspielerinnen von Paris, die Rivalin von Frau Perrin und Fräulein Fleuriet, denen sie ähnlich war,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und deren Schicksal auch ihres sein sollte, war der Typus der Mädchen, die mit Willen die Männer bezaubern. Coralie hatte den prächtigen Typus des jüdischen Gesichtsschnitts, das lange Oval, einen Teint wie blondes Elfenbein, einen roten Mund wie eine Granate, ein zartgeschwungenes Kinn, das dem Rand eines Bechers glich. Unter den Lidern brannte ein kohlschwarzer Augapfel, und unter den langen Wimpern ahnte man den schmachtenden Blick, aus dem wohl manchmal die Glut der Wüste funkelte. Diese Augen waren von einem olivenfarbenen Kreis umschattet und über ihnen schwangen sich dichte Brauen. Auf der braunen Stirn, über der das glattgescheitelte, ebenholzschwarze Haar lag, auf dem jetzt die Lichter glänzten wie auf einer Glasur, thronte ein prächtiger Geist, der an Genie glauben ließ. Aber wie viele Schauspielerinnen war Coralie trotz ihrer Kulissenironie geistlos, hatte trotz ihrer Boudoirerfahrungen keine Bildung und hatte nur den Geist der Sinnlichkeit und die Güte verliebter Frauen. Konnte man sich übrigens um die Welt des Geistes kümmern, wenn sie den Blick mit ihren runden, glatten Armen, mit ihren spindelförmigen Fingern, ihren leuchtenden Schultern, ihren Brüsten, die an die Brüste erinnerten, die das Hohelied besingt, mit ihrem graziös beweglichen und gebogenen Nacken, mit ihren bewundernswert eleganten Beinen, die jetzt in roter Seide steckten, blendete? Diese Schönheiten einer wahrhaft orientalischen Poesie wurden noch durch die in unsern Theatern herkömmliche spanische Tracht gehoben. Coralie war die Wonne aller Zuschauer, alle Augen hingen an ihrer Taille, die entzückend von der Baskine umschlossen war, und kamen nicht los von ihrem andalusischen Gesäß, über dem der Rock sich in verführerisch kecken Wellenlinien erging. Es gab einen Augenblick, in dem Lucien, als er dieses Geschöpf sah, das nur für ihn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

spielte und sich um Camusot so wenig kümmerte, wie ein Bengel auf dem Olymp sich um eine weggeworfene Apfelschale kümmert, die Sinnenliebe über die reine Liebe stellte, den Genuß über die Sehnsucht, und der Dämon der Wollust gab ihm wilde Gedanken ein.

‚Ich weiß nichts von der Lust, die in einem prächtigen Schmause, im Weine, in den stofflichen Freuden steckt,' sagte er sich. ‚Ich habe bisher mehr im Denken als in der Wirklichkeit gelebt. Ein Mann, der alles schildern will, muß alles kennen. Heute steht mir nun mein erster üppiger Schmaus, meine erste Orgie in einer seltsamen Welt bevor, warum soll ich nicht einmal die berühmten Wonnen kosten, in die sich die großen Herren des vorigen Jahrhunderts stürzten, um mit Sünderinnen zu leben? Wenn es auch nur darum geschähe, sie in die schönen Gefilde der wahren Liebe mit hinüberzuführen; muß man nicht die Freuden, die Vollkommenheiten, die Leidenschaft, die Mannigfaltigkeit, die Raffiniertheit der Liebe bei Kurtisanen und Schauspielerinnen kennen lernen? Ist das nicht schließlich die Poesie der Sinne? Vor zwei Monaten schienen mir diese Frauen Göttinnen, die von unüberwindlichen Drachen behütet würden; hier ist nun eine, deren Schönheit die Florinens übertrifft, um die ich Lousteau beneidete: warum soll ich vor ihrer Anwandlung fliehen, wenn vornehmste Herren solchen Frauen eine Nacht mit ihren reichsten Schätzen bezahlen? Wenn Hochgestellte den Fuß in diese Höhlen setzen, kümmern sie sich nicht um das, was vorher war und nachher sein wird. Ich wäre ein Esel, wenn ich empfindlicher wäre als Fürsten, besonders wo ich noch keine Frau liebe.' Lucien dachte nicht mehr an Camusot. Nachdem er Lousteau gegenüber den tiefsten Abscheu gegen die widerwärtigste aller Teilhaberschaften ausgesprochen hatte, fiel er in denselben Graben; die Gier erwachte in ihm, der Jesuitismus der Leidenschaft riß ihn fort.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Coralie ist wild nach Ihnen," sagte der hereintretende Lousteau zu ihm. „Ihre Schönheit, die der der berühmtesten Marmorstatuen Griechenlands ebenbürtig ist, richtet hinter den Kulissen eine unerhörte Verheerung an. Sie sind glücklich, mein Lieber. Mit ihren achtzehn Jahren kann Coralie in ein paar Tagen sechzigtausend Franken jährlich für ihre Schönheit haben. Sie ist noch ein durchaus ehrbares Mädchen. Ihre Mutter hat sie vor drei Jahren für sechzigtausend Franken verkauft, und sie hat bisher nur Kummer geerntet und dürstet nach dem Glück. Sie ist aus Verzweiflung zum Theater gegangen, sie verabscheute Herrn von Marsay, der sie zuerst besessen hat; und als sie der Galeere entrann — denn der König unserer Dandys hat sie bald freigegeben —, fand sie unsern guten Camusot, den sie kaum liebt; aber er ist wie ein Vater zu ihr, sie duldet ihn und läßt sich lieben. Sie hat schon die großartigsten Vorschläge zurückgewiesen und hält sich an Camusot, der sie nicht quält. Sie sind also ihre erste Liebe. O, es war ihr wie ein Pistolenschuß ins Herz, als sie Sie sah, und Florine ist zu ihr in ihr Ankleidezimmer gegangen, um ihr gut zuzureden, denn sie sitzt da und weint über Ihre Kälte. Das Stück wird durchfallen, Coralie kann ihre Rolle nicht mehr, und mit dem Engagement ans Gymnase, das Camusot ihr verschaffen wollte, ist es aus!" „Ach! ... das arme Mädchen!" sagte Lucien. All seine Eitelkeit fühlte sich von diesen Worten geschmeichelt und sein Herz war gebläht von Selbstgefühl. „Mein Lieber, mir begegnen an einem Abend mehr Ereignisse, als in den ersten achtzehn Jahren meines Lebens."

Und Lucien erzählte sein Liebesverhältnis zu Frau von Bargeton und seinen Haß gegen den Baron du Châtelet.

„Warten Sie mal, unserm Blatt fehlt es gerade an Angriffsstoff, wir werden ihm was versetzen. Dieser Baron ist ein Geck aus der Kaiserzeit, er ist ministeriell, er kommt

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

uns gelegen, ich habe ihn oft in der Oper gesehen. Ihre große Dame seh ich vor Augen, sie ist oft in der Loge der Marquise d'Espard. Der Baron macht Ihrer frühern Geliebten, die übrigens eine recht dürre Person ist, den Hof. Hören Sie! Finot schickt mir eben die Nachricht, daß das Blatt kein Manuskript hat, einer unserer Mitarbeiter, ein Schlingel, der kleine Hector Merlin, spielt uns einen Streich, weil man ihm die Zwischenräume nicht bezahlt. Finot sudelt in Verzweiflung einen Artikel gegen die Oper. Also, mein Lieber, schreiben Sie den Artikel über das Stück hier; hören Sie zu, passen Sie auf. Ich will in das Bureau des Direktors gehen und mich auf drei Spalten über Ihren Feind und die schöne Dame, die Sie verstoßen hat, besinnen. Die werden morgen keinen guten Tag haben . . ." „So also kommt das Blatt zustande?" fragte Lucien. „Immer so," antwortete Lousteau. „Ich bin seit zehn Monaten dabei und das Blatt hat um acht Uhr abends noch nie Manuskript gehabt. Es wird immer geplant, aber nie durchgesetzt, einige Nummern im voraus fertig zu haben. Jetzt ist es zehn Uhr und es ist noch keine Zeile da. Ich will, damit diese Nummer glänzend wird, Vernou und Nathan bitten, uns etliche zwanzig Bosheiten gegen die Deputierten, den Kanzler Cruzoe, die Minister und, wenn's not tut, gegen unsere Freunde zu geben. In solcher Lage wäre man imstande, seinen Vater zu ermorden. Man ist wie ein Seeräuber, der seine Kanonen mit den Talern, die er erbeutet hat, ladet, um sich vor dem Tod zu retten. Schreiben Sie einen recht feinen Artikel, Sie haben dann bei Finot einen großen Stein im Brett: er ist dankbar aus Berechnung. Das ist die beste und solideste Dankbarkeit!" „Was für Menschen sind denn die Journalisten!" rief Lucien. „Wie! Man soll sich an einen Tisch setzen und geistreich sein? . . ." „Genau wie man eine Lampe anzündet . . . solange sie noch Öl hat."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

In dem Augenblick, wo Lousteau die Logentür öffnete, traten der Direktor und du Bruel ein.

„Werter Herr," sagte der Verfasser des Stücks zu Lucien, „gestatten Sie mir, daß ich in Ihrem Namen Coralie sage, Sie würden nach dem Souper mit ihr kommen, mein Stück fällt sonst durch. Das arme Mädchen weiß nicht mehr, was sie sagt und was sie tut: sie weint, wenn sie lachen soll, und sie lacht, wenn sie weinen müßte. Man hat schon gezischt. Sie können das Stück noch retten. Übrigens ist das Vergnügen, das Sie erwartet, ja kein Unglück." „Werter Herr, ich habe nicht die Gewohnheit, Nebenbuhler zu haben," antwortete Lucien. „Um Gottes willen, berichten Sie ihr diese Worte nicht," rief der Direktor, zu dem Schriftsteller gewandt, „Coralie ist imstande, Camusot zum Fenster hinauszuwerfen und sich ganz und gar zugrunde zu richten. Dieser wackere, steinreiche Seidenhändler gibt Coralie zweitausend Franken im Monat und zahlt alle ihre Kostüme und ihre Claqueure." „Da Ihr Versprechen mich zu nichts verpflichtet, retten Sie Ihr Stück," sagte Lucien mit der Miene eines Paschas. „Aber Sie dürfen nicht ein Gesicht machen, als ob Sie das reizende Mädchen von sich wiesen," sagte du Bruel im Ton eines Bittstellers. „Schön, ich soll den Artikel über Ihr Stück schreiben und soll zu Ihrer Premiere ein freundliches Gesicht machen. Sei es so!" rief der Dichter.

Der Autor ging. Vorher aber hatte er noch Coralie ein Zeichen gegeben, die von dem Augenblick an wundervoll spielte. Vignol, der die Rolle eines alten Alkalden übernommen hatte, in der er zum erstenmal sein Talent, Alte zu spielen, enthüllte, konnte inmitten donnernden Beifalls verkünden:

„Meine Herren, das Stück, das wir die Ehre hatten, vor Ihnen zu spielen, ist von den Herren Raoul und de Cursy verfaßt." „Sieh mal an, Nathan hat mitgearbeitet," sagte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Lousteau; „ich wundere mich nicht mehr, daß er hier ist.“ „Coralie! Coralie!“ rief das Parterre, das sich erhoben hatte. Aus der Loge, in der sich die beiden Kaufleute befanden, kam eine Donnerstimme, die rief: „Und Florine!“ „Florine und Coralie!“ wiederholten nunmehr etliche Stimmen.

Der Vorhang ging in die Höhe, Vignol kam mit den beiden Schauspielerinnen herein, denen Matifat und Camusot jeder einen Kranz zuwarfen; Coralie hob ihren auf und reichte ihn Lucien. Für Lucien waren diese beiden Stunden im Theater wie ein Traum. Die Kulissen hatten, so abscheulich sie aussahen, das Werk der Bezauberung begonnen. Der unschuldige Dichter hatte dort die Luft der Unordnung und der Wollust geatmet. In diesen schmutzigen Gängen, die mit Apparaten und Maschinen voll standen und in denen ölstarrende Lampen blakten, herrscht eine Art Pest, die die Seele verzehrt. Das Leben ist dort nicht mehr heilig und nicht mehr wirklich. Man lacht dort über alles Ernsthafte und das Unmögliche scheint wahr. Das alles war für Lucien wie ein narkotisches Gift, und Coralie tauchte ihn vollends in eine trunkene Luft. Der Kronleuchter erlosch. Es waren nur noch die Logenschließerinnen im Saal, die die kleinen Bänke forträumten und die Logen schlossen und damit ein eigentümliches Geräusch machten. Die Rampe, deren Lichter zugleich wie eine einzige Kerze ausgingen, verbreitete einen entsetzlichen Geruch. Der Vorhang ging wieder hoch. Eine Laterne kam vom Schnürboden herab. Die Feuerwehrleute begannen mit den diensthabenden Angestellten ihre Runde. Auf die feenhafte Szene, auf das Bild der Logen, die mit schönen Frauen gefüllt waren, auf die blendenden Lichter, auf die glänzende Magie der neuen Dekorationen und Kostüme folgten die Kälte, das Dunkel, die gähnende Leere. Es war häßlich. Lucien stand in einem unsagbaren Staunen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Nun, kommst du, Kleiner?" sagte Lousteau von der Bühne herunter. „Spring von der Loge hierher."

Mit einem Satz war Lucien auf der Bühne. Kaum erkannte er Florine und Coralie, die sich umgekleidet hatten und in ihre Mäntel und grobe Decken gehüllt waren. Auf dem Kopf trugen sie Hüte mit schwarzen Schleiern, und ihre ganze Erscheinung erinnerte an Schmetterlinge, die in ihre Larven zurückgekehrt waren.

„Wollen Sie mir die Ehre erweisen, mir Ihren Arm zu geben?" sagte Coralie zitternd zu ihm. „Gern," sagte Lucien, der das Herz der Schauspielerin wie das eines Vogels, den man in die Hand nimmt, gegen das seine schlagen spürte.

Die Schauspielerin drückte sich eng an den Dichter, und tat es mit der Wollust einer Katze, die sich weich und warm am Bein ihres Herrn reibt.

„Wir werden also jetzt zusammen soupieren," sagte sie zu ihm.

Alle vier verließen das Theater und sahen an der Hintertür, die für die Schauspieler bestimmt war und auf die Rue des Fossés-du-Temple hinausging, zwei Droschken stehen. Coralie ließ Lucien in den Wagen steigen, in dem sich bereits Camusot und sein Schwiegervater, der alte Cardot, befanden. Sie bot du Bruel ebenfalls einen Platz an. Der Direktor fuhr mit Florine, Matifat und Lousteau.

„Infame Droschken sind das!" sagte Coralie. „Warum haben Sie keine Equipage?" erwiderte du Bruel. „Warum?" rief sie schlechtgelaunt. „Ich will es nicht vor Herrn Cardot sagen, der ohne Zweifel seinen Schwiegersohn erzogen hat. Würden Sie es glauben, daß dieser kleine alte Kerl, Herr Cardot, Florentine nur fünfhundert Franken im Monat gibt, gerade genug, um ihre Miete, ihr bißchen Essen und ihre Überschuhe zu bezahlen! Der alte Marquis von Rochegude, der ein Jahreseinkommen von sechsmalhundert-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tausend Franken hat, bietet mir seit zwei Monaten ein Coupé an. Aber ich bin eine Künstlerin und keine Dirne." „Sie werden übermorgen einen Wagen haben," sagte Camusot freundlich, „aber Sie hatten mich nie darum gebeten." „Ist das etwas, worum man bittet, wie? Läßt man eine Frau, die man liebt, im Kot herumpatschen und Gefahr laufen, sich durchs Zufußgehen die Beine zu brechen! Nur die Ritter von der Elle lieben den Schmutz am Saum eines Kleides."

Während sie diese Worte so ärgerlich sagte, daß Camusot schmerzlich getroffen war, hatte Coralie Luciens Bein gefunden und drückte es zwischen ihren Beinen, hatte sie seine Hand ergriffen und gedrückt. Sie schwieg jetzt und schien einer der unsagbaren Freuden ganz hingegeben, die diese armen Geschöpfe für all ihren vergangenen Kummer und ihr Unglück entschädigen und in ihrer Seele eine Poesie entzünden, die andern Frauen, in deren Leben es zum Glück diese heftigen Gegensätze nicht gibt, unbekannt bleibt.

„Sie haben am Schluß so gut gespielt wie Fräulein Mars," sagte du Bruel zu Coralie. „Ja," sagte Camusot, „das Fräulein hat im Anfang etwas gehabt, was sie störte, aber von der Mitte des zweiten Akts an war sie hinreißend. Ihr Erfolg ist zur Hälfte ihr zu verdanken." „Und ihr Erfolg zur Hälfte mir," sagte du Bruel. „Ihr streitet euch um Kaisers Bart," sagte sie mit einer Stimme, die zitterte.

Die Schauspielerin benutzte einen Augenblick, wo es völlig dunkel war, um Luciens Hand an ihre Lippen zu ziehen, und küßte sie. Die Hand wurde feucht von ihren Tränen. Lucien war jetzt bis ins Mark erregt. Die demütige Hingabe der liebenden Kurtisanen trägt Wonnen in sich, die sie zu Engeln machen.

„Der Herr wird den Artikel schreiben," sagte du Bruel, zu Lucien gewandt, „er kann einen schönen Absatz über

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

unsere liebe Coralie schreiben." „O, erweisen Sie uns diesen kleinen Dienst!" sagte Camusot mit der Stimme eines Mannes, der vor Lucien auf den Knien lag; „Sie finden in mir einen Diener, der Ihnen jederzeit zur Verfügung steht." „Aber laßt doch dem Herrn seine Unabhängigkeit!" rief die Schauspielerin wütend, „er soll schreiben, was er will. Papa Camusot, kaufen Sie mir Wagen und keine Lobreden." „Sie werden sie sehr billig haben," sagte Lucien höflich. „Ich habe nie etwas für Zeitungen geschrieben, ich kenne ihre Gebräuche nicht, Sie sollen die Jungfernschaft meiner Feder haben ..." „Das ist lustig," sagte du Bruel. „Hier sind wir in der Rue de Bondy," sagte der kleine alte Cardot, den der Ausfall Coralies niedergeschmettert hatte. „Wenn ich die erste Regung deiner Feder bekomme, bekommst du die erste meines Herzens," sagte Coralie in der kurzen Sekunde, während sie mit Lucien allein im Wagen war.

Coralie ging zu Florine in ihr Schlafzimmer, um dort die Toilette anzuziehen, die sie hergeschickt hatte. Lucien wußte nichts von dem Luxus, den die lebenslustigen reichen Kaufleute bei den Schauspielerinnen oder ihren Mätressen entfalten. Obwohl Matifat, der kein so beträchtliches Vermögen hatte wie sein Freund Camusot, die Sache ziemlich ärmlich gemacht hatte, war Lucien doch überrascht, als er einen künstlerisch eingerichteten Speisesaal sah, dessen Wände mit grünem Samt, den Nägel mit vergoldeten Köpfen befestigten, bespannt waren; er war von schönen Lampen erleuchtet, überall waren Schalen mit Blumen aufgestellt, und an den Speisesaal stieß ein Salon, der mit gelber Seide, die von braunem Ausputz unterbrochen wurde, ausgeschlagen war; in ihm standen die feinen Möbel, wie sie damals modern waren, hing ein Kronleuchter von Thomire, lag ein Teppich mit persischen Mustern. Die Standuhr, die Kandelaber, der Kamin, alles

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

war geschmackvoll. Matifat hatte alles von Grindot, einem jungen Architekten, der ihm ein Haus baute, einrichten lassen, und dieser kannte die Bestimmung der Wohnung und hatte sich besondere Mühe damit gegeben. Doch berührte Matifat, der immer Kaufmann blieb, die geringsten Kleinigkeiten nur mit großer Vorsicht, er schien immer die Ziffer der Rechnungen vor sich zu haben, und betrachtete diese Herrlichkeiten wie Kleinode, die man unvorsichtigerweise aus dem Schmuckkästchen genommen hat.

‚Ich werde doch genötigt sein, das auch für Florentine zu tun,' diesen Gedanken las man in den Augen des alten Cardot.

Lucien begriff jetzt mit einem Male, warum der Zustand der Kammer, in der Lousteau wohnte, den Journalisten nicht viel kümmerte. Er war der heimliche König dieser Herrlichkeiten und freute sich an all den schönen Dingen. So benahm er sich denn auch, als er vor dem Kamin stand und mit dem Direktor plauderte, der du Bruel gratuliert hatte, als ob er der Hausherr wäre.

„Manuskript! Manuskript!" rief Finot, der hereintrat. „Es ist nichts im Redaktionskasten. Die Setzer haben meinen Artikel und werden bald damit fertig sein." „Wir werden welches haben," sagte Etienne. „Wir finden in Florinens Boudoir einen Tisch und Feuer. Wenn Herr Matifat uns Papier und Tinte verschaffen will, schreiben wir das Blatt, während Florine und Coralie sich umkleiden."

Cardot, Camusot und Matifat gingen eilends fort, um Federn, Federmesser und alles, was die beiden Schriftsteller brauchten, zu holen. In diesem Augenblick stürzte eine der hübschesten Tänzerinnen der Zeit, Tullia, in den Salon.

„Liebes Kind," sagte sie zu Finot, „man bewilligt dir deine zehn Abonnements, sie kosten die Direktion nichts, sie sind schon untergebracht, beim Chor, dem Orchester

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und dem Ballettkorps. Dein Blatt ist so famos, daß sich niemand beklagt. Du sollst deine Logen haben. Hier ist der Preis für das erste Vierteljahr," sagte sie und überreichte ihm zwei Banknoten. „Also mach mich nicht herunter." „Ich bin verloren," rief Finot, „ich habe keinen Leitartikel mehr für die Nummer, denn mein infames Geschimpfe muß nun wegbleiben ..." „Wie schön du dich bewegst, meine göttliche Laïs," rief Blondet, der der Tänzerin mit Nathan, Vernou und Claude Vignon, die mit ihm gekommen waren, gefolgt war. „Du bleibst bei uns zum Souper, liebes Kind, oder ich lasse dich zerdrücken wie einen Schmetterling, der du ja bist. Als Tänzerin wirst du hier, was das Talent angeht, keine Rivalität erregen; und was die Schönheit angeht, seid ihr alle zu gescheit, um öffentlich eifersüchtig zu sein." „Guter Gott! Freunde, du Bruel, Nathan, Blondet, rettet mich!" rief Finot, „ich brauche fünf Spalten." „Ich schreibe zwei über das Stück," sagte Lucien. „Ich habe Stoff für eine," sagte Lousteau. „Also Nathan, Vernou, du Bruel, macht mir die kleinen Scherze für den Rest. Der wackere Blondet kann mir die beiden kleinen Spalten auf der ersten Seite füllen. Ich eile in die Druckerei. Zum Glück bist du mit deinem Wagen gekommen, Tullia." „Ja, aber der Herzog ist darin mit einem deutschen Minister," sagte sie. „Laden wir also den Herzog und den Minister ein," sagte Nathan. „Ein Deutscher trinkt gut und hört zu, wir wollen ihm so viele Kühnheiten sagen, daß er darüber seinem Hof berichtet," rief Blondet. „Wer unter uns allen ist eine Persönlichkeit, die ernsthaft genug ist, um mit ihm zu sprechen?" sagte Finot. „Geh du, Bruel, du bist ein Beamter, führe den Herzog von Rhétoré und den Minister herauf. Gib Tullia den Arm. Gott, ist diese Tullia heute abend schön!" „Wir werden zu dreizehnt sein," sagte Matifat erblassend. „Nein, vierzehn," rief Florentine, die eben eintrat, „ich will auf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Mylord Cardot aufpassen." „Überdies", sagte Lousteau, „hat Blondet Claude Vignon mitgebracht." „Ich habe ihn zum Trinken mitgebracht," sagte Blondet und nahm ein Tintenfaß. „Und ihr", sagte er zu Nathan und Vernou, „müßt für die sechsundfünfzig Flaschen Wein, die wir trinken werden, Witz haben. Bringt vor allem du Bruel auf den Damm, das ist ein Vaudevillist, der ist gewohnt, schlechte Witze zu machen, bearbeitet ihn, bis er etwas Gutes sagt."

Lucien war von dem Wunsch erfüllt, vor so bedeutenden Personen seine Probe abzulegen, und er schrieb auf dem runden Tisch in Florinens Boudoir beim Glanz der rosa Kerzen, die Matifat angesteckt hatte, seinen ersten Artikel:

Panorama Dramatique.

Erste Vorstellung des ‚Alkalden in der Klemme', Imbroglio in drei Akten. — Erstes Auftreten von Fräulein Florine. — Fräulein Coralie. — Vignol.

„Man kommt, man geht, man spricht, geht auf und ab, sucht etwas und findet nichts, alles ist durcheinander. Der Alkalde hat seine Tochter verloren und findet seine Mütze; aber die Mütze paßt ihm nicht, es muß die Mütze eines Diebes sein. Wo ist der Dieb? Man kommt, man geht, man spricht, man geht hin und her, man sucht von neuem. Der Alkalde findet schließlich einen Mann ohne seine Tochter und seine Tochter ohne einen Mann, was befriedigend für den Beamten, aber nicht für das Publikum ist. Es tritt wieder Ruhe ein, der Alkalde will den Mann befragen. Der alte Alkalde setzt sich in einen großen Alkaldensessel und bringt seine Alkaldenärmel in Ordnung. Spanien ist das einzige Land, in dem es Alkalden gibt, die in großen Ärmeln stecken, in dem man um den Hals der Alkalden die Krausen sieht, die auf den Pariser Theatern die Hälfte ihres Berufs sind. Dieser Alkalde,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der mit den kleinen Schritten eines engbrüstigen Alten so viel hin und her getrippelt ist, wird von Vignol gespielt. Vignol, der Nachfolger Potiers, ist ein junger Schauspieler, der die alten Männer so gut gibt, daß er die ältesten alten Männer zum Lachen gebracht hat. In dieser braunroten Stirn, in dieser meckernden Stimme, in diesen spindeldürren Beinen, die am Leib eines Zittergreises bammeln, liegt ein Geschlecht von hundert alten Männern. Dieser junge Schauspieler ist so alt, daß er erschreckt; man hat Angst, seine Greisenhaftigkeit könnte sich wie eine ansteckende Krankheit verbreiten. Und was für ein prachtvoller Alkalde! Wie reizend ist das unruhige Lächeln! Welche wichtigtuerische Albernheit! Was für eine stumpfsinnige Würde! Was für eine richterliche Unsicherheit! Wie weiß dieser Mann gut, daß alles abwechselnd falsch und wahr werden kann! Wie verdient er, Minister eines konstitutionellen Königs zu sein! Auf jede Frage des Alkalden gibt der Unbekannte eine Frage zurück; Vignol antwortet, so daß der Alkalde, der von der Antwort gefragt wird, mit seinen Fragen alles aufklärt. Diese Szene ist überaus komisch. Es atmet ein Molièrescher Geist in ihr und der ganze Zuschauerraum hat herzlich gelacht. Alle auf der Bühne schienen einig zu sein; aber ich bin nicht imstande, zu sagen, was klar und was dunkel ist: da oben war die Tochter des Alkalden und sie wurde von einer richtigen Andalusierin dargestellt, von einer Spanierin mit spanischen Augen, mit spanischem Teint, mit spanischer Taille, mit spanischem Schritt, von einer Spanierin von Kopf bis zu Fuß, mit ihrem Dolch im Strumpfband, ihrer Liebe im Herzen, ihrem Kreuz an einem Bande über der Brust. Am Ende des Akts hat mich jemand gefragt, wie die Aufführung sei, und ich habe ihm geantwortet: ‚Sie hat rote Strümpfe mit grünen Zwickeln, einen winzig kleinen Fuß in Lackschuhen und das schönste Bein Andalusiens!'

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

O, diese Tochter des Alkalden, sie bringt einem die Liebe hoch, sie gibt einem schreckliche Gelüste, man ist versucht, auf die Bühne zu springen und ihr seine Hütte und sein Herz oder dreißigtausend Franken Einkommen und seine Feder anzubieten. Diese Andalusierin ist die schönste Schauspielerin von Paris. Coralie, da man sie mit ihrem Namen nennen muß, ist imstande, Gräfin oder Grisette zu werden. Man weiß nicht, in welcher Gestalt sie mehr gefiele. Sie wird sein, was sie will, sie ist zu allem geschaffen; ist das nicht das Beste, was man von einer Boulevardschauspielerin sagen kann?

Im zweiten Akt tritt eine Spanierin aus Paris auf, mit einem Gesicht, wie aus einer Kamee geschnitten, und ihren mörderischen Augen. Ich habe gefragt, woher sie käme, und man hat mir geantwortet, sie käme aus der Kulisse und hieße Fräulein Florine; aber ich habe meiner Treu nicht daran glauben können, so viel Feuer hatte sie in ihren Bewegungen, so viel Glut in ihrer Liebe. Diese Nebenbuhlerin der Tochter des Alkalden ist die Frau eines vornehmen Herrn, der in den Mantel Almavivas gekleidet ist, aus dem man Stoff für hundert vornehme Herren des Boulevards machen könnte. Florine hatte keine roten Strümpfe mit grünen Zwickeln und keine Lackschuhe, aber sie hatte eine Mantille, einen Schleier, den sie wundervoll benutzte, die große Dame, die sie ist! Sie hat prachtvoll gezeigt, daß die Tigerin zur Katze werden kann. Ich habe an den spitzen Worten, die diese beiden Spanierinnen sich sagten, gemerkt, daß es sich um irgendein Eifersuchtsdrama handelte. Als sich dann alles gütlich schlichten wollte, hat die Dummheit des Alkalden wieder alles durcheinander gebracht. Diese ganze Welt von Fackeln, von Reichen, von Dienern, von Figaros, von Herren, von Alkalden, von Mädchen und Frauen hat wieder angefangen zu suchen, zu gehen, zu kommen, sich hin und her zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

drehen. Die Intrige verwickelte sich von neuem, und ich habe sie sich verwickeln lassen, denn diese beiden Frauen, die eifersüchtige Florine und die glückliche Coralie, haben mich von neuem in die Falten ihrer Baskine, ihrer Mantille gewickelt und haben mir ihre kleinen Füße ins Auge gestoßen.

Ich konnte den dritten Akt erreichen, ohne ein Unglück anzurichten, ohne das Einschreiten des Polizeikommissars nötig gemacht oder die Zuschauer in Aufruhr gebracht zu haben, und ich glaube von jetzt an an die Macht der öffentlichen und religiösen Moral, mit der man sich in der Deputiertenkammer so viel beschäftigt, daß man glauben sollte, es gäbe keine Moral mehr in Frankreich. Ich habe so viel verstanden, daß es sich um einen Mann handelt, der zwei Frauen liebt, ohne wiedergeliebt zu werden, oder der von ihnen geliebt wird, ohne sie zu lieben, der die Alkalden nicht liebt oder den sie nicht lieben; der aber, so viel ist sicher, ein wackerer Herr ist, der irgend jemanden liebt, sich selbst oder im schlimmsten Fall Gott, denn er wird Mönch. Wer mehr davon wissen will, gehe ins Panorama Dramatique. Man weiß jetzt zur Genüge, daß man ein erstes Mal hingehen muß, um sich an diesen sieghaften roten Strümpfen mit grünen Zwickeln, an diesem vielversprechenden kleinen Fuß, an diesen Augen, aus denen ein Sonnenstrahl hervorbricht, an all den feinen Dingen dieser als Andalusierin verkleideten Pariserin und der als Pariserin verkleideten Andalusierin zu weiden; und dann ein zweites Mal, um das Stück zu genießen, das durch die Gestalt des alten Mannes zum Totlachen und durch die Gestalt des verliebten Señors zum Weinen ist. Das Stück hat auf beiderlei Art Erfolg gehabt. Der Verfasser, der, wie man sagt, einen unserer großen Dichter zum Mitarbeiter hat, durfte, in jeder Hand ein verliebtes Mädchen, für den Erfolg danken: sein auf-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geregtes Parterre ist vor Vergnügen beinahe umgekommen. Die Beine der beiden Mädchen schienen witziger zu sein als der Verfasser. Trotzdem fand man, als die beiden Rivalinnen weg waren, den Dialog geistvoll, was die Vortrefflichkeit des Stücks zur Genüge beweist. Der Verfasser wurde inmitten eines Beifallsturms genannt, der den Erbauer des Saals unruhig machte; aber der Verfasser, der an die heftigen Bewegungen des trunkenen Vesuvs, der unter dem Kronleuchter brodelt, gewohnt ist, zitterte nicht: es ist Herr von Cursy. Die beiden Schauspielerinnen haben den berühmten Bolero von Sevilla getanzt, der ehemals vor den ehrwürdigen Vätern des Konzils Gnade gefunden hat, und den die Zensur trotz der gefährlichen Keckheit der Stellungen erlaubt hat. Dieser Bolero allein ist genug, um alle alten Herren anzuziehen, die nicht wissen, was sie mit dem Rest Liebe, der ihnen geblieben ist, machen sollen, und ich bin mitleidsvoll genug, ihnen zu raten, ihr Opernglas gut zu putzen."

Während Lucien diese Seite schrieb, die im Journalismus durch ihre neue und originelle Manier Epoche machte, schrieb Lousteau ein Artikelchen, betitelt ‚Der Exgeck', der folgendermaßen begann:

„Der Geck der Kaiserzeit ist immer ein langer, magerer, wohlkonservierter Mann, der ein Korsett trägt und das Kreuz der Ehrenlegion hat. Er heißt so ähnlich wie Potelet, und um in die heutige Aristokratie zu passen, hat sich der kaiserliche Baron von sich aus ein ‚du' verehrt: er ist du Potelet, auf die Gefahr hin, im Falle der Revolution wieder schlichter Potelet zu werden. Da er übrigens wie sein Name ein Mann aus zwei Teilen ist, macht er im Faubourg Saint-Germain den Hof, nachdem er der ruhmreiche, nützliche und angenehme Schleppenträger der Schwester eines Mannes gewesen ist, den die Scham mich zu nennen verhindert. Wenn du Potelet seinen Dienst bei

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Kaiserlichen Hoheit verleugnet, dann singt er doch noch die Romanzen seiner innig verehrten Wohltäterin..."

Der Artikel war ein Gewebe aus recht albernen persönlichen Anspielungen, wie man sie in dieser Zeit machte, denn diese Gattung wurde seitdem, besonders durch den ‚Figaro', erstaunlich vervollkommnet. Lousteau zog zwischen der Frau von Bargeton, der Baron du Châtelet den Hof machte, und einem Fischbein eine spaßhafte Parallele, die belustigte, ohne daß man die beiden Personen, die aufs Korn genommen wurden, kennen mußte. Châtelet war mit einem Reiher verglichen. Die Liebschaften dieses Reihers, der das Fischbein nicht hinunterschlucken konnte, das in drei Stücke brach, wenn er es fallen ließ, reizten unwiderstehlich zum Lachen. Dieser Spaß, der auf mehrere Artikel verteilt war, verursachte, wie man weiß, riesigen Aufruhr im Faubourg Saint-Germain und war einer von den tausendundein Gründen für die Härten des Preßgesetzes. Eine Stunde später kamen Blondet, Lousteau und Lucien wieder in den Salon, in dem die Gäste, der Herzog, der Minister, die vier Frauen, die drei Kaufleute, der Theaterdirektor und Finot miteinander plauderten. Ein Lehrling mit seiner Papiermütze auf dem Kopf war schon gekommen, um Manuskript für das Blatt zu verlangen.

„Die Gehilfen wollen fortgehen, wenn ich ihnen nichts bringe," sagte er. „Hier hast du zehn Franken, sie sollen warten," sagte Finot. „Wenn ich ihnen die gebe, fangen sie zu saufen an, und dann ist's aus mit der Nummer." „Der Verstand dieses Kindes erschreckt mich," sagte Finot.

In dem Augenblick, wo der Minister dem kleinen Kerl eine glänzende Zukunft prophezeite, traten die drei Schriftsteller ein. Blondet las einen überaus geistvollen Artikel gegen die Romantiker vor. Der Artikel Lousteaus rief Gelächter hervor. Der Herzog von Rhétoré riet, um das

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Faubourg Saint-Germain nicht zu sehr zu verschnupfen, ein indirektes Lob für Frau d'Espard einfließen zu lassen.

„Und nun lesen Sie uns, was Sie geschrieben haben," sagte Finot zu Lucien.

Als Lucien, der vor Angst zitterte, fertig gelesen hatte, erhob sich lauter Beifall im Salon, die Schauspielerinnen umarmten den neugebackenen Journalisten, die drei Kaufleute drückten ihn an sich, daß er fast erstickte, du Bruel drückte ihm die Hand und hatte eine Träne im Auge, der Direktor endlich lud ihn zum Diner ein.

„Es gibt keine Kinder mehr," sagte Blondet. „Da Herr von Chateaubriand das Wort ‚Himmlisches Kind' schon für Victor Hugo geprägt hat, bin ich genötigt, Ihnen ganz schlicht zu sagen, daß Sie ein Mann sind, der Geist, Gemüt und Stil besitzt." „Der Herr gehört zu unserm Blatt," sagte Finot, dankte Etienne und warf ihm den scharfen Blick des Ausbeuters zu. „Was für Witze haben Sie gemacht?" fragte Lousteau Blondet und du Bruel. „Hier haben Sie die von du Bruel," sagte Nathan: „Der Herr Vicomte Demosthenes sagte gestern, als er sah, wie sehr der Vicomte d'A... das Publikum beschäftigt: ‚Vielleicht lassen Sie mich jetzt in Ruhe.' Eine Dame sagte zu einem Ultra, der von der Rede Herrn Pasquiers tadelnd sagte, es setze das System von Decazes fort: ‚Ja, aber er hat sehr monarchische Waden'..." „Wenn das so anfängt, brauche ich nichts weiter hören; es geht alles gut," sagte Finot. „Bring ihnen das, lauf," sagte er zu dem Lehrling. „Das Blatt sieht ein bißchen kunterbunt aus, aber es ist unsere beste Nummer." Damit wandte er sich zu der Schriftstellergruppe, die Lucien bereits etwas tückisch betrachtete.

„Der Bursche hat Geist," sagte Blondet. „Sein Artikel ist gut," sagte Claude Vignon. „Zu Tisch!" rief Matifat.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Herzog gab Florine den Arm, Coralie nahm den von Lucien und die Tänzerin hatte auf der einen Seite Blondet, auf der andern den deutschen Minister.

„Ich begreife nicht, warum Sie Frau von Bargeton und den Baron du Châtelet angreifen, der zum Präfekt der Charente und zum Vortragenden Rat ernannt worden sein soll." „Frau von Bargeton hat Lucien wie einen Schlingel vor die Tür gesetzt," erwiderte Lousteau. „Einen so schönen jungen Mann," machte der Minister.

Das Souper wurde auf neuem Silbergeschirr, auf Porzellan von Sèvres und auf Damastgedecken serviert, und alles machte einen großartigen Eindruck. Chevet hatte das Souper bereitet, die Weine waren vom berühmtesten Händler des Quai Saint-Bernard, einem Freunde Camusots, Matifats und Cardots, ausgesucht worden. Lucien, der zum erstenmal den Pariser Luxus in Funktion sah, kam also von einer Überraschung in die andere und verbarg als Mann, der nach dem Wort Blondets Geist, Gemüt und Stil besaß, sein Erstaunen.

Coralie hatte, als sie durch den Salon ging, Florinen ins Ohr gesagt: „Mach mir Camusot so betrunken, daß er die Nacht hier zubringen muß." „Du hast also deinen Journalisten geknetet," erwiderte Florine und wandte damit ein Wort aus der besondern Sprache dieser Mädchen an. „Nein, ich liebe ihn," antwortete Coralie und machte eine entzückende kleine Bewegung mit den Schultern.

Diese Worte waren Lucien ins Ohr geklungen, die fünfte Todsünde hatte sie dahin getragen. Coralie war wundervoll angezogen und ihre Toilette hob sehr geschickt ihre besondern Reize, denn jede Frau hat Vollkommenheiten, die ihr eigentümlich sind. Ihr Kleid hatte wie das Florinens den Vorzug, aus einem entzückenden Stoff, der noch nicht bekannt war, gemacht zu sein, den man Seidenmusselin nannte. Camusot in seiner Eigenschaft als Großseiden-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

händler war es gelungen, diesen Stoff als Erster von Lyon erhalten zu haben. So hoben die Liebe und die Toilette, diese Schminke und dieser Duft der Frau, die Reize der glücklichen Coralie. Ein Vergnügen, das uns erwartet, das uns nicht entgehen kann, übt auf junge Leute außerordentlichen Reiz aus. Es könnte sein, daß die Gewißheit der ganze Reiz ist, den die schlechten Häuser auf sie ausüben; die Gewißheit ist vielleicht das Geheimnis der langen Treue. Die reine, aufrichtige Liebe, kurz die erste Liebe, verbunden mit einer der plötzlichen, leidenschaftlichen Anfälle, die diese armen Geschöpfe anstacheln, und auch ihre Bewunderung für die große Schönheit Luciens gaben Coralie den Geist des Herzens.

„Ich würde dich lieben, auch wenn du krank und häßlich wärst!" sagte sie Lucien ins Ohr, als man sich zu Tisch setzte.

Was für ein Wort für einen Dichter! Camusot verschwand für Lucien, er sah ihn nicht mehr, wenn er Coralie sah. Konnte sich ein junger Mensch, der ganz Genußfreude und Sinnenlust war, der das eintönige Provinzleben satt hatte, der von den Abgründen von Paris angezogen war, der vom Elend ermüdet, von seiner erzwungenen Keuschheit gequält, von seinem Mönchsleben in der Rue de Cluny, von seinen Arbeiten, die zu nichts führten, matt geworden war, konnte er sich bei diesem glänzenden Gelage zurückhalten? Lucien war mit einem Fuß bei Coralie im Bett, mit dem andern von dem Fangeisen der Zeitung eingefangen, zu der er so viel gelaufen war, ohne hingelangen zu können. Wie oft war er vergebens nach der Rue du Sentier gegangen, und nun fand er die Zeitung bei Tisch zwischen den Weinflaschen, aufgeräumt und guter Dinge. Er sollte für all seine Schmerzen durch einen Artikel gerächt werden, der schon am nächsten Morgen zwei Herzen durchbohren würde, über die er bis jetzt vergeblich die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Wut und den Schmerz hatte bringen wollen, mit denen man ihn überschüttet hatte. Er sah Lousteau an und dachte sich: ‚das ist ein Freund', ohne zu ahnen, daß Lousteau ihn jetzt schon als gefährlichen Rivalen zu fürchten anfing. Lucien hatte den Fehler begangen, seinen ganzen Geist zu zeigen: ein matter Artikel wäre besser gewesen. Blondet besänftigte den Neid, der an Lousteau fressen wollte, indem er zu Finot sagte, man müßte sich dem Talent beugen, wenn es von dieser Stärke wäre. Dieses Urteil war für Lousteaus Verhalten maßgebend; er beschloß, Luciens Freund zu bleiben und sich mit Finot darüber zu verständigen, den gefährlichen Neuling auszubeuten und in Abhängigkeit zu halten. Dieser Entschluß wurde in aller Schnelligkeit zwischen den beiden Männern mit zwei Sätzen, die sie einander ins Ohr sagten, gefaßt und in seiner ganzen Tragweite verstanden.

„Er hat Talent." „Er wird anspruchsvoll sein." „Oh!" „Gut."

„Ich soupiere niemals ohne Angst mit französischen Journalisten," sagte der deutsche Diplomat mit ruhiger und würdiger Gutmütigkeit zu Blondet, den er bei der Gräfin von Montcomet gesehen hatte. „Es gibt ein Wort von Blücher, das zu verwirklichen Ihre Aufgabe ist." „Was für ein Wort?" fragte Nathan. „Als Blücher mit Saacken im Jahre 1814 — verzeihen Sie, meine Herren, daß ich Sie an diesen für Sie verhängnisvollen Tag erinnere — auf den Höhen von Montmartre ankam, sagte Saacken, der ein brutaler Kerl war: ‚Wir werden also Paris verbrennen!' — ‚Hüten Sie sich, Frankreich wird nur daran sterben!' antwortete Blücher und wies mit der Hand auf dieses große Krebsgeschwür, das sie glühend und dunstig im Tal der Seine zu ihren Füßen liegen sahen. „Ich danke Gott, daß es in meinem Lande keine Zeitungen mehr gibt," fuhr der Minister nach einer Pause fort. „Ich habe mich

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

noch nicht von dem Schrecken erholt, den mir der kleine Kerl mit der Papiermütze auf dem Kopf eingeflößt hat, der mit zehn Jahren die Überlegung eines alten Diplomaten besitzt. Ich muß sagen, ich habe heute abend den Eindruck, daß ich mit Löwen und Panthern zu Nacht speise, die mir die Ehre erweisen, ihre Tatzen mit Samt zu bekleiden." „Es ist sicher," sagte Blondet, „daß wir imstande sind, ganz Europa zu sagen und zu beweisen, daß Eure Exzellenz heute abend eine Schlange ausgespien haben, daß Sie beinahe Fräulein Tullia, die hübscheste unserer Tänzerinnen, von ihr beißen ließen, und wir könnten, daran anschließend, Kommentare über Eva, die Bibel, die Erbsünde und die Todsünde folgen lassen. Aber beruhigen Sie sich, Sie sind unser Gast." „Das wäre drollig," sagte Finot. „Wir könnten wissenschaftliche Abhandlungen über alle Schlangen drucken lassen, die man im menschlichen Herzen und im menschlichen Körper bis auf das diplomatische Korps findet," sagte Lousteau. „Wir könnten irgendeine Schlange in dieser Flasche Kirschwasser finden," sagte Vernou. „Sie würden es schließlich selbst glauben," sagte Vignon zu dem Diplomaten. „Meine Herren, erwecken Sie nicht Ihre schlummernden Klauen!" rief der Herzog von Rhétoré. „Der Einfluß, die Macht der Zeitung ist erst im Beginn," sagte Finot; „der Journalismus ist in seiner Kindheit, er wird wachsen. Binnen zehn Jahren wird alles der öffentlichen Meinung unterworfen sein. Der Gedanke wird alles beleuchten, er wird ..." „Alles beflecken," unterbrach Blondet. „Das ist ein Wort!" sagte Claude Vignon. „Er wird Könige machen," sagte Lousteau. „Er wird die Monarchien auflösen," sagte der Diplomat. „Zugegeben," sagte Blondet, „wenn es keine Presse gäbe, brauchte man sie nicht erfinden; aber sie ist da, und wir leben davon." „Sie werden daran sterben," sagte der Diplomat. „Sehen Sie nicht, daß die Massen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vorausgesetzt, daß Sie ihnen wirklich Aufklärung bringen, eine höhere Bildung erlangen und die Machtstellung des Individuums beeinträchtigen werden; daß Sie dadurch, daß Sie in den untern Klassen das Denken aussäen, die Revolution ernten werden, und daß Sie ihre ersten Opfer sein werden. Was zerbricht man in Paris, wenn es einen Aufstand gibt?" „Die Laternen," sagte Nathan; „aber wir sind zu bescheiden, um Angst zu haben, wir werden nur Sprünge bekommen." „Sie sind ein geistig zu hochstehendes Volk, als daß Sie irgendeiner Regierung erlaubten, am Ruder zu bleiben," sagte der Minister. „Wenn das nicht wäre, würden Sie mit Ihren Federn die Eroberung Europas wiederbeginnen, das Ihr Degen nicht behaupten konnte." „Die Zeitungen sind ein Übel," sagte Claude Vignon. „Man könnte sich dieses Übels bedienen, aber die Regierung will es bekämpfen. Es kommt also sicher zum Kampf. Wer wird unterliegen? Das ist die Frage." „Die Regierung!" sagte Blondet, „ich höre nicht auf, es zu sagen. In Frankreich ist der Geist stärker als alles, und die Zeitungen haben außer dem Geist aller talentvollen Menschen noch dazu die Heuchelei Tartüffes." „Blondet, Blondet," sagte Finot, „du gehst zu weit! Es sind Abonnenten hier." „Du bist Besitzer einer dieser Giftbuden, du mußt Angst haben; aber ich pfeife auf all euere Anstalten, obwohl ich davon lebe!" „Blondet hat recht," sagte Claude Vignon. „Die Zeitung, die ein Heiligtum hätte sein sollen, ist ein Mittel für die Parteien geworden, aus einem Mittel ist sie ein Geschäft geworden; und wie alle Geschäftsunternehmungen ist sie ohne Treu und ohne Ehrlichkeit. Jede Zeitung ist, wie es Blondet sagt, eine Bude, in der man dem Publikum Worte von der Farbe verkauft, die sie haben will. Gäbe es eine Zeitung für Bucklige, dann bewiese sie morgens und abends die Schönheit, Güte und Notwendigkeit der Buckligen. Eine Zeitung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist nicht mehr dazu da, die Meinungen zu klären, sondern ihnen zu schmeicheln. Daher werden alle Zeitungen nach einiger Zeit erbärmlich, heuchlerisch, infam, lügnerisch, mörderisch sein; sie werden die Ideen, die Systeme, die Menschen töten und werden gerade dadurch blühen und gedeihen. Sie werden die Wohltat genießen, die allen imaginären Wesen zugute kommt: das Übel wird geschehen, ohne daß jemand daran schuldig ist. Wir alle, ich Vignon, du Lousteau, du Blondet, du Finot werden Aristidesse, Platone, Catone, Männer von Plutarch sein; wir werden alle unschuldig sein, wir werden uns alle die Hände von jeder Ruchlosigkeit weißwaschen. Napoleon hat für diese moralische oder, wenn Sie lieber wollen, unmoralische Erscheinung den Grund angegeben; er hat darüber ein prachtvolles Wort gesagt, auf das ihn seine Studien über den Konvent gebracht haben: ‚Für die Kollektivverbrechen ist niemand haftbar.' Die Zeitung kann sich das abscheulichste Benehmen gestatten, niemand glaubt, sich damit persönlich schmutzig zu machen." „Aber die Regierung wird Repressivgesetze machen," sagte du Bruel, „sie bereitet welche vor." „Bah!" sagte Nathan, „was kann das Gesetz gegen den französischen Geist, gegen dieses schärfste Scheidewasser, das es gibt?" „Die Ideen können nur durch Ideen unwirksam gemacht werden," fuhr Vignon fort. „Der Schrecken, der Despotismus können den französischen Geist, dessen Sprache sich so vorzüglich zur Anspielung, zum Doppelsinn eignet, nur vorübergehend ersticken. Je mehr das Gesetz unterdrücken will, um so mehr wird der Geist hervorbrechen, wie der Dampf aus einer Maschine ohne Ventil. Der König tut nur Gutes: wenn die Zeitung gegen ihn ist, so war es der Minister, der alles getan hat, und ebenso umgekehrt. Wenn die Zeitung eine niederträchtige Verleumdung erfindet, hat man sie ihr berichtet. Kommt jemand und beklagt sich, so entschuldigt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie sich mit der großen Freiheit. Wird sie vors Gericht gezogen, dann beklagt sie sich, daß man ihr keine Berichtigung geschickt hat; aber wenn man ihr eine schickt, dann lehnt sie sie lachend ab und spricht von ihrem Verbrechen wie von einer Kleinigkeit, die nicht der Rede wert wäre. Schließlich verhöhnt sie ihr Opfer, wenn es Recht bekommt. Wird sie bestraft, hat sie zuviel Geldstrafen zu zahlen, dann denunziert sie den Klagenden als einen Feind der Freiheit, des Landes und der Aufklärung. Sie wird sagen, Herr Soundso sei ein Dieb, und wird dafür die Worte wählen, er sei der ehrlichste Mann des Königreichs. So sind ihre Verbrechen Kleinigkeiten! ihre Angreifer Scheusale! und nach einiger Zeit glauben die Leute, die sie alle Tage lesen, alles, was sie will. Von nun an ist nichts, was ihr mißfällt, mehr patriotisch, und sie wird nie unrecht haben. Sie bedient sich der Religion gegen die Religion, der Verfassung gegen den König; sie verhöhnt die Behörden, wenn die Behörden sie ärgern; sie lobt sie, wenn sie den Volksleidenschaften schmeicheln. Um Abonnenten zu ergattern, erfindet sie die rührendsten Märchen, führt sie Possenspiele auf wie Hanswurst. Die Zeitung würde eher dem Publikum ihren eigenen Vater zum Frühstück servieren, als darauf verzichten, es unausgesetzt zu interessieren und zu amüsieren. Sie ist wie ein Schauspieler, der die Asche seines Sohnes in die Urne tut, um wirklich weinen zu können; sie ist die Mätresse, die ihrem Geliebten alles opfert." „Kurz, sie ist die Folioausgabe des Volkes," rief Blondet dazwischen. „Des heuchlerischen, unedelmütigen Volkes," erwiderte Vignon. „Es kommt dahin, daß die Zeitung das Talent aus ihrer Mitte verbannen wird, wie Athen Aristides verbannt hat. Wir werden es erleben, wie die Zeitungen, die anfangs von Ehrenmännern geleitet werden, später unter das Regiment der Mittelmäßigsten kommen, die die Geduld und die Nachgiebig-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

keit des Gummielastikums haben, die den wahren Talenten fehlt; oder sie kommen an die Krämer, die das Geld haben, sich die Federn zu kaufen. Wir sehen davon schon jetzt allerlei. Aber in zehn Jahren wird der erste beste Bursche, der vom Gymnasium kommt, sich für einen großen Mann halten, wird auf die Spalten eines Journals steigen, um seine Vordermänner zu prügeln, wird sie an den Füßen herunterziehen, um ihren Platz zu bekommen. Napoleon hatte sehr recht, die Presse zu knebeln. Ich möchte wetten, daß die Oppositionsblätter, wenn sie ihre Richtung zur Regierung brächten, diese selbe Regierung in dem Augenblick, wo sie ihnen irgend etwas verweigerte, mit den nämlichen Gründen und den nämlichen Artikeln, die sie jetzt gegen die Regierung des Königs schreiben, wütend bekämpfen würden. Je mehr man den Journalisten Konzessionen macht, um so anspruchsvoller werden die Zeitungen. Heute sind die Journalisten Parvenüs; aber ihnen werden ausgehungerte und arme Journalisten folgen. Die Wunde ist unheilbar, sie wird immer bösartiger, immer fressender; und das Übel wird immer größer, je mehr es geduldet wird, bis zu dem Tag, wo über die Zeitungen durch ihre Üppigkeit und Massenhaftigkeit die Verwirrung kommt, wie in Babylon. Wir wissen alle, wie wir hier sind, daß die Zeitungen in der Undankbarkeit weitergehen werden als die Könige, daß sie in Spekulationen und Berechnungen weitergehen als der schmutzigste Kaufmann, daß sie unsere Intelligenzen zugrunde richten werden, damit sie jeden Morgen ihren Hirnfusel verkaufen; aber wir schreiben alle für sie, wie die Leute, die eine Quecksilbermine ausbeuten, obwohl sie wissen, daß sie daran sterben. Da unten sitzt nun, neben Coralie, ein junger Mann ... Wie heißt er? Lucien! Er ist schön, er ist ein Dichter und, was für ihn mehr wert ist, er hat Witz, Einfälle, Geist; was wird nun aus ihm? Er tritt in eines der Gedanken-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

bordelle ein, die man Zeitung nennt, dort vergeudet er seine schönsten Ideen, dort dörrt er sein Hirn aus, dort befleckt er seine Seele, dort begeht er die anonymen Niederträchtigkeiten, die im Gedankenkrieg an die Stelle der Feldzugspläne, Plünderungen, Brandstiftungen, Hinterhalte im Krieg der Kondottieri getreten sind. Wenn er, wie tausend andere, ein schönes Talent zum Nutzen der Aktionäre vergeudet hat, dann lassen ihn diese Gifthändler Hungers sterben, wenn er Durst hat, und vor Durst sterben, wenn er Hunger hat." „Danke," sagte Finot. „Aber, mein Gott," sagte Claude Vignon, „ich wußte das, ich bin im Bagno, und die Ankunft eines neuen Sträflings macht mir Vergnügen. Wir, Blondet und ich, haben mehr Geist als die und die Herren, die mit unserm Talent spekulieren, und wir werden trotzdem immer von ihnen ausgebeutet werden. Wir haben unter unserm Verstand ein Herz, die brutalen Eigenschaften des Ausbeuters fehlen uns. Wir sind faul, ergeben uns der Betrachtung, dem Sinnen, der Kritik; man wird unser Hirn austrinken und uns schlechtes Benehmen vorwerfen!" „Ich dachte, Ihr würdet lustiger sein," rief Florine. „Florine hat recht," sagte Blondet; „überlassen wir die Heilung der öffentlichen Krankheiten den Kurpfuschern, die dazu da sind, den Staatsmännern. Wie Charlet sagt: ‚Ich soll auf dem Weinberg ausspucken? Niemals!'" „Wißt Ihr, wie Vignon mir vorkommt?" sagte Lousteau, indem er auf Lucien wies. „Wie eine der Huren aus der Rue du Pélican, die zu einem Gymnasiasten sagte: ‚Geh, Kleiner, so ein junges Bürschchen sollte noch nicht hierher kommen.'"

Dieser Einfall brachte alle zum Lachen, aber Coralie gefiel er besonders. Die Kaufleute hörten zu und vergaßen das Essen und Trinken nicht.

„Was ist das für eine Nation, in der man so viel Gutes und so viel Schlimmes findet!" sagte der Minister zum

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Herzog von Rhétoré. „Meine Herren, Sie sind Verschwender, die sich nicht ruinieren können."

So fehlte es, dank dem Zufall, Lucien an keiner Warnung vor dem Abgrund, über dem er schwebte. D'Arthez hatte dem Dichter den edeln Weg der Arbeit gewiesen und hatte zugleich das Gefühl in ihm wachgerufen, vor dem alle Hindernisse verschwinden. Lousteau selbst hatte aus egoistischen Gedanken heraus versucht, ihn vom Journalismus fernzuhalten, indem er ihm diesen und die Literatur überhaupt in ihrem wahren Lichte zeigte. Lucien hatte nicht an so viel verstecktes Verderben glauben wollen; aber er hörte jetzt schließlich, wie die Journalisten von ihrem Elend redeten, er sah sie am Werk, sah, wie sie ihrer Nährmutter die Eingeweide bloßlegten, um die Zukunft vorauszusagen. Er hatte an diesem Abend die Dinge gesehen, wie sie sind. Aber er wurde beim Anblick dieses Herzens der Pariser Korruption, die Blücher so gut charakterisiert hatte, nicht von Entsetzen ergriffen, er gab sich wie berauscht dem Genuß dieser geistvollen Gesellschaft hin. Diese ungewöhnlichen Menschen unter der Damaszenerrüstung ihrer Laster, in dem glänzenden Helm ihrer kalten Analyse fand er den schweren und ernsten Menschen seines Freundeskreises überlegen. Und dann schlürfte er zum erstenmal die Wonnen des Reichtums, der Zauber des Luxus umschmeichelte ihn, die gute Tafel übte ihre Macht auf ihn aus; seine wählerischen Instinkte erwachten, er trank zum erstenmal erlesene Weine, er lernte die köstlichen Gerichte der feinen Küche kennen, er sah mitten unter den Journalisten einen Minister, einen Herzog, eine Tänzerin, die ihre despotische Macht bewunderten; er verspürte ein heftiges Gelüste, diese Welt von Königen zu beherrschen, er fühlte die Kraft in sich, sie zu besiegen. Und schließlich hatte er diese Coralie, die er mit ein paar Sätzchen schon glücklich gemacht hatte,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

im Glanz der Kerzen, durch den Rauch der Gerichte und den Nebel der Trunkenheit hindurch näher angesehen, und sie schien ihm himmlisch, die Liebe machte sie so überaus schön! Dieses Mädchen war überdies die schönste Schauspielerin von Paris. Sein Zirkel, jene hohe Versammlung der edelsten Intelligenz, mußte unter einer so starken, so völligen Versuchung erliegen. Die spezifische Schriftstellereitelkeit war bei Lucien von Kennern gekitzelt worden, er war von seinen künftigen Rivalen gelobt worden. Der Erfolg seines Artikels und die Eroberung Coralies waren zwei Triumphe, die auch einem weniger jungen Menschen den Kopf verdreht hätten. Während dieser Debatte hatten alle überaus gut gegessen und hervorragend viel getrunken. Lousteau, Camusots Nachbar, goß ihm zwei- oder dreimal Kirschwasser in seinen Wein, ohne daß jemand darauf achtete, und reizte seine Eigenliebe, um ihn zum Trinken zu bringen. Dieses Manöver gelang so gut, daß der Kaufmann es nicht bemerkte, er hielt sich in seiner Art für ebenso witzig wie die Journalisten. Die bittern Späße begannen in dem Augenblick, wo die Leckereien des Nachtisches und die Weine auf den Tisch kamen. Der Diplomat machte als Mann von viel Geist in dem Augenblick, wo er merkte, daß jetzt die Torheiten laut zu werden anfingen, die bei diesen geistvollen Männern die grotesken Szenen ankündigten, die gewöhnlich den Abschluß solcher Orgien bilden, dem Herzog und der Tänzerin ein Zeichen, und alle drei verschwanden. Sowie Camusot sinnlos betrunken war, flohen Coralie und Lucien, die sich während des ganzen Soupers wie ein Liebespaar von fünfzehn Jahren benommen hatten, die Treppe hinunter und fuhren mit einer Droschke davon. Da Camusot unter dem Tisch lag, glaubte Matifat, er wäre mit der Schauspielerin verschwunden; er überließ seine Gäste ihrem Rauchen, Lachen, Trinken, Streiten und folgte Florine, als sie schlafen ging.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Tag überraschte die Kämpfer oder vielmehr Blondet, der ein unüberwindlicher Trinker und der einzige war, der noch sprechen konnte; er schlug den Verschlafenen einen Toast auf die rosenfingrige Aurora vor.

Lucien war an die Pariser Orgien nicht gewöhnt; er hatte seinen Verstand noch beisammen, als er die Treppe hinabstieg, aber die frische Luft brachte seine Betrunkenheit, die häßlich war, völlig zum Ausbruch. Coralie und ihre Zofe mußten den Dichter in den ersten Stock des schönen Hauses in der Rue de Vendôme, in dem die Schauspielerin wohnte, hinauftragen. Auf der Treppe wurde es Lucien sehr übel und er mußte sich übergeben.

„Schnell! Berenice," rief Coralie, „Tee! mach Tee!" „Es ist nichts, es ist die Luft," sagte Lucien, „und ich habe noch nie so viel getrunken." „Armes Kind! Er ist unschuldig wie ein Lamm," sagte Berenice, eine plumpe Normännin, die ebenso häßlich war, wie Coralie schön.

Endlich war Lucien, ohne daß er etwas davon wußte, in Coralies Bett untergebracht. Die Schauspielerin hatte, mit Unterstützung Berenices, ihren Dichter mit der Sorgfalt und Liebe einer Mutter für ihr kleines Kind ausgezogen. Dabei sagte er fortwährend:

„Es ist nichts, es ist die Luft. Danke, Mama." „Wie er so schön Mama sagt," rief Coralie und küßte ihn auf die Haare. „Wie schön muß es sein, einen solchen Engel zu lieben, Fräulein! Wo haben Sie ihn aufgefischt? Ich hätte nicht gedacht, daß es einen Mann geben könnte, der so schön ist wie Sie," sagte Berenice.

Lucien wollte schlafen, er wußte nicht, wo er war und sah nichts, Coralie ließ ihn mehrere Tassen Tee trinken, dann überließ sie ihn dem Schlaf.

„Die Portiersfrau hat uns nicht gesehen, und auch sonst niemand?" fragte Coralie. „Nein, ich habe Sie erwartet." „Victoire weiß nichts?" „Kein Gedanke," sagte Berenice.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Zehn Stunden später, gegen Mittag, erwachte Lucien. Coralie saß neben ihm, sie hatte ihn im Schlaf betrachtet. Der Dichter begriff. Die Schauspielerin war noch in ihrem schönen Kleide, das abscheulich beschmutzt war und aus dem sie eine Reliquie machen wollte. Lucien erkannte die Aufopferung, die Zartheit der wahren Liebe, die ihre Belohnung haben sollte: er sah Coralie an. Coralie war in einem Augenblick ausgezogen und schlang sich um Lucien. Um fünf Uhr schlief der Dichter, von himmlischer Wollust gewiegt, er hatte das Zimmer der Schauspielerin, ein entzückendes Werk des Luxus, ganz in weiß und rosa, eine Welt von Wundern und koketten Zierlichkeiten, gesehen, die weit überstiegen, was Lucien schon bei Florine bewundert hatte. Coralie war auf. Um ihre Rolle als Andalusierin zu spielen, mußte sie um sieben Uhr im Theater sein. Sie hatte noch ihren Dichter betrachtet, der im Genuß eingeschlafen war, sie war wie trunken und konnte sich nicht trennen von dieser edlen Liebe, die die Sinne mit dem Herzen und das Herz mit den Sinnen verband, um sie beide zu entzücken. Dieses himmlische Gefühl, wo man im Irdischen zu zweit ist, um mit allen Sinnen zu leben, ein einziges Wesen im Himmel, um zu lieben, war ihre Absolution. Was hätte übrigens die übermenschliche Schönheit Luciens nicht entschuldigt? Die Schauspielerin kniete an dem Bett, war glücklich über ihre eigene Liebe und fühlte sich geweiht. Diese Wonnen wurden von Berenice gestört.

„Der Camusot ist da! Er weiß, daß Sie hier sind!“ rief sie.

Lucien richtete sich auf, mit angeborener Vornehmheit dachte er sofort daran, daß er Coralie nicht schaden dürfte. Berenice hob einen Vorhang. Lucien trat in ein entzückendes Ankleidekabinett, in das Berenice und ihre Herrin mit unerhörter Schnelligkeit Luciens Kleider brachten. Als

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Kaufmann eintrat, fielen Coralies Augen auf Luciens Stiefel: Berenice hatte sie vor das Feuer gestellt, um sie zu wärmen, nachdem sie sie heimlich gewichst hatte. Die Dienerin und ihre Herrin hatten diese verräterischen Stiefel vergessen. Berenice ging, nachdem sie mit ihrer Herrin unruhige Blicke gewechselt hatte. Coralie setzte sich auf das Sofa und bat Camusot, sich's auf einem Schaukelstuhl ihr gegenüber bequem zu machen. Der Wackere, der Coralie anbetete, sah die Stiefel an und wagte nicht, die Augen nach seiner Geliebten zu erheben.

‚Soll ich nun wegen dieses Paars Stiefel böse werden und Coralie verlassen? Das wäre schlimm, wegen so einer Kleinigkeit. Stiefel gibt es überall. Die hier stünden besser auf dem Regal eines Schuhmachers oder gingen an den Füßen eines Mannes auf den Boulevards spazieren. Hier aber sagen sie auch ohne Füße mancherlei, was nichts mit Treue zu tun hat. Allerdings bin ich fünfzig Jahre alt: ich muß blind sein wie Amor.'

Für diesen feigen Monolog gab es keine Entschuldigung. Die Stiefel waren nicht solche Halbschuhe, wie sie heutzutage getragen werden, und die schließlich ein zerstreuter Mensch nicht zu sehen brauchte; es waren, wie es damals die Mode mit sich brachte, ein Paar hohe, sehr elegante Stiefel mit Quasten, denen man es ansah, daß sie gewohnt waren, aus weiten, meistens hellen Hosen hervorzuleuchten, und alles spiegelte sich in ihnen wie in einem Spiegel. So mußten die Stiefel dem wackern Seidenwarenhändler in die Augen springen und, dürfen wir hinzufügen, auch das Herz mußte ihm bei diesem Anblick zerspringen.

„Was haben Sie?" fragte ihn Coralie. „Nichts," gab er zur Antwort. „Klingeln Sie," sagte Coralie, die über Camusots Feigheit lächeln mußte. — „Berenice," sagte sie zu der Normannin, sowie sie eintrat, „holen Sie mir doch einen Anzieher, damit ich diese verdammten Stiefel noch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einmal probiere. Vergessen Sie nicht, sie heute abend in mein Ankleidezimmer zu bringen." „Was! ... Ihre Stiefel? ..." sagte Camusot, der schon leichter atmete. „Ja, was denken Sie denn?" fragte sie hochmütig. „Altes Schaf, scheint er nicht zu meinen? ... — O gewiß, meint er das," sagte sie zu Berenice. — „Ich habe in dem Stück von Dingsda eine Männerrolle und ich habe mich noch nie als Mann angezogen. Der Theaterschuhmacher hat mir die Stiefel da gebracht, ich soll mich darin im Gehen üben, bis ich das Paar bekomme, zu dem er mir Maß genommen hat; er hat sie mir angezogen, aber ich habe solche Schmerzen gehabt, daß ich sie auszog, und doch muß ich sie wieder anziehen." „Ziehen Sie sie nicht an, wenn sie Sie drücken," sagte Camusot, den die Stiefel so gedrückt hatten. „Das ist auch wahr," sagte Berenice; „wozu soll sich das Fräulein so quälen wie vorhin; sie hat geweint, Herr Camusot! und wenn ich ein Mann wäre, dürfte eine Frau, die ich liebe, nie weinen! Es wäre besser, wenn sie welche aus feinem Saffianleder trüge. Aber die Direktion ist so filzig! Sie sollten ihr welche bestellen ..." „Ja, gewiß," sagte der Kaufmann. — „Sie gehen?" fragte er Coralie. „Im Augenblick; ich bin erst um sechs Uhr zurückgekommen, nachdem ich Sie überall gesucht habe; ich habe um Ihretwillen sieben Stunden lang meine Droschke behalten. So kümmern Sie sich um mich! Sie vergessen mich für die Weinflaschen. Ich habe mich in acht nehmen müssen, wo ich jetzt jeden Abend, solange der Alkalde Geld einbringt, spielen muß. Nach dem Artikel des jungen Mannes darf ich nicht schlecht spielen." „Ein hübscher Bursche ist er," sagte Camusot. „Finden Sie? Ich liebe diese Art Männer nicht, sie sehen einem Weib zu ähnlich; und die Sorte kann nicht so lieben, wie so 'n alter dummer Kaufmann. Ihr macht uns so schmachtend!" „Bleibt der Herr zum Essen hier?" fragte Berenice. „Nein, ich habe gar

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

keinen Appetit heute." „Sie waren nett bezecht gestern. Hören Sie, Papa Camusot, vor allem: Männer, die trinken, kann ich nicht leiden..." „Du mußt dem jungen Mann ein Geschenk machen," sagte der Kaufmann. „Ach ja, ich zahle sie lieber auf die Weise, als daß ich es wie Florine mache. Gehen wir, gehen Sie nur, schlechter Mensch, oder schenken Sie mir einen Wagen, damit ich nicht so viel Zeit verliere." „Sie sollen ihn morgen haben, wenn Sie mit Ihrem Direktor im Rocher de Cancale dinieren. Man gibt am Sonntag das neue Stück nicht." „Kommen Sie, ich gehe essen," sagte Coralie und führte Camusot fort.

Eine Stunde später wurde Lucien von Berenice befreit. Berenice war eine Jugendgefährtin Coralies und ein Geschöpf, das so schlau und so verschmitzt war, wie ihr Körper umfangreich.

„Bleiben Sie hier. Coralie wird allein zurückkommen. Sie will sogar Camusot den Laufpaß geben, wenn er Sie stört," sagte Berenice zu Lucien; „aber, liebes Kind ihres Herzens, Sie sind zu gut, um sie zu ruinieren. Sie hat es mir gesagt, sie ist entschlossen, alles aufzugeben, aus diesem Paradies fortzugehen und mit Ihnen in Ihrer Mansarde zu leben. O, die Eifersüchtigen, die Neidischen haben ihr schon gesagt, daß Sie keinen Heller haben, daß Sie im Quartier latin wohnen! Ich würde euch folgen, wissen Sie, ich würde euch den Haushalt führen. Aber ich habe das arme Kind getröstet. Nicht wahr, lieber Herr, Sie sind zu gescheit, um solchen Unsinn zu machen? Ach, Sie werden schon sehen, daß der andere, der plumpe Kerl, nur den Leib hat, und daß Sie der Geliebte, der Gott sind, dem man die Seele gibt. Wenn Sie wüßten, wie meine Coralie reizend ist, wenn ich ihr die Rollen überhöre! Ein Herzenskind, was! Sie hat wohl verdient, daß Gott ihr einen seiner Engel schickte, sie war des Lebens überdrüssig. Sie ist bei ihrer Mutter so unglücklich gewesen, die sie geschlagen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hat, die sie verkauft hat! Ja, lieber Herr, eine Mutter, und ihr eigenes Kind! Wenn ich eine Tochter hätte, ich würde sie pflegen wie meine kleine Coralie, zu der ich bin wie eine Mutter. Jetzt hat sie zum erstenmal gute Zeit, zum erstenmal hat sie ordentlichen Beifall gehabt. Es scheint, man hat infolge dessen, was Sie geschrieben haben, eine famose Claque auf die Beine gebracht. Während Sie schliefen, war Braulard hier und hat mit ihr gearbeitet." „Wer, Braulard?" fragte Lucien, der diesen Namen schon gehört zu haben glaubte. „Der Chef der Claque, der mit ihr die Stellen der Rolle besprochen hat, wo sie bedient werden soll. Florine nennt sich zwar ihre Freundin, aber sie könnte ihr einen Streich spielen wollen und alles für sich nehmen. Der ganze Boulevard redet nur von Ihrem Artikel. Ist das nicht ein Bett für die Liebesstunden eines Prinzen!" sagte sie und legte über das Bett eine Spitzendecke.

Sie zündete die Kerzen an. Bei ihrem Licht glaubte der geblendete Lucien sich in der Tat in einem Feenschloß. Die reichsten Seidenstoffe waren von Camusot als Wandverkleidung und für die Drapierung der Fenster ausgewählt worden. Der Dichter ging auf einem Königsteppich, das reichgeschnitzte Polysanderholz der Möbel flimmerte in Lichtreflexen. Der Kamin aus weißem Marmor wies die kostbarsten Nippsachen auf. Der Bettvorleger war aus Schwanenfedern, die mit Marderfell eingefaßt waren; Pantoffel aus schwarzem Samt, mit roter Seide gefüttert, standen darauf und sprachen von den Genüssen, die den Dichter der ‚Margueriten' erwarteten. Eine entzückende Lampe hing von der mit Seide bespannten Decke. Überall standen in wunderbaren Vasen und Schalen erlesene Blumen, reizendes weißes Heidekraut und Kamelien, die nicht dufteten. Überall sah man die Sinnbilder der Unschuld. Niemand hätte geglaubt, daß da eine Schau-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

spielerin und Theatergewohnheiten herrschten. Berenice bemerkte Luciens Erstaunen.

„Hübsch, nicht wahr?" sagte sie zu ihm mit einschmeichelnder Stimme. „Wird es sich hier nicht besser lieben als auf einem Dachboden? Sie müssen ihren dummen Streich verhindern," fuhr sie fort und stellte vor Lucien einen prächtigen kleinen Tisch, auf dem Gerichte standen, die sie heimlich vom Essen ihrer Herrin weggenommen hatte, damit die Köchin von der Anwesenheit des Geliebten nichts merken konnte.

Lucien speiste sehr gut; Berenice trug ihm die Speisen auf reichgeziertem Silbergeschirr auf und er aß auf gemalten Tellern, von denen jeder einen Louisdor kostete. Dieser Luxus wirkte auf seine Seele, wie eine Straßendirne mit ihrem nackten Fleisch und ihren strammanliegenden weißen Strümpfen auf einen Gymnasiasten wirkt.

„Ist dieser Camusot glücklich!" „Glücklich?" erwiderte Berenice. „Ach, der gäbe gern sein Vermögen, um an Ihrer Stelle zu sein und seine alten, grauen Haare gegen Ihre blonden einzutauschen."

Sie forderte Lucien, dem sie den köstlichsten Wein gab, wie er in Bordeaux für die reichsten Engländer gekeltert wird, auf, sich hinzulegen und, bis Coralie käme, ein kleines Schläfchen zu machen, und Lucien hatte in der Tat Lust, sich in dieses prächtige Bett zu legen. Berenice, die diesen Wunsch in den Augen des Dichters gelesen hatte, war für ihre Herrin glücklich darüber. Um halb elf Uhr erwachte Lucien unter einem liebestrunkenen Blick. Coralie stand vor ihm im verführerischsten Nachtgewand. Lucien hatte geschlafen, er war nur noch vor Liebe trunken. Berenice zog sich zurück und fragte:

„Um wieviel Uhr morgen?" „Um elf Uhr; du bringst uns das Frühstück ans Bett. Ich bin vor zwei Uhr für niemanden zu sprechen."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Um zwei Uhr am nächsten Tag waren die Schauspielerin und ihr Geliebter angekleidet und präsentierten sich derart, wie wenn der Dichter seiner Schutzbefohlenen einen Besuch machte. Coralie hatte Lucien gebadet, gekämmt und frisiert und angekleidet; sie hatte ihm ein Dutzend schöne Hemden, ein Dutzend Halsbinden, ein Dutzend Taschentücher bei Colliau holen lassen und ein Dutzend Paar Handschuhe in einem Kästchen aus Zedernholz. Als sie das Rasseln eines Wagens vor ihrem Hause hörte, stürzte sie mit Lucien ans Fenster. Sie sahen, wie Camusot einem prächtigen Coupé entstieg.

„Ich hätte nicht gedacht," sagte sie, „daß man einen Mann und den Luxus so hassen könnte ..." „Ich bin zu arm, um zugeben zu können, daß du dich zugrunde richtest," sagte Lucien, und beugte sich damit unter das kaudinische Joch. „Mein armer Liebling," sagte sie und drückte Lucien ans Herz, „du liebst mich also? — Ich habe den Herrn gebeten," sagte sie zu Camusot, „heute vormittag zu mir zu kommen. Ich dachte, wir könnten in die Champs Elysées fahren, um den Wagen zu probieren." „Fahrt allein hin," sagte Camusot traurig, „ich kann nicht mit euch zum Diner fahren, es ist der Namenstag meiner Frau, ich hatte es vergessen." „Armer Musot, wie wirst du dich langweilen!" sagte sie und fiel dem Kaufmann um den Hals.

Sie war trunken vor Glück bei dem Gedanken, daß sie den schönen Wagen allein mit Lucien einweihen, daß sie allein mit ihm ins Wäldchen fahren würde; und in ihrer Freude machte sie den Eindruck, als liebte sie Camusot, dem sie tausend Zärtlichkeiten erwies.

„Ich wollte, ich könnte Ihnen jeden Tag einen Wagen schenken!" sagte der arme Mann. „Kommen Sie, Herr von Rubempré, es ist zwei Uhr," sagte die Schauspielerin zu Lucien, dessen peinliche Gefühle sie erriet und den sie mit einer entzückenden Geste tröstete.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Coralie hüpfte die Treppe hinab und zog Lucien mit sich. Der Kaufmann folgte ihnen mit dem schleppenden Gang einer Robbe, ohne sie einholen zu können. Der Dichter erlebte die berauschendste Freude: Coralie, die das Glück strahlend schön machte, hatte eine überaus geschmackvolle und elegante Toilette und wurde von entzückten Blicken betrachtet. Das Paris der Champs Elysées bewunderte die beiden Liebenden. In einer Allee des Bois de Boulogne begegnete ihr Coupé der Kalesche der Marquise d'Espard und der Frau von Bargeton, die Lucien mit erstaunten Mienen ansahen und denen er den verächtlichen Blick des Dichters zuwarf, der seinen Ruhm vorausfühlt und seiner Macht gewiß ist. Der Augenblick, in dem er durch einen Blick diesen beiden Frauen die Rachegedanken zuschleudern konnte, die um ihretwillen so lange an seinem Herzen genagt hatten, war einer der süßesten seines Lebens und vielleicht für sein Schicksal entscheidend. Lucien war wieder von den Furien des Stolzes besessen: er wollte wieder in der großen Welt erscheinen und dort eine glänzende Rache nehmen; alle gesellschaftlichen Kleinlichkeiten, die kaum erst unter den Füßen des Studierenden, des Angehörigen jenes Freundeszirkels zertreten worden waren, kehrten wieder in seine Seele zurück. Er verstand jetzt die ganze Tragweite des Angriffs, den Lousteau für ihn gemacht hatte. Lousteau hatte seinen Leidenschaften gedient, während der Zirkel, dieser Kollektivmentor, die Absicht zu haben schien, sie zugunsten von langweiligen Tugenden und von Arbeiten, die Lucien unnütz zu finden anfing, matt zu setzen. Arbeiten! Ist das nicht der Tod für die Seelen, die nach Genuß hungern? Wie leicht fallen darum auch die Schriftsteller in das far niente, das Wohlleben und die Genüsse des schwelgerischen Lebens der Schauspielerinnen und der leichten Frauen! Lucien spürte eine unwiderstehliche Lust, das Leben dieser beiden tollen Tage fortzusetzen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Diner im Rocher de Cancale war ausgezeichnet. Die Gäste Florinens waren da, außer dem Minister, dem Herzog und der Tänzerin und Camusot; an ihrer Stelle waren zwei berühmte Schauspieler und Hector Merlin in Gesellschaft seiner Mätresse da. Diese war ein entzückendes Weib und ließ sich Madame du Val-Noble nennen; sie war die Schönste und Eleganteste unter den Frauen, die damals in Paris eine Welt jenseits der vornehmen Welt bildeten, unter den Frauen, denen man heutzutage den schonenden Namen Loretten gegeben hat. Lucien, der seit achtundvierzig Stunden in einem Paradies lebte, lernte jetzt den Erfolg seines Artikels kennen. Der Dichter, der sich gefeiert und beneidet sah, fand jetzt die Sicherheit des Auftretens: sein Geist sprühte, er war der Lucien von Rubempré, der mehrere Monate lang in der Literatur und der Welt der Künstler glänzte. Finot, der eine unbestreitbare Fähigkeit hatte, das Talent zu ahnen, und der es aufspürte, wie ein Menschenfresser den Geruch frischen Fleisches in der Nase hat, umschmeichelte Lucien und versuchte ihn für die Journalistentruppe anzuwerben, deren Befehlshaber er war. Lucien biß auf diese Schmeicheleien an. Coralie bemerkte die List dieses Ausbeuters des Geistes und wollte Lucien vor ihm warnen.

„Verpflichte dich nicht, Lieber," sagte sie zu ihrem Dichter, „warte; sie wollen dich ausnutzen; wir sprechen heute abend darüber." „Bah!" antwortete ihr Lucien, „ich fühle mich stark genug, ich kann ebenso böse und ebenso schlau sein wie sie."

Finot, der sich ohne Zweifel wegen der Zwischenräume mit Hector Merlin nicht überworfen hatte, stellte Merlin und Lucien einander vor. Coralie und Madame du Val-Noble begrüßten sich zärtlich und wetteiferten an Freundlichkeit und Zuvorkommenheit miteinander. Madame du Val-Noble lud Lucien und Coralie zum Diner ein. Hector

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Merlin, der gefährlichste unter allen Journalisten, die bei diesem Diner anwesend waren, war ein kleiner, dürrer Mann mit zusammengekniffenen Lippen, der einen maßlosen Ehrgeiz und eine grenzenlose Eifersucht in sich trug, der über alles Schlimme, was um ihn her vorging, glücklich war, und der die Spaltungen, die er schürte, sich zunutze machte. Er hatte viel Geist, aber wenig Willenskraft, ersetzte jedoch den Willen durch den Instinkt, der die Parvenüs an die Orte führt, wo das Gold und die Macht winkt. Lucien und er mißfielen sich gegenseitig. Die Erklärung hierfür ist nicht schwer. Merlin hatte das Unglück, mit lauter Stimme zu sprechen, wenn Lucien im stillen dachte. Beim Nachtisch schienen die Bande rührendster Freundschaft diese Männer zu vereinigen, von denen sich jeder dem andern überlegen glaubte. Lucien, der Neuling, war der Gegenstand, dem sie alle imponieren wollten. Man redete ohne Rückhalt miteinander; nur Hector Merlin lachte nicht. Lucien fragte ihn nach dem Grund seiner Zurückhaltung.

„Aber ich sehe, Sie treten mit Illusionen in die Welt der Literatur und des Journalismus. Sie glauben an Freunde. Wir sind alle Freunde oder Feinde, je nach den Umständen. Wir treffen uns selbst zuerst mit der Waffe, die uns nur dazu dienen sollte, die andern zu treffen. Sie werden binnen kurzem merken, daß Sie es mit schönen Gefühlen zu nichts bringen. Wenn Sie gut sind, sorgen Sie dafür, daß Sie schlecht werden. Werden Sie bissig aus Berechnung. Wenn Ihnen noch keiner dieses oberste Gesetz gesagt hat, so vertraue ich es Ihnen an, und ich habe Ihnen damit kein kleines Geschenk gemacht. Wenn Sie geliebt sein wollen, gehen Sie nie von Ihrer Geliebten, ohne sie ein wenig zum Weinen gebracht zu haben; wollen Sie in der Literatur Glück machen, so verletzen Sie immer alle Welt, selbst Ihre Freunde, bringen Sie die Eigenliebe zum Weinen: alle Welt wird zärtlich zu Ihnen sein."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hector Merlin war glücklich, als er an Luciens Miene sah, daß sein Wort in den Neuling eindrang, wie eine Dolchklinge ins Herz. Man spielte. Lucien verlor sein ganzes Geld. Coralie nahm ihn mit sich nach Hause, und die Wonnen der Liebe ließen ihn die furchtbaren Aufregungen des Spiels vergessen, dem er später zum Opfer fallen sollte. Als er am nächsten Tag von ihr fortgegangen und im Quartier latin angekommen war, fand er in seiner Börse die Geldsumme, die er verloren hatte. Diese Aufmerksamkeit machte ihn zuerst traurig, er wollte umkehren und der Schauspielerin das Geschenk wiedergeben, das ihn demütigte; aber er war schon in der Rue de la Harpe und setzte seinen Weg nach dem Hotel de Cluny fort. Während des Gehens beschäftigte er sich mit Coralie und ihrer Sorge für ihn und sah darin einen Beweis der mütterlichen Liebe, die mit der Leidenschaft dieser Art Frauen verbunden ist. Bei ihnen umschließt die Leidenschaft alle Empfindungen. Beim weiteren Nachdenken fand Lucien schließlich einen Grund, das Geschenk anzunehmen, indem er sich sagte:

‚Ich liebe sie, wir wollen wie Mann und Frau zusammenleben und ich will sie niemals verlassen!'

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

INHALT DES VIERTEN BANDES

VERLORENE ILLUSIONEN. ERSTER TEIL
DIE BEIDEN DICHTER . . . . . 1—186
EIN GROSSER MANN AUS DER PROVINZ IN PARIS. ERSTER TEIL . . . . . 187—406

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DIE ÜBERSETZUNG DIESES BANDES
BESORGTE HEDWIG LACHMANN. DER
DRUCK ERFOLGTE IN DER SPAMER-
SCHEN BUCHDRUCKEREI ZU LEIPZIG

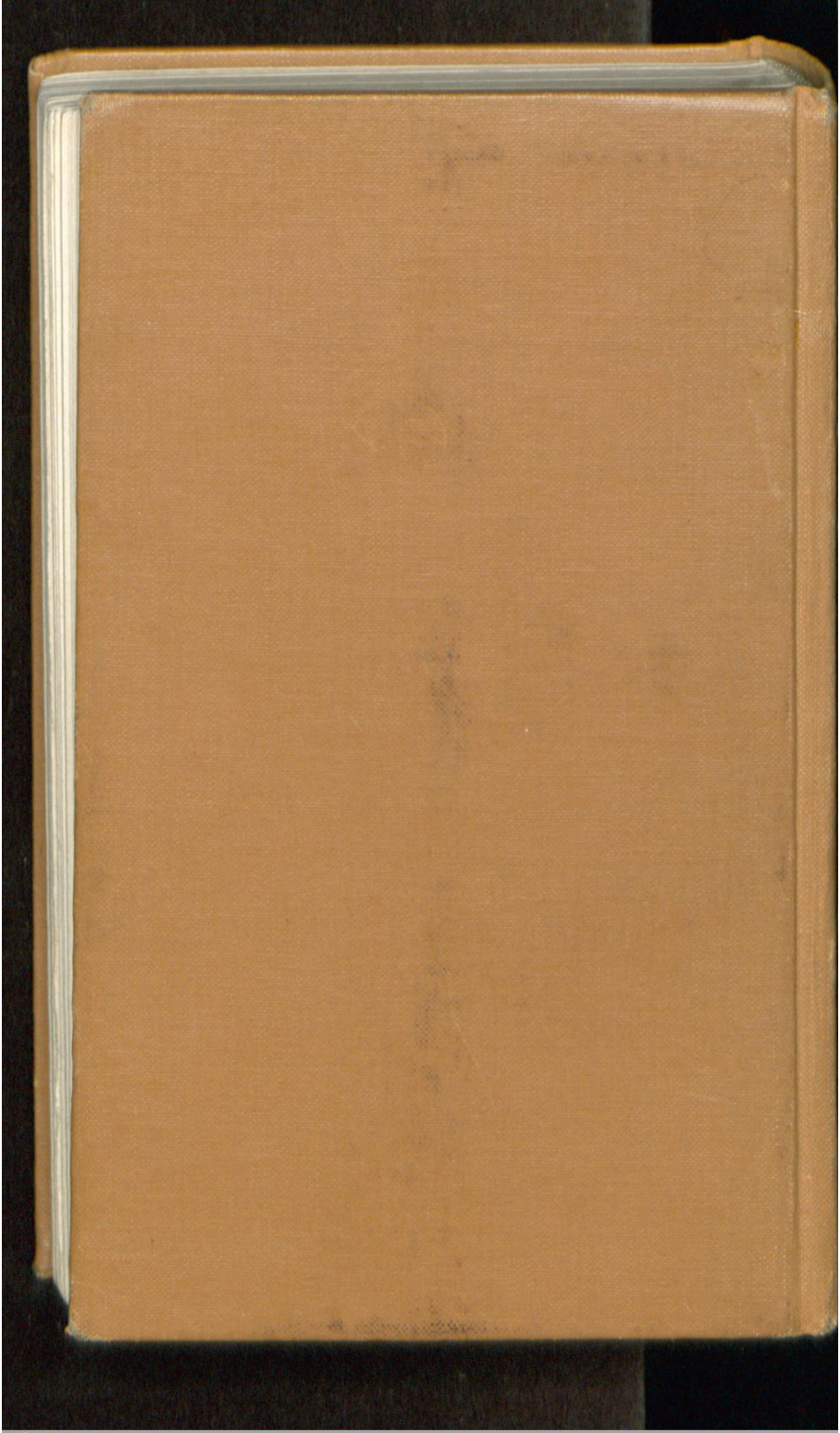
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf


Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ULB Düsseldorf

+0409 229 01

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1.242.2

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

BALZAC'S

MENSCHLICHE KOMÖDIE

V. BAND

461937

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

02
tome
05502
C 732

530199

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

A Lit 738
2
m

025/409229

09.154

HONORE DE BALZAC

VERLORENE ILLUSIONEN

II. TEIL

LEIPZIG
IM INSELVERLAG · MCMIX

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

EIN GROSSER MANN AUS DER PROVINZ IN PARIS

II. TEIL

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ALS Lucien die schmutzige und übelriechende Treppe seines Hauses hinaufging, als seine Tür knarrte, als er den unsaubern Fußboden und den armseligen Kamin seines kahlen, ärmlichen Zimmers wiedersah, flößte ihm der Gegensatz zu der Umgebung, aus der er kam, Gefühle ein, die ihm jeder nachempfinden kann, der nicht Diogenes ist. Auf dem Tisch fand er das Manuskript seines Romans und folgende Zeilen von Daniel d'Arthez:

„Unsere Freunde sind mit Ihrem Werk fast völlig zufrieden, lieber Dichter. Sie können es, sagen sie, mit viel Vertrauen Ihren Freunden und Ihren Feinden vorlegen. Wir haben Ihren reizenden Artikel über das Panorama Dramatique gelesen, und Sie müssen bei den Literaten ebensoviel Neid erregen wie Bedauern bei uns. Daniel."

‚Bedauern! Was meint er damit?' rief Lucien, der von dem höflichen Ton des Briefchens überrascht war.

War er denn für den Freundeskreis ein Fremder geworden? Nachdem er von den wunderbaren Früchten gekostet hatte, die ihm die Eva der Kulissenwelt gereicht hatte, lag ihm noch mehr an der Achtung und Zuneigung seiner Freunde aus der Rue des Quatre-Vents. Er blieb ein paar Augenblicke in Nachdenken versunken; er dachte über sein gegenwärtiges Leben in diesem Zimmer und seine Zukunft in dem Coralies nach. Sein Sinnen ging zwischen der Ehre und der Schande hin und her, und schließlich setzte er sich und sah nach, in welchem Zustande ihm seine Freunde sein Werk zurückgaben. Wie groß war sein Staunen! Von Kapitel zu Kapitel hatte die geschickte und hingebende Feder dieser noch unbekannten großen Männer seine Kümmerlichkeiten in Schätze verwandelt. Ein reicher, gedrängter, starker Dialog war an die Stelle seiner Gespräche getreten, die, wie er jetzt einsah, im Vergleich mit

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

diesen Reden, in denen der Geist der Zeit atmete, nur Geschwätz gewesen waren. Seine Porträts, die recht schwächlich gezeichnet waren, kamen jetzt kräftig und farbig heraus; alle schlossen sich durch physiologische Bemerkungen, die ohne Frage Bianchon zu verdanken waren, an absonderliche Phänomene des Menschenlebens an und waren voller Leben. Seine wortreichen Schilderungen waren gehaltvoll und lebendig geworden. Er hatte den Freunden ein armselig gekleidetes Kind gegeben und empfing von ihnen ein entzückendes erwachsenes Mädchen in weißem Gewande und mit rosafarbenem Gürtel, ein köstliches Geschöpf, zurück. Diese Seelengröße seiner Freunde überwältigte ihn, er empfand die Bedeutung der Lektion, die er empfing, er bewunderte die Korrekturen, die ihn mehr über die Literatur und die Kunst lehrten als die vier Jahre, in denen er gelesen, verglichen und studiert hatte, und er saß, als es schon ganz dunkel geworden war, noch immer mit Tränen in den Augen über seinem Manuskript. Die Verbesserung einer verunglückten Zeichnung, ein meisterhafter Zug im lebendigen Stoff sagen immer mehr als alle Theorien und Betrachtungen.

‚Was für Freunde! Was für Herzen! Wie glücklich bin ich,‘ rief er aus, als er das Manuskript wieder zusammenschnürte.

Er war von der Begeisterung, die den poetischen und beweglichen Menschen natürlich ist, ergriffen und eilte zu Daniel. Als er die Treppe hinaufging, hatte er doch das Gefühl, daß er dieser Herzen, die nichts vom Pfade der Ehre abwendig machen konnte, nicht mehr so würdig sei. Eine Stimme sagte ihm, daß Daniel, wenn er Coralie geliebt hätte, Camusot nicht mit in Kauf genommen hätte. Er kannte auch die tiefe Verachtung, die der Freundeskreis gegen die Journalisten hegte, und er fühlte sich schon ein wenig als Journalist. Er fand seine Freunde, außer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Meyraux, der eben weggegangen war, in einer Verzweiflung, die auf allen Gesichtern zu lesen war.

„Was habt ihr, meine Freunde?“ rief Lucien. „Wir erfahren eben von einem furchtbaren Unglück: der größte Geist unserer Zeit, unser geliebtester Freund, der zwei Jahre lang unsere Leuchte gewesen ist ...“ „Louis Lambert,“ sagte Lucien. „... ist in einem Zustand der Starrsucht, der keine Hoffnung mehr läßt,“ sagte Bianchon. „Er stirbt, sein Leib wird nichts davon spüren, und sein Kopf wird im Himmel sein,“ fügte Michel Chrestien feierlich hinzu. „Er stirbt, wie er gelebt hat,“ sagte d'Arthez. „Die Liebe kam wie ein Feuer über das weite Reich seines Gehirns und hat es entzündet,“ sagte Léon Giraud. „Ja,“ sagte Joseph Bridau, „sie hat ihn so sehr entrückt, daß wir ihn aus dem Auge verlieren.“ „Nur wir sind zu beklagen,“ sagte Fulgence Ridal. „Vielleicht wird er sich erholen,“ rief Lucien. „Nach dem, was uns Meyraux gesagt hat, ist keine Heilung möglich,“ erwiderte Bianchon. „Sein Kopf ist der Schauplatz von Vorgängen, auf die die Medizin keinen Einfluß hat.“ „Es gibt jedoch wirksame Kräfte,“ sagte d'Arthez. „Ja,“ antwortete Bianchon, „er ist nur kataleptisch, wir können ihn blödsinnig machen.“ „Warum kann man dem Geist des Bösen nicht einen andern Kopf statt des seinen anbieten! Jch gäbe den meinen her,“ rief Michel Chrestien. „Und was würde aus der europäischen Föderation?“ fragte d'Arthez. „Oh, das ist wahr,“ erwiderte Michel Chrestien, „man gehört der Menschheit mehr als einem einzelnen Menschen.“ „Ich kam mit vollem Herzen hierher, um euch allen zu danken,“ begann Lucien. „Ihr habt meine schlechte Legierung in Dukatengold verwandelt.“ „Dank! Wofür hältst du uns?“ erwiderte Bianchon. „Die Sache hat uns Vergnügen gemacht,“ fügte Fulgence hinzu. „Und nun sind Sie also Journalist geworden?“ sagte Léon Giraud zu ihm. „Die Kunde von

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Ihrem Debüt ist schon bis ins Quartier latin gedrungen." „Ich bin es noch nicht," antwortete Lucien. „Ich habe es euch ja gesagt," rief d'Arthez. „Lucien gehört zu den Herzen, die den Preis eines reinen Gewissens kennen. Ist es nicht eine stärkende Wegzehrung, wenn man abends seinen Kopf aufs Kissen legen und sich sagen kann: ‚Ich habe nicht über die Taten anderer gerichtet, ich habe niemandem Leid zugefügt; mein Witz hat nicht wie ein Dolch die Seele eines Unschuldigen zerstochen; meine Späße haben kein Glück zerstört, haben nicht einmal das Philisterbehagen aufgeschreckt, haben den Genius nicht ungerecht verfolgt; ich habe die billigen Triumphe des Spottes verschmäht; kurz, ich habe nie meine Überzeugungen verleugnet'?" „Aber", sagte Lucien, „ich glaube, man kann so sein und trotzdem für eine Zeitung arbeiten. Wenn ich schließlich kein weiteres Mittel hätte, meine Existenz zu finden, müßte ich schon Journalist werden." „Oh! oh! oh!" rief Fulgence und stieg bei jedem dieser Ausrufe einen Ton höher, „wir ergeben uns!" „Er wird Journalist werden," sagte Léon Giraud bekümmert. — „Ach, Lucien! Wenn du es mit uns zusammen sein wolltest, wir werden ein Blatt herausgeben, in dem die Wahrheit und die Gerechtigkeit nie verletzt wird, in dem wir die Lehren verbreiten, die der Menschheit nützlich sind, vielleicht ..." Lucien unterbrach Léon und sagte mit ironischem Lächeln: „Ihr werdet keinen einzigen Abonnenten haben." „Wir werden fünfhundert haben, die fünfmalhunderttausend wert sind," versetzte Michel Chrestien. „Ihr werdet ein großes Kapital brauchen," fuhr Lucien fort. „Nein," sagte d'Arthez, „aber Hingebung." „Man sollte meinen, wir wären hier in einem Friseurladen," rief Michel Chrestien und näherte seine Nase mit einer komischen Bewegung Luciens Kopf. „Man hat dich in einem prächtigen Wagen gesehen, der von einem köstlichen Paar

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Pferde gezogen wurde, und neben dir saß Coralie, die aussieht wie die Geliebte eines Fürsten." „Und", sagte Lucien, „was ist Schlimmes daran?" „Du sagst das, als ob Schlimmes daran wäre," rief Bianchon entgegen. „Ich hätte für Lucien eine Beatrice gewünscht," sagte d'Arthez, „eine edle Frau, die ihn im Leben gestützt hätte ..." „Aber, Daniel, gleicht die Liebe nicht überall sich selbst?" fragte der Dichter. „Oh!" rief der Republikaner, „darin bin ich Aristokrat. Ich könnte keine Frau lieben, die ein Schauspieler vor dem Publikum auf die Wange küßt, die in den Kulissen geduzt wird, die sich vor einem Parterre erniedrigt und ihm zulächelt, vor ihm tanzt, die Röcke hochhebt und sich als Mann kleidet, um zu zeigen, was ich allein sehen will. Oder wenigstens, wenn ich eine solche Frau liebte, müßte sie das Theater verlassen, ich würde sie mit meiner Liebe reinigen." „Und wenn sie das Theater nicht verlassen könnte?" „Dann käme ich vor Kummer, vor Eifersucht, vor tausend Leiden fast um. Man kann die Liebe nicht, wie man einen Zahn zieht, aus dem Herzen reißen."

Lucien wurde ernst und nachdenklich. ‚Wenn sie hören, daß ich mir Camusot gefallen lasse, werden sie mich verachten,' sagte er sich.

„Weißt du," sagte der Republikaner in schrecklich gutmütigem Tone zu ihm, „vielleicht wirst du ein großer Schriftsteller, aber du wirst nie etwas anderes sein als ein kleiner Possenreißer."

Er nahm seinen Hut und ging.

„Recht hart ist Michel Chrestien," sagte der Dichter. „Hart und heilsam wie die Zange des Zahnarztes," erwiderte Bianchon. „Michel sieht deine Zukunft voraus, und vielleicht weint er in diesem Augenblick auf der Straße um dich."

D'Arthez war milde und trostreich, er versuchte, Lucien wieder aufzurichten. Als der Dichter nach einer Stunde

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

den Freundeskreis verließ, peinigte ihn sein Gewissen, das ihm zurief: ‚Du wirst Journalist!‘ wie die Hexe Macbeth zuruft: ‚Du wirst König!‘ Auf der Straße blickte er noch einmal nach den Fenstern des geduldigen d'Arthez, die von einem schwachen Licht erleuchtet waren, und ging mit traurigem Herzen und gequälter Seele nach Hause. Eine Art Vorahnung sagte ihm, daß seine wahren Freunde ihn zum letztenmal ans Herz gedrückt hatten. Als er über die Place de la Sorbonne in die Rue de Cluny ging, sah er die Equipage Coralies. Die Schauspielerin war vom Boulevard du Temple bis zur Sorbonne gefahren, um ihren Dichter einen Augenblick zu besuchen und ihm rasch guten Abend zu sagen. Lucien fand seine Geliebte ganz in Tränen über den Anblick seiner Dachkammer, sie wollte arm sein wie ihr Geliebter, sie weinte, während sie die Hemden, Handschuhe, Halsbinden und Taschentücher in seiner elenden Kommode ordnete. Diese Verzweiflung war so aufrichtig und so groß, sie sprach von so viel Liebe, daß Lucien, dem man vorgeworfen hatte, eine Schauspielerin zu lieben, in Coralie eine Heilige sah, die bereit war, das härene Hemd der Armut zu tragen. Um kommen zu können, hatte das entzückende Geschöpf den Vorwand genommen, ihrem Freund die Mitteilung zu machen, daß die Gesellschaft Camusot, Coralie und Lucien sich bei der Gesellschaft Matifat, Florine und Lousteau für ihr Souper revanchierte, und Lucien zu fragen, ob er eine Einladung vorschlagen wollte, die ihm nützlich wäre; Lucien antwortete ihr, er würde darüber mit Lousteau sprechen. Die Schauspielerin ging nach einigen Augenblicken wieder, ohne Lucien mitzuteilen, daß Camusot sie unten erwartete. Am nächsten Morgen ging Lucien schon um acht Uhr zu Etienne, fand ihn nicht und eilte zu Florine. Der Journalist und die Schauspielerin empfingen ihren Freund in dem hübschen Schlafzimmer, in dem sie sich wie ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ehepaar häuslich niedergelassen hatten, und sie setzten sich zu dritt an ein üppiges Frühstück.

„Lieber Freund," sagte Lousteau zu ihm, als sie so am Tisch saßen, nachdem Lucien ihm die Mitteilung von dem Souper gemacht hatte, das Coralie geben wollte, „ich rate dir, mit mir Félicien Vernou zu besuchen, ihn einzuladen und dich ihm so weit anzuschließen, wie es bei einem so absonderlichen Menschen nur möglich ist. Félicien wird dir vielleicht den Zugang zu der politischen Zeitung verschaffen, für die er das Feuilleton zu machen hat, und vielleicht bringst du es dahin, daß du über dem Strich in diesem Blatt so viel große Artikel, wie du willst, bringen kannst. Dieses Blatt gehört wie unseres der liberalen Partei; du wirst Liberaler sein, das ist die Partei, die jetzt volkstümlich ist; und überdies, wenn du dich auf die Seite des Ministeriums schlagen wolltest, hättest du mehr Vorteile, wenn sie dich erst fürchten gelernt haben. Haben dich Hector Merlin und seine Madame du Val-Noble nicht mit Coralie zum Diner geladen? Dort verkehren etliche große Tiere, die jungen Stutzer und die Millionäre." „O ja," erwiderte Lucien, „und du wirst mit Florine auch dort sein."

Lucien und Lousteau hatten am Freitag in ihrer Bezechtheit und während ihres Diners am Montag angefangen, sich zu duzen.

„Nun also, wir werden Merlin auch beim Blatte haben, er wird sich Finot eng anschließen; du wirst guttun, ihn gut zu behandeln. Lade ihn mit seiner Geliebten zu deinem Souper ein; er wird dir vielleicht binnen kurzem nützlich sein, denn gehässige Menschen brauchen alle Welt, und er wird dir dienlich sein, um im Notfall deine Feder zu haben."

„Ihr Debüt hat so viel Aufsehen gemacht, daß Sie kein Hindernis finden werden," sagte Florine zu Lucien; „eilen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Sie sich und machen Sie es sich zunutze, sonst werden Sie schnell vergessen." „Das Geschäft," fing Lousteau wieder an, „das große Geschäft ist fix und fertig! Dieser Finot, dieser talentlose Bursche ist Herausgeber und Chefredakteur von Dauriats Wochenblatt, ist Besitzer eines Sechstels, das ihn nichts kostet, und bezieht sechshundert Franken im Monat. Ich, mein Lieber, bin seit diesem Morgen Chefredakteur unseres Blättchens. Alles ging, wie ich es jüngst voraussagte: Florine war großartig, sie sticht Talleyrand aus." „Wir packen die Männer bei ihrer Lust," sagte Florine, „die Diplomaten packen sie nur bei der Selbstsucht; die Diplomaten sehen nur, wie sie sich zieren, und wir sehen, wie sie Dummheiten machen; wir sind also die Stärkeren." „Als er abschloß," sagte Lousteau, „hat Matifat den einzigen Witz gemacht, den er je in seinem Drogistendasein aussprechen wird: ‚Das Geschäft', sagte er, ‚fällt nicht aus dem Rahmen meiner kaufmännischen Tätigkeit!'"

„Ich habe Florine im Verdacht, daß sie ihm das souffliert hat," rief Lucien. „Also, mein Lieber," fuhr Lousteau fort, „du hast den Fuß im Steigbügel." „Sie sind ein Glückskind," meinte Florine. „Wie viele junge Leute sehen wir, die in Paris jahrelang warten müssen, ohne einen einzigen Artikel in einer Zeitung unterzubringen! Sie werden Erfolg haben wie Emil Blondet. Binnen einem halben Jahr sehe ich Sie als gemachten Mann!" Dabei lächelte sie ihn mit leichtem Spotte an. „Bin ich nicht seit drei Jahren in Paris," sagte Lousteau, „und erst seit gestern gibt mir Finot für die Chefredaktion dreihundert Franken festes Gehalt monatlich, zahlt mir für die Spalte hundert Sous und in seinem Wochenblatt hundert Franken für den Bogen." „Nun, Sie sagen gar nichts?" rief Florine und sah Lucien an. „Wir wollen sehen," antwortete Lucien. „Mein Lieber," versetzte Lousteau mit einer gekränkten

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Miene, „ich habe alles für dich arrangiert, wie wenn du mein Bruder wärst; aber ich bürge nicht für Finot. In den nächsten zwei Tagen wird Finot von sechzig Burschen bestürmt werden, die ihm Vorschläge machen und sich gegenseitig unterbieten. Ich habe für dich zugesagt; wenn du willst, kannst du ihm absagen. Du hast keine Ahnung von deinem Glück," fing der Journalist nach einer Pause wieder an. „Du wirst zu einer Clique gehören, deren Verbündete ihre Feinde in mehreren Blättern angreifen und sich wechselseitig unterstützen." „Suchen wir vor allem Félicien Vernou auf," erwiderte Lucien, der es eilig hatte, sich mit diesen gefürchteten Raubvögeln zu verbinden.

Lousteau ließ ein Kabriolett holen, und die beiden Freunde fuhren nach der Rue Mandar, in der Vernou wohnte. Lucien war sehr erstaunt, diesen schroffen, hochmütigen und stolzen Kritiker in einem überaus gewöhnlichen Speisezimmer zu finden, das eine höchst geschmacklose Tapete hatte. An den Wänden hingen Bilder in Aquatinta in vergoldeten Rahmen. Er saß mit einer Frau am Tisch, die zu häßlich war, um nicht legitim zu sein, und zwei kleine Kinder saßen auf sehr hohen Stühlen, die eine Vorrichtung hatten, damit sie nicht herausfielen. Man sah Félicien an, daß es ihm nicht recht war, in einem Schlafrock überrascht zu werden, der aus den Resten eines Morgenkleides seiner Frau zurechtgemacht war.

„Hast du gefrühstückt, Lousteau?" fragte er, während er Lucien einen Stuhl anbot. „Wir kommen von Florine," erwiderte Etienne, „und haben dort gefrühstückt."

Lucien mußte nur immer Frau Vernou ansehen, die wie eine biedere, plumpe Köchin aussah, ziemlich sauber, aber unbeschreiblich gewöhnlich. Frau Vernou trug ein Tuch über einer Haube, deren Bänder so fest gebunden waren, daß die Backen wie ein Wulst hervorquollen. Ihr Morgenrock hatte keinen Gürtel, war am Hals mit einem Knopf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

geschlossen, fiel in großen Falten herunter und saß ihr so schlecht, daß man bei ihrem Anblick an einen Grenzpfahl denken mußte. Sie war sehr kränklich, ihre Backen hatten einen fast violetten Ton, und die Finger an ihren Händen sahen wie Würste aus. Diese Frau erklärte Lucien mit einemmal, warum Vernou in seinem Verkehr mit der Welt einen so gedrückten Eindruck machte. Er litt unter seiner Ehe, hatte nicht die Kraft, Frau und Kinder zu verlassen, aber war Dichter genug, um immer davon gequält zu werden, und ärgerte sich in dieser Stimmung über jeden Erfolg, den ein anderer hatte; er mußte mit allem unzufrieden werden, weil er unzufrieden mit sich war. Lucien verstand nun den scharfen Ausdruck, der die neidischen Mienen dieses Mannes fast wie zu Eis machte, die Bitterkeit der Repliken, die dieser Journalist gab, all die Herbheit seiner Sprache, die immer spitzig war und wie ein Dolch zustieß.

„Gehen wir in mein Arbeitszimmer," sagte Félicien und stand auf, „es handelt sich jedenfalls um literarische Angelegenheiten." „Ja und nein," versetzte Lousteau. „Alter Freund, es handelt sich um ein Souper." „Ich wollte Sie", sagte Lucien, „im Namen Coralies bitten ..."

Hier hob Frau Vernou den Kopf in die Höhe.

„... heute über acht Tage mit uns zu soupieren," fuhr Lucien fort. „Sie finden die Gesellschaft bei ihr, die Sie bei Florine getroffen haben, und dazu noch Frau du Val-Noble, Merlin und etliche andere. Wir werden spielen." „Aber, mein Lieber, an dem Tag müssen wir zu Frau Mahoudau gehen," sagte die Frau. „Ja, und was macht das?" sagte Vernou. „Wenn wir nicht hingingen, wäre sie ärgerlich, und du kannst sie gut brauchen, da sie dir deine Buchhändlerwechsel diskontiert." „Mein Lieber, diese Frau begreift nicht, daß ein Souper, das um zwölf Uhr nachts beginnt, einen nicht hindert, in eine Gesellschaft zu gehen,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

die um elf Uhr aufhört. Und ich arbeite neben ihr!" fügte er hinzu. „Sie haben so viel Phantasie," antwortete Lucien und machte sich mit diesem einen Wort Vernou zum Todfeind. „Nun," fing Lousteau wieder an, „du kommst also; aber damit noch nicht genug. Herr von Rubempré wird einer der Unseren; tritt also bei deiner Zeitung tüchtig für ihn ein; sage, daß er ein Bursche ist, der in der hohen Literatur tüchtig ist, damit er mindestens zwei Artikel im Monat bringen kann." „Ja, wenn er einer der Unseren sein will und unsere Feinde angreift, wie wir die seinen, und für unsere Freunde eintritt, will ich heute abend in der Oper von ihm sprechen," erwiderte Vernou. „Schön also, auf morgen, mein Lieber," sagte Lousteau und drückte Vernous Hand mit allen Zeichen der lebhaftesten Freundschaft. „Wann erscheint dein Buch?" „Ja," sagte der Familienvater, „das hängt von Dauriat ab; ich bin fertig." „Bist du zufrieden?" „Ja und nein ..." „Wir werden tüchtig einheizen, es muß Erfolg haben," sagte Lousteau, stand auf und grüßte die Frau seines Kollegen.

Dieser plötzliche Aufbruch war wegen des Geschreis der beiden Kinder notwendig geworden, die sich zankten und sich mit den Löffeln ins Gesicht schlugen, wobei sie sich gegenseitig mit Suppe verschmierten.

„Liebes Kind, du hast hier eine Frau gesehen," sagte Etienne zu Lucien, „die, ohne es zu wissen, in der Literatur wahre Verheerungen anrichtet. Dieser arme Vernou verzeiht uns seine Frau nicht. Man müßte ihn im wohlverstandenen öffentlichen Interesse von ihr befreien. Wir würden uns dann eine Flut wilder Artikel und verhöhnender Notizen gegen alles, was Erfolg und Glück hat, ersparen. Was soll aus einem werden, wenn man eine solche Frau hat und diese zwei gräßlichen Gören dazu? Du hast Rigaudin in dem Stück von Picard gesehen ... genau wie

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Rigaudin wird Vernou sich nicht schlagen, sondern die andern dazu bringen; er ist imstande, sich ein Auge auszustechen, wenn dadurch sein bester Freund seine beiden Augen verliert; er wird über Leichen schreiten, zu jedem Unglück lächeln, die Fürsten, die Herzöge, die Marquis, die Adligen angreifen, weil er ein kleiner Bürger ist; er wird berühmte Männer, die Junggesellen sind, angreifen, weil er seine Frau hat, und wird immer Moral predigen und für die häuslichen Freuden und für die Bürgerpflichten sich ins Zeug legen. Kurz, dieser moralische Kritiker wird gegen niemanden sanft sein, nicht einmal gegen die Kinder. Er lebt in der Rue Mandar, zwischen einer Frau, die den Mamamouschi des Bourgeois gentilhomme abgeben könnte, und zwei kleinen Vernous, die zwei kleine, häßliche Affen sind; er rächt sich am Faubourg Saint-Germain, in dem er niemals Zutritt erlangt, und läßt die Herzoginnen reden, wie seine Frau spricht. Das ist so einer, der gegen die Jesuiten loszieht, den Hof beschimpft, ihm nachsagt, er wolle die Feudalrechte und das Erstgeburtsrecht wiederherstellen, und der einen Kreuzzug für die Gleichheit predigt, nur darum, weil er fühlt, daß er mit keinem Menschen auf gleichem Fuß steht. Wäre er unverheiratet, besuchte die gute Gesellschaft, hätte die Allüren der royalistischen Dichter, die eine Pension aus der Schatulle beziehen, und trüge das Kreuz der Ehrenlegion, so wäre er ein Optimist. Der Journalismus hat viele Existenzen der Art, er ist eine große Wurfmaschine, die von einer Summe kleinen Hasses in Bewegung gesetzt wird. Hast du jetzt Lust, dich zu verheiraten? Vernou hat kein Herz mehr, die Galle hat alles aufgefressen. Daher ist er das Urbild des Journalisten, ein zweihändiger Tiger, der alles zerreißt, wie wenn seine Federn tollwütig wären.“ „Er ist ein Gynophobe,“ sagte Lucien. „Hat er Talent?“ „Er hat Witz, ein rechter Artikelschreiber. Vernou macht Artikel

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und wird immer Artikel schreiben, nichts als Artikel. Und wenn er noch so fleißig arbeitet, wird er auf seine Prosa nie ein Buch pfropfen können. Félicien ist unfähig, ein Werk zu konzipieren, seine Massen richtig zu ordnen, die Personen harmonisch in einen Plan einzugliedern, der einen Anfang, einen Knoten und einen Höhepunkt hat; er hat Ideen, aber keine Ahnung von den Tatsachen; seine Helden sind philosophische oder liberale Utopien, sein Stil schließlich ist von gesuchter Originalität, seine geschwollene Sprache müßte zu Boden fallen, wenn die Kritik nur mit der Nadel hineinstäche. Daher fürchtet er die Zeitungen ungemein, wie alle die, die die Hilfssegel des Lobes brauchen, um sich über Wasser zu halten." „Was das für ein famoser Artikel ist, den du da verfaßt!" rief Lucien. „Die von der Art, mein Junge, darf man sich nur sagen, muß sie aber beileibe nicht schreiben." „Du wirst Chefredakteur," erwiderte Lucien. „Wo soll ich dich absetzen?" fragte ihn Lousteau. „Bei Coralie." „Ah! wir sind verliebt," sagte Lousteau. „Sehr verkehrt! Mach aus Coralie, was ich aus Florine mache, eine Wirtschafterin, aber die Freiheit über alles!" „Du könntest Heilige der Verdammnis übergeben," rief Lucien und lachte. „Man verdammt Dämonen nicht," erwiderte Lousteau.

Der leichte, glänzende Ton seines neuen Freundes, die Art, wie er das Leben behandelte, seine Paradoxe, die mit den wahren Maximen des Pariser Macchiavellismus vermengt waren, wirkten auf Lucien, ohne daß er es merkte. In der Theorie erkannte unser Dichter die Gefahr dieser Gedanken, aber in der Praxis fand er sie nützlich. Als die beiden Freunde beim Boulevard du Temple angelangt waren, verabredeten sie, sich zwischen vier und fünf Uhr auf der Redaktion zu treffen, wo sie Hector Merlin sicherlich vorfinden würden. Lucien war in der Tat eine Beute der aufrichtigen Liebe der Kurtisanen geworden, die ihre

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Enterhaken an den zartesten Plätzen der Seele einschlagen, sich mit einer unglaublichen Schmiegsamkeit allen Wünschen anpassen und die erschlaffenden Gewohnheiten begünstigen, in denen ihre Stärke wurzelt. Er durstete schon nach den Pariser Genüssen, er liebte das leichte, üppige und prächtige Leben, das ihm die Schauspielerin bei sich zu Hause bereitete. Er fand Coralie und Camusot außer sich vor Freude. Das Gymnase hatte für nächste Ostern einen Engagementsantrag gemacht, dessen Bedingungen, die im einzelnen formuliert waren, Coralies kühnste Hoffnungen hinter sich ließen.

„Wir verdanken Ihnen diesen Triumph," sagte Camusot.

„O gewiß! Ohne ihn wäre der Alkalde durchgefallen," rief Coralie. „Es wäre kein Artikel geschrieben worden, und ich wäre noch sechs Jahre an diesem Boulevardtheater."

Sie fiel ihm, ohne auf Camusot zu achten, um den Hals. Die Hingebung dieser Schauspielerin hatte in ihrer Plötzlichkeit etwas Weiches, in all ihrer Leidenschaftlichkeit etwas Sanftes: sie liebte! Wie es alle Menschen tun, wenn sie großen Schmerz empfinden, senkte Camusot seine Augen zu Boden und sah am Rande von Luciens Stiefeln die farbige Naht, wie sie von den berühmten Schuhmachern angebracht wird, die sich in dunklem Gelb von dem leuchtenden Schwarz des Schaftes abhob. Die originelle Farbe dieses Fadens hatte ihn während seines Monologs über die rätselhafte Anwesenheit eines Paars Herrenstiefel vor Coralies Kamin beschäftigt. Er hatte auf dem weißen, zarten Leder des Futters in schwarzen Lettern die Adresse eines damals berühmten Schuhmachers gelesen: ‚Gay, Rue de la Michodière'.

„Sie haben sehr schöne Stiefel," sagte er zu Lucien.

„Es ist alles schön an ihm," erwiderte Coralie. „Ich möchte mir gern bei Ihrem Schuhmacher meine Stiefel

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

machen lassen." „Oh!" rief Coralie, „wie ist das echte Rue des Bourdonnais, jemanden nach der Adresse eines Handwerkers zu fragen! Wollen Sie Schuhwerk wie ein junger Mann tragen? Sie würden sich hübsch ausnehmen! Behalten Sie doch Ihre Stulpenstiefel, wie sie sich für einen gesetzten Mann gehören, der Frau, Kinder und Geliebte hat." „Trotzdem würde mir der junge Herr einen großen Dienst erweisen, wenn er einen seiner Stiefel ausziehen wollte," sagte Camusot hartnäckig. „Ich könnte sie ohne einen Stiefelanzieher nicht wieder anbekommen," sagte Lucien und wurde rot. „Berenice kann einen holen. Es kann nichts schaden, wenn einer da ist," antwortete Camusot mit einer ingrimmig spöttischen Miene. „Papa Camusot," sagte Coralie und warf ihm einen Blick der stärksten Verachtung zu, „haben Sie doch den Mut Ihrer Feigheit! Sagen Sie doch alles, was Sie denken. Sie finden, die Stiefel des Herrn sehen gerade so aus wie meine? — Ich verbiete Ihnen, Ihre Stiefel auszuziehen," sagte sie zu Lucien. „Ja, Herr Camusot, jawohl, die Stiefel sind genau die nämlichen wie die, die jüngst vor meinem Kamin standen, und sie gehörten dem Herrn, der hier im Nebenzimmer versteckt war und hier die Nacht zugebracht hat. Nicht wahr, das denken Sie? Denken Sie es, ich will es. Es ist die reine Wahrheit. Ich betrüge Sie. Und was weiter? Es beliebt mir so!"

Sie setzte sich, ohne Zorn und mit der ruhigsten Miene von der Welt, und betrachtete Camusot und Lucien, die es nicht wagten, einander anzusehen.

„Ich glaube nicht, was Sie wollen, daß ich glaube," sagte Camusot. „Scherzen Sie nicht, ich habe unrecht." „Entweder bin ich eine elende Dirne, die in einem Augenblick Lust nach dem jungen Herrn bekommen hat, oder ich bin ein armes, unglückliches Geschöpf, das zum erstenmal die wahre Liebe verspürt hat, nach der alle Frauen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

lechzen. In beiden Fällen muß man mich verlassen oder mich nehmen, wie ich bin," sagte sie und machte dabei eine königliche Gebärde, mit der sie den Kaufmann vernichtete. „Sollte es wahr sein?" sagte Camusot, der an Luciens Haltung, die den Glauben an eine Täuschung nicht aufkommen ließ, merkte, daß Coralie nicht scherzte. „Ich liebe das Fräulein," sagte Lucien.

Als Coralie dieses Wort hörte, das mit bewegter Stimme gesprochen war, warf sie sich ihrem Dichter um den Hals, preßte ihn in ihre Arme und wandte dem Seidenfabrikanten den Kopf zu, wie um ihm die wundervolle Liebesgruppe zu zeigen, die sie mit Lucien bildete.

„Armer Musot, nimm alles zurück, was du mir geschenkt hast, ich will nichts von dir, ich liebe den Knaben da wahnsinnig, nicht wegen seines Geistes, sondern wegen seiner Schönheit. Ich will lieber mit ihm elend sein, als daß mir deine Millionen zur Verfügung stehen."

Camusot sank in einen Sessel, nahm den Kopf zwischen die Hände und blieb schweigend sitzen.

„Wollen Sie, daß wir fortgehen?" fragte sie ihn mit unglaublicher Grausamkeit.

Lucien lief es kalt über den Rücken, als er sich so mit einer Frau, und dazu einer Schauspielerin, und einem Haushalt bedroht sah.

„Bleibe hier, behalte alles, Coralie," sagte der Kaufmann mit einer schwachen und schmerzlichen Stimme, die aus der Seele kam, „ich will nichts zurücknehmen. Es stecken hier in den Möbeln allerdings sechzigtausend Franken, aber ich kann den Gedanken nicht fassen, daß meine Coralie ins Elend gehen soll. Und doch wirst du bald genug darin sein. So viel Talent der Herr auch haben mag, er kann dir keine Existenz damit geben. Das ist das Los, das uns alte Männer alle erwartet! Coralie, laß mir das Recht, dich manchmal zu besuchen! Ich kann

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dir nützlich sein. Außerdem, muß ich gestehen, wäre es mir unmöglich, ohne dich zu leben."

Die Sanftmut dieses armen Mannes, der in dem Augenblick, wo er der Glücklichste zu sein glaubte, um sein ganzes Glück gebracht war, rührte Lucien herzlich, aber nicht Coralie.

„Komm, armer Musot, komm, so oft du willst," sagte sie, „ich werde dich lieber haben, wenn ich dich nicht betrüge."

Camusot schien zufrieden, daß er nicht aus seinem irdischen Paradies verjagt wurde, wo ihm freilich Leiden bevorstanden, worin er aber hoffte, später wieder in alle seine Rechte eingesetzt zu werden, da er auf die Zufälle des Pariser Lebens und auf die Verführungen baute, denen Lucien ausgesetzt sein würde. Der alte, geriebene Kaufmann dachte, früher oder später würde sich so ein schöner junger Mann Treulosigkeiten erlauben, und, um ihm aufzulauern, um ihn vor Coralie zu verderben, wollte er beider Freund bleiben. Diese Feigheit der echten Leidenschaft erschreckte Lucien. Camusot lud sie zu Véry im Palais Royal zum Diner ein, und man nahm es an.

„Was für ein Glück!" rief Coralie, als Camusot weg war; „nichts mehr von der Dachkammer im Quartier latin, du bleibst hier, wir verlassen uns nicht; du nimmst, um den Schein zu wahren, eine kleine Wohnung in der Rue Charlot, und dann sei's gewagt!"

Wild fing sie an, ihren spanischen Tanz zu tanzen, eine zügellose Leidenschaft lag darin.

„Ich kann, wenn ich tüchtig arbeite, fünfhundert Franken monatlich verdienen," sagte Lucien. „Genau ebensoviel habe ich am Theater, ohne die Spielgage zu rechnen. Camusot wird mir immer noch die Kleider liefern, er liebt mich! Mit fünfzehnhundert Franken im Monat leben wir wie Krösusse." „Und die Pferde, der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Kutscher und der Bediente?" fragte Berenice. „Dann mache ich Schulden," rief Coralie.

Sie fing wieder an, mit Lucien herumzuwirbeln.

„Jetzt gilt es also, Finots Vorschläge anzunehmen," rief Lucien. „Also vorwärts," sagte Coralie, „ich ziehe mich an und fahre dich auf deine Redaktion; ich werde dann mit dem Wagen auf dem Boulevard auf dich warten."

Lucien setzte sich auf ein Sofa, sah der Schauspielerin zu, während sie sich umkleidete, und überließ sich sehr ernsten Gedanken. Es wäre ihm lieber gewesen, von Coralie zu lassen, als in die Verpflichtungen einer solchen Ehe geworfen zu werden; aber er sah sie so schön in ihrem Gesicht und ihrer Gestalt und so anmutig, daß er von den malerischen Bildern dieses Zigeunerlebens angezogen wurde und dem Schicksal den Handschuh zuschleuderte. Berenice erhielt den Auftrag, den Umzug und die neue Einrichtung Luciens zu bewerkstelligen. Dann zog die schöne, triumphierende, glückliche Coralie ihren geliebten Dichter mit fort und fuhr mit ihm durch ganz Paris nach der Rue Saint-Fiacre. Lucien stieg schnell die Treppe hinauf und benahm sich in dem Bureau der Zeitung wie einer, der Bescheid weiß und dazu gehört. Koloquint mit seiner Papiermütze auf dem Kopf und der alte Giroudeau sagten ihm mit der gewohnten Heuchelei, es wäre niemand da.

„Aber die Redakteure müssen sich doch irgendwo treffen, um die Zeitung zu machen," entgegnete er. „Wahrscheinlich; aber die Redaktion geht mich nichts an," sagte der Kapitän der kaiserlichen Garde und sortierte wieder seine Streifbänder, wobei er sein ewiges Gebrumm ertönen ließ.

In diesem Augenblick trat durch einen — soll man sagen glücklichen oder unglücklichen? — Zufall Finot herein, um Giroudeau seinen vorgeblichen Rücktritt mitzuteilen und ihm ans Herz zu legen, auf seine Interessen zu achten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Der Herr wird nicht diplomatisch behandelt, er gehört zum Blatt," sagte Finot zu seinem Onkel, während er Lucien die Hand drückte. „Ah! Der Herr gehört zum Blatt!" rief Giroudeau, der über die freundliche Begrüßung Luciens durch seinen Neffen sehr überrascht war. „Wahrhaftig, Sie haben nicht viel Mühe gehabt, anzukommen." „Ich will Ihnen hier alles in Ordnung bringen, damit Sie von Etienne nicht begaunert werden," sagte Finot und blickte Lucien schlau an. „Der Herr bekommt drei Franken die Spalte für alles, was er schreibt, auch für die Theaterberichte." „Du hast niemals jemandem diese Bedingungen bewilligt," sagte Giroudeau und blickte Lucien erstaunt an. „Er wird die vier Boulevardtheater haben; du wirst aufpassen, daß ihm seine Logen nicht stibitzt werden, und daß seine Theaterbillets ihm richtig gegeben werden. — Ich rate Ihnen trotzdem, sie sich direkt schicken zu lassen," wandte er sich an Lucien. „Der Herr verpflichtet sich, außer seiner Kritik zehn Artikel Vermischtes von ungefähr zwei Spalten für fünfzig Franken monatlich ein Jahr lang zu liefern. — Das paßt Ihnen doch?" „Ja," sagte Lucien, den die Umstände in der Hand hatten. „Onkel," sagte Finot zu dem Kassier, „setze den Vertrag auf. Wir unterschreiben ihn, wenn wir gehen." „Wer ist der Herr?" fragte Giroudeau, der sich erhoben hatte und seine schwarzseidene Mütze zog. „Herr Lucien von Rubempré, der Verfasser des Artikels über den Alkalden," erwiderte Finot. „Junger Mann," rief der alte Soldat und tippte Lucien auf die Stirn, „Sie haben Goldminen da drin. Ich verstehe mich nicht auf Literatur, aber Ihren Artikel habe ich gelesen, und er hat mir Vergnügen gemacht. Sapristi, es ist so etwas Lustiges drin. Und so habe ich gesagt, das bringt uns Abonnenten! Und es kam auch so. Wir haben fünfzig Nummern verkauft." „Ist mein Vertrag mit Etienne Lousteau in zwei Abschriften zum Unterzeichnen fertig?"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fragte Finot seinen Onkel. „Jawohl," antwortete Giroudeau. „Setze auf den, den ich mit dem Herrn mache, das Datum von gestern, damit Lousteau sich an die Abmachungen halten muß!"

Finot nahm den Arm seines neuen Mitarbeiters, und diese scheinbare Kollegialität machte dem Dichter Vergnügen, der sich so zur Treppe führen ließ, während Finot ihm sagte: „Sie haben so eine gemachte Position. Ich werde Sie selbst meinen Redakteuren und Mitarbeitern vorstellen. Dann wird Sie Lousteau heute abend in den Theatern einführen. Sie können hundertfünfzig Franken monatlich an unserm Blättchen verdienen, das Lousteau leiten wird; bemühen Sie sich also, sich gut mit ihm zu stellen. Er wird es mir ja übelnehmen, daß ich ihm in Ihrer Sache die Hände gebunden habe, aber Sie haben Talent, und ich will nicht, daß Sie den Launen eines Chefredakteurs ausgesetzt sind. Unter uns gesagt, Sie können mir bis zu zwei Bogen monatlich für meine Wochenschrift schreiben, ich zahle Ihnen zweihundert Franken dafür. Sprechen Sie mit niemandem über diese Abmachung, alle möglichen Eitelkeiten werden sich über das Glück eines Anfängers ärgern und mir darüber böse sein. Machen Sie aus Ihren zwei Bogen vier Artikel, unterzeichnen Sie zwei davon mit Ihrem Namen und zwei mit einem Pseudonym, damit es nicht so aussieht, als ob Sie anderen das Brot wegessen. Sie verdanken Ihre Stellung Blondet und Vignon, die beide finden, daß Sie eine Zukunft haben. Also, werden Sie mir nicht liederlich. Trauen Sie vor allem Ihren Freunden nicht. Wir zwei wollen immer gut miteinander auskommen. Wie Sie mich bedienen, bediene ich Sie. Sie haben für vierzig Franken Logen und Billets zu verkaufen und für sechzig Franken Bücher zu verklopfen. Das und Ihre Mitarbeit bringt Ihnen vierhundertfünfzig Franken monatlich. Wenn Sie nur ein bißchen Witz haben, be-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kommen Sie überdies noch mindestens zweihundert Franken von den Verlegern, die Ihnen Artikel und Prospekte bezahlen. Aber Sie halten zu mir, nicht wahr? Ich kann auf Sie zählen?"

Lucien drückte Finots Hand mit überschwenglicher Freude.

„Es soll nicht so aussehen, als ob wir uns verständigt hätten," sagte ihm Finot ins Ohr und öffnete dann die Tür einer Dachkammer im fünften Stock des Hauses, die am Ende eines langen Flurs gelegen war.

Lucien erblickte nunmehr Lousteau, Félicien Vernou, Hector Merlin und zwei andere Redakteure, die er nicht kannte. Sie saßen alle um einen Tisch herum, auf dem eine grüne Decke lag, vor einem guten Feuer, auf Stühlen oder Lehnsesseln und rauchten und lachten. Der Tisch war mit Papieren bedeckt, es stand ein einziges Tintenfaß darauf, in dem richtig Tinte war, und Federn lagen herum, die ziemlich schlecht waren, aber von den Redakteuren wirklich benutzt wurden. Der neugebackene Journalist merkte nun, daß das große Werk hier getan wurde.

„Meine Herren," sagte Finot, „der Gegenstand unserer Zusammenkunft ist die Einführung unseres lieben Lousteau in die Stelle des Chefredakteurs des Blattes, das ich zu verlassen genötigt bin. Aber obwohl meine Anschauungen notwendigerweise eine Umwandlung erfahren, damit ich Chefredakteur der Zeitschrift werden kann, deren Ziele Ihnen bekannt sind, sind meine Überzeugungen die alten, und wir bleiben Freunde. Ich gehöre ganz Ihnen, wie Sie mir gehören sollen. Die Umstände wechseln, die Prinzipien sind fest. Die Prinzipien sind der Angelpunkt, um den sich die Zeiger des politischen Barometers drehen." Alle Redakteure brachen in Lachen aus. „Von wem hast du denn diese Phrasen?" fragte ihn Lousteau. „Von Blondet," erwiderte Finot. „Wind, Regen, Sturm,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

schönes Wetter, beständig," sagte Merlin, „wir wollen alles zusammen durchmachen." „Na," erwiderte Finot, „lassen wir jetzt lieber die Bildersprache und reden wir deutlich: wer von euch mir Artikel zu bringen hat, kann sich auf Finot verlassen. Der Herr", fuhr er fort und stellte Lucien vor, „gehört zu euch. — Ich habe Vertrag mit ihm gemacht, Lousteau."

Alle gratulierten Finot zu seiner Verbesserung und seiner neuen Lage.

„Jetzt sitzest du auf dem Roß, über uns und den andern," sagte einer der Redakteure, die Lucien nicht kannte. „Dürfen wir bei dir unsere Feinde angreifen?" „So viel ihr wollt," erwiderte Finot. „Ah, was mir einfällt," sagte Lousteau, „das Blatt darf nicht zurückweichen. Herr Châtelet ist böse geworden, wir dürfen ihn die ganze Woche nicht in Ruhe lassen." „Was ist geschehen?" fragte Lucien. „Er hat Rechenschaft verlangt," antwortete Vernou. „Der Exgeck des Kaiserreichs hat den alten Giroudeau vorgefunden, der ganz kaltblütig Philipp Bridau als den Verfasser des Artikels genannt hat, und Philipp hat den Baron gefragt, welche Stunde und welche Waffen ihm passen. So steht die Sache jetzt. Wir sind damit beschäftigt, dem Baron in der morgigen Nummer unsere Entschuldigungen auszusprechen. Jeder Satz ist ein Dolchstoß." „Nehmt ihn tüchtig mit. Mich soll er auch finden," versetzte Finot. „Ich werde die Miene annehmen, ihm beizuspringen, indem ich euch zur Ruhe verweise; er hält zum Ministerium, und wir hängen ihm da etwas auf, die Stelle eines außerordentlichen Professors oder einen Tabakverschleiß. Wir sind glücklich, daß er ein leidenschaftlicher Spieler geworden ist. Wer von euch will in meinem neuen Blatt einen gründlichen Artikel über Nathan schreiben?" „Geben Sie ihn Lucien," sagte Lousteau. „Hector und Vernou schreiben Artikel in ihren Blättern."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Auf Wiedersehen, meine Herren, bei Barbin treffen wir uns unter vier Augen wieder," sagte Finot lachend.

Man machte nun Lucien einige Komplimente über seinen Eintritt in die gefürchtete Gilde der Journalisten, und Lousteau erklärte, er sei ein Mann, auf den man sich verlassen könne.

„Meine Herren, Lucien ladet Sie alle miteinander ein, bei seiner Geliebten, der schönen Coralie, zu soupieren." „Coralie kommt ans Gymnase," sagte Lucien zu Etienne. „Also, meine Herren, Sie wissen doch, es ist abgemacht, wir schreiben für Coralie? Setzen Sie in alle Ihre Blätter ein paar Zeilen über ihr Engagement und reden Sie von ihrem Talent. Sie können von dem Takt und der Geschicklichkeit der Direktion des Gymnase sprechen; können wir ihr auch Geist zuschreiben?" „Jawohl, das können wir," erwiderte Merlin; „Frédéric hat mit Scribe zusammen ein Stück geschrieben." „Oh, dann ist der Direktor des Gymnase der weitblickendste und scharfsinnigste aller Spekulanten," sagte Vernou. „Was mir einfällt. Schreiben Sie Ihre Artikel über das Buch von Nathan erst, wenn wir uns beraten haben. Ich sage Ihnen, warum," begann Lousteau. „Wir müssen unserm neuen Kollegen zu Diensten sein. Lucien hat zwei Bücher unterzubringen, eine Sonettensammlung und einen Roman. Bei der heiligen Zeitungsnotiz! er muß auf drei Monate Sicht ein großer Dichter werden. Wir wollen uns seiner ‚Margueriten' bedienen, um auf dem Markt der Oden, Balladen, Meditationen und der ganzen romantischen Poesie eine furchtbare Baisse anzurichten." „Das wäre lustig, wenn die Sonette nichts taugten," versetzte Vernou. „Was halten Sie von Ihren Sonetten, Lucien?" „Ja, sagen Sie, wie finden Sie sie?" sagte einer der unbekannten Redakteure. „Meine Herren, sie sind gut, mein Ehrenwort darauf," sagte Lousteau. „Mir soll's recht sein," sagte Vernou.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Ich schmeiße sie diesen Pfaffendichtern, die mich wütend machen, zwischen die Beine." „Wenn Dauriat heute abend die ‚Margueriten' ablehnt, versetzen wir ihm Artikel über Artikel gegen Nathan." „Und was wird Nathan dazu sagen!" rief Lucien.

Die fünf Redakteure brachen in Lachen aus.

„Er wird entzückt sein," sagte Vernou. „Sie sollen schon sehen, wie wir die Sache machen." „Gehört der Herr denn auch wirklich zu uns?" fragte einer der beiden Redakteure, die Lucien nicht kannte. „Jawohl, Frédéric, jawohl, nur keine Faxen. — Du siehst, Lucien," sagte Etienne zu dem Neuling, „wie wir zu dir stehen. Du wirst dich, wenn sich die Gelegenheit findet, revanchieren. Wir lieben Nathan alle, und wir wollen ihn angreifen. Jetzt müssen wir das Reich Alexanders unter uns teilen. — Frédéric, willst du das Théâtre Français und das Odéon?" „Wenn es den Herren recht ist," erwiderte Frédéric.

Alle nickten, aber Lucien sah neidische Blicke.

„Ich behalte die Große Oper, die Italienische Oper und die Opéra Comique," sagte Vernou. „Schön, Hector nimmt die Vaudeville-Theater," fuhr Lousteau fort. „Und ich soll kein Theater haben?" rief der andere Redakteur, den Lucien nicht kannte. „Na, dann kann dir also Hector die Variétés lassen und Lucien die Porte Saint-Martin," versetzte Etienne. „Laß ihm die Porte Saint-Martin, er ist hinter Fanny Beaupré her," sagte er zu Lucien; „du nimmst dafür den Cirque Olympique. Ich habe Bobino, die Funambules und Frau Saqui... Was haben wir morgen fürs Blatt?" „Nichts." „Nichts?" „Nichts!" „Meine Herren, geben Sie sich für meine erste Nummer ein bißchen Mühe und lassen Sie Ihren Geist glänzen. Der Baron du Châtelet und sein Stockfisch halten keine acht Tage vor. Der Verfasser des ‚Einsiedlers' ist schon sehr verbraucht." „Sosthenes — Demosthenes ist nicht mehr witzig," sagte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Vernou, „alle Welt hat ihn uns weggenommen." „Oh, wir brauchen neue Tote," rief Frédéric. „Meine Herren, wie wär's, wenn wir den tugendhaften Männern der Rechten lächerliche Züge andichteten? Wenn wir zum Beispiel sagten, Herr von Bonald habe Schweißfüße?" rief Lousteau. „Wir wollen eine Serie mit Porträts von ministeriellen Rednern anfangen," meinte Hector Merlin. „Tu das, Kleiner," erwiderte Lousteau. „Du kennst sie, da sie von deiner Partei sind, da kannst du den und jenen Privathaß befriedigen. Nimm Beugniot, Syrieys de Mayrinhac und andere aufs Korn. Die Artikel können im voraus fertig sein. Dann kommen wir nicht in Verlegenheit." „Wie wär's, wenn wir einige Weigerungen, den oder jenen in geweihter Erde zu bestatten, erfänden, mit mehr oder weniger erschwerenden Umständen?" „Wir wollen lieber nicht auf den Spuren der großen konstitutionellen Blätter gehen, die ganze Mappen voller Pfaffen haben, die bloße Enten sind," erwiderte Vernou. „Enten?" fragte Lucien. „Wir nennen eine Ente", antwortete ihm Hector, „eine Tatsache, die so aussieht, als ob sie wahr wäre, die man aber erfindet, um die Nachrichten aus Paris aufzufrischen, wenn sie ein bißchen matt geworden sind. Die Ente ist eine Erfindung von Franklin, der den Blitzableiter, die Ente und die Republik erfunden hat. Dieser Journalist hat die Enzyklopädisten mit seinen Enten von jenseits des Meeres so gut getäuscht, daß Raynal in seiner ‚Philosophischen Geschichte Indiens' zwei dieser Enten als authentische Tatsachen mitgeteilt hat." „Das wußte ich nicht," sagte Vernou. „Was sind das für zwei Enten?" „Die Geschichte von dem Engländer, der seine Befreierin, eine Negerin, verkauft, nachdem er sie vorher zur Mutter gemacht hat, um mehr Geld für sie zu lösen. Und dann die prächtige Verteidigungsrede der jungen Schwangeren, die ihren Prozeß gewinnt. Als Franklin

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

nach Paris kam, gestand er Necker seine Enten ein, was die französischen Philosophen in große Verwirrung brachte. Und so hat die neue Welt zweimal die alte betrogen." „Die Zeitung stellt alles als wahr hin," sagte Lousteau, „was wahrscheinlich ist. Davon gehen wir aus." „Die Justiz verfährt nicht anders," meinte Vernou. „Also heute abend um neun Uhr sind wir wieder hier," sagte Merlin.

Man stand auf, schüttelte sich die Hände, und die Sitzung wurde unter Bezeigungen der rührendsten Freundschaft aufgehoben.

„Was hast du denn mit Finot gemacht," fragte Etienne Lucien, als sie die Treppe hinabgingen, „daß er einen Vertrag mit dir geschlossen hat? Du bist der einzige, an den er sich gebunden hat." „Ich? Nichts; er hat es mir vorgeschlagen," versetzte Lucien. „Nun schön. Wenn du mit ihm einig bist, soll es mir recht sein, wir beide werden dann nur stärker sein."

Im Erdgeschoß trafen Etienne und Lucien Finot, der Lousteau in das offizielle Redaktionszimmer beiseite nahm. „Unterzeichnen Sie Ihren Vertrag, damit der neue Chefredakteur glaubt, die Abmachung datiere von gestern," sagte Giroudeau und überreichte Lucien zwei gestempelte Bogen.

Während Lucien den Vertrag überlas, hörte er zwischen Etienne und Finot eine ziemlich lebhafte Auseinandersetzung über die Naturalien, die das Blatt erhielt. Etienne wollte seinen Anteil an diesen Steuern, die Giroudeau erhob. Es kam ohne Frage zwischen Finot und Lousteau zu einer Einigung, denn die beiden Freunde traten sehr einträchtig wieder heraus.

„Um acht Uhr in den Holzgalerien bei Dauriat," sagte Etienne zu Lucien.

Ein junger Mann trat mit der schüchternen und verlegenen Miene, die Lucien noch vor kurzem gehabt hatte,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ein und bot seine Mitarbeit an. Lucien sah mit geheimem Vergnügen, wie Giroudeau dem Neuling gegenüber dieselben Scherze anwandte, durch die der alte Offizier auch ihn getäuscht hatte; sein Interesse ließ ihn die Notwendigkeit dieses Verfahrens völlig begreifen, das zwischen den Anfängern und der Dachkammer, in die die Auserwählten eindrangen, fast unübersteigbare Schranken errichtete.

„Die Redakteure haben selber noch nicht Geld genug," sagte er zu Giroudeau. „Wenn ihr mehr wäret, hätte jeder von euch weniger," versetzte der Kapitän. „Also!"

Der pensionierte Offizier schwenkte seinen Stock mit dem Bleiknopf, ging mit seinem üblichen Gebrumm hinaus und machte ein sehr verdutztes Gesicht, als er Lucien in die schöne Equipage steigen sah, die auf dem Boulevard auf ihn gewartet hatte. „Jetzt seid ihr die Offiziere und wir die Zivilisten," sagte der Soldat zu ihm.

„Auf Ehrenwort, diese jungen Leute scheinen mir die besten Menschen der Welt zu sein," sagte Lucien zu Coralie. „Ich bin also jetzt Journalist, habe die Sicherheit, monatlich sechshundert Franken zu verdienen, wenn ich arbeite wie ein Pferd; aber ich werde meine beiden Bücher unterbringen und werde andere schreiben, denn meine Freunde werden den Erfolg für mich organisieren! Ich sage also wie du, Coralie: es sei gewagt!" „Es wird alles gut gehen, mein Söhnchen; sei aber ja nicht so gut, wie du schön bist, sonst ruinierst du dich. Sei schlecht zu den Menschen, das ist guter Ton."

Coralie und Lucien fuhren im Bois de Boulogne spazieren und begegneten dort der Marquise d'Espard, Frau von Bargeton und dem Baron du Châtelet. Frau von Bargeton richtete einen verführerischen Blick auf Lucien, der für einen Gruß gelten konnte. — Camusot hatte das feinste Diner der Welt bestellt. Coralie, die sich von ihm befreit fühlte, war so liebenswürdig gegen den armen Seiden-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

händler, daß er sich nicht erinnerte, sie während der vierzehn Monate ihrer Beziehungen so reizend und anmutig gesehen zu haben.

‚Wohlan,' sagte er sich, ‚bleiben wir bei ihr, trotzdem!'

Camusot schlug Coralie heimlich eine Eintragung von sechstausend Pfund Rente in das Hauptbuch, das seine Frau nicht kannte, vor, wenn sie unter der Bedingung seine Geliebte bleiben wollte, daß er sich ihre Liebe zu Lucien gefallen ließ.

„Einen so himmlischen Menschen betrügen? . . . Aber sieh ihn dir doch an, und sieh dann dich an!" sagte sie, indem sie auf den Dichter zeigte, dem Camusot einen leichten Schwips beigebracht hatte.

Camusot beschloß, darauf zu warten, daß ihm das Elend die Frau wiedergeben würde, die ihm das Elend ausgeliefert hatte.

„So werde ich denn nur dein Freund sein," sagte er und küßte sie auf die Stirn.

Lucien verließ Coralie und Camusot und begab sich in die Holzgalerien. Welche Veränderung hatte seine Einweihung in die Geheimnisse der Zeitung in seinem Kopf hervorgebracht! Er mischte sich ohne Furcht unter die Menge, die in den Galerien wogte, nahm eine herausfordernde Miene an, weil er eine Geliebte hatte, und trat ungeniert bei Dauriat ein, weil er Journalist war. Er fand dort große Gesellschaft, gab Blondet, Nathan, Finot, der ganzen Literatur, mit der er sich seit einer Woche verbrüdert hatte, die Hand; er hielt sich für eine Persönlichkeit und glaubte sich seinen Kameraden überlegen; der kleine Rausch tat ihm treffliche Dienste, er war geistreich und bewies, daß er mit den Wölfen heulen könne. Trotzdem empfing Lucien nicht die schweigsamen, stummen oder ausgesprochenen Zustimmungen, auf die er gerechnet hatte; er bemerkte zum erstenmal eine Regung von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eifersucht unter diesen Leuten, die die Angst nicht so sehr stachelte als die Neugierde, zu erfahren, welchen Platz eine neue Größe einnehmen und wieviel bei der allgemeinen Teilung der Erträge der Presse auf sie kommen würde. Finot, der in Lucien eine Mine zum Ausbeuten sah, Lousteau, der Rechte auf ihn zu besitzen glaubte, waren die einzigen, die der Dichter lächeln sah. Lousteau, der schon das Gebaren eines Chefredakteurs angenommen hatte, klopfte energisch an das Fenster von Dauriats Kabinett.

„Im Augenblick, mein Freund," antwortete ihm der Buchhändler, der ihn erkannte, und hob den Kopf über die grünen Vorhänge.

Der Augenblick dauerte eine Stunde, nach deren Verlauf Lucien und sein Freund ins Allerheiligste eintraten.

„Nun, haben Sie sich die Sache mit meinem Freund durch den Kopf gehen lassen?" fragte der neue Chefredakteur. „Gewiß," erwiderte Dauriat mit der Haltung eines Sultans. „Ich habe die Sammlung durchgesehen und sie einem Mann von Geschmack, einem guten Beurteiler, zu lesen gegeben, denn ich bilde mir nicht ein, davon allzuviel zu verstehen. Ich kaufe den Ruhm lieber fix und fertig, wie jener Engländer die Liebe. — Sie sind ein ebenso großer Dichter, wie Sie hübsch sind, Kleiner," sagte Dauriat. „So wahr ich ein ehrlicher Mann, ich sage nicht, Buchhändler bin, geben Sie acht! Ihre Sonette sind prachtvoll, man merkt nicht die Arbeit; das ist ja auch natürlich bei Inspiration und Feuer. Kurz, Sie verstehen zu reimen, die besondere Kunst der neuen Schule. Ihre ‚Margueriten' sind ein schönes Buch, aber es ist kein Geschäft für mich, und ich kann mich nur mit großen Unternehmungen befassen. Auf mein Gewissen, ich will Ihre Sonette nicht nehmen, es wäre mir unmöglich, sie zu lancieren, man kommt nicht auf die Kosten, wenn

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

man da einen Erfolg in Szene setzt. Im übrigen werden Sie mit der Poesie nicht fortfahren, dieses hier wird ein vereinzeltes Buch sein. Sie sind jung, junger Mann! Sie bringen mir die ewige Sammlung der ersten Gedichte, die alle Leute von der Feder, nachdem sie das Gymnasium verlassen, machen, die ihnen zuerst sehr am Herzen liegt, und über die sie sich späterhin lustig machen. Ihr Freund Lousteau muß in seinen alten Strümpfen noch so eine versteckte Dichtung haben. — Hast du nicht eine Dichtung, an die du geglaubt hast, Lousteau?" sagte Dauriat und warf auf Etienne einen schlauen Blick der Verständigung. „Wie könnte ich denn sonst Prosa schreiben?" sagte Lousteau. „Nun, Sie sehen, er hat mir nie etwas davon gesagt; unser Freund kennt den Buchhandel und die Geschäfte," fing Dauriat wieder an. „Für mich", sagte er schöntuerisch zu Lucien, „ist die Frage nicht, zu wissen, ob Sie ein großer Dichter sind; Sie haben viel, sehr viel Talent; wenn ich mit dem Buchhandel eben anfinge, würde ich den Fehler begehen, Sie herauszugeben. Aber heute würden mich mal zu allererst meine Teilhaber und Geldgeber im Stich lassen; es genügt, daß ich im vorigen Jahr zwanzigtausend Franken verloren habe, damit sie von Poesie nichts mehr wissen wollen, und sie sind meine Herren. Doch ist dies immer noch nicht der Hauptpunkt. Zugegeben, daß Sie ein großer Dichter sind, werden Sie auch fruchtbar sein? Werden Sie regelmäßig Sonette legen? Werden Sie es zu zehn Bänden bringen? Werden Sie ein Geschäft sein? Keineswegs, Sie werden ein vorzüglicher Prosaschriftsteller werden; Sie haben zu viel Geist, um ihn sich mit Reimflickereien zu verderben. Sie können dreißigtausend Franken jährlich in den Zeitungen verdienen und werden sie nicht gegen dreitausend Franken vertauschen, die Sie mit großer Mühe aus Ihren Hemistichen, Strophen und andern Drechseleien ziehen würden!" „Sie wissen doch, Dauriat, daß der Herr

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zum Blatt gehört," sagte Lousteau. „Ja," erwiderte Dauriat, „ich habe seinen Artikel gelesen und, wohlverstanden, in seinem eigenen Interesse lehne ich ihm die ‚Margueriten' ab. Jawohl, mein Herr, ich werde Ihnen in sechs Monaten von heute ab mehr Geld für die Artikel, die ich bei Ihnen bestellen werde, gegeben haben als für Ihre unverkäufliche Poesie!" „Und der Ruhm?" rief Lucien aus.

Dauriat und Lousteau lachten.

„Alle Wetter," sagte Lousteau, „das bewahrt sich Illusionen." „Der Ruhm," ließ sich Dauriat vernehmen, „der ist zehn Jahre Ausdauer und hunderttausend Franken Verlust oder Gewinn für den Buchhändler. Wenn Sie Narren finden, die in einem Jahr Ihre Gedichte drucken, werde ich in Ihrer Achtung steigen, nachdem Sie das Resultat ihrer Unternehmung gesehen haben." „Haben Sie das Manuskript da?" fragte Lucien kühl. „Hier ist es, mein Freund," erwiderte Dauriat, dessen Manieren Lucien gegenüber schon auffallend freundlich geworden waren.

Lucien nahm die Rolle, ohne nachzusehen, in welchem Zustand der Bindfaden war, so sehr hatte Dauriat den Anschein, die ‚Margueriten' gelesen zu haben. Er war weder bestürzt noch unzufrieden, als er mit Lousteau hinaustrat. Dauriat begleitete die beiden Freunde in den Laden und sprach von seinem und Lousteaus Blatt. Lucien spielte nachlässig mit dem Manuskript der ‚Margueriten'.

„Du glaubst, daß Dauriat deine Sonette gelesen hat oder sie hat lesen lassen?" sagte ihm Etienne ins Ohr. „Ja," sagte Lucien. „Sieh dir das Siegel an."

Lucien erblickte Tinte und Bindfaden im Zustand vollkommener Verbindung.

„Welches Sonett hat Ihnen besonders gefallen?" sagte Lucien zu dem Buchhändler, bleich vor Zorn und Wut. „Sie sind alle bemerkenswert, mein Freund," sagte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Dauriat, „aber das auf die Marguerite ist entzückend, es schließt mit einem sehr feinen, sinnreichen Gedanken ab. Daran habe ich gesehen, welchen Erfolg Ihre Prosa haben muß. Ich habe Sie auch sofort an Finot empfohlen. Schreiben Sie uns Artikel, wir werden Sie gut bezahlen. Sehen Sie, an den Ruhm denken, das ist sehr schön, aber vergessen Sie nicht das Solide und nehmen Sie, was sich bietet. Wenn Sie erst reich sind, können Sie Verse machen."

Der Dichter trat rasch in die Galerien heraus, um nicht loszubrechen, denn er war wütend.

„Aber Kind," sagte Lousteau, der ihm folgte, „beruhige dich, nimm die Menschen für das, was sie sind — Mittel. Willst du Revanche haben?" „Um jeden Preis," sagte der Dichter. „Hier ist ein Exemplar des Buches von Nathan, das mir Dauriat soeben gegeben hat; die zweite Ausgabe erscheint morgen, lies es nochmals durch und schustere einen Artikel zusammen, der es herunterreißt. Félicien Vernou kann Nathan nicht leiden, dessen Erfolg, wie er glaubt, dem zukünftigen Erfolg seines Buches schadet. Eine der fixen Ideen dieser kleinen Geister ist es, sich einzubilden, daß zwei Erfolge nebeneinander keinen Platz unter der Sonne haben. Er wird deine Artikel in dem großen Blatt, das er unter sich hat, aufnehmen." „Was kann man aber gegen dieses Buch sagen? Es ist schön!" rief Lucien aus. „Ja, mein Lieber, lerne dein Handwerk," sagte Lousteau lachend. „Wäre das Buch gleich ein Meisterwerk, so müßte es unter deiner Feder eine alberne Nichtigkeit, ein gefährliches und ungesundes Machwerk werden." „Aber wie?" „Du verwandelst die Schönheiten in Schwächen." „Ich bin unfähig zu solchem Gewaltakt." „Mein Lieber, der Journalist ist ein Akrobat, du mußt dich schon an die Unannehmlichkeiten des Standes gewöhnen. Wart mal, ich bin ein guter Kerl! So würde ich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bei einer solchen Gelegenheit verfahren. Gib also acht! Du fängst damit an, das Werk schön zu finden, und du kannst dich dann damit amüsieren, zu schreiben, was du darüber denkst. Das Publikum wird sich sagen: ‚Dieser Kritiker ist ohne Eifersucht, er wird sicher unparteiisch sein.' Das Publikum wird also deine Kritik für gewissenhaft halten. Nachdem du dir nun also die Achtung deines Lesers gewonnen hast, sprichst du dein Bedauern aus, daß du das System tadeln mußt, wie Bücher der Art in die französische Literatur hineinkommen wollen. Du sagst also etwa: ‚Beherrscht nicht Frankreich die Intelligenz der ganzen Welt? Bis zum heutigen Tage, durch alle Jahrhunderte hindurch, hielten die französischen Schriftsteller Europa auf den Bahnen der Analyse und der philosophischen Untersuchung durch die Macht des Stils und die originelle Form, die sie den Ideen gaben.' Hier bringst du für den braven Bürger eine Lobrede auf Voltaire, Rousseau, Diderot, Montesquieu und Buffon an. Du setzest auseinander, wie unbarmherzig in Frankreich die Sprache ist, du beweisest, daß sie ein Lack ist, der den Gedanken völlig bedeckt. Du gibst Grundsätze von dir wie den folgenden: ‚Ein großer Schriftsteller in Frankreich ist immer ein großer Mann, die Sprache zwingt ihn, immer zu denken; das ist in den andern Ländern nicht so usw.' Du beweisest deine Behauptung, indem du Rabener, einen deutschen Moralsatiriker, mit Labruyère vergleichst. Nichts steht einem Kritiker so gut an, wie wenn er von einem fremden Autor spricht, den niemand kennt. Kant ist der Sockel von Cousin. Bist du erst einmal auf diesem Boden, so gibst du ein Wort von dir, das den Laien das System unserer genialen Männer des letzten Jahrhunderts zusammenfaßt und erklärt: du nennst ihre Literatur eine Literatur der Metaphysik. Hast du erst einmal dieses Wort, so wirfst du den lebenden Schriftstellern alle

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

berühmten Toten an den Kopf. Nun gehst du dazu über, darzutun, daß in unsern Tagen eine neue Literatur entsteht, die den Dialog — die leichteste aller literarischen Formen — und Beschreibungen, die ein Ersatzmittel fürs Denken sind, zu ausgiebig anwendet. Du hältst die Romane von Voltaire, Diderot, Sterne, Lesage, die so konkret, so eindringlich sind, dem modernen Roman entgegen, in dem sich alles in Bildern ausdrückt, und den Walter Scott oft in ein Drama verwandelt hat. Er ist eine Literaturgattung, in der nur der Erfinder Platz hat. Du sagst: ‚Der Roman à la Walter Scott ist eine Abart, aber kein System.' Du wetterst gegen diese unheilvolle Abart, in der man die Ideen verdünnt, in der sie in Trivialitäten ausgemünzt werden, gegen diese Abart, die niemandem unzugänglich ist, in der jeder ohne viel Unkosten Schriftsteller werden kann, und schließlich nennst du diese Abart die Bilderliteratur. Nun wendest du diese Argumentation gegen Nathan an, indem du zeigst, daß er ein Nachahmer ist und nur scheinbar Talent hat. Der große, gedrängte Stil des achtzehnten Jahrhunderts fehlt seinem Buch, du zeigst, daß sein Verfasser die Ereignisse an die Stelle der Empfindungen gesetzt hat. Die Bewegung ist nicht das Leben, ein Bild ist keine Idee! Gib recht viele Sentenzen der Art von dir, das Publikum wiederholt sie. Das Werk also erscheint dir trotz seiner Verdienste verhängnisvoll und gefährlich, es öffnet der Menge die Pforten des Ruhmestempels, und in der Ferne läßt du ein ganzes Heer kleiner Schriftstellerlein auftauchen, die sich beeilen, diese Form, die so überaus leicht ist, nachzuahmen. Hier kannst du dich donnernden Klagen über den Verfall des Geschmacks überlassen und findest Gelegenheit, das Lob der Herren Etienne, Jouy, Tissot, Gosse, Duval, Jay, Benjamin Constant, Aignan, Baour-Lormian, Villemain einzuschmuggeln, der Koryphäen der bonapartistisch-liberalen Partei, unter

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

deren Patronat das Blatt Vernous steht. Du zeigst, wie diese heldenhafte Schar dem Eindringen der Romantiker Widerstand leistet, wie sie gegen das Bild und das Geschwätz zur Idee und zum Stil hält, wie sie die Schule Voltaires fortführt und sich der englischen und deutschen Schule widersetzt, genau so wie die siebzehn Redner der Linken den Kampf für die Nation gegen die Ultras der Rechten führen. — Unter dem Schutze dieser Namen, die bei weitem die meisten Franzosen, die immer zur Opposition der Linken halten werden, verehren, kannst du Nathan vernichten, dessen Werk, obwohl es hervorragende Schönheiten enthält, einer Literatur ohne Ideen in Frankreich Bürgerrecht gibt. Von jetzt an handelt es sich nicht mehr um Nathan und sein Buch, verstehst du? sondern um den Ruhm Frankreichs. Es ist Pflicht der ehrenhaften und tapfern Schriftsteller, sich dem Import aus dem Ausland mit ganzer Kraft entgegenzustellen. Hier schmeichelst du den Abonnenten. Du sagst, Frankreich sei eine gewitzte Dame, es sei nicht leicht, sie einzunehmen. Wenn der Verleger aus Gründen, die du nicht erörtern wirst, einen Erfolg erschlichen hat, so hat das wirkliche Publikum den Irrtum bald wieder gutgemacht, den die fünfhundert Tröpfe, die seine Schutztruppe bilden, zustande gebracht haben. Du sagst, der Verleger zeige eine zu große Kühnheit, wenn er eine zweite Auflage herstelle, weil er das Glück gehabt habe, eine Auflage zu verkaufen, und du bedauerst, daß ein so geschickter Buchhändler sich auf die Neigungen des Landes so schlecht verstehe. Da hast du die allgemeinen Umrisse. Bestreue mir diese Sätze mit dem Salz deines Geistes, mache sie mit einem Tropfen Essig pikanter, und Dauriat ist in der Artikelpfanne fertiggebraten. Aber vergiß nicht, zum Schluß die Miene anzunehmen, daß du beklagst, Nathan habe einen bedauerlichen Irrtum begangen, aber er sei ein Mann, dem die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Literatur unserer Zeit, wenn er andere Bahnen einschlägt, noch schöne Werke zu verdanken haben werde."

Lucien war aufs höchste betroffen, während er Lousteau zuhörte; bei den Worten des Journalisten fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, er vernahm literarische Wahrheiten, von denen er noch nie etwas geahnt hatte.

„Aber was du da sagst," rief er, „ist sehr begründet und richtig." „Könntest du ohne das Nathans Buch zusammenhauen?" sagte Lousteau. „Das, mein Lieber, ist das erste Beispiel eines Artikels, mit dem man ein Werk vernichten will: die Spitzhacke der Kritik. Aber es gibt sehr viele andere Formen! Du wirst schon weitergebildet werden. Wenn du unbedingt genötigt bist, über einen Mann zu schreiben, den du nicht magst, denn manchmal tut es der Besitzer oder der Chefredakteur eines Blattes nicht anders, dann bedienst du dich für deine negativen Absichten der Gründlichkeit. Als Überschrift des Artikels setzest du den Titel des Buches, mit dem du dich zwangsweise beschäftigen mußt; du beginnst mit allgemeinen Betrachtungen, sprichst von den Griechen und Römern und sagst zuletzt: ‚Diese Betrachtungen führen uns zu dem Buch des Herrn Soundso, von dem in einem zweiten Artikel die Rede sein wird.' Und der zweite Artikel erscheint nie. Man erstickt so das Buch zwischen zwei Besprechungen. Diesmal aber handelt es sich nicht um einen Artikel gegen Nathan, sondern gegen Dauriat; du mußt also die Hacke benutzen. Einem schönen Buche schadet die Hacke nichts, während sie einem schlechten bis ins Herz dringt; im ersten Fall verletzt sie nur den Verleger, im zweiten erweist sie dem Publikum einen Dienst. Diese Formen der literarischen Kritik werden in derselben Weise in der Politik angewandt."

Die grausame Lektion, die Etienne ihm gab, öffnete in der Phantasie Luciens, der dieses Handwerk sehr gut begriff, ganz neue Fächer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Wir wollen auf die Redaktion gehen," sagte Lousteau, „wir treffen dort unsere Freunde und verabreden einen allgemeinen Angriff gegen Nathan, und du wirst sehen, welches Vergnügen ihnen das macht."

Als sie in der Rue Saint-Fiacre angelangt waren, stiegen sie zusammen in die Dachstube, in der das Blatt hergestellt wurde, und Lucien war ebenso überrascht wie entzückt, als er die lebhafte Freude sah, mit der seine Kollegen beschlossen, das Buch Nathans zu vernichten. Hector Merlin nahm ein Blatt Papier und schrieb folgende Zeilen, die er sofort in sein Blatt trug: „Man zeigt eine zweite Auflage des Buches des Herrn Nathan an. Wir wollten über dieses Werk schweigend hinweggehen, aber dieser scheinbare Erfolg zwingt uns, einen Artikel zu veröffentlichen, der sich weniger mit diesem Buch als mit der Tendenz der jungen Literatur beschäftigen soll."

An die Spitze der Scherze für die Nummer des nächsten Tages stellte Lousteau den Satz: „Der Verleger Dauriat veröffentlicht eine zweite Auflage des Buches des Herrn Nathan. Er scheint den juristischen Grundsatz nicht zu kennen: Ne bis in idem. Ehre dem Mute des Unglücklichen!"

Die Worte Etiennes waren für Lucien wie eine Fackel gewesen, und die Gier, sich an Dauriat zu rächen, vertrat bei ihm die Stelle des Gewissens und der echten Begeisterung. Er blieb drei Tage am Kamin in Coralies Zimmer sitzen, ließ sich von Berenice bedienen und von der achtsamen und schweigenden Coralie in den Augenblicken der Ermattung zärtlich umschmeicheln: dann hatte er einen kritischen Artikel von ungefähr drei Spalten ins Reine geschrieben, in dem er sich zu einer erstaunlichen Höhe gehoben hatte. Er lief auf die Redaktion, es war neun Uhr abends, fand da die Kollegen und las ihnen seine Arbeit vor. Man hörte ihm ernsthaft zu. Félicien

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sagte kein Wort, nahm das Manuskript und stürzte die Treppe hinunter.

„Was kommt ihn an?" rief Lucien. „Er trägt deinen Artikel in die Druckerei!" erwiderte Hector Merlin; „er ist ein Meisterwerk, von dem nichts wegbleiben darf, und dem keine Zeile hinzugesetzt zu werden braucht." „Man muß dir nur den Weg zeigen!" sagte Lousteau. „Ich möchte das Gesicht sehen, das Nathan morgen macht, wenn er das liest," sagte ein anderer Redakteur, auf dessen Miene eine frohe Genugtuung zu lesen war. „Man muß Ihr Freund sein," sagte Hector Merlin. „Es ist also gut?" fragte Lucien lebhaft. „Blondet und Vignon wird es übel zumute werden," meinte Lousteau. „Hier habe ich", fing Lucien wieder an, „einen kleinen Artikel, den ich für euch geschrieben habe, und der, wenn er Erfolg hat, eine Serie ähnlicher Stücke nach sich ziehen kann." „Lies es uns vor," sagte Lousteau.

Lucien las ihnen nun einen der köstlichen Artikel, die das Glück dieses kleinen Blattes machen sollten, in denen er in zwei Spalten einen kleinen Zug des Pariser Lebens, eine Gestalt, einen Typus, einen gewöhnlichen Vorgang oder irgendeine Absonderlichkeit schilderte. Dieses Probestück, das ‚Die Passanten von Paris' hieß, war in der neuen und originellen Manier geschrieben, in der der Gedanke sich aus dem Aneinanderprallen der Worte ergab, in der das Klirren der Adverbien und der Adjektive die Aufmerksamkeit wachrief. Dieser Artikel unterschied sich von dem ernsten und tiefen über Nathan ebensosehr wie Montesquieus ‚Perserbriefe' von seinem ‚Geist der Gesetze'.

„Du bist ein geborener Journalist," sagte Lousteau zu ihm. „Das kommt morgen. Mache davon, so viel du willst." „Hört," sagte Merlin, „Dauriat ist wütend über die beiden Kartätschen, die wir ihm in den Laden geschossen haben. Ich komme eben von ihm; er wetterte Flüche er

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wütete gegen Finot, der ihm aber ruhig sagte, er hätte dir sein Blatt verkauft. Ich nahm ihn beiseite und flüsterte ihm die Worte ins Ohr: ‚Die ‚Margueriten' kommen Sie teuer zu stehen! Ein talentvoller Mensch kommt zu Ihnen, und Sie schicken ihn weg, wenn wir ihn mit offenen Armen aufnehmen.'" „Dauriat wird von dem Artikel, den wir eben gehört haben, niedergeschmettert sein," sagte Lousteau zu Lucien. „Du siehst jetzt, mein Junge, was eine Zeitung ist. Deine Rache ist gut im Gange! Der Baron Châtelet hat heute morgen nach deiner Adresse gefragt; es gab heute einen blutigen Artikel gegen ihn; dem Exgeck ist sehr unwohl, er ist ganz verzweifelt. Du hast das Blatt nicht gelesen? Der Artikel ist lustig. Sieh hier: ‚Der Leichenzug des Reihers, den sein Stockfisch beweint'. Frau von Bargeton wird in der Gesellschaft nur noch der Stockfisch oder das Fischbein genannt, und Châtelet ist nur noch der Baron Reiher."

Lucien nahm das Blatt und konnte das Lachen nicht verbeißen, als er dieses kleine Meisterstück der Bosheit, das Vernou verfaßt hatte, las.

„Sie werden kapitulieren," sagte Hector Merlin.

Lucien beteiligte sich in vergnügter Stimmung an der Abfassung einiger Scherze und Witze, mit der man die Redaktionstätigkeit für heute beschloß. Man rauchte und plauderte, erzählte die Vorfälle des Tages, unterhielt sich über kleine Lächerlichkeiten der Kollegen oder etliche neue Einzelheiten zur Beleuchtung ihres Charakters. Diese Unterhaltung, die überaus spottlustig, witzig und boshaft geführt wurde, unterrichtete Lucien über die Sitten und Personalien der Literatur.

„Während man das Blatt setzt," sagte Lousteau, „will ich mit dir herumgehen, dich in den Theatern, die du zu besuchen hast, mit den Kontrolleuren und hinter den Kulissen bekanntmachen; dann suchen wir Florine und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Coralie im Panorama Dramatique auf und amüsieren uns mit ihnen in ihren Ankleidezimmern."

So gingen sie also, Arm in Arm, von Theater zu Theater, und Lucien wurde überall als Berichterstatter eingeführt, von den Direktoren beglückwünscht, von den Schauspielerinnen neugierig betrachtet, denn sie hatten alle gehört, welche Bedeutung ein einziger Artikel von ihm Coralie und Florine gegeben hatte, von denen die eine mit zwölftausend Franken jährlich ans Gymnase und die andere mit achttausend ans Panorama engagiert worden war. Das waren lauter kleine Huldigungen, die Lucien in seinen eigenen Augen hoben und ihm das Gefühl seiner Macht gaben. Um elf Uhr langten die beiden Freunde im Panorama Dramatique an, und Lucien hatte nun eine freie und ungezwungene Miene, die Wunder tat. Nathan war da, er streckte Lucien die Hand hin, der sie nahm und drückte.

„Oh! Da sind ja meine Meister," sagte er mit einem Blick auf Lucien und Lousteau, „Sie wollen mich also begraben." „Warte doch bis morgen, mein Lieber, da sollst du sehen, wie Lucien dich heruntermacht! Mein Wort darauf, du wirst zufrieden sein. Wenn die Kritik so ernsthaft ist, kann ein Buch nur Vorteil davon haben."

Lucien wurde rot vor Scham.

„Ist es hart?" fragte Nathan. „Es ist ernst," sagte Lousteau. „Es wird also nicht von Schaden sein?" fragte Nathan nochmals. „Hector Merlin sagte im Foyer des Vaudeville, der Artikel breche mir das Genick." „Lassen Sie es ihn sagen, und warten Sie es ab," rief Lucien und flüchtete sich in das Ankleidezimmer Coralies, in das die Schauspielerin eben in ihrem entzückenden Kostüm von der Bühne hereingetreten war.

Als Lucien am Tage darauf mit Coralie beim Frühstück saß, hörte er ein Kabriolett anfahren, dessen Rasseln in

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der ziemlich verlassenen Straße einen eleganten Wagen verkündete, und dessen Pferd den freien Tritt und die besondere Art anzuhalten hatte, die reine Rasse verraten. Als er ans Fenster ging, sah Lucien in der Tat das prächtige englische Pferd Dauriats und Dauriat, der seinem Groom die Zügel reichte und dann absprang.

„Es ist der Verleger," rief Lucien seiner Geliebten zu. „Er soll warten," sagte Coralie sofort zu Berenice.

Lucien lächelte über die Sicherheit dieses jungen Mädchens, das sich so wundervoll mit seinen Interessen identifizierte, und umarmte sie mit wahrem Gefühl: sie hatte Geist gezeigt. Die Schnelligkeit, mit der der übermütige Verleger, dieser Fürst der Scharlatane, zu Kreuze kroch, hing mit Umständen zusammen, die heute fast völlig vergessen sind, so sehr hat sich der Buchhandel in den letzten fünfzehn Jahren verändert. Zwischen 1816 und 1827, zu welchem Zeitpunkt die Lesekabinette, die zuerst nur für die Zeitungslektüre eingerichtet waren, erst anfingen, neue Bücher gegen eine Vergütung zu lesen zu geben, und in dem die Verschlechterung der fiskalischen Gesetze über die periodische Presse erst die Annoncen erzeugte, vorher also hatte der Buchhandel keine andern Mittel der Bekanntmachung als die Artikel, die entweder in den Feuilletons oder im Hauptteil der Zeitungen eingerückt wurden. Bis 1822 erschienen die französischen Zeitungen in Bogen von so kleinem Umfang, daß die großen Blätter kaum größer waren als die kleinsten der heutigen Zeitungen. Um der Tyrannei der Journalisten Widerstand leisten zu können, erfanden Dauriat und Ladvocat als die ersten die Plakate, mit denen sie die Aufmerksamkeit von Paris fesselten, indem sie phantastische Schriften, bizarre Farben, Vignetten und später Lithographien anwandten, die aus dem Plakat ein Gedicht für die Augen und oft eine Enttäuschung für den Geldbeutel der Käufer machten. Die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Plakate wurden so originell, daß einer der Monomanen, die man Sammler nennt, eine vollständige Sammlung dieser Plakate besitzt. Dieses Mittel der Ankündigung, das zuerst nur in den Schaufenstern der Läden und auf den Boulevards angewandt wurde, sich aber später über ganz Frankreich ausdehnte, wurde von der Annonce verdrängt. Trotzdem wird es immer Plakate geben, die noch in die Augen stechen, wenn die Annonce und oft das Werk selbst schon vergessen sind, besonders seit man darauf gekommen ist, sie auf die Wände zu malen. Die Annonce, deren sich jeder, der Geld hat, bedienen kann, und die die vierte Seite der Zeitungen in ein Feld verwandelt hat, das für den Fiskus ebenso fruchtbar ist wie für die Spekulanten, entstand infolge der harten Bestimmungen des Stempels, der Post und der Kautionen. Diese Beschränkungen, die in der Zeit des Herrn von Villèle erfunden wurden, die damals die Zeitungen hätten töten können, indem sie sie immer gemeiner machten, schufen im Gegenteil eine Art Privilegien, da sie die Gründung eines Blattes fast unmöglich machten. Im Jahre 1821 hatten also die Zeitungen das Recht über Leben und Tod der Schöpfungen des Gedankens und der Unternehmungen des Buchhandels. Eine Anzeige von wenig Zeilen unter ‚Vermischtes' war furchtbar teuer. Die Intrigen in den Redaktionsbureaus und am Abend auf dem Kampfplatz der Druckereien, in der Stunde, wo der Umbruch über die Zulassung oder die Ablehnung eines bestimmten Artikels entschied, waren so vielfältig, daß die großen Verlagshäuser einen Schriftsteller in ihren Diensten hatten, der diese Artikelchen redigierte, in denen man in wenig Worten viel sagen mußte. Diese unbekannten Journalisten, die erst nach der Einrückung bezahlt wurden, blieben oft die Nacht über in den Druckereien, um zu sehen, ob die großen Artikel, die sie, Gott weiß wie, durchgesetzt hatten,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

oder die paar Zeilen, die seitdem den Namen Reklamen erhielten, auch wirklich unter die Presse kamen. Heutzutage sind die Sitten in der Literatur und dem Verlagsbuchhandel so ganz andere geworden, daß viele geneigt sein möchten, die ungeheuren Anstrengungen, die Verführungskünste, die Erbärmlichkeiten, die Intrigen, deren sich die Buchhändler, die Autoren, die Märtyrer des Ruhmes, alle die Verdammten, die zu lebenslänglichem Erfolg verurteilt worden sind, um dieser Reklamen willen bedienen mußten, für Fabeln zu erklären. Diners, kleine Aufmerksamkeiten, Geschenke, alles das mußte den Journalisten gegenüber versucht werden. Die folgende Anekdote erklärt besser als alle Behauptungen die enge Verbindung zwischen der Kritik und dem Verlagsbuchhandel.

Ein Mann mit großen Aspirationen, der darauf ausging, ein Staatsmann zu werden, war zu der Zeit jung, galant und Redakteur eines großen Blattes. Er wurde der Hausfreund in einem berühmten Verlagshaus. Eines Tages, am Sonntag, auf dem Landsitz, in dem der splendide Buchhändler die Hauptredakteure der Zeitungen bewirtete, führte die Herrin des Hauses, die jung und hübsch war, den berühmten Schriftsteller in ihren Park. Der erste Kommis, ein kühler, gesetzter und methodischer Deutscher, der nur an die Geschäfte dachte, ging mit einem Feuilletonisten Arm in Arm im Park spazieren und plauderte über ein Unternehmen, über das er sich mit ihm beriet; das Gespräch führt sie aus dem Park heraus und sie betreten ein Gebüsch. Im Dunkel eines Dickichts sieht der Deutsche etwas, was aussieht wie seine Herrin; er nimmt seine Lorgnette, macht dem jungen Redakteur ein Zeichen, still zu sein und sich zurückzuziehen, und entfernt sich dann selbst vorsichtig auf den Fußspitzen. „Was haben Sie gesehen?“ fragte ihn der Schriftsteller. „Fast nichts,“ antwortete er. „Unser großer Artikel geht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

durch. Morgen haben wir mindestens drei Spalten in den ‚Débats'."

Eine andere Tatsache erklärt die Macht dieser Artikel. Ein Buch Chateaubriands über den letzten Stuart war in einem Magazin aufgestapelt und ging nicht. Ein einziger Artikel, den ein junger Mann im Journal des Débats schrieb, bewirkte, daß das Buch in einer Woche verkauft war. In einer Zeit, wo man ein Buch, wenn man es lesen wollte, kaufen mußte und es nicht leihen konnte, wurden von gewissen liberalen Werken, die von allen Oppositionsblättern gerühmt wurden, zehntausend Exemplare abgesetzt; aber auch der belgische Nachdruck existierte noch nicht. Die vorläufigen Angriffe von Luciens Freunden und sein Artikel bewirkten, daß der Verkauf des Buches von Nathan ins Stocken kam. Nathan litt nur in seiner Eigenliebe, er hatte nichts zu verlieren, er war bezahlt, aber Dauriat konnte dreißigtausend Franken verlieren. In der Tat ist der Buchhandel, soweit er Neuheiten vertreibt, auf die folgende kaufmännische Formel zu bringen: Ein Ries Papier kostet fünfzehn Franken; ist es bedruckt, ist es je nach dem Erfolg hundert Sous oder hundert Taler wert. Ein Artikel für oder gegen entschied in jener Zeit oft diese Finanzfrage. Dauriat, der fünfhundert Ries zu verkaufen hatte, eilte also herbei, um mit Lucien einen Friedensvertrag zu schließen. Der Verleger verwandelte sich aus einem Sultan in einen Sklaven. Nachdem er einige Zeit brummend gewartet, möglichst viel Lärm gemacht und mit Berenice hin und her verhandelt hatte, setzte er es durch, Lucien sprechen zu dürfen. Der stolze Buchhändler nahm die lächelnde Miene der Höflinge an, wenn sie zu Hofe gehen, aber sein Ausdruck war daneben immer noch eine Mischung aus Überhebung und gutmütiger Herablassung.

„Laßt euch nicht stören, liebe Freunde," sagte er. „Was das für zwei reizende Turteltauben sind! Wer würde

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

glauben, junges Fräulein, daß dieser Mann, der wie ein junges Mädchen aussieht, ein Tiger mit ehernen Klauen ist, der einem den guten Namen zerreißt, wie er Ihren Morgenrock zu zerreißen imstande ist, wenn Sie ihn nicht schnell genug abnehmen."

Und er fing zu lachen an, ohne seinen Spaß zu vollenden.

„Kleiner," fuhr er fort und setzte sich zu Lucien ... Er unterbrach sich und sagte zu Coralie: „Mein Name ist Dauriat."

Der Buchhändler hielt es für nötig, seinen imponierenden Namen zu nennen, da er fand, daß Coralie ihn nicht so, wie er es gewohnt war, empfing.

„Haben Sie gefrühstückt, Herr Dauriat? Wollen Sie uns Gesellschaft leisten?" fragte die Schauspielerin. „Sehr gern. Bei Tisch plaudert es sich besser," erwiderte Dauriat. „Überdies erlange ich, wenn ich Ihr Frühstück annehme, das Recht, Sie mit meinem Freund Lucien zum Diner einzuladen, denn wir müssen jetzt Freunde werden wie die Hand und der Handschuh." „Berenice! Austern, Zitronen, frische Butter und Champagner!" rief Coralie. „Sie sind klug genug, zu wissen, was mich herführt," begann Dauriat und blickte Lucien an. „Sie sind gekommen, um mir meine Sonettensammlung abzukaufen?" „Ganz richtig," antwortete Dauriat. „Legen wir also vor allem beide die Waffen nieder."

Er nahm ein elegantes Portefeuille aus der Tasche, legte dreitausend Franken auf einen Teller, überreichte sie Lucien mit einer höfischen Miene und sagte: „Ist der Herr nun zufrieden?" „Ja," erwiderte der Dichter, der beim Anblick dieser unerhofften Summe eine ungekannte Seligkeit verspürte. Er hielt sich zurück, aber er hatte Lust zu singen, herumzuspringen, er glaubte an Aladins Wunderlampe, an Zauberer; er glaubte endlich an sein Genie.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Die ‚Margueriten' also gehören mir," sagte der Verleger; „aber Sie werden niemals mehr eines meiner Bücher angreifen?" „Die ‚Margueriten' gehören Ihnen; aber ich kann für meine Feder keine Verpflichtungen eingehen, sie gehört meinen Freunden, wie die ihrige mir." „Aber Sie werden ja doch einer meiner Autoren. Alle meine Autoren sind meine Freunde. Sie werden also meine Geschäfte nicht mehr schädigen, ohne mich vor dem Angriff zu warnen, damit ich ihm zuvorkommen kann." „Abgemacht." „Auf Ihren Ruhm!" sagte Dauriat und hob sein Glas. „Ich sehe wohl, Sie haben die ‚Margueriten' gelesen," sagte Lucien.

Dauriat ließ sich nicht aus der Fassung bringen.

„Kleiner Freund, wenn ein Buchhändler die ‚Margueriten' kauft, ohne sie zu kennen, ist das die schönste Schmeichelei, die er zu vergeben hat. Binnen einem halben Jahre sind Sie ein großer Dichter; Sie werden Artikel haben, man fürchtet Sie, ich brauche nichts dazu zu tun, um Ihr Buch zu verkaufen. Ich bin heute derselbe Geschäftsmann wie vor vier Tagen. Ich habe mich nicht verändert, aber Sie: in der vorigen Woche waren Ihre Sonette für mich Kohlblätter; heute sind sie durch die Stellung, die Sie sich erobert haben, zum Rang eines Delavigne emporgerückt." „Also," sagte Lucien, den das Sultansvergnügen, eine schöne Geliebte zu haben, und die Gewißheit seines Erfolges zum Spott aufgelegt und entzückend frech machten, „wenn Sie meine Sonette nicht gelesen haben, so haben Sie meinen Artikel gelesen." „Gewiß, mein Freund, wäre ich sonst so rasch gekommen? Er ist leider sehr schön, dieser schreckliche Artikel. Ah! Sie haben ein großes Talent, mein Bursche. Folgen Sie mir, nutzen Sie Ihre Zugkraft aus," fügte er mit einer Gutmütigkeit hinzu, die die starke Unverschämtheit des Wortes verhüllte. „Aber haben Sie das Blatt bekommen, haben Sie es gelesen?" „Noch nicht,"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

versetzte Lucien, „und doch ist es das erstemal, daß ich ein größeres Prosastück veröffentliche; Hector wird es wohl in meine Wohnung nach der Rue Charlot geschickt haben." „Hier, lies! ..." sagte Dauriat und ahmte Talma im Manlius nach. Lucien nahm das Blatt, aber Coralie entriß es ihm. „Mir gehört die Jungfernschaft Ihrer Feder, Sie wissen doch noch?" sagte sie lachend.

Dauriat war überaus schmeichlerisch und geschmeidig; er fürchtete Lucien und lud ihn also mit Coralie zu einem großen Diner ein, das er gegen Ende der Woche den Journalisten gab. Er nahm das Manuskript der ‚Margueriten' gleich mit und sagte seinem Dichter, er sollte, wenn er wollte, in den Holzgalerien vorsprechen, um den Vertrag zu unterzeichnen, den er bereithalten würde. Immer im Stil der königlichen Manieren, mit denen er oberflächlichen Menschen zu imponieren und mehr als Mäcen wie als Buchhändler zu wirken versuchte, ließ er die dreitausend Franken da, ohne eine Empfangsbestätigung mitzunehmen, lehnte vielmehr die Quittung, die Lucien ihm anbot, mit einer unbekümmerten Geste ab, küßte Coralie die Hand und ging.

„Sage nun selbst, Geliebter, hättest du von diesen Lappen viel gesehen, wenn du in deinem Loch in der Rue de Cluny geblieben wärst und in deinen alten Schmökern in der Bibliothèque Sainte-Geneviève studiert hättest?" fragte Coralie Lucien, der ihr seine ganze Geschichte erzählt hatte. „Deine Freunde aus der Rue des Quatre-Vents scheinen wahrhaftig rechte Gimpel zu sein!"

Seine Freunde vom Zirkel wurden Gimpel genannt! Und Lucien hörte dieses Urteil lachend mit an. Er hatte seinen Artikel gedruckt gesehen, hatte die unsägliche Freude der Schriftsteller gekostet, den ersten Genuß der Eigenliebe, der dem Geist nur ein einziges Mal in dieser Weise wohl tut. Als er seinen Artikel wieder und wieder

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

las, empfand er seine Tragweite und seine Bedeutung besser. Der Druck ist für die Manuskripte, was das Theater für die Frauen ist: er bringt die Schönheiten und die Fehler zutage; er tötet ebenso, wie er lebendig macht: ein Fehler springt ebenso lebhaft in die Augen wie die schönen Gedanken. Lucien war berauscht und dachte nicht mehr an Nathan; Nathan war sein Sprungbrett, er schwamm in Wonne, er sah sich reich. Für einen halben Knaben, der noch vor kurzer Zeit schüchtern die Stufen von Beaulieu nach Angoulême hinabgestiegen und nach Houmeau in die Dachwohnung Postels zurückgekehrt war, wo die ganze Familie von zwölfhundert Franken jährlich lebte, war die Summe, die Dauriat gebracht hatte, ein unerhörter Reichtum. Die Erinnerung, die noch sehr lebhaft war, und die dennoch in den fortgesetzten Vergnügungen des Pariser Lebens bald erlöschen mußte, führte ihn nach der Place du Mûrier. Er dachte an seine schöne, edle Schwester Eva, seinen David und seine arme Mutter, und sofort schickte er Berenice weg, um einen Tausendfrankenschein wechseln zu lassen, und schrieb inzwischen einen kurzen Brief an seine Familie; dann sandte er Berenice zur Post, als ob er fürchtete, jede Verzögerung könnte es unmöglich machen, die fünfhundert Franken wegzuschicken, die er an seine Mutter adressierte. Ihm und Coralie kam diese Zurückgabe wie eine edle Tat vor. Die Schauspielerin umarmte Lucien, sie fand in ihm das Muster eines Sohnes und Bruders, sie überhäufte ihn mit Zärtlichkeiten: ein Zug dieser Art entzückt diese guten Mädchen, die alle ein weiches Herz haben, stets.

„Wir haben jetzt", sagte sie zu ihm, „während der ganzen Woche alle Tage ein Diner. Wir wollen uns ein kleines Fest machen, du hast genug gearbeitet."

Coralie, die eine Frau war, die die Schönheit eines Mannes, um den sie alle Frauen beneiden mußten, ganz

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

auskosten wollte, führte ihn zu Staub, sie fand ihren Lucien nicht gut genug gekleidet. Von da ging das Liebespaar ins Boulogner Wäldchen und begab sich dann zum Diner bei Frau du Val-Noble, wo Lucien Rastignac, Bixiou, des Lupeaulx, Finot, Blondet, Vignon, den Baron von Nucingen, Beaudenord, Philipp Bridau, den großen Musiker Conti, kurz die ganze Welt der Künstler, der Spekulanten, all der Leute, die sich von großen Arbeiten durch große Erregungen erholen wollten, antraf. Sie nahmen alle Lucien vortrefflich auf. Lucien hatte seine Sicherheit gewonnen und ließ seinen Geist spielen, als ob er keinen Handel damit triebe, er wurde für einen starken Mann erklärt: dieses Lob war damals unter diesen Menschen, die so halb und halb alle einer Clique angehörten, in Mode. „Oh, man muß untersuchen, wie seine Eingeweide beschaffen sind," sagte Théodore Gaillard zu einem der Hofpoeten, der damit umging, ein kleines royalistisches Blatt zu gründen, das später den Namen ‚Le Réveil' erhielt.

Nach dem Diner begleiteten die beiden Journalisten ihre Geliebten in die Große Oper, wo Merlin eine Loge hatte, und die ganze Gesellschaft ging mit. So erschien Lucien im Triumphe wieder da, wo er vor wenigen Monaten eine so schwere Niederlage erlitten hatte. Er ging im Foyer Arm in Arm mit Merlin und Blondet auf und ab und sah den Stutzern ins Gesicht, die sich vor kurzem über ihn lustig gemacht hatten. Châtelet lag zu seinen Füßen! Herr von Marsay, Vandenesse, Manerville, die die Löwen dieser Zeit waren, warfen ihm jetzt einige hochmütige Blicke zu. Ohne Frage war in der Loge der Frau d'Espard, in der Rastignac einen langen Besuch machte, die Rede von dem schönen und eleganten Lucien, denn die Marquise und Frau von Bargeton betrachteten Coralie durchs Opernglas. Regte sich im Herzen der Frau von Bargeton

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ein Bedauern darüber, daß sie Lucien verstoßen hatte? Diese Frage beschäftigte den Dichter; als er die Corinna von Angoulême sah, verspürte er im Herzen wieder wie an dem Tage, wo er der Verachtung dieses Weibes und ihrer Cousine in den Champs Elysées ausgesetzt gewesen war, das Verlangen, sich zu rächen.

„Haben Sie, als Sie aus Ihrer Provinz kamen, ein Amulett mitgebracht?" fragte Blondet, als er einige Tage später gegen elf Uhr bei Lucien eintrat, der noch nicht aufgestanden war. „Seine Schönheit", sagte er zu Coralie, die er auf die Stirn küßte, „richtet vom Keller bis zum Dachboden, in den Tiefen und auf den Höhen Verheerungen an. — Ich muß Sie requirieren, mein Lieber," sagte er und schüttelte dem Dichter die Hand; „gestern, in der Italienischen Oper, verlangte die Gräfin von Montcornet, daß ich Sie ihr vorstelle. Sie werden doch eine entzückende junge Frau, bei der Sie die Elite der großen Welt finden, nicht abweisen." „Wenn Lucien nett ist," sagte Coralie, „wird er nicht zu Ihrer Gräfin gehen. Was tut er in der vornehmen Gesellschaft? Er würde sich langweilen." „Wollen Sie ihn gefangenhalten?" fragte Blondet. „Sind Sie auf die vornehmen Frauen eifersüchtig?" „Ja," rief Coralie, „sie sind schlimmer als wir." „Woher weißt du das, mein Kätzchen?" fragte Blondet. „Von ihren Männern," erwiderte sie. „Vergessen Sie nicht, daß ich ein halbes Jahr Marsays Geliebte war." „Glauben Sie, mein Kind," sagte Blondet, „daß mir viel daran liegt, einen Mann, der so schön ist wie der Ihre, bei Frau von Montcornet einzuführen? Wenn Sie es nicht wollen, ist es, als ob ich nichts gesagt hätte. Aber es handelt sich, glaube ich, weniger um Frauen, als vielmehr darum, Lucien zu Frieden und Erbarmen gegen einen armen Teufel, der die Zielscheibe seines Blattes ist, zu bestimmen. Der Baron du Châtelet ist albern genug, Zeitungsartikel ernst

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu nehmen. Die Marquise d'Espard, Frau von Bargeton und der Salon der Gräfin von Montcornet interessieren sich für den Reiher, und ich habe versprochen, Laura und Petrarca, Frau von Bargeton und Lucien miteinander zu versöhnen." „Ah!" rief Lucien, dem in allen Adern frisches Blut rollte, und der die berauschende Wonne der gestillten Rache kostete, „ich habe sie also unter meinen Füßen! Ihnen verdanke ich es, daß ich meine Feder, meine Freunde, die verhängnisvolle Macht der Presse anbete. Ich habe noch keinen Artikel über das Fischbein und den Reiher geschrieben. Ich werde hingehen, mein Lieber," sagte er und legte seinen Arm um Blondet, „ja, ich werde hingehen, aber erst, wenn dieses Paar das ganze Gewicht dieses leichten Dinges verspürt hat!"

Er nahm die Feder, mit der er den Artikel über Nathan geschrieben hatte, und schwang sie in der Luft.

„Morgen schleudere ich ihnen zwei kleine Spalten an den Kopf. Nachher werden wir sehen. Beunruhige dich nicht, Coralie: es handelt sich nicht um Liebe, sondern um Rache, und ich will sie ganz." „Du bist ein Mann," sagte Blondet. „Wenn du wüßtest, Lucien, wie selten es ist, einen solchen Ausbruch in der blasierten Welt von Paris zu erleben, würdest du dich erst fühlen. Du bist ein stolzer Kerl," sagte er, wobei er sich eines noch stärkeren Ausdruckes bediente, „du bist auf dem Wege, der zur Macht führt." „Er wird ans Ziel kommen," sagte Coralie. „Aber er hat in sechs Wochen schon einen hübschen Weg zurückgelegt." „Und wenn er von seinem Zepter nur von einem Raum noch getrennt ist, der nicht größer ist als ein Leichnam, so kann er sich aus dem Körper Coralies eine Stufe machen." „Ihr liebt einander wie im goldenen Zeitalter," sagte Blondet. „Ich gratuliere dir zu deinem großen Artikel," fuhr er zu Lucien gewandt fort. „Es stehen viel neue Dinge darin. Du bist jetzt unser Meister geworden."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Lousteau kam mit Hector Merlin und Vernou, um Lucien zu besuchen, der sich überaus geschmeichelt fühlte, Gegenstand ihrer Aufmerksamkeiten zu sein. Félicien brachte Lucien hundert Franken als Honorar für seinen Artikel; die Zeitung hatte es für richtig gehalten, eine so treffliche Arbeit zu honorieren, um den Verfasser an sich zu ziehen. Als Coralie diese Journalistenversammlung sah, schickte sie nach dem Cadran bleu, dem nächsten Restaurant, um dort ein Dejeuner holen zu lassen; dann, als Berenice meldete, daß alles bereitstand, lud sie alle ein, in ihr schönes Speisezimmer hinüberzugehen. Als sie eine Weile bei Tische saßen und der Champagner ihnen zu Kopf gestiegen war, kam der Grund zu dem Besuch, den seine Kollegen Lucien machten, an den Tag.

„Du willst dir doch", sagte Lousteau zu ihm, „Nathan nicht zum Feinde machen? Nathan ist Journalist, er hat Freunde, er könnte dir bei deinem ersten Buche einen schlimmen Streich spielen. Hast du nicht den ‚Bogenschützen Karls IX.' zu verkaufen? Wir haben Nathan heute morgen gesehen, er ist in Verzweiflung; aber du mußt jetzt einen Artikel schreiben, in dem du ihn tüchtig herausstreichst." „Wie? Nach meinem Artikel gegen sein Buch wollt ...?"

Emil Blondet, Hector Merlin, Etienne Lousteau, Félicien Vernou unterbrachen allesamt Lucien mit lautem Gelächter.

„Hast du ihn nicht zu übermorgen zum Souper hierher geladen?" fragte ihn Blondet. „Dein Artikel", sagte Lousteau zu ihm, „ist nicht gezeichnet. Félicien, der kein solcher Neuling ist wie du, hat nicht verfehlt, ein C. darunterzusetzen, mit dem du nun in Zukunft deine Artikel in seinem Blatt, das ausgesprochen zur Linken gehört, unterzeichnen kannst. Wir gehören alle zur Opposition. Félicien war zartfühlend genug, deine künftige Partei-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

richtung nicht festzulegen. In der Bude Hectors, dessen Blatt zum rechten Zentrum gehört, kannst du mit einem L. zeichnen. Zum Angriff ist man anonym, aber es sieht sehr gut aus, wenn man das Lob unterzeichnet." „Die Unterschriften stören mich nicht," sagte Lucien; „aber ich weiß nichts zugunsten des Buches zu sagen." „Du denkst also so, wie du geschrieben hast?" fragte Hector Lucien. „Ja." „Ach, mein Lieber," sagte Blondet, „ich hielt dich für stärker! Wahrhaftig, mein Ehrenwort! Wenn ich deine Stirne ansah, dachte ich, du hättest eine Allmacht wie die großen Geister, die alle stark genug gebaut sind, um jedes Ding in seiner zwiefachen Gestalt zu sehen. Junger Freund, in der Literatur hat jede Idee ihre Vorderseite und ihre Rückseite: niemand kann mit Bestimmtheit sagen, welches ihre Vorderseite ist. Alles auf dem Gebiete des Gedankens hat zwei Seiten. Die Ideen sind paarig. Janus ist die mythische Gestalt der Kritik und das Symbol des Geistes. Nur Gott ist dreieckig! Was anders stellt Molière und Corneille so hoch über alle, als daß sie die Gabe besitzen, Alceste ‚ja' und Philinte, Octave und Cinna ‚nein' sagen zu lassen. Rousseau hat in seiner ‚Neuen Heloise' einen Brief für und einen gegen das Duell geschrieben, wagst du es zu sagen, welches seine wahre Meinung war? Wer von uns kann zwischen Clarissa und Lovelace, zwischen Hector und Achilles entscheiden? Welcher ist der Held Homers? Was war die Absicht Richardsons? Die Kritik muß die Werke von ihren sämtlichen Seiten betrachten. Kurz, wir sind große Berichterstatter." „Sie legen also Wert auf das, was Sie schreiben?" fragte ihn Vernou mit spöttischer Miene. „Aber wir treiben mit unsern Sätzen Handel und leben von diesem Geschäft. Wenn Sie ein großes, schönes Werk schreiben, ein Buch, dann können Sie Ihre Gedanken und Ihre Seele hineinlegen, sich damit verbunden fühlen und es ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

teidigen; aber Artikel werden heute gelesen und sind morgen vergessen; das Zeug ist in meinen Augen nicht mehr wert, als daß man es bezahlt. Wenn Sie auf solche Dummheiten Wert legen, dann bekreuzen Sie sich wohl und rufen den heiligen Geist an, bevor Sie einen Prospekt schreiben!"

Alle schienen erstaunt, bei Lucien Skrupel zu finden, und es gelang ihnen schließlich, seine unschuldige Kindertoga in Stücke zu reißen und ihm das Mannesgewand des Journalisten anzuziehen.

„Weißt du, mit welchem Wort sich Nathan getröstet hat, nachdem er deinen Artikel gelesen hatte?" fragte Lousteau. „Wie soll ich es wissen?" „Nathan hat gerufen: ‚Die kleinen Artikel sind vergänglich, die großen Werke bleiben!' Dieser Mann kommt in zwei Tagen hierher zum Souper, er muß vor dir niederfallen, deinen Fuß küssen und dir sagen, du seiest ein großer Mann." „Das wäre komisch," rief Lucien. „Komisch!" versetzte Blondet, „es ist nötig." „Liebe Freunde, ich will schon," sagte Lucien, der ein wenig bezecht war. „Aber wie soll ich es anstellen?" „Nun," sagte Lousteau, „schreibe für das Blatt Merlins drei schöne Spalten, worin du dich selbst widerlegst. Nachdem wir uns an der Wut Nathans geweidet haben, sagen wir ihm, daß er uns bald für die gedrängte Polemik Dank wissen soll, vermittelst welcher sein Buch in acht Tagen vergriffen sein wird. Vorläufig bist du in seinen Augen ein Spion, ein Hundsfott, ein Schlingel; übermorgen wirst du ein großer Mannn, ein starker Geist, ein Mann Plutarchs sein! Nathan wird dich als seinen besten Freund umarmen. Dauriat ist gekommen, du hast drei Scheine von tausend Franken: der Streich ist gelungen. Nun bedarfst du der Achtung und der Freundschaft Nathans. Der Hereingefallene darf nur der Buchhändler sein. Nur unsere Feinde dürfen wir hinschlachten und verfolgen. Wenn es sich um einen Mann handelte,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der ohne uns einen Namen erlangt hätte, um ein unbequemes Talent, das man totmachen müßte, würden wir eine solche Widerlegung nicht für nötig halten; aber Nathan ist einer unserer Freunde, Blondet hatte ihn nur im ‚Mercure' angreifen lassen, um sich das Vergnügen zu machen, in den ‚Débats' zu antworten. Auch ist die erste Auflage des Buches vergriffen!" „Meine Freunde, auf Ehrenwort, ich bin unfähig, zwei Worte des Lobes über dieses Buch zu schreiben..." „Du verdienst noch hundert Franken," sagte Merlin, „Nathan wird dir schon zehn Louisdor eingebracht haben, abgesehen davon, daß du einen Artikel in Finots Zeitschrift bringen kannst, für den dir Dauriat hundert Franken bezahlt und die Zeitschrift hundert Franken: zusammen zwanzig Louisdor!" „Aber was soll ich sagen?" fragte Lucien. „Du kannst dich folgendermaßen aus der Klemme ziehen, mein Kind," sagte Blondet, sich sammelnd: ‚Der Neid, der, wie der Wurm an guten Früchten, an allen schönen Werken nagt, hat auch dieses Buch zu zerfressen versucht,' wirst du sagen. ‚Um es mit Fehlern zu behaften, hat die Kritik eigens für dieses Buch Theorien erfinden müssen, in denen sie zwei Gattungen der Literatur unterscheidet: die eine, die sich den Ideen widmet, und die andere, die sich den Bildern hingibt.' Hier kannst du sagen, daß es der Gipfel der literarischen Kunst ist, die Idee im Bilde auszudrücken. Indem du zu beweisen suchst, daß das Bild die ganze Poesie ist, beklagst du dich über das Geringe an Poesie, das unsere Sprache zuläßt, sprichst von den Vorwürfen, die uns die Ausländer über den Positivismus unseres Stils machen, und lobst Herrn von Canalis und Nathan für die Dienste, die sie Frankreich damit erweisen, daß sie seine Sprache poetisch gestalten. Übertrumpfe deine vorige Beweisführung, indem du zeigst, daß wir über das neunzehnte Jahrhundert hinausgeschritten sind. Erfinde den Fort-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schritt — eine wundervolle Mystifikation für den Bourgeois! Unsere junge Literatur stellt Gemälde hin, in denen alle Gattungen der Komödie und des Dramas, die Schilderungen, die Charaktere, der Dialog, von den Verschlingungen einer interessanten Fabel gehalten, zusammengefaßt sind. Der Roman, der das Gefühl, den Stil und das Bild verlangt, ist die eminenteste moderne Schöpfung. Er folgt auf die Komödie, die mit ihren alten Gesetzen bei unsern modernen Sitten nicht mehr möglich ist. Er umfaßt die Tatsache und die Idee in seinen Erfindungen, und sie erfordern den Geist von la Bruyère und seine einschneidende Moral, eine Behandlung der Charaktere, wie sie Molière hinstellte, und wie wir sie aus den kolossalen Geisteswerken Shakespeares kennen, und die Wiedergabe der zartesten Stürme der Leidenschaft, die der einzige Schatz ist, den uns unsere Vorgänger hinterlassen haben. Auch ist der Roman der kalten und mathematischen Diskussion, der trockenen Analyse des achtzehnten Jahrhunderts weit überlegen. ‚Der Roman', so kannst du sentenziös sagen, ‚ist ein amüsantes Epos.' Zitiere Corinna, stütze dich auf Madame de Staël. Das achtzehnte Jahrhundert hat alles in Frage gestellt, das neunzehnte hat die Aufgabe, Schlußfolgerungen zu ziehen: es schließt mit Wirklichkeiten, und zwar mit Wirklichkeiten, die lebendig und in Bewegung sind; es läßt die Leidenschaft spielen, ein Element, das Voltaire unbekannt war. Hier eine Tirade gegen Voltaire. Was Rousseau angeht, so hat er nur verkleidete Systeme und Beweisführungen hingestellt. Julie und Clara sind Entelechien, sie haben weder Fleisch noch Knochen. Hier kannst du abspringen und sagen, daß wir dem Frieden, den Bourbonen eine junge und originelle Literatur verdanken, denn du schreibst für ein Blatt des rechten Zentrums. Mache dich über diejenigen lustig, die Systeme aufstellen. Zuletzt kannst du mit einer schönen Regung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ausrufen: ‚Welche Irrtümer und Verhüllungen der Wahrheit bei unserm Kollegen! Und warum? Um ein so schönes Werk herabzusetzen, das Publikum zu täuschen und zu der Schlußfolgerung zu kommen: ein Buch, das gut gekauft wird, ist unverkäuflich! Proh Pudor!' Schrei: Proh Pudor! Dieser biedere Fluch nimmt den Leser gefangen. Proklamiere schließlich den Verfall der Kritik! Schlußfolgerung: ‚Es gibt nur eine einzige Literatur: die Unterhaltungsliteratur. Nathan hat einen neuen Weg eingeschlagen, er versteht seine Zeit und entspricht ihren Bedürfnissen. Das Bedürfnis der Zeit ist das Drama. Das Drama ist der Wunsch eines Jahrhunderts, in dem die Politik ein unaufhörliches Mimodrama ist. Haben wir nicht', fragst du, ‚in zwanzig Jahren die vier Dramen der Revolution, des Direktoriums, des Kaiserreichs und der Restauration aufhören sehen?' Von da kommst du ganz von selbst in die überschwenglichsten Lobeserhebungen, und die zweite Auflage ist weg. Nämlich so: Am nächsten Sonnabend schreibst du einen Bogen in unserer Zeitschrift und unterzeichnest den Artikel mit deinem vollen Namen von Rubempré. In diesem letzten Artikel sagst du: ‚Es ist das Eigentümliche schöner Bücher, daß sie tiefgehende Diskussionen hervorrufen. In dieser Woche hat das und das Blatt das und das über das Buch von Nathan gesagt, das und das andere hat ihm lebhaft erwidert.' Du kritisierst die beiden Kritiken C. und L., du sagst mir im Vorübergehen ein freundliches Wort über den ersten Artikel, den ich in den ‚Débats' gebracht habe, und du sagst am Schluß, ‚das Buch Nathans sei das schönste Buch der Zeit'. Das ist gerade so viel, wie wenn du nichts gesagt hättest. Man sagt das von allen Büchern. Dabei hast du in einer Woche vierhundert Franken verdient und hast überdies noch das Vergnügen, an irgendeiner Stelle die Wahrheit gesagt zu haben. Gescheite Menschen werden entweder C. oder L.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

oder Rubempré oder vielleicht auch allen dreien recht geben! Die Mythologie, die sicher eine der größten Erfindungen der Menschheit ist, hat die Wahrheit auf den Grund eines Brunnens verwiesen; braucht man nicht Eimer, um sie herauszuholen? Du gibst dem Publikum drei für einen. Da hast du, was du brauchst, mein Junge, und nun los!"

Lucien war wie betäubt, Blondet küßte ihn auf beide Backen und verabschiedete sich: „Ich gehe in meine Bude."

Alle gingen sie nun in ihre Buden. Für diese ‚starken' Männer war die Zeitung nur eine Bude. Sie wollten sich alle am Abend in den Holzgalerien wiedersehen, wo Lucien seinen Vertrag mit Dauriat unterzeichnen sollte. Florine und Lousteau, Lucien und Coralie, Blondet und Finot dinierten im Palais Royal, wo du Bruel dem Direktor des Panorama Dramatique ein Diner gab.

„Sie haben recht," rief Lucien, als er mit Coralie allein war, „die Menschen dürfen in den Händen der Starken nur Mittel sein. Vierhundert Franken für drei Artikel! Doguereau wollte mir kaum so viel für ein Buch geben, zu dem ich zwei Jahre Arbeit gebraucht habe." „Schreibe Kritiken," versetzte Coralie, „und amüsiere dich. Bin ich nicht heute abend in Andalusien und morgen eine Zigeunerin und an einem andern Tag ein Mann? Mach es wie ich. Gib ihnen Grimassen für ihr Geld und laß uns glücklich sein."

Dieses paradoxe Wort gefiel Lucien, und er ließ seinen Geist auf diesen launigen Maulesel, den Sohn von Pegasus und Bileams Eselin, steigen. Während seines Spazierganges im Wäldchen galoppierte er so auf den Gefilden des Gedankens und entdeckte in der These Blondets originelle Schönheiten. Er dinerte, wie es glückliche Menschen tun, unterzeichnete bei Dauriat einen Vertrag, durch den er ihm das Manuskript der ‚Margueriten' zu unbeschränktem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eigentum abtrat, ohne dagegen etwas einzuwenden zu finden; dann ging er für ein Weilchen auf die Redaktion, schrieb rasch zwei Spalten hin und kehrte in die Rue de Vendôme zurück. Am nächsten Morgen zeigte es sich, daß die Gedanken vom Tage vorher in seinem Kopfe gekeimt hatten, wie es mit allen Geistern geht, die voller Jugendfrische sind, und deren Gaben noch wenig benutzt worden sind. Lucien machte es Vergnügen, diesen neuen Artikel auszuarbeiten, er ging mit glühendem Eifer daran. Unter seiner Feder entstanden die Schönheiten, die der Widerspruch gebiert. Er war witzig und ironisch, er erhob sich sogar zu neuen, feinen Bemerkungen über die Empfindung, die Idee und das Bild in der Literatur. Er war klug und gewitzt genug, daß er, als er daranging, Nathan zu loben, seine ersten Eindrücke wiederfand, die er bei der Lektüre des Buches in jenem Lesekabinett gehabt hatte. Aus einem scharfen und herben Kritiker, aus einem lustigen Spötter verwandelte er sich in den Schlußsätzen in einen Dichter, und dieser poetische Abschnitt am Schluß hatte einen so majestätischen Schwung wie ein duftendes Weihrauchgefäß vor dem Altar.

„Hundert Franken, Coralie!" sagte er und wies auf die acht Blätter Papier, die er beschrieben hatte, während sie sich ankleidete. In dem Schwung, in dem er gerade war, schrieb er nun gleich langsam und bedächtig den schrecklichen Artikel, den er Blondet gegen Châtelet und Frau von Bargeton in Aussicht gestellt hatte. Er kostete an diesem Vormittag eine der stärksten geheimen Wonnen des Journalisten, die Bosheit zuzuspitzen, ihre kalte Klinge, die im Herzen des Opfers ihre Scheide finden soll, blank zu putzen, und den Griff für das Publikum zu schmücken. Das Publikum bewundert die witzige Arbeit dieses Dolches, es merkt keine Bosheit, es weiß nicht, daß die Schärfe des Witzwortes von der Rache zugespitzt ist, daß der Dolch

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

das Innere eines Menschen, das erst gierig durchsucht worden ist, mit tausend Streichen trifft. Dieser furchtbare Genuß, der düster und einsiedlerisch ist, wenn er ohne Zeugen gekostet wird, ist wie ein Duell mit einem Abwesenden, der aus der Entfernung mit einer Federspule getötet wird, wie wenn der Journalist eine Zauberkraft hätte, wie sie in den arabischen Märchen die Wünsche derer erfüllt, die Talismane besitzen. Die Bosheit ist der Geist des Hasses, der der Erbe aller schlimmen Leidenschaften des Menschen ist, wie die Liebe alle seine guten Eigenschaften in sich schließt. Und daher gibt es keinen Menschen, der nicht Geist hätte, wenn er sich rächt, ebenso wie es keinen gibt, dem Liebe nicht Wollust verleiht. Trotz der Leichtigkeit und Gewöhnlichkeit dieses Geistes ist er in Frankreich immer willkommen. Der Artikel Luciens mußte den Ruf, den das Blatt wegen seiner Bosheit und Bösartigkeit genoß, auf den Gipfel bringen und tat es auch; er verwundete diese beiden Herzen, Frau von Bargeton, seine gewesene Laura, und den Baron du Châtelet, seinen Nebenbuhler, tödlich.

„Fahren wir ins Wäldchen spazieren, die Pferde sind angespannt und stampfen vor Ungeduld," sagte Coralie zu ihm; „du darfst dich nicht totarbeiten." „Fahren wir bei Hector vorbei, ich will ihm den Artikel über Nathan bringen. Wahrhaftig, die Zeitung ist wie die Lanze des Achilles, die die Wunden heilte, die sie geschlagen hatte," sagte Lucien, während er noch einige stilistische Änderungen vornahm.

Die zwei Liebenden fuhren los und zeigten sich jenem Paris, das Lucien vor kurzem erst zurückgestoßen hatte, und das jetzt anfing, sich mit ihm zu beschäftigen, in ihrem Glanze. Paris mit sich zu beschäftigen, wenn man erst begriffen hat, was diese Stadt bedeutet, und wie schwer es ist, in ihr etwas zu sein, das erfüllt den Menschen mit Wonne, und Lucien war berauscht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Lieber," sagte die Schauspielerin, „wir wollen bei deinem Schneider vorfahren und darauf dringen, daß du deinen Anzug bekommst, oder du kannst ihn gleich probieren, wenn er so weit ist. Wenn du zu deinen vornehmen Damen gehst, will ich, daß du diesen gräßlichen Marsay, den kleinen Rastignac, die Ajuda-Pinto, die Maxime de Trailles, die Vandenesse, kurz all diese Stutzer ausstichst. Denk daran, daß Coralie deine Geliebte ist! Aber du wirst mir doch keine Streiche machen, was?"

Zwei Tage später, am Tage vor dem Souper, das Lucien und Coralie ihren Freunden gaben, wurde im Ambigu ein neues Stück aufgeführt, über das Lucien berichten sollte. Nach ihrem Diner gingen Lucien und Coralie zu Fuß über den Boulevard du Temple, auf der Seite des Türkischen Cafés, die damals bei den Spaziergängern beliebt war, von der Rue de Vendôme nach dem Panorama Dramatique. Lucien hörte, wie man sein Glück und die Schönheit seiner Geliebten pries. Die einen nannten Coralie die schönste Frau von Paris, die andern fanden, Lucien verdiene sie. Der Dichter fühlte sich in seinem Element. Das war sein Leben. Er dachte kaum mehr an den Zirkel seiner früheren Freunde. Er fragte sich, ob diese großen Geister, die er noch vor zwei Monaten so sehr bewundert hatte, mit ihren Ideen und ihrem Puritanismus nicht ein wenig albern wären. Das Wort Gimpel, das Coralie so unbekümmert ausgesprochen hatte, war im Geiste Luciens aufgegangen und trug schon seine Früchte. Er brachte Coralie in ihr Ankleidezimmer und spazierte dann wie ein Sultan hinter den Kulissen auf und ab, und alle Schauspielerinnen umschmeichelten ihn mit ihren brennenden Blicken und freundlichen Worten.

„Ich muß ins Ambigu gehen und mein Handwerk verrichten," sagte er.

Im Ambigu war der Zuschauerraum besetzt. Es fand sich kein Platz mehr für Lucien. Lucien ging auf die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

das Innere eines Menschen, das erst gierig durchsucht worden ist, mit tausend Streichen trifft. Dieser furchtbare Genuß, der düster und einsiedlerisch ist, wenn er ohne Zeugen gekostet wird, ist wie ein Duell mit einem Abwesenden, der aus der Entfernung mit einer Federspule getötet wird, wie wenn der Journalist eine Zauberkraft hätte, wie sie in den arabischen Märchen die Wünsche derer erfüllt, die Talismane besitzen. Die Bosheit ist der Geist des Hasses, der der Erbe aller schlimmen Leidenschaften des Menschen ist, wie die Liebe alle seine guten Eigenschaften in sich schließt. Und daher gibt es keinen Menschen, der nicht Geist hätte, wenn er sich rächt, ebenso wie es keinen gibt, dem Liebe nicht Wollust verleiht. Trotz der Leichtigkeit und Gewöhnlichkeit dieses Geistes ist er in Frankreich immer willkommen. Der Artikel Luciens mußte den Ruf, den das Blatt wegen seiner Bosheit und Bösartigkeit genoß, auf den Gipfel bringen und tat es auch; er verwundete diese beiden Herzen, Frau von Bargeton, seine gewesene Laura, und den Baron du Châtelet, seinen Nebenbuhler, tödlich.

„Fahren wir ins Wäldchen spazieren, die Pferde sind angespannt und stampfen vor Ungeduld," sagte Coralie zu ihm; „du darfst dich nicht totarbeiten." „Fahren wir bei Hector vorbei, ich will ihm den Artikel über Nathan bringen. Wahrhaftig, die Zeitung ist wie die Lanze des Achilles, die die Wunden heilte, die sie geschlagen hatte," sagte Lucien, während er noch einige stilistische Änderungen vornahm.

Die zwei Liebenden fuhren los und zeigten sich jenem Paris, das Lucien vor kurzem erst zurückgestoßen hatte, und das jetzt anfing, sich mit ihm zu beschäftigen, in ihrem Glanze. Paris mit sich zu beschäftigen, wenn man erst begriffen hat, was diese Stadt bedeutet, und wie schwer es ist, in ihr etwas zu sein, das erfüllt den Menschen mit Wonne, und Lucien war berauscht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Lieber," sagte die Schauspielerin, „wir wollen bei deinem Schneider vorfahren und darauf dringen, daß du deinen Anzug bekommst, oder du kannst ihn gleich probieren, wenn er so weit ist. Wenn du zu deinen vornehmen Damen gehst, will ich, daß du diesen gräßlichen Marsay, den kleinen Rastignac, die Ajuda-Pinto, die Maxime de Trailles, die Vandenesse, kurz all diese Stutzer ausstichst. Denk daran, daß Coralie deine Geliebte ist! Aber du wirst mir doch keine Streiche machen, was?"

Zwei Tage später, am Tage vor dem Souper, das Lucien und Coralie ihren Freunden gaben, wurde im Ambigu ein neues Stück aufgeführt, über das Lucien berichten sollte. Nach ihrem Diner gingen Lucien und Coralie zu Fuß über den Boulevard du Temple, auf der Seite des Türkischen Cafés, die damals bei den Spaziergängern beliebt war, von der Rue de Vendôme nach dem Panorama Dramatique. Lucien hörte, wie man sein Glück und die Schönheit seiner Geliebten pries. Die einen nannten Coralie die schönste Frau von Paris, die andern fanden, Lucien verdiene sie. Der Dichter fühlte sich in seinem Element. Das war sein Leben. Er dachte kaum mehr an den Zirkel seiner früheren Freunde. Er fragte sich, ob diese großen Geister, die er noch vor zwei Monaten so sehr bewundert hatte, mit ihren Ideen und ihrem Puritanismus nicht ein wenig albern wären. Das Wort Gimpel, das Coralie so unbekümmert ausgesprochen hatte, war im Geiste Luciens aufgegangen und trug schon seine Früchte. Er brachte Coralie in ihr Ankleidezimmer und spazierte dann wie ein Sultan hinter den Kulissen auf und ab, und alle Schauspielerinnen umschmeichelten ihn mit ihren brennenden Blicken und freundlichen Worten.

„Ich muß ins Ambigu gehen und mein Handwerk verrichten," sagte er.

Im Ambigu war der Zuschauerraum besetzt. Es fand sich kein Platz mehr für Lucien. Lucien ging auf die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bühne und beklagte sich heftig, daß er keinen Platz hätte. Der Regisseur, der ihn nicht kannte, sagte ihm, man hätte seinem Blatt zwei Logen gesandt, und schickte ihn weg.

„Ich werde über das Stück so schreiben, wie ich es gehört habe," sagte Lucien mit gekränkter Miene. „Sie sind wohl nicht bei Trost!" sagte die erste Liebhaberin zu dem Regisseur, „das ist der Liebhaber Coralies!"

Sofort wandte sich der Regisseur zu Lucien.

So bewiesen die kleinsten Einzelheiten Lucien die ungeheure Macht der Zeitung und schmeichelten seiner Eitelkeit. Der Direktor kam und ersuchte den Herzog von Rhétoré und Tullia, die erste Ballerina, die sich in einer Proszeniumsloge befanden, sie möchten Lucien einen Platz einräumen. Der Herzog erkannte Lucien und willigte ein.

„Sie haben zwei Menschen in Verzweiflung gebracht," sagte der junge Mann zu ihm und sprach ihm von dem Baron du Châtelet und Frau von Bargeton. „Wie wird es erst morgen sein?" erwiderte Lucien. „Bis jetzt haben meine Freunde die Rolle der Tirailleure gegen sie gespielt, aber heute nacht schieße ich mit glühenden Kugeln gegen sie. Morgen sollen Sie sehen, warum wir über Potelet spotten. Der Artikel ist überschrieben: ‚Potelet von 1811 an Potelet von 1821'. Ich stelle Châtelet als den Typus der Leute hin, die ihren Wohltäter verleugneten und sich mit den Bourbonen versöhnten. Ich werde sie meine ganze Macht fühlen lassen, und dann gehe ich zu Frau von Montcornet."

Lucien führte mit dem jungen Herzog eine geistsprühende Unterhaltung; es lag ihm viel daran, dem vornehmen Herrn zu zeigen, wie gröblich sich die Marquise d'Espard und Frau von Bargeton getäuscht hatten, als sie ihn mißachteten; aber die Stelle, an der er empfindlich war, trat zutage, als der Herzog von Rhétoré ihn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit leichter Bosheit Chardon nannte, und er versuchte, sein Anrecht auf den Namen von Rubempré zu verfechten.

„Sie sollten Royalist werden," sagte der Herzog zu ihm. „Sie haben sich als einen Mann von Geist gezeigt, zeigen Sie sich jetzt als einen Mann von Verstand. Der einzige Weg, eine Ordonnanz des Königs zu erlangen, die Ihnen den Titel und den Namen Ihrer mütterlichen Vorfahren gibt, ist, sie als Belohnung für Dienste zu erbitten, die Sie dem Schlosse erweisen. Die Liberalen werden Sie niemals zum Grafen machen! Sehen Sie, die Restauration wird schließlich der Presse, der einzigen Macht, die zu fürchten ist, den Garaus machen. Man hat schon zu lange gewartet. Sie müßte einen Maulkorb bekommen. Benutzen Sie die letzten Augenblicke ihrer Freiheit, damit man Sie fürchtet. Binnen wenigen Jahren sind ein Name und ein Titel in Frankreich sicherere Reichtümer als das Talent. Sie können also alles haben: Geist, Adel und Schönheit; Sie werden alles bekommen. Seien Sie also in diesem Augenblick nur liberal, um Ihren Royalismus vorteilhaft zu verkaufen."

Der Herzog bat Lucien, er möchte doch die Einladung zum Diner annehmen, die ihm der Minister, mit dem er bei Florine soupiert hatte, zugehen lassen würde. Lucien war in einem Augenblick von den Bemerkungen des Edelmannes verführt und war entzückt, daß er die Türen der Salons sich vor ihm öffnen sah, aus denen er sich vor wenigen Monaten verbannt geglaubt hatte. Er staunte über die Macht des Gedankens. Die Presse und die Intelligenz waren also das Mittel der heutigen Gesellschaft. Lucien begriff, daß Lousteau es vielleicht bereute, ihm die Pforten des Tempels geöffnet zu haben, er empfand schon für seine eigene Person die Notwendigkeit, den Ehrgeizigen, die aus der Provinz nach Paris strömten, Schranken entgegenzustellen, die schwer zu übersteigen wären. Wenn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu ihm ein Dichter gekommen wäre, wie er sich Etienne in die Arme geworfen hatte, wahrlich, er wagte sich nicht zu fragen, welchen Empfang er ihm bereitet hätte. Der junge Herzog sah an Lucien den Ausdruck tiefen Nachdenkens und täuschte sich nicht über die Ursache: er hatte diesem Ehrgeizigen, ohne bestimmten Plan, aber nicht ohne Absicht, den ganzen Horizont der Politik geöffnet, wie die Journalisten ihm von der Höhe des Tempels, wie es der Verführer gegenüber Jesus getan, die Welt der Literatur und ihre Schätze gezeigt hatten. Lucien wußte nichts von der kleinen Verschwörung, die eben die Menschen gegen ihn angezettelt hatten, die in diesem Augenblick seine Zeitung beleidigte, und in deren Welt Herr von Rhétoré zu Hause war. Der junge Herzog hatte die Gesellschaft von Frau d'Espard erschreckt, als er ihnen von Luciens Geist berichtete. Frau von Bargeton hatte ihn ersucht, den Journalisten auszuhorchen, und er hatte gehofft, ihn im Ambigu Comique zu treffen. Weder die Gesellschaft noch die Journalisten hatten übrigens große Pläne gemacht. So ist es nicht um sie bestellt, ihr Macchiavellismus lebt sozusagen von der Hand in den Mund und besteht darin, immer auf dem Posten und zu allem bereit zu sein, bereit, das Schlimme ebenso wie das Gute auszunutzen und auf die Augenblicke zu lauern, wo die Leidenschaft ihnen einen Menschen überliefert. Während Florinens Souper hatte der junge Herzog Luciens Charakter kennen gelernt, er nahm ihn bei seiner Eitelkeit und versuchte sich an ihm als künftiger Diplomat.

Als das Stück aus war, eilte Lucien nach der Rue Saint-Fiacre, um dort seinen Bericht zu schreiben. Seine Kritik war absichtlich scharf und beißend, es gefiel ihm, seine Macht zu zeigen. Das Melodrama war besser als das vom Panorama Dramatique; aber er wollte wissen, ob er wirklich, wie man ihm gesagt hatte, ein gutes Stück vernichten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und einem schlechten zum Erfolg verhelfen könnte. Als er am nächsten Morgen mit Coralie beim Frühstück saß, öffnete er die Zeitung, nachdem er ihr gesagt hatte, er hätte das Ambigu Comique gehörig heruntergemacht. Man kann sich sein Erstaunen denken, als er nach seinem Artikel über Frau von Bargeton und Châtelet einen Bericht über das Ambigu las, der über Nacht so süß gemacht worden war, daß er zwar seine witzige Inhaltsangabe beibehielt, aber trotzdem zu einem günstigen Schluß kam. Das Stück mußte dem Theater volle Häuser machen. Seine Wut war unbeschreiblich; er nahm sich vor, ein Wörtchen mit Lousteau zu reden. Er hielt sich schon für unentbehrlich und faßte den Vorsatz, sich nicht wie ein beliebiger Tropf unterdrücken und ausbeuten zu lassen. Um seine Macht endgültig zu begründen, schrieb er den Artikel, in dem er für die Zeitschrift Dauriats und Finots alle Anschauungen, die über das Buch von Nathan zutage getreten waren, zusammenfaßte und abwog. Dann verfaßte er noch, da er einmal im Zuge war, eine der geistreichen Schilderungen, die er dem Blättchen zugesagt hatte. In ihrer ersten Hitze schreiben die jungen Journalisten ihre Artikel mit Liebe und verbrauchen dabei unvorsichtig genug die schönsten Blüten ihres Geistes. Der Direktor des Panorama Dramatique führte heute ein Vaudeville zum erstenmal auf, um Florine und Coralie ihren Abend zu lassen. Das Stück mußte vor dem Souper zu Ende sein. Lousteau kam, um den Artikel, den Lucien über dieses kleine Stück nach der Generalprobe im voraus verfaßt hatte, zu holen; er wollte über die kommende Nummer völlig beruhigt sein. Als Lucien ihm einen der reizenden kleinen Artikel aus dem Pariser Leben vorgelesen hatte, küßte ihn Etienne auf beide Augen und nannte ihn den guten Engel der Zeitungen.

„Warum machst du dir denn aber ein Vergnügen daraus, den Sinn meiner Artikel zu verändern?“ fragte Lucien,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der diesen glänzenden kleinen Artikel nur geschrieben hatte, um seinen Beschwerden mehr Nachdruck zu geben. „Ich?" rief Lousteau. „Ja, wer hat denn meinen Artikel verändert?" „Mein Lieber," versetzte Etienne lachend, „du bist in den Geschäften noch nicht recht zu Hause. Das Ambigu nimmt uns zwanzig Abonnements ab, von denen nur neun dem Direktor, dem Dirigenten, dem Regisseur, ihren Geliebten und drei Miteigentümern des Theaters zugestellt werden. Jedes der Boulevardtheater zahlt dem Blatt auf diese Weise achthundert Franken. Aber noch einmal so viel Geld wird Finot in Form von Logen gegeben, ohne die Abonnements der Schauspieler und der Autoren zu rechnen. Der Kerl holt also achttausend Franken aus den Boulevardtheatern. Schließe aus diesen kleinen Theatern auf die großen! Verstehst du? Wir müssen also sehr nachsichtig sein." „Ich verstehe, daß ich nicht frei bin und nicht schreiben kann, was ich denke." „Aber was liegt denn dir daran, wenn du dein Schäfchen dabei scherst?" rief Lousteau. „Sag einmal, mein Lieber, was für eine Beschwerde hast du gegen das Theater? Du mußt doch einen Grund haben, um das Stück von gestern zu zerreißen. Wollten wir zerreißen, um zu zerreißen, würden wir das Blatt kompromittieren. Wenn sich das Blatt in seinen Hieben nach der Gerechtigkeit richtete, würde es keine Wirkung erzielen. Hat es der Direktor an etwas fehlen lassen?" „Er hatte mir keinen Platz reserviert." „Schön," erwiderte Lousteau. „Ich werde dem Direktor deinen Artikel zeigen, ich werde ihm sagen, wie ich dich gemildert habe, und du stellst dich besser, als wenn er erschienen wäre. Verlange morgen Billete von ihm, er wird dir vierzig monatlich in blanco bewilligen, und ich führe dich dann zu einem Manne, der sie dir unterbringt; er kauft sie dir alle miteinander mit fünfzig Prozent Ermäßigung auf den Preis der Plätze ab. Mit den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Theaterbilleten wird derselbe Handel getrieben wie mit den Büchern. Du sollst einen zweiten Barbet kennen lernen, einen Chef der Claque, er wohnt nicht weit von hier, wir haben Zeit, komm." „Aber, lieber Freund, Finot treibt doch ein niederträchtiges Gewerbe, wenn er so auf dem Felde des Denkens indirekte Steuern erhebt. Früher oder später ..." „Aber woher kommst du denn?" entgegnete Lousteau. „Wofür hältst du Finot? Unter seiner falschen Gutmütigkeit, unter seiner Miene eines Turcaret, unter seiner Unwissenheit und Dummheit birgt sich alle Schlauheit eines kleinen Krämers, der mit Hüten handelt, und von so einem stammt er ja auch. Hast du nicht in seinem Verschlag im Bureau des Blattes einen alten kaiserlichen Offizier gesehen, den Onkel Finots? Dieser Onkel ist nicht nur ein Ehrenmann, er hat auch das Glück, für einen Dummkopf zu gelten. Er ist der Mann, der sich in allen Geldgeschäften kompromittiert. In Paris ist ein Ehrgeiziger sehr glücklich zu preisen, wenn er ein Wesen neben sich hat, das bereit ist, sich kompromittieren zu lassen. Es gibt in der Politik wie im Journalismus eine Menge Fälle, von denen die Chefs nie etwas wissen dürfen. Wenn Finot eine politische Persönlichkeit würde, verwandelte sich sein Onkel in seinen Sekretär und empfinge für seine Rechnung die Tribute, die in den Bureaus, in denen es sich um die Staatsangelegenheiten handelt, erhoben werden. Giroudeau, den man zuerst für einen Dummkopf zu halten geneigt ist, ist genau so pfiffig, wie es für einen Helfershelfer, aus dem nichts herauszubekommen ist, nötig ist. Er steht auf Posten, um zu verhindern, daß wir durch Geschrei, durch die Debütanten, die Beschwerden belästigt werden, und ich glaube nicht, daß es in einem andern Blatt seinesgleichen gibt." „Er spielt seine Rolle gut," sage Lucien, „ich habe ihn bei der Arbeit gesehen."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Etienne und Lucien begaben sich in die Rue du Faubourg-du-Temple, wo der Chefredakteur vor einem stattlichen Hause stehen blieb.

„Ist Herr Braulard zu Hause?" fragte er den Portier.

„Wie, hier wohnt der Chef der Claque?" fragte Lucien erstaunt. „Mein Lieber, Braulard hat zwanzigtausend Livres Einkommen, er hat die Boulevarddramatiker in den Händen, die alle ein Konto bei ihm haben wie bei einem Bankier. Die Freibillete der Autoren und der Begünstigten müssen verkauft werden. Diesen Handel betreibt Braulard. Nimm ein wenig Statistik zu Hilfe, das ist eine recht nützliche Wissenschaft, wenn man sie nicht mißbraucht. Wenn du für jedes Theater fünfzig Freibillete annimmst, so kommst du auf täglich zweihundertfünfzig Billete; wenn sie, durchschnittlich gerechnet, jedes fünfzig Sous wert sind, so zahlt Braulard hundertfünfundzwanzig Franken täglich an die Autoren und kann ebensoviel daran verdienen. Also die Billete der Autoren allein verschaffen ihm mehr als viertausend Franken monatlich, in Summa achtundvierzigtausend Franken jährlich. Nimm zwanzigtausend Franken Verlust an, denn er kann seine Billete nicht immer unterbringen." „Warum?" „Oh, es gibt Leute, die ihre Plätze an der Kasse kaufen; die haben vor den Freibilleten den Vorzug, daß sie reserviert sind. Überdies gibt es Tage mit gutem Wetter und mit schlechten Stücken. So verdient Braulard vielleicht dreißigtausend Franken jährlich an diesem Artikel. Dann hat er seine Claque, das ist eine weitere Industrie. Florine und Coralie sind ihm tributpflichtig; wenn sie ihn nicht bezahlten, hätten sie bei ihrem Auftreten und ihrem Abgehen keinen Beifall."

Lousteau gab diese Erklärung halblaut, während sie die Treppe hinaufgingen.

„Paris ist ein seltsames Land," sagte Lucien; in allen Winkeln lauerten interessante Dinge auf ihn.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein schmuckes Zimmermädchen führte die beiden Journalisten zu Herrn Braulard. Der Billethändler, der auf einem Schreibtischstuhl vor einem großen Zylinderbureau saß, erhob sich, als er Lousteau sah. Braulard trug einen Rock aus grauem Molton, Strumpfhosen und rote Pantoffeln, völlig wie ein Arzt oder ein Advokat. Lucien sah in ihm das Urbild des reichen Emporkömmlings: ein gemeines Gesicht, überaus schlaue graue Augen, Hände eines Claqueurs, einen Teint, den die Ausschweifungen zugerichtet hatten wie der Regen die Dächer, ergrauende Haare und eine recht unterdrückte Stimme.

„Sie kommen ohne Zweifel für Fräulein Florine, und der Herr für Fräulein Coralie?" sagte er. „Ich kenne Sie gut. Seien Sie ruhig, lieber Herr," sagte er zu Lucien, „ich kaufe die Praxis des Gymnase, ich werde Ihre Geliebte gut bedienen und werde sie warnen, wenn gegen sie Streiche geplant werden." „Wir wollen das nicht ablehnen, mein lieber Braulard," sagte Lousteau; „aber eigentlich kommen wir wegen der Billete der Zeitung für alle Boulevardtheater: ich als Chefredakteur und der Herr als Berichterstatter über all diese Theater." „Ach ja, Finot hat sein Blatt verkauft. Ich hörte von dem Geschäft. Er macht seine Sache gut, der Finot. Ich gebe ihm Ende der Woche ein Diner. Wenn Sie mir die Ehre und das Vergnügen machen wollten, zu kommen, können Sie Ihre Damen mitbringen; es wird lustig zugehen. Es werden da sein: Adèle Dupuis, Ducange, Frédéric du Petit-Méré, Fräulein Millot, meine Geliebte; wir werden viel lachen und noch mehr trinken." „Ducange muß es schlecht gehen, er hat seinen Prozeß verloren." „Ich habe ihm zehntausend Franken geliehen, der Erfolg des ‚Calas' wird mir sie wiedergeben: ich habe tüchtig eingeheizt! Ducange ist ein geistvoller Mann, er kann etwas..."

Lucien glaubte zu träumen, als er hörte, wie dieser Mann kritisch über das Talent von Schriftstellern sprach.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Coralie hat sich gebessert," sagte Braulard zu ihm mit der Miene eines kompetenten Richters. „Wenn sie nett ist, werde ich sie heimlich bei ihrem ersten Auftreten im Gymnase gegen die Ränke unterstützen. Hören Sie: ich will gut angezogene Männer für sie auf die Galerien setzen, die lächeln und leise beifällig murmeln, um den Applaus hervorzurufen. Das ist eine Veranstaltung, die einer Schauspielerin eine Stellung verschafft. Coralie gefällt mir, und Sie dürfen mit ihr zufrieden sein, sie hat Empfindung. Ah, wenn ich will, kann ich jede durchfallen lassen ..." „Aber kommen wir auf das Geschäft mit den Billeten," fiel Lousteau ein. „Nun, ich werde sie an den ersten Tagen jedes Monats bei dem Herrn abholen. Der Herr ist Ihr Freund, ich werde ihn behandeln wie Sie. Sie haben fünf Theater, man wird Ihnen dreißig Billete geben: das wird so beiläufig fünfundsiebzig Franken im Monat machen. Vielleicht wünschen Sie einen Vorschuß?"

Damit ging der Billethändler zu seinem Sekretär und zog eine Kasse hervor, die voller Taler war.

„Nein, nein," sagte Lousteau, „wir bewahren uns diese Quelle für die schlimmen Tage auf ..."

Braulard wandte sich jetzt wieder zu Lucien: „Ich werde in diesen Tagen mit Coralie arbeiten, wir werden uns gut verständigen."

Lucien sah sich nicht ohne tiefes Staunen im Arbeitszimmer Braulards um, in dem er einen Bücherschrank, Stiche und gute Möbel gewahrte. Als er durch den Salon fortging, sah er, daß auch hier die Möbel gleichweit von der Dürftigkeit wie von übertriebenem Luxus entfernt waren. Das Speisezimmer schien ihm noch am besten eingerichtet; er machte einen Scherz darüber.

„Aber Braulard ist ein Feinschmecker," sagte Lousteau, „seine Diners sind in der dramatischen Literatur berühmt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie stehen im Einklang mit seiner Kasse." „Ich habe gute Weine," versetzte Braulard bescheiden. „Ah! da kommen meine Truppen," rief er, als er heisere Stimmen und den Lärm von Tritten auf der Treppe hörte.

Beim Verlassen des Hauses sah Lucien die übelduftende Rotte der Claqueure und Billetverkäufer, lauter Leute mit Mützen, abgetragenen Hosen, fadenscheinigen Röcken, mit blauen oder grünlichen, schmutzigen oder durch Krankheit entstellten Gesichtern, mit langen Bärten, mit Augen, die zugleich wild und listig dreinblickten: ein gräßlicher Menschenschlag, wie er auf den Boulevards von Paris wächst; am Vormittag verkaufen sie Sicherheitsketten und goldene Schmucksachen für fünfundzwanzig Sous; am Abend sitzen sie auf dem Olymp und klatschen, und im übrigen übernehmen sie alle schmutzigen Geschäfte, die es in Paris gibt.

„Das sind die Herren Kenner!" sagte Lousteau lachend, „der Ruhm der Schauspielerinnen und der Dramatiker. Aus der Nähe gesehen ist der auch nicht schöner als unserer." „Es ist schwer," erwiderte Lucien, der langsam zu sich kam, „in Paris über irgend etwas Illusionen zu bewahren. Es wird hier alles besteuert, man verkauft alles, man fabriziert alles, selbst den Erfolg."

Die Gäste Luciens waren Dauriat, der Direktor des Panorama, Matifat und Florine, Camusot, Lousteau, Finot, Nathan, Hector Merlin und Frau du Val-Noble, Félicien Vernou, Blondet, Vignon, Philipp Bridau, Mariette, Giroudeau, Cardot und Florentine, Bixiou. Er hatte auch seine Freunde vom Zirkel eingeladen. Die Tänzerin Tullia, die, wie man sagte, die Freundin du Bruels war, war auch dabei, aber ohne ihren Herzog, und ferner die Besitzer der Zeitungen, für die Nathan, Merlin, Vignon und Vernou schrieben. Es waren zusammen dreißig Personen, das Speisezimmer Coralies hatte nicht für mehr Platz. Gegen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

acht Uhr nahmen beim Glanze der hellen Kronleuchter die Möbel, Tapeten und Blumen in dieser Wohnung das festliche Aussehen an, das dem Pariser Luxus den Anschein des Traumes gibt. Lucien empfand das undefinierbare Gemisch aus Glück, befriedigter Eitelkeit und Hoffnung, als er sich als den Herrn dieser Räume sah, er gab sich keine Rechenschaft mehr darüber, wie oder durch wen dieser Zauber geschehen sei. Florine und Coralie, die mit dem entzückenden Geschmack und dem künstlerischen Luxus der Schauspielerinnen gekleidet waren, lächelten unserem Provinzdichter wie zwei Engel zu, die das Amt hatten, ihm die Tore zum Schloß der Träume zu öffnen. Lucien glaubte fast zu träumen. In den paar Monaten hatte sein Leben so plötzlich ein neues Aussehen bekommen, er war so schnell vom äußersten Elend zum größten Luxus übergegangen, daß ihn manchmal, wie die Menschen, die im Schlafe wissen, daß sie nur träumen, Unruhe überkam. Nichtsdestoweniger drückte sein Blick, wenn er auf diese schöne Wirklichkeit sah, eine Zuversicht aus, die von Neidischen vielleicht als abgeschmackter Hochmut bezeichnet worden wäre. Er selbst hatte sich auch verändert. Da er alle Tage in Wonne schwamm, war er blaß geworden, sein Blick hatte den feuchten Ausdruck des Schmachtens angenommen; kurz, er sah, wie Frau d'Espard sagte, wie ein Mann aus, der geliebt wird. Aber seine Schönheit siegte über alles. Das Bewußtsein seiner Macht und seiner Stärke sprach sich in seinen Zügen aus, die von der Liebe und von der Erfahrung hell geworden waren. Er sah endlich die literarische Welt und die Gesellschaft von Angesicht zu Angesicht und glaubte, sich darin als Herr bewegen zu können. Diesem Dichter, den nur die Last des Unglücks zum Nachdenken brachte, schien die Gegenwart keine Sorge zu bergen. Der Erfolg blähte die Segel seines Bootes, er hatte die Werkzeuge zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seiner Verfügung, die für seine Pläne notwendig waren, ein vornehm eingerichtetes Haus, eine Geliebte, um die ganz Paris ihn beneidete, eine Equipage und schließlich unberechenbare Summen in seinem Tintenfasse. Seine Seele, sein Herz und sein Geist hatten sich in gleicher Weise gewandelt: er dachte angesichts so schöner Resultate nicht mehr daran, sich über die Mittel Skrupel zu machen. Das Leben, das er führte, und sein kostspieliger Haushalt wird den Ökonomisten, die die Tatsachen des Pariser Lebens kennen, mit Recht unglaublich vorkommen, und so wird es nicht unnütz sein, die allerdings sehr gebrechliche Grundlage aufzuzeigen, auf der der materielle Wohlstand der Schauspielerin und ihres Dichters beruhte. Ohne für sich eine Verpflichtung einzugehen, hatte Camusot die Lieferanten Coralies dazu gebracht, ihr wenigstens während eines Vierteljahrs Kredit zu geben. Die Pferde, die Leute, das ganze Leben also ging für diese beiden Kinder, die auf den Genuß aus waren und die mit Wonne alles genossen, wie durch Hexerei. Coralie nahm Lucien bei der Hand und zeigte ihm schon jetzt den Speisesaal mit seinen glänzenden Gedecken, seinen Kandelabern, die vierzig Kerzen trugen, die ausgesuchten Leckerbissen des Nachtisches und der Tischkarte, die Chevet entworfen hatte. Lucien küßte Coralie auf die Stirn und schloß sie an sich.

„Ich hoffe, Geliebte," sagte er zu ihr, „ich werde dich einmal für so viel Liebe und Aufopferung belohnen können." „Bah!" sagte sie, „bist du zufrieden?" „Ich wäre sehr undankbar, wenn ich es nicht wäre." „Dieses Lächeln ist mir Lohn genug," erwiderte sie und brachte mit einer geschmeidigen Schlangenbewegung ihres Leibes ihre Lippen auf die seinen.

Sie fanden Florine, Lousteau, Matifat und Camusot gerade dabei, die Spieltische aufzustellen. Die Freunde Luciens langten an, denn alle diese Leute nannten sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gegen zwölf Uhr setzten sich die Gäste zu Tisch, und das Gelage begann. Die Unterhaltung war bei Lucien freier als bei Matifat, denn niemand ahnte, wie verschieden geartet die drei Abgesandten des Zirkels und die Vertreter des Journalismus waren. Diese jungen Geister, die von der Gewohnheit des Für und des Gegen so verderbt waren, gerieten miteinander ins Streiten und warfen einander die schrecklichsten Ausdrücke an den Kopf, die der Journalismus damals erzeugte. Claude Vignon, der der Kritik einen strengen Charakter bewahren wollte, wandte sich gegen die Neigung der kleinen Blätter zum persönlichen Kampf und sagte, die Schriftsteller würden bald so weit sein, daß sie sich selbst in Mißkredit brächten. Lousteau, Merlin und Finot übernahmen nunmehr offen die Verteidigung dieses Systems, das im Journalistenjargon die ‚Blague' heißt, und behaupteten, das sei wie ein Stempel, mit dem man das Talent zeichnete.

„Nur wer dieser Probe standhält, ist ein wahrhaft starker Mann," sagte Lousteau. „Und überdies", rief Merlin, „bedarf es während der Huldigungen, die großen Männern dargebracht werden, wie bei den Triumphen der Römer, eines Schimpfkonzertes." „Ha, ha," lachte Lucien, „alle, die man verspottet, werden glauben, sie seien Triumphatoren." „Könnte man nicht sagen, das sei dein Fall?" rief Finot. „Und unsere Sonette?" sagte Michel Chrestien, „sollten sie uns nicht so viel wert sein wie der Triumph Petrarcas?" „Faciamus experimentum in anima vili," erwiderte Lucien lächelnd. „Und wehe denen, die in der Zeitung nicht heruntergemacht werden, und denen sie bei ihrem ersten Auftreten Kränze flicht! Sie werden verworfen sein wie Heilige in ihrer Nische, und niemand wird ihnen die geringste Aufmerksamkeit schenken," rief Vernou. „Man wird ihnen sagen, was Champcenetz dem Marquis von Genlis sagte, als der seine Frau zu verliebt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ansah: ‚Gehen Sie weiter, guter Mann, man hat Ihnen schon gegeben,'" sagte Blondet. „In Frankreich tötet der Erfolg," meinte Finot. „Wir sind in unserm Lande zu eifersüchtig aufeinander, als daß wir nicht die Triumphe der andern vergessen und in Vergessenheit bringen möchten." „Der Widerspruch ist es in der Tat, was in der Literatur Leben gibt," sagte Claude Vignon. „Wie in der Natur, wo es aus zwei einander feindlichen Prinzipien entsteht," rief Fulgence. „Der Sieg des einen über den andern ist der Tod." „Wie in der Politik," fügte Michel Chrestien hinzu. „Wir sind eben dabei, es zu beweisen," sagte Lousteau. „Dauriat wird in dieser Woche zweitausend Exemplare von Nathans Buch verkaufen. Warum? Das Buch, das angegriffen wurde, wird gut verteidigt werden." „Wie sollte ein solcher Artikel", sagte Merlin und zog den Korrekturbogen seines Blattes aus der Tasche, „nicht eine Auflage wegbringen?" „Lesen Sie mir den Artikel vor," rief Dauriat. „Ich bin überall Buchhändler, selbst beim Souper."

Merlin verlas den glänzenden Artikel Luciens, der von der ganzen Versammlung mit dem größten Beifall aufgenommen wurde.

„Hätte nun dieser Artikel ohne den ersten geschrieben werden können?" fragte Lousteau.

Dauriat zog den Druckbogen des dritten Artikels aus der Tasche und las ihn vor. Finot folgte der Verlesung dieses Artikels, der für die zweite Nummer seiner Zeitschrift bestimmt war, sehr aufmerksam, und in seiner Eigenschaft als Chefredakteur legte er eine übertriebene Begeisterung an den Tag.

„Meine Herren," sagte er, „wenn Bossuet in unserem Jahrhundert lebte, hätte er nicht anders geschrieben." „Ich glaube es gern," sagte Merlin. „Bossuet wäre heutzutage Journalist." „Auf Bossuet II.!" rief Claude Vignon,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

hob sein Glas und trank Lucien ironisch zu. „Auf meinen Kolumbus!" versetzte Lucien und hob sein Glas gegen Dauriat. „Bravo!" rief Nathan. „Ist das ein Spitzname?" fragte Merlin boshaft und blickte dabei Finot und Lucien an. „Wenn Sie so fortfahren," sagte Dauriat, „können wir Ihnen nicht folgen, und diese Herren", fügte er hinzu und wies auf Matifat und Camusot hin, „können Sie nicht mehr verstehen. Der Scherz ist wie das Garn, das, wie Bonaparte gesagt hat, zerreißt, wenn es zu fein gesponnen wird." „Meine Herren," sagte Lousteau, „wir sind Zeugen einer ernsten, unbegreiflichen, unerhörten, wahrhaft überraschenden Tatsache. Bewundern Sie nicht die Geschwindigkeit, mit der unser Freund sich aus einem Provinzialen in einen Journalisten verwandelt hat?" „Er ist als Journalist geboren," sagte Dauriat. „Liebe Kinder," sagte jetzt Finot, der sich erhoben hatte und in der Hand eine Flasche Champagner hielt, „wir haben alle miteinander die Anfänge unseres liebenswürdigen Wirtes in der Laufbahn, in der er unsere Erwartungen übertroffen hat, unterstützt. In diesen zwei Monaten hat er mit den schönen Artikeln, die wir kennen, sein Probestück abgelegt: ich schlage vor, ihn jetzt feierlich als Journalisten zu taufen." „Einen Kranz aus Rosen, um seinen doppelten Sieg zu feiern," rief Bixiou mit einem Blick auf Coralie.

Coralie gab Berenice einen Wink, die in den Behältnissen der Schauspielerin alte künstliche Blumen suchen ging. Sowie das dicke Kammermädchen sie gebracht hatte, wurde schnell ein Kranz aus Rosen geflochten, und mit den übrigen schmückten sich die in der Gesellschaft, die am betrunkensten waren, grotesk genug heraus. Finot goß als Hohepriester einige Tropfen Champagner auf Luciens schönen Blondkopf und sprach dabei mit entzückender Würde die folgenden Einsetzungsworte: „Im Namen des Stempels, der Kaution und der Buße, ich taufe dich zum Journa-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

listen. Mögen deine Artikel dir leicht sein!" „Und mögen sie dir ohne Abzug der Zwischenräume bezahlt werden!" fügte Merlin hinzu.

In diesem Augenblick bemerkte Lucien die verdüsterten Gesichter von Michel Chrestien, Joseph Bridau und Fulgence Ridal, die ihre Hüte nahmen und fortgingen. Ein Sturm von Verwünschungen folgte ihnen.

„Kuriose Heilige," sagte Merlin. „Fulgence war ein guter Junge," versetzte Lousteau, „aber sie haben ihn mit Moral verdorben." „Wer?" fragte Claude Vignon. „Ernste junge Männer, die sich in einem philosophischen und religiösen Lokal in der Rue des Quatre-Vents versammeln; man grübelt dort über den allgemeinen Sinn der Menschheit," antwortete Blondet. „Oh! oh! oh!" „Man untersucht dort," fuhr Blondet fort, „ob sie sich um sich selbst dreht oder ob sie im Fortschreiten ist. Sie schwankten sehr lange zwischen der geraden und der gekrümmten Linie, sie fanden den Unsinn des biblischen Dreiecks, bis ihnen irgendein Prophet, ich weiß nicht welcher, erschien, der sich für die Spirale aussprach." „Wenn Menschen sich vereinigen, können sie noch gefährlichere Dummheiten aushecken," rief Lucien, der den Zirkel verteidigen wollte. „Du nimmst diese Theorien für müßige Worte," sagte Félicien Vernou, „aber es kommt der Augenblick, wo sie sich in Flintenschüsse oder in die Guillotine verwandeln." „Vorläufig sind sie nur dabei, zu erforschen, welchen Zweck die Vorsehung mit dem Champagnerwein verfolgte, oder welcher humanitäre Gedanke im Tragen langer Hosen liegt, oder das Geheimnis zu finden, das die Welt in Bewegung setzt. Sie richten große gefallene Männer wieder auf, Vico, Saint-Simon, Fourier. Ich habe große Angst, daß sie meinem braven Joseph Bridau den Kopf verdrehen." „Sie sind schuld," sagte Lousteau, „daß mein Landsmann und Studienfreund Bianchon mich links liegen läßt..." „Lehrt

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

man dort die Gymnastik und Orthopädie der Geister?" fragte Merlin. „Schon möglich," meinte Finot, „da Bianchon auf ihre Phantastereien eingeht." „Nun, er wird nichtsdestoweniger ein großer Arzt werden," sagte Lousteau. „Ist ihr sichtbares Haupt nicht d'Arthez," sagte Nathan, „ein junger Mensch, der uns einmal alle in den Sack steckt?" „Er ist ein Genie," rief Lucien. „Ein Glas Sherry ist mir lieber," sagte Claude Vignon lächelnd.

Nun war der Zeitpunkt gekommen, wo jeder seinem Nachbarn seinen Charakter erklären wollte. Wenn Leute von Geist erst dahin gekommen sind, sich selbst zu erklären, den Schlüssel ihres Herzens zu geben, so steht es fest, daß die Betrunkenheit Herr über sie geworden ist. Eine Stunde später waren alle Gäste die besten Freunde der Welt und behandelten sich gegenseitig als große Männer, als starke Geister, als solche, denen die Zukunft gehört. Lucien hatte sich, in seiner Eigenschaft als Gastgeber, noch einige Helligkeit des Denkens bewahrt: er hörte Sophismen an, die sein Inneres trafen und das Werk seines moralischen Verfalles vollendeten.

„Kinder," rief Finot, „die liberale Partei ist genötigt, ihre Polemik wieder anzufachen, und sie befindet sich in einer großen Verlegenheit, weil zurzeit nichts gegen die Regierung zu sagen ist. Wer von euch will eine Broschüre schreiben, um die Wiederherstellung des Erstgeburtsrechts zu verlangen, damit wir gegen die geheimen Absichten des Hofes losziehen können? Die Broschüre soll gut bezahlt werden." „Ich," sagte Hector Merlin, „das trifft sich mit meinen Ansichten." „Deine Partei wird sagen, du kompromittierst sie," erwiderte Finot. „Übernimm du diese Broschüre, Félicien, Dauriat wird sie herausgeben, und wir wahren das Geheimnis." „Wieviel wird dafür bezahlt?" sagte Vernou. „Sechshundert Franken! Du zeichnest ‚Graf C...'" „Schön!" sagte Vernou. „Ihr erhebt also die Ente bis

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

in die Politik?" ließ sich Lousteau vernehmen. „Das heißt, den Fall Chabot auf das Gebiet der Ideen übertragen," nahm Finot das Wort wieder auf. „Man schiebt der Regierung Absichten unter und entfesselt die öffentliche Meinung gegen sie." „Es ist doch eine erstaunliche Sache, daß wir eine Regierung haben, die es uns Käuzen überläßt, die öffentliche Meinung zu machen," sagte Claude Vignon. „Wenn das Ministerium die Dummheit begeht, in die Arena hinabzusteigen, wird die Trommel gerührt; nimmt es sich zuviel heraus, dann wird der Unwille geschürt, man stachelt die Massen auf. Die Zeitung riskiert nie etwas, während die Macht alles zu verlieren hat." „Frankreich ist null und nichtig bis zu dem Tage, wo die Zeitung geknebelt wird," fing Vignon wieder an. „Ihr macht von Stunde zu Stunde Fortschritte. Ihr seid die neuen Jesuiten, nur daß ihr keinen Glauben, keinen bleibenden Gedanken, keine Disziplin, keine Einigkeit habt."

Alle machten sich wieder an die Spieltische. Die Morgendämmerung machte bald die Kerzen erblassen.

„Deine Freunde aus der Rue des Quatre-Vents waren trübselig wie zum Tod Verurteilte," sagte Coralie zu ihrem Geliebten. „Sie waren die Richter," erwiderte der Poet. „Richter pflegen amüsanter zu sein," meinte Coralie.

Lucien lebte einen Monat unter Soupers, Diners, Dejeuners und Abendgesellschaften und wurde in einen unbezähmbaren Wirbel von Vergnügungen und leichter Arbeit hineingerissen. Er rechnete nicht mehr. Die Gabe, inmitten der Wirrnisse des Lebens rechnen zu können, ist die Eigenschaft der Intelligenzen von starkem Willen, die den Dichtern, den Schwachen und denen, die bloß Esprit haben, abgeht. Wie die meisten Journalisten lebte Lucien von der Hand in den Mund, gab mehr Geld aus, als er einnahm, und dachte nicht an die regelmäßig wiederkehrenden Anforderungen des Pariser Lebens, die für diese

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zigeuner so niederdrückend sind. Seine Kleidung und sein Auftreten wetteiferten mit denen der berühmtesten Dandys. Coralie setzte, leidenschaftlich verliebt, wie sie war, ihren Stolz darein, ihren Abgott zu schmücken. Sie gab ihr Letztes, um ihrem teuern Dichter all den Luxus der eleganten jungen Leute zu verschaffen, den er bei seinem ersten Spaziergang in den Tuilerien sich so sehnsüchtig gewünscht hatte. Er besaß nun wunderbare Spazierstöcke, eine entzückende Lorgnette, diamantenbesetzte Knöpfe, Ringe für seine Morgenkrawatte, Siegelringe und eine große Anzahl kostbarer Westen, um stets zu den Farben des Anzugs, den er trug, eine aussuchen zu können. Er galt bald für einen Dandy. An dem Tage, da er der Einladung des deutschen Diplomaten folgte, erregte seine Metamorphose bei den jungen Leuten der Gesellschaft, die im Reich der Mode den Ton angaben, wie bei Marsay, Vandenesse, Ajuda-Pinto, Maxime de Trailles, Rastignac, dem Herzog von Maufrigneuse, Beaudenord, Manerville und anderen, eine Art verhaltenen Neid. Die Männer der Welt sind untereinander wie Frauen eifersüchtig. Die Gräfin von Montcornet und die Marquise d'Espard nahmen Lucien in ihre Mitte und überhäuften ihn mit Koketterien.

„Warum haben Sie der Welt den Rücken gekehrt?" fragte ihn die Marquise. „Sie war so sehr geneigt, Sie gut aufzunehmen und zu feiern. Ich muß Ihnen Vorwürfe machen! Sie waren mir einen Besuch schuldig, und ich erwarte ihn noch immer. Ich sah Sie neulich in der Oper, Sie haben mich nicht begrüßt." „Ihre Cousine, gnädige Frau, hat mir so unverkennbar den Abschied gegeben..." „Sie kennen die Frauen nicht," unterbrach Frau d'Espard Lucien. „Sie haben das edelste Herz und die zarteste Seele verletzt, die ich kenne. Sie wissen nicht, was Louise alles für Sie tun wollte, und wie fein sie sich ihren Plan ausgedacht hatte. Oh! es wäre ihr geglückt," sagte sie, als

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lucien eine abwehrende Bewegung machte. „Mußte ihr nicht ihr Mann, der nun wirklich, wie zu erwarten stand, an einer Verdauungsstörung gestorben ist, früher oder später ihre Freiheit wiedergeben? Glauben Sie, daß sie Frau Chardon heißen wollte? Der Titel einer Gräfin von Rubempré war es wert, daß man ihn eroberte. Sehen Sie, die Liebe ist eine große Eitelkeit, die sich, besonders wenn es sich um die Ehe handelt, mit allen übrigen Eitelkeiten verständigen muß. Wenn ich Sie wahnsinnig liebte, das heißt genug, um Sie zu heiraten, so würde es mich doch schwer ankommen, Frau Chardon zu heißen. Geben Sie das zu? Jetzt haben Sie die Schwierigkeiten des Pariser Lebens kennen gelernt, Sie wissen, wie viele Umwege man machen muß, um zum Ziel zu gelangen: nun, gestehen Sie, daß Louise auf eine fast unmögliche Gunst für einen Unbekannten ohne Vermögen hoffte, und daß sie nichts außer acht lassen durfte. Sie haben viel Geist, aber wenn wir lieben, haben wir noch mehr als der geistreichste Mann. Meine Cousine wollte diesen lächerlichen Châtelet dazu gebrauchen ... Ich bin Ihnen Dank schuldig, Ihre Artikel gegen ihn haben mich zum Lachen gebracht," unterbrach sie sich.

Lucien wußte nicht mehr, was er denken sollte. Er kannte die Tücken und Verrätereien des Journalismus, aber die der großen Welt waren ihm noch nicht vertraut. Er sollte trotz seiner Klugheit denn auch harte Lektionen bekommen.

„Wie denn, gnädige Frau," sagte der Dichter, dessen Neugierde stark gereizt war, „steht der ‚Reiher' nicht unter Ihrem Schutz?" „Ich bitte Sie, in der Welt muß man oft seinen schrecklichsten Feinden Höflichkeiten erweisen, muß sich den Anschein geben, als amüsierten einen die, die einem langweilig sind, muß oft die Freunde scheinbar opfern, um ihnen besser zu Diensten zu sein.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Sie sind also noch ein rechter Neuling. Was! Sie wollen schreiben, und die gangbaren Betrügereien der großen Welt sind Ihnen unbekannt? Wenn meine Cousine Sie anscheinend dem ‚Reiher' geopfert hat, mußte sie nicht so handeln, um seinen Einfluß zu Ihren Gunsten auszunutzen? Sie müssen wissen, daß unser Mann beim jetzigen Ministerium sehr gern gesehen ist. Im übrigen haben wir ihm klargemacht, daß ihm bis zu einem gewissen Grade Ihre Angriffe nützlich waren, damit man Sie beide eines Tages versöhnen kann. Man hat Châtelet für Ihre Verfolgungen schadlos gehalten. Wie des Lupeaulx zu den Ministern sagte: ‚Während die Zeitungen Châtelet lächerlich machen, lassen sie das Ministerium in Ruhe.'" „Herr Blondet hat mich hoffen lassen, daß ich das Vergnügen haben werde, Sie bei mir zu sehen," sagte die Gräfin Montcornet, während die Marquise Lucien seinen Gedanken überließ. „Sie werden einige Künstler bei mir finden, Schriftsteller, und eine Frau, die den lebhaftesten Wunsch hat, Sie kennen zu lernen, Fräulein des Touches, eins der seltensten Talente unter uns Frauen, bei der Sie sicher verkehren werden. Fräulein des Touches, Camille Maupin mit ihrem Schriftstellernamen, hat einen der bedeutendsten Salons in Paris, sie ist außerordentlich reich. Man hat ihr gesagt, daß Sie ebenso schön als geistreich sind, und sie stirbt vor Verlangen, Sie zu sehen."

Lucien erging sich in Danksagungen und warf einen neidischen Blick auf Blondet. Es war ein so großer Unterschied zwischen einer Frau von der Art der Gräfin von Montcornet und Coralie wie zwischen Coralie und einem Mädchen der Straße. Diese Gräfin, jung und geistreich, hatte als besondere Schönheit den schimmernd weißen Teint der nordischen Frauen; ihre Mutter war eine geborene Prinzessin Scherbeloff; auch hatte ihr der Minister vor dem Diner besonders respektvolle Aufmerksamkeiten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bezeigt. — Die Marquise hatte währenddessen mit verächtlicher Miene an einem Hühnerflügel genagt.

„Meine liebe Louise", sagte sie zu Lucien, „hatte so viel Neigung für Sie. Ich war in ihr Vertrauen eingeweiht, welch schöne Zukunft sie für Sie erträumte! Sie hätte vieles für Sie ertragen, aber was haben Sie ihr für eine Verachtung bezeigt, als Sie ihr ihre Briefe zurückschickten! Grausamkeiten verzeihen wir — um uns zu verwunden, muß man noch an uns glauben —, aber die Gleichgültigkeit! Die Gleichgültigkeit ist wie das Eis an den Polen, sie tötet alles. Geben Sie es zu, Sie haben sich durch eigene Schuld um Schätze gebracht. Warum brechen? Selbst wenn Sie verachtet worden wären, haben Sie denn nicht Ihr Glück zu machen, Ihren Namen zu erobern? Louise dachte an all dies." „Warum hat man mir nichts davon gesagt?" sagte Lucien. „Ich selbst habe ihr geraten, Sie nicht ins Vertrauen zu ziehen. Als ich sah, wie schlecht Sie sich in die Welt zu schicken verstanden, hatte ich Angst um Sie! Ich fürchtete, daß Ihre Unerfahrenheit, Ihr unbesonnener Eifer ihre Absichten und unsere Pläne vereiteln könnten. Können Sie sich heute noch an Ihre eigene Person von damals erinnern? Sagen Sie selbst, Sie würden meiner Meinung sein, wenn Sie Ihr Ebenbild heute sähen. Sie sehen sich nicht mehr ähnlich. Darin liegt unser einziges Unrecht. Aber unter tausend findet sich nicht einer, der mit so viel Geist eine so merkwürdige Fähigkeit der Anpassung verbindet. Ich hätte nicht gedacht, daß Sie eine solche Ausnahme sind. Sie haben sich so rasch verwandelt, sich der Pariser Art und Weise so leicht angeschmiegt, daß ich Sie vor einem Monat im Bois de Boulogne nicht erkannt habe."

Lucien hörte dieser großen Dame mit unsagbarem Vergnügen zu. Sie brachte ihre schmeichelhaften Worte in einem so zutraulichen, kindlichen, schmollenden Ton vor,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

schien sich so angelegentlich für ihn zu interessieren, daß er an ein Wunder, ähnlich dem im Panorama Dramatique, glaubte. Seit jenem glücklichen Abend lächelte ihm alle Welt zu, er vermeinte, in seiner Jugend einen Talisman zu besitzen. So wollte er denn die Marquise auf die Probe stellen und nahm sich vor, sich keinerlei Überraschung anmerken zu lassen.

„Und welches waren diese Pläne, gnädige Frau, die heute hinfällig geworden sind?" „Louise wollte vom König eine Ordonnanz erlangen, die Ihnen gestattet hätte, den Namen und Titel ‚von Rubempré' zu tragen. Sie wollte den Chardon aus der Welt schaffen. Dieser Erfolg, der damals so leicht zu erlangen gewesen wäre, und den Ihre Überzeugungen jetzt fast unmöglich gemacht haben, wäre ein großes Glück für Sie gewesen. Sie werden dieser Auffassung keinen großen Wert beilegen, aber wir kennen das Leben ein wenig und wissen, welche solide Grundlage ein Grafentitel bildet, der von einem eleganten, schönen jungen Mann getragen wird. Je nachdem hier vor ein paar jungen englischen Millionärinnen oder Erbinnen ‚Herr Chardon' oder ‚Herr Graf von Rubempré' angemeldet wird, werden sich zwei verschiedene Bewegungen zeigen. Der Graf würde, wenn er verschuldet ist, offene Herzen finden, seine ins rechte Licht gesetzte Schönheit wäre wie ein Diamant in prächtiger Fassung; Herrn Chardon würde man überhaupt nicht bemerken. Wir haben diese Ideen nicht hervorgerufen, wir finden sie überall herrschend, selbst in der Bürgerklasse. Sie wenden in diesem Augenblick dem Glück den Rücken zu. Sehen Sie sich diesen hübschen jungen Mann, den Vicomte Félix von Vandenesse an, er ist einer der beiden Privatsekretäre des Königs. Der König liebt junge Leute von Talent, und dieser hatte, als er aus der Provinz kam, ein ebenso leichtes Gepäck wie Sie, Sie haben tausendmal mehr Geist als er; aber

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gehören Sie einer großen Familie an? Haben Sie einen Namen? Sie kennen des Lupeaulx, sein Name ist ähnlich wie der Ihre, er heißt Chardin; aber er würde sein Landgut des Lupeaulx nicht für eine Million verkaufen, denn er wird eines Tages Graf des Lupeaulx heißen, und sein Enkel wird vielleicht ein großer Herr sein. Wenn Sie auf dem falschen Wege weitergehen, in den Sie hineingeraten sind, sind Sie verloren. Sehen Sie, Herr Emil Blondet ist so viel vernünftiger als Sie; er ist an einem Blatt, das die regierende Partei stützt, er ist bei allen Machthabern wohlgelitten, er kann sich ohne Gefahr unter die Liberalen mengen, denn er denkt, wie sich's gehört; er wird auch eines Tages zum Ziele kommen, er hat seine Überzeugung und seine Gönner gut ausgewählt. Die hübsche Person, Ihre Nachbarin, ist ein Fräulein von Troisville, die zwei Pairs von Frankreich und zwei Deputierte in ihrer Familie hat, sie hat durch ihren Namen eine reiche Heirat gemacht; sie empfängt viel, hat großen Einfluß und wird die politische Welt für diesen kleinen Herrn Blondet in Bewegung setzen. Zu welchem Ende führt Sie eine Coralie? Dazu, daß Sie in einigen Jahren von Schulden zugrunde gerichtet und von Vergnügungen erschöpft sein werden. Sie vergeben Ihre Liebe sehr verkehrt und führen Ihr Leben verkehrt. Das sagte mir neulich in der Oper die Frau, die zu kränken Ihnen Vergnügen zu machen scheint. Sie beklagte den Mißbrauch, den Sie mit Ihrem Talent und Ihrer schönen Jugend treiben, aber sie dachte dabei nicht an sich, sondern an Sie." „Ach, wenn Sie die Wahrheit sagten, Frau Marquise," rief Lucien. „Und was sollte ich für ein Interesse daran nehmen, zu lügen?" versetzte die Marquise und warf Lucien einen hochmütigen und kalten Blick zu, der ihn ins Nichts zurückschleuderte.

Lucien war bestürzt und knüpfte die Unterhaltung nicht wieder an, die Marquise tat beleidigt und sprach nicht

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

mehr. Er ärgerte sich, aber er mußte einsehen, daß er ungeschickt gewesen war, und nahm sich vor, es wieder gutzumachen. Er wandte sich Frau von Montcornet zu und sprach mit ihr über Blondet, wobei er das Verdienst dieses jungen Schriftstellers übertrieb. Er wurde von der Gräfin freundlich behandelt und auf ein Zeichen, das ihr Frau d'Espard gab, von ihr zu ihrem nächsten Gesellschaftsabend eingeladen; dabei fragte sie ihn, ob er Frau von Bargeton, die trotz ihrer Trauer da sein würde, nicht gern träfe: es handelte sich nicht um eine große Gesellschaft, es wäre ihr kleiner Empfang, und man wäre unter Freunden.

„Die Frau Marquise", sagte Lucien, „behauptet, das ganze Unrecht sei auf meiner Seite; wäre es nicht an ihrer Cousine, mit den Freundlichkeiten zu beginnen?" „Sorgen Sie dafür, daß die lächerlichen Angriffe, deren Zielscheibe sie ist, und die sie noch dazu mit einem Manne kompromittieren, über den sie sich lustig macht, aufhören, und der Friede wird bald hergestellt sein. Sie haben geglaubt, sie hätte Sie schlecht behandelt, hat man mir gesagt; aber ich habe sie sehr traurig darüber gesehen, daß Sie sie verlassen haben. Ist es wahr, daß sie mit Ihnen und um Ihretwillen ihr Provinznest verlassen hat?"

Lucien sah die Gräfin lächelnd an, wagte aber nicht, eine Antwort zu geben.

„Wie konnten Sie Mißtrauen gegen eine Frau hegen, die solche Opfer für Sie gebracht hat! Und überdies hätten Sie eine Frau, die so schön und geistvoll ist, auch trotzdem noch lieben müssen. Frau von Bargeton liebte weniger Ihre Person als Ihre Talente. Glauben Sie mir, die Frauen lieben den Geist, ehe sie die Schönheit lieben," sagte sie und blickte dabei Emil Blondet verstohlen an.

Lucien lernte in diesem Ministerhotel den Unterschied zwischen der großen Welt und der Ausnahmswelt, in der er seit einiger Zeit lebte, kennen. Die Üppigkeit dieser beiden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Welten war einander durchaus unähnlich, es gab keine Berührung zwischen ihnen. Die Höhe und die Einteilung der Zimmer in dieser Wohnung, die eine der reichsten im Faubourg Saint-Germain war, die alten Vergoldungen der Salons, die Pracht der Schmuckstücke, der ernste Reichtum all der vielen Kleinigkeiten, all das war ihm fremd und neu; aber es lag in seiner Natur, sich an Luxus jeglicher Art sehr schnell zu gewöhnen, und so machte er nicht den Eindruck des Staunens. Seine Haltung war ebenso weit entfernt von Dreistigkeit und Geckenhaftigkeit wie von Demut und Unterwürfigkeit. Der Dichter hatte ein gutes Benehmen und gefiel denen, die nicht Grund hatten, ihm feindlich gesinnt zu sein wie die jungen Leute, die auf seine plötzliche Einführung in die vornehme Welt, seine Erfolge und seine Schönheit eifersüchtig waren. Als man vom Tisch aufstand, bot er der Marquise d'Espard den Arm, und sie nahm ihn an. Als Rastignac sah, wie Lucien von der Marquise ausgezeichnet wurde, trat er an ihn heran, erinnerte ihn, daß sie Landsleute seien und sprach von ihrem ersten Zusammentreffen bei Frau du Val-Noble. Der junge Patrizier schien sich den großen Mann seiner Provinz verbinden zu wollen und lud ihn ein, bei ihm an einem Vormittag zu frühstücken; er erbot sich, Lucien sollte dabei die jungen Modeherren kennen lernen. Lucien nahm gerne an.

„Der liebe Blondet wird auch da sein," sagte Rastignac.

Der Minister trat zu der Gruppe, die aus dem Marquis von Ronquerolles, dem Herzog von Rhétoré, Herrn von Marsay, dem General von Montriveau, Rastignac und Lucien bestand.

„Das freut mich sehr," sagte er zu Lucien mit der deutschen Gutmütigkeit, unter der er seine furchtbare Schlauheit verbarg, „daß Sie mit der Marquise d'Espard Frieden geschlossen haben. Sie ist von Ihnen entzückt,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

und wir wissen alle," sagte er und blickte dabei die Männer, die im Kreise herumstanden, an, „wie schwer es ist, ihr zu gefallen." „Ja, aber sie betet den Geist an," sagte Rastignac, „und mein berühmter Landsmann hat so viel davon, daß er ihn verkauft." „Er wird bald merken, was für ein schlechtes Geschäft er damit macht," sagte Blondet lebhaft; „er wird zu uns kommen, er wird bald einer der Unserigen sein."

Über dieses Thema sprach nun der ganze Chor der Umstehenden auf Lucien ein. Die ernsten Männer sprachen einige schwerwiegende Sätze im Tone von Despoten, die jungen Leute scherzten über die liberale Partei.

„Ich zweifle nicht," sagte Blondet, „er ist aufs Geratewohl zur Linken gekommen, wie er ebensogut zur Rechten hätte kommen können; aber er wird jetzt wählen."

Lucien mußte lachen; er erinnerte sich an die Szene mit Lousteau im Luxembourg. „Sein Treiber", fuhr Blondet fort, „war ein gewisser Etienne Lousteau, ein Revolverjournalist, der in einer Zeitungsspalte nur ein Hundertsousstück erblickt und dessen ganze Politik darin besteht, an die Rückkehr Napoleons und, was mir noch dümmer scheint, an die Dankbarkeit und den Patriotismus der Herren von der Linken zu glauben. Wenn Lucien ein Rubempré sein will, müssen seine Neigungen aristokratisch sein, und als Journalist muß er für die Regierung sein, sonst wird er kein Rubempré und kein Generalsekretär."

Der Diplomat schlug Lucien vor, mit ihm Whist zu spielen, und der junge Dichter erregte das größte Erstaunen, als er gestand, das Spiel nicht zu kennen.

„Lieber Freund," sagte Rastignac ihm ins Ohr, „kommen Sie recht früh an dem Tage, wo Sie bei mir ein schlechtes Frühstück einnehmen sollen, ich werde Ihnen das Whist beibringen; Sie sind eine Schande für unsere königliche Stadt Angoulême, und ich wiederhole ein Wort Talley-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

rands, wenn ich Ihnen sage: Ihrer wartet ein sehr unglückliches Alter, wenn Sie dieses Spiel nicht kennen."

Man meldete des Lupeaulx an, einen vortragenden Rat, der in Gunst stand und dem Ministerium allerlei geheime Dienste leistete; er war ein schlauer und ehrgeiziger Mann, der sich überall Zutritt verschaffte. Er grüßte Lucien, den er schon bei Frau du Val-Noble getroffen hatte, und sein Gruß schien so freundschaftlich zu sein, daß Lucien getäuscht werden mußte. Als dieser Mann, der sich als Politiker zu jedermanns Freund machte, damit niemand es zu etwas bringen konnte, ohne daß er es wußte, den jungen Journalisten in dieser Gesellschaft fand, leuchtete es ihm sofort ein, daß Lucien in der vornehmen Welt ebensoviel Erfolg erringen würde wie in der Literatur. Er sah in diesem Dichter einen Ehrgeizigen und überschüttete ihn mit so viel Beteuerungen seiner Freundschaft und seines Interesses, als ob sie alte Freunde wären, und täuschte so Lucien über den Wert seiner Versprechungen und seiner Reden. Des Lupeaulx hatte das Prinzip, die, die er verderben wollte, wenn er in ihnen Nebenbuhler fand, gründlich kennen zu lernen.

So wurde Lucien in der vornehmen Welt gut aufgenommen. Er begriff, was er dem Herzog von Rhétoré, dem Minister, Frau d'Espard, Frau von Montcornet schuldig war. Er plauderte mit all diesen Frauen ein paar Augenblicke, bevor er sich verabschiedete, und entfaltete die ganze Anmut seines Geistes für sie.

„Was für ein Geck!" sagte des Lupeaulx zur Marquise, als Lucien gegangen war. „Er wird verderben, ehe er reif ist," sagte Herr von Marsay lächelnd zur Marquise. „Sie müssen geheime Gründe haben, daß Sie ihm den Kopf so verdrehen."

Lucien fand in seinem Wagen, der im Hof auf ihn wartete, Coralie vor. Er war von dieser Aufmerksamkeit gerührt

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

und erzählte ihr die Ereignisse des Abends. Zu seinem großen Erstaunen billigte die Schauspielerin die neuen Ideen, die schon in seinem Kopfe spukten, und ermunterte ihn mit Entschiedenheit, ins Lager der Ministeriellen überzugehen.

„Bei den Liberalen hast du nichts Gutes zu erwarten, sie zetteln Verschwörungen an, sie haben den Herzog von Berry getötet. Werden sie die Regierung stürzen? Niemals! Durch sie bringst du es zu nichts, während du auf der andern Seite Graf von Rubempré wirst. Du kannst dich verdient machen, zum Pair von Frankreich ernannt werden, eine reiche Frau heiraten. Sei Ultra. Überdies gehört das zum guten Ton," fügte sie hinzu, und gebrauchte damit ein Wort, das für sie die entscheidende Motivierung war. „Die Val-Noble, bei der ich zum Diner war, hat mir gesagt, daß Théodore Gaillard bestimmt sein kleines royalistisches Blatt, das er den ‚Réveil' nennt, herausgeben wird, um den Bosheiten eures Blattes und des ‚Miroir' etwas entgegenzustellen. Wenn man ihn hört, werden Herr von Villèle und seine Partei, bevor ein Jahr um ist, am Ministerium sein. Suche diesen Umschwung zu benutzen und verbinde dich mit ihnen, solange sie noch nichts sind; aber sage Etienne und deinen Freunden nichts; sie wären imstande, dir einen schlimmen Streich zu spielen."

Acht Tage später fand sich Lucien bei Frau von Montcornet ein. Er war heftig bewegt, als er die Frau wiedersah, die er so geliebt hatte, und die er mit seinen Bosheiten ins Herz getroffen hatte. Auch Louise war eine andere geworden. Sie hatte sich in das verwandelt, was sie ohne ihren Aufenthalt in der Provinz immer gewesen wäre: eine große Dame. Sie hatte in ihrer Trauer eine Grazie und zeigte so viel ausgesuchten Geschmack, daß man wohl merkte, sie war eine glückliche Witwe. Lucien

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

glaubte, an dieser Koketterie nicht unbeteiligt zu sein und täuschte sich nicht; aber er hatte, wie der Riese im Märchen, frisches Fleisch gekostet und schwankte während des ganzen Abends zwischen der schönen, hingebenden, wollüstigen Coralie und der trockenen, hochmütigen und grausamen Louise. Er konnte keinen Entschluß fassen, konnte nicht die Schauspielerin der großen Dame zum Opfer bringen. Dieses Opfer erwartete Frau von Bargeton, die jetzt Liebe für Lucien empfand, als sie ihn so geistvoll und so schön sah, während des ganzen Abends; aber sie kam mit ihren versteckten Worten und koketten Mienen nicht auf ihre Kosten und als sie dann den Salon verließ, hatte sie den unwiderruflichen Vorsatz gefaßt, sich zu rächen.

„Sieh da, lieber Lucien," sagte sie zu ihm mit einer pariserisch anmutigen Liebenswürdigkeit und Vornehmheit, „Sie hätten mein Stolz sein sollen, und Sie haben aus mir Ihr erstes Opfer gemacht. Ich habe Ihnen verziehen, mein Kind, da ich meinte, in solch einer Rache müßte ein Rest Liebe versteckt sein."

Frau von Bargeton hatte durch diesen schönen Satz, den sie mit dem Lächeln einer Königin begleitete, den Sieg gewonnen. Lucien, der tausendmal recht zu haben geglaubt hatte, sah sich ins Unrecht versetzt. Es war keine Rede mehr von dem schrecklichen Abschiedsbrief, mit dem er gebrochen hatte, noch von den Motiven zu dem Bruch. Die Frauen der großen Welt haben ein wunderbares Talent, das Unrecht, das sie begangen haben, wegzuscherzen. Sie können alles mit einem Lächeln, mit einer Frage, mit der sie die Erstaunte spielen, wieder auslöschen. Sie erinnern sich an nichts, sie erklären alles, sie sind erstaunt, sie fragen, sie kommentieren, sie werden weitschweifig, sie streiten, und schließlich haben sie ihr Unrecht entfernt, wie man einen Flecken mit ein bißchen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Seife auswäscht: sie waren ohne Zweifel schwarz gewesen, aber in einem Augenblick werden sie weiß und unschuldig. Und der Mann ist dann immer sehr glücklich, daß das Verbrechen, das er begangen hat, nicht unverzeihlich ist. In einem Augenblick hatten Lucien und Louise ihre Illusionen über sich selbst wiederbekommen, sie sprachen wieder die Sprache der Freundschaft; aber Lucien, der von befriedigter Eitelkeit und von Coralie trunken war, die, geben wir es zu, ihm das Leben bequem machte, brachte es nicht über sich, auf die Frage, die Louise mit einem versteckten Seufzer begleitete: „Sind Sie glücklich?" eine entscheidende Antwort zu geben. Ein melancholisches ‚Nein' hätte sein Glück gemacht. Er glaubte etwas recht Gescheites zu tun, als er zur Antwort anfing, über Coralies Wesen zu reden; er sagte, er würde um seiner selbst willen geliebt, kurz, brachte all die Dummheiten des Verliebten vor. Frau von Bargeton biß sich auf die Lippen. Alles war entschieden. Frau d'Espard trat mit Frau von Montcornet an ihre Cousine heran. Lucien sah sich sozusagen als Helden des Abends: er wurde von diesen drei Frauen, die ihn mit überaus großer Kunst umgarnten, umschmeichelt und gefeiert. Sein Erfolg in dieser Welt der Schönheit und des Glanzes war nicht geringer als in der Welt des Journalismus. Das schöne Fräulein des Touches, das unter dem Namen Camille Maupin so berühmt war, und dem die Marquise d'Espard und Frau von Bargeton Lucien vorstellten, lud ihn zu einem ihrer Mittwoche zum Diner ein und schien von seiner berühmten Schönheit einen starken Eindruck zu haben. Lucien versuchte zu zeigen, daß sein Geist noch größer war als seine Schönheit. Fräulein des Touches drückte ihre Bewunderung mit der naiven Freude und den hübschen oberflächlichen Freundschaftsbezeigungen aus, auf die alle die hereinfallen, die das Pariser Leben, in dem man sich fortwährend aus

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Genüssen nach dem Genuß sehnt, nicht von Grund aus kennen.

„Wenn ich ihr so gut gefiele, wie sie mir," sagte Lucien zu Rastignac und Herrn von Marsay, „könnte der Roman schnell zustande kommen." „Sie schreiben beide zu gut Romane, als daß Sie einen miteinander erleben wollten," erwiderte Rastignac. „Können sich Schriftsteller und Schriftstellerin lieben? Es kommt immer ein Augenblick, wo man sich kleine Bosheiten sagt." „Die Sache wäre gar nicht so übel," sagte Herr von Marsay lachend zu ihm. „Das reizende Mädchen ist allerdings dreißig Jahre alt; aber es hat fast achtzigtausend Livres Jahreseinkommen. Sie ist entzückend launisch, und sie hat eine Schönheit von der Art, die sich lange hält. Coralie ist eine kleine Närrin, lieber Freund, und ist nur dazu gut, Ihnen ein gewisses Ansehen zu geben; denn ein hübscher Junge darf nicht ohne Geliebte sein; aber wenn Sie keine Schönheit in der vornehmen Welt eroberten, müßte die Schauspielerin Ihnen auf die Länge von Schaden sein. Also drauf, mein Lieber! Stechen Sie Conti aus, der mit Camille Maupin singen wird. Zu allen Zeiten hat die Poesie vor der Musik den Vortritt gehabt."

Als Lucien Fräulein des Touches und Conti zusammen nennen hörte, verflogen seine Hoffnungen.

„Conti singt zu gut," sagte er zu des Lupeaulx.

Lucien trat wieder zu Frau von Bargeton, die ihn in den Salon führte, in dem die Marquise d'Espard sich befand.

„Nun, wollen Sie sich nicht für ihn interessieren?" fragte Frau von Bargeton ihre Cousine. „Aber Herr Chardon", erwiderte die Marquise mit einem Gesicht, das zugleich hochmütig und freundlich war, „muß sich erst in die Lage bringen, daß man ihn protegieren kann, ohne Unannehmlichkeiten zu haben. Muß er nicht, wenn er die Ordonnanz

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

erlangen will, die ihm gestattet, den armseligen Namen seines Vaters mit dem seiner Mutter zu vertauschen, wenigstens einer der Unserigen sein?" „Vor Ablauf von zwei Monaten habe ich alles in Ordnung gebracht," erwiderte Lucien. „Schön," sagte die Marquise, „ich besuche meinen Vater und meinen Onkel, die im Dienste des Königs stehen, sie werden mit dem Kanzler von Ihnen sprechen."

Der Diplomat und die beiden Frauen hatten Luciens empfindliche Stelle gut herausgefunden. Dieser Dichter, der von dem aristokratischen Glanz geblendet war, fühlte sich unglaublich gedemütigt, wenn er sich Chardon nennen hörte, während er in diesen Salons nur Männer sah, die klangvolle Namen trugen, die in hohe Titel eingerahmt waren. Dieser Schmerz wiederholte sich seit einigen Tagen überall, wo er sich zeigte. Er verspürte übrigens ein ebenso unangenehmes Gefühl, wenn er in der großen Welt gewesen war, in der er mit der Equipage und den Leuten Coralies stattlich auftreten konnte, und dann am nächsten Tage wieder zu den Geschäften seines Handwerks hinuntersteigen mußte. Er nahm Reitunterricht, um neben den Wagen der Marquise d'Espard, des Fräuleins des Touches und der Gräfin Montcornet einhergaloppieren zu können, um welches Vorrecht er die vornehmen jungen Männer bei seiner Ankunft in Paris so beneidet hatte. Finot verschaffte seinem Hauptmitarbeiter mit Vergnügen freien Zutritt in der Großen Oper, in der Lucien nunmehr viele Abende vergeudete. Aber er gehörte von jetzt an zur eleganten Welt dieser Zeit. Als der Dichter sich bei Rastignac und seinen Freunden mit einem glänzenden Dejeuner revanchierte, beging er den Fehler, es bei Coralie zu geben; denn er war zu jung, zu sehr Dichter und zu vertrauensselig, um sich auf gewisse Schattierungen des Benehmens zu verstehen: und konnte eine Schau-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

spielerin, die ein treffliches Mädchen war, aber keine Bildung besaß, ihn das Leben kennen lehren? Der Provinziale verriet so diesen jungen Leuten, die alle im Herzen schlecht auf ihn zu sprechen waren, die untrennbare Gemeinschaft auch in Geldangelegenheiten, die zwischen der Schauspielerin und ihm bestand, worauf jeder junge Mann heimlich neidisch ist, und worüber sie untereinander alle schimpfen. Der noch am nämlichen Abend am grausamsten darüber spottete, war Rastignac, der sich zwar durch ähnliche Mittel in der großen Welt hielt, aber den äußern Anstand so gut zu wahren wußte, daß er die böse Nachrede als Verleumdung hinstellen konnte. Lucien hatte das Whist rasch erlernt. Das Spiel wurde bei ihm zur Leidenschaft. Coralie wollte jede Eifersucht vermeiden und hütete sich, Lucien zu tadeln; so begünstigte sie seine Ausschweifungen mit der Blindheit, wie sie den leidenschaftlichen Naturen eigen ist, die nie etwas anderes sehen als die Gegenwart, und dem Genuß des Augenblicks alles, selbst die Zukunft, zum Opfer bringen. Die wahre Liebe hat in allen Stücken die größte Ähnlichkeit mit der Kindheit: sie hat alle ihre Unbedachtsamkeit und Sorglosigkeit, ihre Verschwendung, ihr Lachen und Weinen.

Zu der Zeit gab es eine Gesellschaft von jungen Leuten, die bald reich, bald arm, aber alle Müßiggänger waren, die Lebemänner genannt wurden, und die in der Tat mit einer unglaublichen Unbekümmertheit lebten, starke Esser und noch stärkere Trinker waren. Sie waren alle Verschwender und führten eine wahnsinnige Existenz; die stärksten Späße waren ihnen gerade gut genug; sie schreckten vor keiner Unmöglichkeit zurück, prahlten mit ihren schlimmsten Streichen, die indessen doch in einer Hinsicht eine Grenze fanden: was sie auch taten, in allem war origineller Geist, und es war unmöglich, ihnen irgend etwas nicht zu verzeihen. Nichts spricht so deutlich von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem Helotentum, zu dem die Restauration die Jugend verdammt hatte. Die jungen Leute, die nicht wußten, was sie mit ihrer Kraft anfangen sollten, warfen sie nicht nur in den Journalismus, die Verschwörungen, die Literatur und die Kunst, sie verschwendeten sie auch in den absonderlichsten Ausschweifungen; so viel Jugendmut, Feuer und schäumende Kraft gab es im jungen Frankreich. Wenn sie arbeitete, wollte diese Jugend Macht und Vergnügen; war sie künstlerisch tätig, wollte sie Schätze; war sie müßig, wollte sie ihre Leidenschaften beleben; auf jede Weise wollte sie einen Platz für sich haben, und die Politik gab ihr keinen. Die Lebemänner besaßen fast alle ungewöhnliche Gaben; einige haben sie in diesem aufreibenden Leben verloren, andere haben ihm Widerstand geleistet. Der berühmteste dieser Lebemänner und der geistvollste, Rastignac, ist schließlich unter der Leitung Marsays in eine ernsthafte Laufbahn eingelenkt, in der er sich ausgezeichnet hat. Die Späße, denen sich diese jungen Leute überließen, sind so berühmt geworden, daß sie zu mehreren Vaudevilles den Stoff geliefert haben. Lucien, der durch Blondet in diese Gesellschaft von Verschwendern eingeführt worden war, glänzte dort neben Bixiou, einem der boshaftesten Geister und unermüdlichsten Spötter dieser Zeit. Während des ganzen Winters war so das Leben Luciens eine fortwährende Trunkenheit, die nur von den leichten Arbeiten des Journalismus unterbrochen wurde; er führte die Reihe seiner kleinen Artikel fort und gab sich die größte Mühe, von Zeit zu Zeit ein paar schöne kritische Seiten, die er ernsthaft überlegt hatte, zu schreiben. Aber es war eine Ausnahme, wenn er zum Studium kam, der Dichter gab sich ihm nur hin, wenn die Notwendigkeit ihn zwang; die Dejeuners, die Diners, die Vergnügungen, die Abendgesellschaften der vornehmen Welt, das Spiel nahmen seine ganze Zeit in Anspruch, und was

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

übrig blieb, nahm Coralie. Lucien verbot sich, an den kommenden Tag zu denken. Er sah übrigens, daß seine vermeinten Freunde ihr Leben ebenso führten wie er; die Kosten trugen Buchhändlerprospekte, die hoch bezahlt wurden, Prämien, die für gewisse Artikel bezahlt wurden, wenn sie für waghalsige Spekulationen gebraucht wurden; man lebte von der Hand in den Mund und kümmerte sich wenig um die Zukunft. Nachdem Lucien in den Journalismus und die Literatur aufgenommen worden war und auf dem Fuße der Gleichheit behandelt wurde, bemerkte er, wie ungeheuer schwer der Sieg wäre, wenn er sich erheben wollte: jeder war damit einverstanden, ihn als Gleichen neben sich zu sehen, keiner wollte ihn über sich sehen. Unmerklich verzichtete er also auf den literarischen Ruhm; er glaubte, in der Politik wäre das Glück leichter zu erlangen.

„Die Intrige erregt weniger die Leidenschaft gegen sich als das Talent, ihre unterirdischen Schleichwege erregen niemandes Aufmerksamkeit," sagte eines Tages Châtelet, mit dem Lucien sich wieder versöhnt hatte, zu ihm. „Die Intrige ist überdies dem Talent überlegen: sie macht aus nichts etwas, während meistens die ungeheuren Kräfte des Talents den Menschen nur unglücklich machen."

In diesem Leben, in dem eine Ausschweifung der andern folgte und die Arbeit immer auf den nächsten Tag verschoben wurde, verfolgte Lucien also seinen Hauptgedanken: er war fortwährend in der großen Welt, machte Frau von Bargeton, der Marquise d'Espard, der Gräfin von Montcornet den Hof und versäumte keinen Abend bei Fräulein des Touches; vor einem Vergnügen oder nach einem Diner, das von Schriftstellern oder Verlegern veranstaltet wurde, war er in der vornehmen Welt; er verließ die Salons und ging zu einem Souper, das die Frucht irgendeiner Wette war; die Unkosten der Pariser Kon-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

versation und das Spiel nahmen die paar Gedanken und Kräfte, die seine Ausschweifungen ihm ließen, in Anspruch. Der Dichter hatte nicht mehr den hellen Geist und den kühlen Kopf, der nötig ist, um seine Umgebung zu beobachten und den ausgesuchten Takt anzuwenden, den die Emporkömmlinge in jedem Augenblick gebrauchen; es war ihm unmöglich, zu erkennen, wann Frau von Bargeton sich ihm näherte oder sich verletzt von ihm entfernte, ihm verzieh oder ihn von neuem verdammte. Châtelet bemerkte die Aussichten, die sein Nebenbuhler immer noch hatte, und machte sich zu Luciens Freund, um ihn bei dem verschwenderischen Leben zu halten, in dem seine Energie verloren gehen mußte. Rastignac, der auf seinen Landsmann eifersüchtig war und überdies in dem Baron einen sichereren und nützlicheren Bundesgenossen fand als in Lucien, schloß sich der Rache Châtelets an. Daher hatte Rastignac wenige Tage, nachdem der Petrarca und die Laura von Angoulême wieder zusammengekommen waren, den Dichter und den alten Gecken aus der Kaiserzeit bei Gelegenheit eines üppigen Soupers im Rocher de Cancale miteinander versöhnt. Lucien, der immer morgens nach Hause ging und mitten am Tag aufstand, hatte in sich keine Kraft des Widerstandes gegen eine Liebe, die er zu Hause vorfand, und die immer auf ihn wartete. Daher wurde seine Energie immer wieder von der Trägheit geschwächt. Er vergaß die guten Vorsätze, welche er in den Augenblicken faßte, wo er seine Lage in ihrem wahren Lichte sah, bald genug und konnte sich bald auch dem stärksten Druck des Elends nicht mehr entgegenstemmen. Coralie war anfangs sehr glücklich gewesen, daß Lucien sich so gut amüsierte; sie sah in dieser Zerstreuung ein Unterpfand für die Dauer seiner Neigung und fand in ihr auch äußerliche Bande durch die Notwendigkeiten, die sie schuf, und hatte ihn so auf seinen Wegen ermuntert;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aber nunmehr fand dieses sanfte, zarte Mädchen den Mut, ihrem Geliebten anzuempfehlen, er sollte die Arbeit nicht vergessen, und war öfters genötigt, ihm zu sagen, er hätte in diesem Monat wenig Einnahmen gehabt. Der Dichter und seine Geliebte stürzten sich mit erschreckender Geschwindigkeit in Schulden. Die fünfzehnhundert Franken, der Rest von dem Honorar der ‚Margueriten', und die ersten fünfhundert Franken, die Lucien eingenommen hatte, waren rasch verzehrt gewesen. In einem Vierteljahr brachten ihm seine Artikel nur tausend Franken, und er glaubte riesig gearbeitet zu haben. Aber Lucien hatte schon die heitere Weisheit der Lebemänner über die Schulden sich zu eigen gemacht. Schulden sind reizend bei jungen Leuten von fünfundzwanzig Jahren; später verzeiht sie ihnen niemand. Es ist zu bemerken, daß gewissen wahrhaft poetischen Gemütern, in denen aber die Willenskraft schwach ist, deren Beruf das Empfinden ist, damit sie ihre Empfindungen in Bildern gestalten können, der moralische Sinn, der jede Beobachtung begleiten muß, fast ganz fehlt. Die Dichter empfangen lieber in sich Eindrücke, als daß sie sich in andere hineinversetzen, um dort den Mechanismus der Empfindungen zu studieren. So gab sich Lucien keine Rechenschaft über solche Lebemänner, die verschwinden mußten, er sah nicht die Zukunft dieser vermeinten Freunde, von denen die einen Erbschaften in Aussicht, die andern gewisse Hoffnungen, diese anerkannte Talente, jene den unerschütterlichsten Glauben an ihr Schicksal und den wohlüberlegten Plan hatten, die Gesetze zu umgehen. Lucien glaubte an seine Zukunft, indem er den tiefen Sprüchen Blondets vertraute: ‚Alles macht sich schließlich. Bei den Leuten, die nichts haben, ist alles in Ordnung. Wir können nur das Vermögen verlieren, das wir suchen! Wer mit dem Strom schwimmt, kommt schließlich irgendwohin. Ein Mann

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

von Geist, der in der großen Welt Fuß gefaßt hat, macht sein Glück, wann er will!'

Diesen Winter, der so mit Vergnügungen ausgefüllt war, brauchten Théodore Gaillard und Hector Merlin, um die Kapitalien zu finden, die zur Gründung des ‚Réveil' erforderlich waren, dessen erste Nummer erst im März 1822 erschien. Dieses Geschäft wurde bei Frau du Val-Noble erledigt. Diese elegante und geistvolle Kurtisane übte einen gewissen Einfluß auf die Bankiers, die vornehmen Herren und die Schriftsteller der royalistischen Partei aus, die alle daran gewöhnt waren, in ihren prächtigen Räumen zusammenzukommen, um gewisse Geschäfte zu machen, die nur hier erledigt werden konnten. Hector Merlin, dem der Chefredakteurposten des ‚Réveil' versprochen worden war, sollte Lucien, der sein intimer Freund geworden war, zu seiner rechten Hand machen; und ebenso war Lucien das Feuilleton eines der ministeriellen Blätter zugesagt worden. Diese Frontänderung Luciens bereitete sich langsam vor, während er sich den Genüssen des Lebens hingab. Der junge Mensch, der fast noch ein Kind war, hielt sich für einen Politiker, wenn er diese plötzliche Schwenkung verheimlichte, und rechnete stark auf die ministerielle Freigiebigkeit, um seine Schulden bezahlen und die geheimen Sorgen Coralies verscheuchen zu können. Die Schauspielerin lächelte immer und verbarg ihren Kummer; aber Berenice war kühner und schenkte Lucien reinen Wein ein. Wie alle Dichter, wurde das angehende Genie einen Augenblick lang trostlos über dies Mißgeschick, versprach zu arbeiten, vergaß sein Versprechen wieder und ertränkte seinen flüchtigen Kummer in Ausschweifungen. Sowie Coralie Wolken auf der Stirn ihres Geliebten bemerkte, schalt sie mit Berenice und sagte ihrem Dichter, es würde alles in Ordnung kommen. Frau d'Espard und Frau von Bargeton wollten, wie sie sagten, die Schwenkung Luciens

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

abwarten, um den Minister durch Châtelet um die ersehnte Ordonnanz zum Zweck der Namensänderung bitten zu lassen. Lucien hatte versprochen, seine ‚Margueriten' der Marquise d'Espard zu widmen, und sie schien über eine Auszeichnung, die die Schriftsteller nur noch selten gewähren, seit sie eine Macht geworden sind, sehr erfreut. Wenn Lucien abends zu Dauriat ging und sich erkundigte, wie es mit seinem Buche stünde, sagte ihm der Verleger schwerwiegende Gründe, warum die Drucklegung verzögert werden müßte. Dauriat hatte die und die Unternehmung vor, die alle seine Zeit in Anspruch nahm: ein neuer Band von Canalis sollte herauskommen, und er durfte nicht gleichzeitig kommen; die zweiten ‚Meditationen' des Herrn von Lamartine waren unter der Presse, und zwei bedeutsame Gedichtbücher durften nicht zur selben Zeit erscheinen; überhaupt sollte der Dichter sich völlig auf seinen geschickten Verleger verlassen. Indessen wurden die Bedürfnisse Luciens so dringend, daß er seine Zuflucht zu Finot nahm, der ihm etwas Vorschuß auf Artikel gab. Als der Dichterjournalist am Abend beim Souper seinen Freunden, den Lebemännern, seine Lage darlegte, ertränkten sie seine Besorgnisse in Strömen Champagner, den sie mit Späßen kühlten. Schulden! Es gibt keine starken Männer ohne Schulden! Schulden repräsentieren befriedigte Bedürfnisse, unumgängliche Laster. Ein Mann setzt sich nur durch, wenn er von der eisernen Hand der Notwendigkeit vorwärts getrieben wird.

„Den großen Männern das dankbare Leihhaus!" rief Blondet ihm zu. „Alles wollen heißt: alles schulden," sagte Bixiou. „Nein. Alles schulden heißt: alles gehabt haben," erwiderte des Lupeaulx.

Die Lebemänner bewiesen diesem Knaben, seine Schulden wären der goldene Sporn, mit dem er die Pferde, die vor den Wagen seines Glücks gespannt wären, stachelte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Dann kam Cäsar mit seinen vierzig Millionen Schulden, und Friedrich II., der von seinem Vater einen Dukaten monatlich bekam, und immer die berühmten, verderblichen Beispiele der großen Männer, die in ihren Fehlern gezeigt werden und nicht in der Allmacht ihres Mutes und ihrer Gedankenwelt! Schließlich wurden der Wagen, die Pferde und die Möbel Coralies von mehreren Gläubigern gepfändet; die Summen, um die es sich handelte, beliefen sich auf viertausend Franken. Als Lucien zu Lousteau eilte, um ihn um die tausend Franken zu ersuchen, die er ihm geborgt hatte, zeigte Lousteau ihm Stempelpapiere, aus denen hervorging, daß es Florine ebenso ging wie Coralie; aber der dankbare Lousteau schlug ihm vor, die nötigen Schritte zu unternehmen, ihm den ‚Bogenschützen Karls IX.' unterzubringen.

„Wie ist Florine in diese Lage gekommen?" fragte Lucien. „Der Matifat wollte nicht mehr mitmachen," erwiderte Lousteau, „wir haben ihn verloren; aber wenn Florine will, wird er seinen Verrat teuer bezahlen! Ich erzähle dir die Geschichte später."

Drei Tage nach dem vergeblichen Schritt, den Lucien bei Lousteau versucht hatte, frühstückten die beiden Liebenden traurig am Kamin ihres schönen Schlafzimmers; Berenice hatte ihnen auf der Kaminplatte Eier gekocht, denn die Köchin, der Kutscher, alle Leute waren weg. Es war unmöglich, die gepfändeten Möbel einzulösen. Es war in der Wohnung kein Stück von Gold oder Silber und nichts mehr, was Wert hatte; all das hatte sich in Pfandscheine verwandelt, die ein kleines, sehr lehrreiches Oktavbändchen bildeten. Berenice hatte zwei Bestecke zurückbehalten. Das kleine Blatt leistete Lucien und Coralie unschätzbare Dienste, indem es durch seine Existenz dafür sorgte, daß der Schneider, die Schneiderin und die Modistin, die alle davor zitterten, es mit dem Jour-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

nalisten zu verderben, der imstande war, ihre Etablissements in schlechten Ruf zu bringen, nicht abtrünnig wurden. Während des Frühstücks kam Lousteau und rief: „Hurra! Es lebe der ‚Bogenschütze Karls IX.'! Ich habe für hundert Franken Bücher verklopft, Kinder. Hier! Wir wollen teilen."

Er übergab Coralie fünfzig Franken und schickte Berenice weg, damit sie ein etwas kräftigeres Frühstück holte.

„Gestern haben Hector Merlin und ich mit Verlegern diniert, und wir haben den Verkauf deines Romans durch pfiffige Erfindungen vorbereitet. Du stehst also in Unterhandlungen mit Dauriat; aber er knickert, er will nicht mehr als viertausend Franken für zweitausend Exemplare geben, und du willst sechstausend. Wir haben dich doppelt so groß als Walter Scott gemacht. Oh! Du hast unvergleichliche Romane in den Eingeweiden! Du bietest nicht ein Buch an, sondern ein Geschäft; du bist nicht der Verfasser eines mehr oder minder vorzüglichen Romans: du bist eine ganze Serie! Dieses Wort Serie hat eingeschlagen. Also vergiß nicht deine Rolle. Du hast in deinem Schreibtisch: ‚Die Prinzessintochter oder Frankreich unter Ludwig XIV.'; ‚Cotillon I. oder die ersten Tage Ludwigs XIV.'; ‚Die Königin und der Kardinal oder Paris zur Zeit der Fronde'; ‚Der Sohn Concinis oder eine Intrige Richelieus!' . . . Diese Romane werden auf dem Umschlag angekündigt. Wir nennen dieses Manöver: den Erfolg in die Höhe schnellen. Man läßt seine Bücher auf den Umschlägen tanzen, bis sie berühmt sind, und man ist dann viel größer durch die Werke, die man nicht schreibt, als durch die, die man gemacht hat. Das ‚Unter der Presse' ist die literarische Hypothek! Also Kinder, wir wollen vergnügt sein! Hier ist Champagner. Weißt du, Lucien, die Leute haben Augen gemacht, so groß wie deine Untertassen . . . Du hast doch

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

noch Untertassen?" „Sie sind gepfändet," sagte Coralie. „Ich verstehe und bedaure," entgegnete Lousteau. „Die Buchhändler glauben an alle deine Manuskripte, wenn sie ein einziges davon sehen. Im Verlagsbuchhandel will man das Manuskript sehen, man tut so, als ob man es liest. Lassen wir den Verlegern ihre Afferei: nie lesen sie Bücher, sonst würden sie nicht so viele veröffentlichen! Hector und ich haben durchblicken lassen, daß du für fünftausend Franken dreitausend Exemplare in zwei Auflagen bewilligen wirst. Gib mir das Manuskript des ‚Bogenschützen'; übermorgen frühstücken wir bei den Verlegern und seifen sie ein!" „Was sind es für welche?" fragte Lucien. „Zwei Kompagnons, tüchtige Burschen, recht gewiegt im Geschäft, namens Fendant und Cavalier. Der eine ist ein früherer erster Gehilfe des Hauses Vidal & Porchon, der andere ist der geschickteste Reisende vom Quai des Augustins; sie sind seit einem Jahr etabliert. Erst haben sie etliches Kapital bei der Herausgabe von Romanen aus dem Englischen verloren; jetzt wollen es die guten Menschen mit einheimischer Ware versuchen. Es geht das Gerücht, diese beiden Händler in bedruckten Papieren riskierten nur die Kapitalien anderer Leute; aber ich denke, es ist dir ziemlich gleichgültig, wem das Geld gehört, das man dir gibt."

Zwei Tage nachher waren die beiden Journalisten zum Frühstück in der Rue Serpente eingeladen, in dem Stadtviertel, wo Lucien früher gewohnt hatte, und in dem Lousteau noch immer sein Zimmer in der Rue de la Harpe beibehalten hatte. Und Lucien, der seinen Freund dort abholte, sah die Kammer noch in dem nämlichen Zustand, in der sie an dem Abend seiner Einführung in die literarische Welt gewesen war; aber er wunderte sich nicht mehr darüber: seine Erziehung hatte ihn mit den Wechselfällen im Leben der Journalisten vertraut gemacht, und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er verstand das jetzt alles. Unser großer Mann aus der Provinz hatte das Honorar für mehr als einen Artikel bekommen und im Spiel verloren und damit auch die Lust verloren, sie zu schreiben; er hatte mehr als eine Spalte nach dem trefflichen Rezept geschrieben, das Lousteau ihm angegeben hatte, während sie von der Rue de la Harpe nach dem Palais Royal hinabgegangen waren. Er war in Abhängigkeit von Barbet und Braulard gekommen, er handelte mit Büchern und Theaterbilleten; er schreckte jetzt vor keinem Lob und vor keinem Angriff mehr zurück; er empfand sogar in diesem Augenblick eine Art Freude, aus Lousteau noch jeden möglichen Vorteil zu ziehen, bevor er den Liberalen den Rücken kehrte, die er sich vornahm, so trefflich anzugreifen, wie er sie gründlich kennen gelernt hatte. Lousteau seinerseits erhielt zu Luciens Nachteil von Fendant & Cavalier die Summe von fünfhundert Franken in bar als Kommissionsgebühr, weil er den beiden Verlegern, die auf der Suche nach einem französischen Scott waren, diesen künftigen Walter Scott zuführte.

Das Haus Fendant & Cavalier war eine der Verlagsbuchhandlungen, die sich ohne das geringste Kapital etablieren, wie es damals öfter geschah, und wie es immer geschehen wird, solange die Papierlieferanten und Drucker dem Verlagsbuchhandel in der Zeit, die für sieben oder acht dieser Kartenspiele, die man Buchveröffentlichungen nennt, erforderlich ist, Kredit geben. Damals wie heute wurden die Werke den Schriftstellern mit Wechseln auf sechs, neun oder zwölf Monate Ziel abgekauft; und diese Zahlung ist in der Natur des Geschäfts begründet, wie es sich zwischen den Buchhändlern abspielt, die noch länger auf Zahlung warten müssen. Diese Buchhändler bezahlten die Papierlieferanten und die Drucker mit derselben Münze, und sie hatten so ein Jahr lang gratis

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

einen ganzen Verlag in Händen, der aus zwölf oder zwanzig Werken bestand. Gab es zwei oder drei Erfolge, so bezahlte der Erlös der guten Geschäfte die schlechten, und sie hielten sich, indem sie Buch auf Buch pfropften. Waren die Unternehmungen alle zweifelhaft oder bekamen sie es zu ihrem Unglück mit guten Büchern zu tun, die erst verkauft werden konnten, nachdem das wahre Publikum auf den Geschmack gekommen war; wurde es schwer, ihre Wechsel einzulösen, machten sie selbst Bankrott, so zeigten sie unbesorgt ihre Zahlungseinstellung an; die Bilanz war im voraus für dieses Ende eingerichtet worden. So waren alle Chancen zu ihren Gunsten, sie spielten auf dem grünen Tuche der Spekulation mit den Geldern anderer, nicht mit ihren eigenen. Fendant & Cavalier waren in dieser Lage; Cavalier hatte seine Geschicklichkeit eingebracht, Fendant hatte seinen Fleiß dazugelegt. Das Gesellschaftskapital verdiente diesen Namen durchaus, denn es bestand aus einigen tausend Franken, mühsam zusammengebrachten Ersparnissen ihrer Geliebten, von denen sie sich beide sehr ansehnliche Gehälter vorbehielten, die peinlich in Diners für Journalisten und Schriftsteller und im Besuch der Theater angelegt wurden, wo die Geschäfte, wie sie sagten, gemacht wurden. Diese halben Spitzbuben galten beide für gerieben; aber Fendant war schlauer als Cavalier. Cavalier war, wie es sich für einen Mann seines Namens in dieser Firma gehörte, auf Reisen, Fendant erledigte die Geschäfte in Paris. Dieses Kompagniegeschäft war, was es zwischen zwei Buchhändlern immer sein wird: ein Duell. Die Kompagnons hatten ihr Geschäft in einem Erdgeschoß eines jener alten, vornehmen Häuser der Rue Serpente, und das Kontor der Firma erreichte man, nachdem man geräumige Salons durchschritten hatte, die in Magazine umgewandelt worden waren. Sie hatten schon viele Romane veröffentlicht, wie zum Beispiel den ‚Turm

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Nordens', den ‚Kaufmann von Benares', den ‚Born des Grabmals', ‚Tekeli', die Romane von Galt, einem englischen Schriftsteller, der in Frankreich nicht eingeschlagen hat. Die Erfolge Walter Scotts lenkten die Aufmerksamkeit des Buchhandels so stark nach England, daß die Buchhändler als richtige normannische Räuber alle mit der Eroberung Englands beschäftigt waren; sie suchten dort nach einem Walter Scott, wie man später in den kieselhaltigen Erdschichten Asphalt, in den Sümpfen Erdpech suchte und aus den projektierten Eisenbahnen Gewinn schlagen wollte. Zu den größten Dummheiten des Pariser Handels gehört es, daß er den Erfolg im Ähnlichen sucht, wenn er im Entgegengesetzten zu finden ist. Nirgends so wie in Paris tötet der Erfolg den Erfolg. Wenn also Fendant & Cavalier einen Roman des Namens ‚Die Strelitzen oder Rußland vor hundert Jahren' ankündigten, fügten sie in großen Lettern hinzu: ‚Nach Art Walter Scotts'. Fendant & Cavalier dürsteten nach einem Erfolg: ein gutes Buch konnte ihnen dazu verhelfen, ihre aufgehäuften Stöße Papier los zu werden, und sie waren mit der Aussicht geködert worden, daß sie Artikel in die Zeitungen bekämen. Wir wissen, daß das damals die große Bedingung des Absatzes war, denn es ist überaus selten, daß ein Buch wegen seines eigenen Wertes gekauft wird; es wird fast immer aus Gründen veröffentlicht, die mit seinem Verdienst nichts zu tun haben. Fendant & Cavalier sahen in Lucien den Journalisten und in seinem Buch eine brauchbare Ware, denn der Verkauf der ersten Exemplare würde ihnen über ein Ultimo hinweghelfen. Die Journalisten fanden die Kompagnons in ihrem Kontor, den Vertrag fix und fertig und die Wechsel unterzeichnet. Diese Schnelligkeit setzte Lucien in Erstaunen. Fendant war ein kleiner, magerer Mann mit einem düstern Gesicht: er sah aus wie ein Kalmücke, hatte eine niedrige Stirn,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

eine platte Nase, einen zugekniffenen Mund, kleine, funkelnde Augen, gequälte Züge, einen galligen Teint, eine Stimme wie der Klang einer zersprungenen Glocke, alles in allem, das ganze Äußere eines ausgemachten Spitzbuben; aber er wog diese Nachteile durch seine honigsüßen Reden wieder auf und erreichte in der Unterhaltung, was er wollte. Cavalier war ein rundlicher Bursche, den man eher für einen Postschaffner gehalten hätte als für einen Buchhändler; er hatte malefizblonde Haare, das rote Gesicht, die plumpe Figur und das ewige Geschwätz eines Geschäftsreisenden.

„Wir werden nicht viel zu verhandeln haben," sagte Fendant zu Lucien und Lousteau. „Ich habe das Werk gelesen, es ist sehr literarisch und gefällt uns so gut, daß ich das Manuskript schon in die Druckerei gegeben habe. Der Vertrag ist nach den vereinbarten Bedingungen abgefaßt worden; übrigens gehen wir nie über die Punkte hinaus, die darin festgelegt sind. Unsere Wechsel laufen auf sechs, neun und zwölf Monate, Sie können sie leicht diskontieren, und wir ersetzen Ihnen den Diskont. Wir haben uns das Recht vorbehalten, dem Werk einen andern Titel zu geben: ‚Der Bogenschütze Karls IX.' gefällt uns nicht, er reizt die Neugier der Leser nicht genug, es gibt mehrere Könige, die Karl geheißen haben, und im Mittelalter hatte man so viele Bogenschützen. Oh, wenn es hieße: ‚Der Soldat Napoleons'! Aber, Der Bogenschütze Karls IX.'!... Cavalier müßte für jedes Exemplar, das er in der Provinz losschlägt, einen Geschichtsvortrag halten." „Wenn Sie die Leute kennten, mit denen wir Geschäfte machen!" rief Cavalier. „‚Die Bartholomäusnacht' wäre besser," schlug Fendant vor. „‚Katharina von Medici oder Frankreich unter Karl IX.'", sagte Cavalier, „klänge mehr wie ein Titel von Walter Scott." „Na, wir können das festsetzen, wenn das Werk gedruckt ist," meinte Fendant.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Wie Sie wollen," versetzte Lucien, „vorausgesetzt, daß der Titel mir gefällt."

Der Vertrag wurde gelesen, unterschrieben, jeder Teil erhielt sein Exemplar, und Lucien steckte mit größter Befriedigung die Wechsel in die Tasche. Dann begaben sie sich alle vier zu Fendant, wo sie ein sehr gewöhnliches Frühstück einnahmen: Austern, Beefsteaks, Nieren in Champagner und Fromage de Brie; aber zu diesen Gerichten gab es köstliche Weine, die Cavalier, der mit einem Weinreisenden bekannt war, beschafft hatte. Im Augenblick, wo man sich zu Tisch setzte, trat der Drucker ein, dem der Druck des Romans anvertraut war, und überraschte Lucien mit den zwei ersten Druckbogen seines Buches.

„Wir wollen schnell machen," sagte Fendant zu Lucien; „wir rechnen auf Ihr Buch, wir haben den Erfolg verteufelt nötig."

Das Frühstück, das gegen zwölf Uhr mittags begonnen hatte, zog sich bis fünf Uhr hin.

„Wo finde ich Geld?" fragte Lucien, als er mit Lousteau wegging. „Suchen wir Barbet auf," erwiderte Etienne, „ich gehe mit."

Die beiden Freunde begaben sich ein wenig erhitzt und vom Wein erregt zum Quai des Augustins.

„Coralie ist über den Ruin Florinens aufs äußerste überrascht. Florine hat ihr erst gestern davon gesprochen und hat dir die Schuld an diesem Unglück zugeschrieben; sie schien so zornig, daß sie sich von dir trennen wollte," sagte Lucien zu Lousteau. „Es ist wahr," erwiderte Lousteau, den seine Vorsicht verließ. „Mein Freund, denn du bist mein Freund, du bist ein guter Kerl, du hast mir tausend Franken geliehen und hast sie nur ein einziges Mal zurückverlangt: hüte dich vor dem Spiel. Wenn ich nicht spielte, wäre ich glücklich. Ich bin Gott und dem

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Teufel Geld schuldig. Ich habe in diesem Augenblick die Häscher des Schuldgerichts auf meinen Fersen; und wenn ich ins Palais Royal gehe, bin ich genötigt, um höchst gefährliche Vorgebirge zu segeln."

In der Sprache der Lebemänner bedeutet ‚in Paris um ein Vorgebirge segeln' einen Umweg machen, entweder, um nicht bei einem Gläubiger vorbeizugehen, oder um den Ort zu vermeiden, wo man ihn treffen könnte. Lucien, der auch nicht unterschiedslos durch alle Straßen ging, hatte das Manöver gekannt, ohne seinen Namen zu wissen.

„Du hast also große Schulden?" „Eine schreckliche Menge," erwiderte Lousteau. „Tausend Taler könnten mich retten. Ich habe mich rangieren und nicht mehr spielen wollen, und um meine Schulden zu tilgen, habe ich ein wenig Chantage gemacht." „Was ist Chantage?" fragte Lucien, dem dieses Wort unbekannt war. „Die Chantage ist eine Erfindung der englischen Presse und ist vor kurzem nach Frankreich importiert worden. Die ‚Chanteure' sind Leute, die eine Stellung haben, kraft deren sie über Zeitungen verfügen können. Niemals wird sich der Besitzer eines Blattes oder ein Chefredakteur in den Verdacht bringen lassen, daß er sich mit Chantage abgibt. Man hat seine Giroudeau, seine Philipp Bridau. Diese Bravi gehen auf die Suche nach einem Menschen, der gewisse Gründe zu dem Wunsche hat, daß man sich nicht mit ihm beschäftigt. Viele Leute haben mehr oder weniger schlimme kleine Sünden auf dem Gewissen. Es gibt viele Vermögen in Paris, die auf bedenklichen Wegen mit mehr oder weniger gesetzlichen Mitteln, oft durch strafbare Manöver, erlangt worden sind, und von denen man reizende Anekdoten erzählen könnte, wie die Geschichte von der Gendarmerie Fouchés, die die Häscher des Polizeipräfekten umstellte, welche nichts von dem Geheimnis der Fabri-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kation der falschen Noten der Bank von England wußten und eben die geheimen Drucker festnehmen wollten, die im Dienste des Ministers standen; oder die Geschichte von den Diamanten des Fürsten Galathione, die Affäre Maubreuil, die Erbschaftssache Pombreton usw. Der Chanteur hat sich irgendein Beweisstück, ein wichtiges Dokument verschafft und ersucht den Reichen um eine Besprechung. Wenn der Kompromittierte nicht eine bestimmte Summe gibt, winkt ihm der Chanteur mit der Presse, die bereit ist, ihn anzugreifen und seine Geheimnisse zu enthüllen. Der Reiche hat Angst und blecht. Der Streich ist gelungen. Es unternimmt jemand eine gewagte Spekulation, sie kann durch ein paar Artikel zu Fall gebracht werden, man schickt ihm einen Chanteur, der ihm den Rückkauf der Artikel vorschlägt. Es gibt Minister, denen man Chanteure schickt, und die mit einem ausmachen, daß die Zeitung ihre politischen Akte, aber nicht ihre Person angreift, oder die ihre Person preisgeben und Gnade für ihre Geliebte verlangen. Des Lupeaulx, der reizende vortragende Rat, den du kennst, ist dauernd mit dieser Art Verhandlungen mit den Journalisten beschäftigt. Der Bursche hat sich durch seine Beziehungen bei den Machthabern eine wunderbare Stellung geschaffen: er ist zugleich der Geschäftsträger der Presse und der Botschafter der Minister, er treibt ein richtiges Roßtäuschergeschäft mit Eitelkeiten; er dehnt sogar diesen Handel auf politische Angelegenheiten aus, er verlangt von den Zeitungen ihr Schweigen über eine Anleihe oder über eine Konzession, die ohne Ausschreiben und ohne Öffentlichkeit vergeben worden sind, und von denen die liberalen Wucherer und Bankiers einen Teil abbekommen. Du hast mit Dauriat ein klein bißchen Chantage getrieben, er hat dir tausend Taler gegeben, um dich zu verhindern, Nathan herunterzumachen. Im achtzehnten Jahrhundert, wo der Jour-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nalismus noch in den Windeln lag, machte man die Chantage mit Hilfe von Flugschriften, deren Vernichtung man sich dann von Mätressen und vornehmen Herren abkaufen ließ. Der Erfinder der Chantage ist Aretino, ein sehr großer Mann Italiens, der die Könige besteuerte, wie in unseren Tagen eine Zeitung Steuern von den Schauspielern erhebt." „Was hast du gegen den Matifat gemacht, um zu deinen tausend Talern zu kommen?" „Ich habe Florine in sechs Zeitungen angreifen lassen, und Florine hat sich bei Matifat beklagt. Matifat hat Braulard gebeten, den Grund dieser Angriffe herauszufinden. Braulard ist von Finot hinters Licht geführt worden. Finot, zu dessen Gunsten ich die Chantage machte, hat dem Drogisten gesagt, du rissest Florine im Interesse Coralies herunter. Giroudeau hat Matifat aufgesucht und hat ihm vertraulich gesagt, daß alles in Ordnung käme, wenn er sein Sechstel, den Anteil an Finots Zeitschrift, für zehntausend Franken verkaufen wollte. Finot sollte mir für den Fall des Erfolges tausend Taler geben. Matifat wollte den Handel abschließen und war glücklich, von seinen dreißigtausend Franken, die ihm sehr riskant angelegt schienen, zehntausend wiederzubekommen; denn seit einigen Tagen sagte ihm Florine, die Zeitschrift Finots ginge nicht, es sollte keine Dividende verteilt werden, es sei im Gegenteil die Rede davon, das Kapital zu erhöhen. Nun hatte der Direktor des Panorama Dramatique, bevor er seine Insolvenz erklärte, das Bedürfnis, einige Gefälligkeitswechsel unterzubringen; und damit Matifat sie ihm unterbrachte, erzählte er ihm den Streich, den Finot ihm spielen wollte. Matifat, der ein guter Kaufmann ist, hat Florine verlassen, sein Sechstel behalten und lacht uns jetzt aus. Finot und ich heulen vor Verzweiflung. Wir haben das Unglück gehabt, einen Mann anzugreifen, der nicht zu seiner Geliebten hält, einen Elenden ohne Herz und ohne

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Seele. Zum Unglück gehört das Geschäft, das Matifat betreibt, nicht zum Gerichtsstand der Presse. Er ist in seinen Interessen unangreifbar. Man krisiert einen Drogisten nicht, wie man Hüte, Modeartikel, Theater und Kunst kritisiert. Der Kakao, der Pfeffer, die Farben, die Farbhölzer, das Opium können nicht entwertet werden. Florine ist in Verzweiflung, das Panorama schließt morgen, sie weiß nicht, was werden soll." „Infolge der Schließung des Theaters tritt Coralie in einigen Tagen am Gymnase auf," sagte Lucien, „vielleicht könnte sie Florine nützlich sein." „Niemals," erwiderte Lousteau. „Coralie ist nicht sehr gescheit, aber so dumm ist sie doch nicht, daß sie sich eine Rivalin gibt! Unsere Sachen sind greulich verpfuscht! Aber Finot hat es dermaßen eilig, sein Sechstel wiederzubekommen . . ." „Warum eigentlich?" „Mein Lieber, es ist ein vorzügliches Geschäft. Es ist Aussicht, das Blatt für dreimalhunderttausend Franken zu verkaufen. Finot hätte dann ein Drittel und dazu noch eine Kommissionsgebühr, die ihm seine Kompagnons bewilligt haben, und die er mit des Lupeaulx teilen müßte. Ich will ihm daher ein Chantagestückchen vorschlagen." „Aber Chantage, das ist ja dasselbe wie: die Börse oder das Leben?" „Nein, es ist besser," sagte Lousteau. „Es ist: die Börse oder die Ehre. Vorgestern hat ein kleines Blatt, dessen Besitzer man einen Kredit verweigert hatte, geschrieben, die diamantenbesetzte Repetieruhr, die einem berühmten Manne der Hauptstadt gehörte, wäre auf überaus seltsame Weise in die Hände eines Soldaten der königlichen Garde gekommen, und versprach die Erzählung dieses Abenteuers, von dem es sagte, es klinge wie ein Märchen aus ‚Tausend und einer Nacht'. Der berühmte Mann hat sich beeilt, den Chefredakteur zum Diner einzuladen. Der Chefredakteur hat sicher bei der Sache etwas gewonnen, aber die Geschichte unserer Zeit hat die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Anekdote mit der Uhr eingebüßt. Jedesmal, wenn du siehst, daß die Presse hinter ein paar mächtigen Leuten her ist, mußt du wissen, daß es sich um Anleihen handelt, die abgelehnt worden sind, oder sonst um Dienste, die man nicht erweisen wollte. Diese Chantage hinsichtlich des Privatlebens fürchten die reichen Engländer am meisten; sie spielt in den geheimen Einkünften der englischen Presse, die unendlich viel korrumpierter ist als unsere, eine große Rolle. Wir sind Kinder! In England bezahlt man für einen kompromittierenden Brief fünf- bis sechstausend Franken, um ihn zurückzubekommen." „Was für ein Mittel hast du gefunden, um Matifat schlechtzumachen?" sagte Lucien. „Lieber Freund," versetzte Lousteau, „dieser elende Krämer hat Florine die seltsamsten Briefe geschrieben: Orthographie, Stil, Gedanken, alles ist von vollendeter Komik. Matifat hat furchtbare Angst vor seiner Frau; wir können, ohne ihn zu nennen, ohne daß er klagen kann, ihn im Schoß seiner Laren und seiner Penaten treffen, wo er sich in Sicherheit glaubt. Stelle dir seine Wut vor, wenn er den ersten Abschnitt eines kleinen Sittenromans liest, der den Titel hat: ‚Die Liebschaften eines Drogisten', wenn man ihm in durchaus loyaler Weise von dem Zufall Mitteilung macht, der den Redakteuren irgendeines Blattes Briefe in die Hände gespielt hat, in denen er von seinem kleinen Kupido spricht, wo er von ‚Romego und Guliga' schwärmt, wo er von Florine sagt, er durchquere mit ihr die Wüste des Lebens, was so klingt, als nähme er sie für ein Kamel. Kurz, die Abonnenten können sich vierzehn Tage lang über diese hervorragend komische Korrespondenz totlachen. Und man läßt ihn einen anonymen Brief fürchten, durch den seine Frau die Tatsachen erfährt, die dem Spaß zugrunde liegen. Aber wird Florine es auf sich nehmen wollen, daß es so aussieht, als ob sie Matifat verfolge? Sie hat noch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Prinzipien, das heißt Hoffnungen. Vielleicht behält sie die Briefe für sich, vielleicht will sie einen Anteil. Sie ist schlau, sie ist meine Schülerin. Aber wenn sie merkt, daß das Schuldgefängnis kein Spaß ist, wenn Finot ihr ein anständiges Geschenk macht oder die Hoffnung auf ein Engagement gibt, wird sie mir die Briefe aushändigen, und ich überlasse sie Finot gegen harte Taler. Finot übergibt die Korrespondenz seinem Onkel, und Giroudeau wird den Drogisten zur Kapitulation bringen."

Diese vertraulichen Mitteilungen ernüchterten Lucien; sein erster Gedanke war, daß er überaus gefährliche Freunde hatte, und dann dachte er, man dürfte sich nicht mit ihnen veruneinigen, denn er konnte ihren schrecklichen Einfluß für den Fall nötig haben, daß Frau d'Espard, Frau von Bargeton und Châtelet nicht Wort hielten. Etienne und Lucien waren jetzt auf dem Kai vor dem elenden Laden Barbets angelangt.

„Barbet," sagte Etienne zu dem Buchhändler, „wir haben fünftausend Franken von Fendant & Cavalier auf sechs, neun und zwölf Monate. Wollen Sie uns ihre Wechsel diskontieren?" „Ich nehme sie für tausend Taler," sagte Barbet mit unerschütterlicher Ruhe. „Tausend Taler!" rief Lucien. „Kein Mensch wird Ihnen so viel geben," erwiderte der Buchhändler. „Diese Herren machen noch vor einem Vierteljahr Bankrott; aber ich kenne gute Werke bei ihnen, die jetzt noch nicht gehen, sie können nicht warten, ich kaufe sie ihnen also gegen bar ab und gebe ihnen ihre eigenen Wechsel zurück; auf diese Weise habe ich die Ware für zweitausend Franken billiger." „Willst du zweitausend Franken verlieren?" fragte Etienne Lucien. „Nein," rief Lucien, der noch kein solches Geschäft gemacht hatte. „Du hast unrecht," erwiderte Etienne. „Sie werden Ihre Wechsel nirgends unterbringen," sagte Barbet. „Das Buch des Herrn ist der letzte Trumpf von Fendant

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

& Cavalier, sie können es nur drucken, indem sie die Exemplare bei ihrem Buchdrucker in Verwahrung lassen; ein Erfolg rettet sie höchstens für ein halbes Jahr, denn früher oder später gehen sie in die Luft! Diese Herren verkaufen nicht so viel Bücher, als sie Gläschen Wein trinken! Für mich repräsentieren ihre Wechsel ein Geschäft, und Sie können daher von mir mehr bekommen, als die Diskontierer geben, die sich lediglich fragen, was jede Unterschrift wert ist. Das Geschäft des Diskontierers besteht einzig darin, zu untersuchen, ob drei Unterschriften im Fall des Konkurses je dreißig Prozent geben. Sie aber bieten nur zwei Unterschriften an, und jede ist keine zehn Prozent wert."

Die beiden Freunde sahen sich an; sie waren erstaunt, aus dem Munde dieses Trödelbuchhändlers eine Analyse zu hören, in der in ein paar Worten der ganze Geist des Diskontgeschäfts ausgesprochen war.

„Keine Phrasen, Barbet," sagte Lousteau. „Zu welchem Diskontierer können wir gehen?" „Der alte Chaboisseau am Quai Saint-Michel, Sie wissen, hat das letzte Ultimo Fendants bewerkstelligt. Wenn Sie meinen Vorschlag ablehnen, versuchen Sie es bei ihm; aber Sie werden wiederkommen, und ich gebe Ihnen dann nur noch zweitausendfünfhundert Franken."

Etienne und Lucien gingen auf den Quai Saint-Michel, in ein kleines Haus, in dem dieser Chaboisseau wohnte, der einer der Diskontierer für den Buchhandel war, und sie fanden ihn im zweiten Stock in einer Wohnung, die in überaus origineller Weise eingerichtet war. Dieser kleine Bankier, der aber trotzdem ein Millionär war, liebte den griechischen Stil. Das Fenstergesims des Zimmers war griechisch. Das Bett war mit einem purpurnen Stoff drapiert, der in griechischer Art der Wand entlang ging wie der Hintergrund eines Gemäldes von David; und dieses

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bett selbst war ein Meisterstück aus der Kaiserzeit, wo alles in diesem Geschmack gemacht wurde. Die Lehnstühle, die Tische, die Lampen, die Leuchter und alle kleinen Zierstücke waren sämtlich ohne Frage mit großer Geduld bei den Möbelhändlern ausgesucht worden und zeigten alle die feine, schlanke, aber elegante Anmut des Altertums. Diese mythologische, leichte Welt stand in absonderlichem Gegensatz zu den Geschäften und Gewohnheiten dieses Bankiers. Es ist zu bemerken, daß sich unter den Menschen, die Geldgeschäfte treiben, die wunderlichsten Originale finden. Diese Leute schweifen unstet und wild im Lande des Denkens umher. Da sie alles besitzen können und infolgedessen blasiert sind, geben sie sich ungeheure Mühe, sich ihrer Gleichgültigkeit zu entreißen. Wer sich darauf versteht, sie zu studieren, findet immer eine Manie, einen Winkel ihres Herzens, wo sie zugänglich sind. Chaboisseau schien im Altertum wie in einem uneinnehmbaren Lager verschanzt.

„Er paßt recht gut in seine Einrichtung," sagte Etienne lächelnd zu Lucien.

Chaboisseau war ein kleiner Mann mit gepuderten Haaren, einem grünlichen Rock und einer haselnußbraunen Weste, er trug schwarze Kniehosen, buntgewebte Strümpfe und Schuhe, die an den Füßen knarrten. Er nahm die Wechsel, sah sie prüfend an; dann gab er sie Lucien ernst zurück.

„Die Herren Fendant und Cavalier sind reizende Menschen, überaus gescheite junge Männer; aber ich habe leider jetzt kein Geld," sagte er mit sanfter Stimme. „Mein Freund wird wegen des Diskonts keine Schwierigkeiten machen," erwiderte Etienne. „Ich nehme diese Wechsel um keinen Preis," sagte der kleine Mann, und seine Worte schnitten die Bemerkung Lousteaus ab wie das Beil der Guillotine den Kopf eines Menschen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Die beiden Freunde schickten sich zum Gehen an; als sie durch das Vorzimmer gingen, bis zu dem sie Chaboisseau höflich begleitete, bemerkte Lucien einen Stoß alter Bücher, die der Bankier, der früher Buchhändler war, gekauft hatte; unter ihnen bemerkte unser Romanschriftsteller plötzlich das Werk des Architekten Ducerceau über die königlichen Schlösser und die berühmten Paläste Frankreichs, deren Pläne in diesem Buch mit großer Genauigkeit gezeichnet sind.

„Wollen Sie mir dieses Werk ablassen?" fragte Lucien. „Ja," sagte Chaboisseau, der sich aus einem Bankier wieder in einen Buchhändler verwandelte. „Was soll es kosten?" „Fünfzig Franken." „Das ist teuer, aber ich brauche es, und ich habe, um sie zu zahlen, nur die Wechsel, die Sie nicht haben wollen." „Sie haben einen Wechsel über fünfhundert Franken auf sechs Monate, den nehme ich Ihnen ab," antwortete Chaboisseau, der ohne Zweifel Fendant & Cavalier von der letzten Abrechnung her noch gerade diese Summe schuldig war. Die beiden Freunde gingen wieder in das griechische Zimmer, und Chaboisseau rechnete auf einem Stück Papier sechs Prozent Zinsen und sechs Prozent Kommissionsgebühr ab, was einen Abzug von dreißig Franken machte; dann stellte er die fünfzig Franken, den Preis des Ducerceau, in Rechnung und entnahm seiner Kasse, die voll schöner Talerstücke war, vierhundertzwanzig Franken.

„Aber, Herr Chaboisseau, die Wechsel sind entweder alle gut oder alle schlecht, warum diskontieren Sie uns die andern nicht?" „Ich diskontiere nicht, ich mache mich für einen Verkauf bezahlt," versetzte der Biedermann.

Etienne und Lucien lachten noch über Chaboisseau, ohne ihn begreifen zu können, als sie bei Dauriat angekommen waren, wo Lousteau Gabusson bat, ihnen die Adresse eines Diskontierers anzugeben. Die beiden Freunde

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

nahmen eine Droschke und fuhren zum Boulevard Poissonnière. Gabusson hatte ihnen einen Empfehlungsbrief mitgegeben und hatte ihnen gesagt, sie würden das seltsamste und bizarrste Kuriosum treffen, wie er sich ausdrückte.

„Wenn Samanon Ihre Wechsel nicht nimmt," hatte Gabusson gesagt, „dann diskontiert sie Ihnen kein Mensch."

Samanon war im Erdgeschoß Antiquar, im ersten Stock Kleiderhändler, im zweiten Stock verkaufte er verbotene Bilder, überdies war er noch Pfandleiher. Keine der Personen, die Hoffmann in seinen Romanen schildert, keiner der unheimlichen Geizigen Walter Scotts kann mit dem verglichen werden, was die Gesellschaft und Paris in diesem Menschen geschaffen hatten — wenn Samanon überhaupt ein Mensch war. Lucien konnte beim Anblick dieses kleinen, vertrockneten Alten eine Gebärde des Entsetzens nicht zurückhalten, dessen Knochen die völlig lohfarbene Haut durchbohren wollten. Diese Haut war mit zahlreichen grauen oder gelben Flecken besät, wie ein Gemälde von Tizian oder Paul Veronese, wenn man es aus der Nähe ansieht. Das eine Auge Samanons war unbeweglich und gläsern, das andere lebhaft und leuchtend. Der Geizige, der den Eindruck machte, als ob er sich dieses toten Auges bediente, wenn er diskontierte, und des anderen, wenn er seine obszönen Bilder verkaufte, trug eine kleine, flache Perücke, die schwarz sein sollte, aber fuchsrot schimmerte, und unter der man seine weißen Haare sah; seine gelbe Stirne sprang drohend vor, seine Backen waren durch die hervortretenden Kinnbacken wie zu einem Viereck geschnitten, seine Zähne, die noch weiß waren, standen über die Lippen vor wie bei einem Pferd, das das Maul aufsperrt. Der Kontrast seiner Augen und das Grinsen dieses Mundes, das alles zusammen gab ihm ein wildes

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aussehen. Seine harten, spitzen Barthaare mußten stechen wie Nadeln. Ein fadenscheiniger Rock, der schon fast wie Zunder aussah, eine fast farblos gewordene schwarze Binde, die von seinem Bart abgewetzt worden war, und die einen Hals sehen ließ, der runzelig war wie der eines Puters, zeigten, daß ihr Träger sich nichts daraus machte, den Eindruck seiner furchtbaren Physiognomie durch Toilettekünste zu mildern. Die beiden Journalisten fanden diesen Mann in einem Kontor sitzen, das gräßlich schmutzig war; er war damit beschäftigt, auf die Rücken etlicher alter Bücher, die er wohl auf einer Versteigerung erstanden hatte, Schilder zu kleben. In einem raschen Blick tauschten sie die tausend Fragen aus, die der Anblick einer solchen Persönlichkeit erregen mußte, dann grüßten Lucien und Lousteau ihn und überreichten ihm den Brief Gabussons und die Wechsel von Fendant & Cavalier. Während Samanon las, betrat ein Mann, der sehr geistvoll aussah, den dunklen Raum. Er war mit einem sonderbaren kurzen Rock bekleidet, der wie aus Zink geschnitten aussah, so fest war er durch die Legierung mit tausend fremden Stoffen geworden.

„Ich brauche meinen Rock, meine schwarzen Hosen und meine Atlasweste," sagte er zu Samanon und überreichte ihm eine numerierte Karte.

Samanon zog an dem Kupfergriff einer Glocke, und sofort kam ein weibliches Wesen herunter, die, nach der frischen Farbe ihres Gesichts zu schließen, eine Normannin zu sein schien.

„Leih dem Herrn seine Kleider," sagte er und streckte dem Schriftsteller die Hand hin. „Es ist ein Vergnügen, mit Ihnen zu arbeiten; aber einer Ihrer Freunde hat mir einen jungen Mann gebracht, der mich scheußlich hineingelegt hat!" „Ihn legt man hinein," sagte der Künstler zu den beiden Journalisten mit einer überaus drolligen Handbewegung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der große Mann gab, wie es die Lazzaroni im Leihhaus machen, um ihre Feiertagskleider für einen Tag zu erhalten, dreißig Sous hin, die der Diskontierer mit seiner gelben, rissigen Hand nahm und in die Kasse seines Kontortisches warf.

„Was für einen seltsamen Handel machst du?" sagte Lousteau zu dem großen Künstler, der dem Opiumgenuß ergeben war und so, nachdem er in den Zauberpalästen geweilt hatte, nichts arbeiten wollte oder konnte. „Der Mann gibt auf verpfändbare Dinge viel mehr als das amtliche Leihhaus, und er hat überdies die große Gnade, sie einem für die Fälle, wo man gut angezogen sein muß, zur Verfügung zu stellen," antwortete er. „Ich will heute abend mit meiner Geliebten bei den Kellers dinieren. Es ist mir leichter, dreißig Sous zu haben als zweihundert Franken, und ich hole wieder einmal meine Garderobe, die in einem halben Jahre diesem barmherzigen Wucherer hundert Franken eingebracht hat. Samanon hat schon meine Bibliothek Buch für Buch geschluckt." „Ich gebe Ihnen fünfzehnhundert Franken," sagte Samanon zu Lucien.

Lucien zuckte, wie wenn der Diskontierer ihm ein glühendes Eisen ins Herz gestoßen hätte. Samanon sah die Wechsel prüfend an und stellte die Daten fest.

„Und vorher", sagte der Händler, „muß ich erst noch Fendant sehen, der mir zur Sicherheit Bücher geben muß. Sie sind nicht viel wert," sagte er zu Lucien; „Sie leben mit Coralie, und Ihre Möbel sind gepfändet."

Lousteau warf Lucien einen Blick zu; der nahm rasch seine Wechsel, sprang aus dem Laden auf den Boulevard und rief: „Ist das der Teufel?"

Der Dichter betrachtete ein paar Augenblicke diesen kleinen Laden, über den alle Vorübergehenden lächeln mußten, so armselig war er, und so kläglich und schmutzig

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sahen die kleinen Regale mit etikettierten Büchern aus, und jeder mußte sich fragen: Was für eine Art Geschäft mag da betrieben werden?

Einige Augenblicke nachher verließ der große Unbekannte, der zehn Jahre später sich an dem ungeheuren Unternehmen der Saint-Simonisten, dem nur die Grundlage fehlte, beteiligen sollte, sehr gut gekleidet den Laden, lächelte den beiden Journalisten zu und wandte sich mit ihnen nach der Panorama-Passage, um dort zur Vervollständigung seiner Toilette seine Stiefel wichsen zu lassen.

„Wenn man Samanon bei einem Verleger, einem Papierhändler oder einem Drucker eintreten sieht, sind sie verloren," sagte der Künstler zu den beiden Schriftstellern. „Samanon ist wie ein Leichenbeschauer, der kommt, um das Maß zum Sarg zu nehmen." „Du bekommst deine Wechsel nicht mehr diskontiert," sagte jetzt Etienne zu Lucien. „Wo Samanon ablehnt," meinte der Unbekannte, „ist mit niemandem mehr etwas zu machen. Er ist die ultima ratio! Er ist einer der Gehilfen von Gigonnet, Palma, Werberust, Gobseck und andern Krokodilen, die in Paris herumschwimmen, und mit denen jeder, dessen Vermögen zu machen oder zu vernichten ist, früher oder später zusammentreffen muß." „Wenn du deine Wechsel nicht mit fünfzig Prozent diskontieren kannst," fing Etienne wieder an, „müssen sie gegen Taler umgetauscht werden." „Wie?" „Gib sie Coralie, sie wird sie Camusot präsentieren. — Du bist empört," fuhr Lousteau fort, da Lucien indigniert zurückgetreten war. „Welche Kinderei! Kannst du deine Zukunft an einer solchen Albernheit scheitern lassen?" „Jedenfalls will ich das Geld, das ich bisher habe, einstweilen Coralie bringen," versetzte Lucien. „Das ist wieder eine Dummheit," rief Lousteau, „du kannst mit vierhundert Franken nichts anfangen, wo viertausend gebraucht werden. Behalten wir etwas, um im Falle des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Verlustes trinken zu können, und spielen wir." „Der Rat ist gut," sagte der große Unbekannte.

Sie waren kaum vier Schritte von Frascati entfernt, und so übten diese Worte eine magnetische Kraft aus. Die beiden Freunde bezahlten ihre Droschke und stiegen die Treppe hinauf, um zu spielen. Zuerst gewannen sie dreitausend Franken, dann sanken sie auf fünfhundert herunter und gewannen wieder dreitausendsiebenhundert; dann fielen sie auf hundert Sous, erholten sich wieder bis zu zweitausend Franken, riskierten sie auf Paar, um sie mit einem Schlage zu verdoppeln; Paar war seit fünf Runden nicht gekommen, aber es kam wieder Unpaar. Lucien und Lousteau verließen diesen berühmten Pavillon, nachdem sie zwei Stunden in furchtbaren Aufregungen verbracht hatten. Sie hatten noch hundert Franken. Auf den Stufen des kleinen Peristyls, dessen zwei Säulen eine kleine Blechmarkise von außen stützten, die mehr als ein Auge innig oder verzweifelt betrachtet hat, sagte Lousteau, als er den glühenden Blick Luciens sah: „Riskieren wir noch fünfzig Franken!"

Die beiden Journalisten gingen wieder nach oben. In einer Stunde waren sie bei tausend Talern angelangt; sie setzten die tausend Taler auf Rot, das fünfmal gekommen war, sie bauten auf den Zufall, dem sie ihren früheren Verlust verdankten. Es kam Schwarz. Es war sechs Uhr.

„Riskieren wir noch fünfundzwanzig Franken," sagte Lucien.

Dieser neue Versuch dauerte nicht lange, die fünfundzwanzig Franken waren in zehn Runden verloren. Lucien warf wütend seine letzten fünfundzwanzig Franken auf die Ziffer, die der Zahl seiner Lebensjahre entsprach, und gewann: seine Hand zitterte furchtbar, als er den Rechen nahm, um die Taler aufzunehmen, die der Bankhalter

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

einen nach dem andern hinwarf. Er gab Lousteau zehn Louisdor und sagte zu ihm: „Rette dich zu Véry!“

Lousteau verstand Lucien und ging, um das Diner zu bestellen. Lucien blieb zurück und spielte weiter. Er setzte seine dreißig Louisdor auf Rot und gewann. Er ließ sich von der geheimen Stimme, die die Spieler manchmal verstehen, Mut machen, ließ alles auf Rot und gewann; seine Eingeweide brannten wie glühende Kohlen! Trotz der innern Stimme setzte er die hundertzwanzig Louisdors auf Schwarz und verlor. Jetzt empfand er das köstliche Gefühl, das bei den Spielern ihren furchtbaren Aufregungen folgt, wenn sie nichts mehr zu riskieren haben und die Folterkammer verlassen, in der ihre flüchtigen Träume sich abgespielt haben. Er ging zu Lousteau ins Restaurant Véry, wo er sich wild aufs Essen stürzte und seinen Kummer im Wein ertränkte. Um neun Uhr war er so völlig betrunken, daß er nicht begriff, warum die Pförtnerin aus der Rue de Vendôme ihn nach der Rue de la Lune schickte.

„Fräulein Coralie hat ihre Wohnung verlassen und ist in das Haus gezogen, dessen Adresse hier auf dem Papier steht.“

Lucien war zu betrunken, um sich über etwas zu wundern, stieg wieder in den Wagen, der ihn hergefahren hatte, und fuhr nach der Rue de la Lune. Unterwegs machte er im Selbstgespräch Witze über den Namen der Straße. An diesem Morgen war der Konkurs des Panorama Dramatique ausgebrochen. Die erschreckte Schauspielerin hatte sich beeilt, ihr ganzes Mobiliar mit Zustimmung ihrer Gläubiger dem alten Cardot zu verkaufen, der die Wohnung, um ihre Bestimmung nicht zu ändern, Florentine überwies. Coralie hatte alles bezahlt, alles in Ordnung gebracht und alles mit dem Hausbesitzer erledigt. Während der Zeit, die diese Operation, die sie im Schauspielerjargon eine große

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wäsche' nannte, erforderte, richtete Berenice mit den nötigsten Möbeln, die sie beim Althändler kaufte, im vierten Stock eines Hauses in der Rue de la Lune, zwei Schritte vom Gymnase, eine kleine Wohnung von drei Zimmern ein. Coralie erwartete dort Lucien; sie hatte aus diesem Schiffbruch ihre Liebe ohne Flecken und eine Börse mit zwölfhundert Franken gerettet. Lucien erzählte in seiner Trunkenheit Coralie und Berenice seine unglücklichen Erlebnisse.

„Du hast recht getan, mein Engel," sagte die Schauspielerin und schloß ihn in ihre Arme. „Berenice wird deine Wechsel Braulard verhandeln."

Am nächsten Morgen erwachte Lucien in den Wonnen, mit denen Coralie ihn überschüttete. Die Schauspielerin verdoppelte ihre Liebe und Zärtlichkeit, wie um die Dürftigkeit ihres neuen Haushalts mit den reichsten Schätzen ihres Herzens aufzuwiegen. Sie war von strahlender Schönheit, ihre Haare lösten sich aus einem Seidentuch, das sie um den Kopf geschlungen hatte, sie war frisch und rosig, ihre Augen lachten, ihre Worte waren heiter wie der Strahl der aufgehenden Sonne, die in die Fenster schien, wie um dieses reizende Elend zu vergolden. Das Zimmer sah noch nicht so übel aus, es hatte eine meergrüne Tapete mit roter Borte, und es hingen zwei Spiegel da, der eine über dem Kamin, der andere über der Kommode. Ein alter Teppich, den Berenice von ihren Sparpfennigen gegen den Willen Coralies gekauft hatte, bedeckte den kalten Fußboden. An Gelassen für ihre Kleider und Wäsche hatten die beiden Liebenden einen Spiegelschrank und eine Kommode. Die Mahagonimöbel waren mit blauem Stoff ausgeschlagen. Berenice hatte aus dem Zusammenbruch eine Standuhr und zwei Porzellanvasen, vier silberne Bestecke und sechs Kaffeelöffel gerettet. Das Eßzimmer, das an das Schlafzimmer anstieß, sah aus wie das eines kleinen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beamten mit zwölfhundert Franken Gehalt. Die Küche lag auf der andern Seite des Flurs. Berenice schlief in einer Dachkammer. Die Miete betrug nicht mehr als hundert Taler. Dieses schreckliche Haus hatte einen falschen Torweg: der obere Teil des scheinbaren Torflügels war nämlich ein Kreuzstock, hinter dem die elende, niedrige Wohnung des Portiers lag, und von dem aus er siebzehn Mietsparteien zu überwachen hatte. Ein solcher Bienenkorb wird in der Sprache der Notare ein einträgliches Haus genannt. Lucien sah einen Schreibtisch, einen Lehnstuhl, Tinte, Federn und Papier. Die Fröhlichkeit Berenices, die auf das erste Auftreten Coralies im Gymnase baute, und die der Schauspielerin, die in ihrer Rolle, einem dünnen Heft, das mit einem blauen Bändchen geheftet war, las, verjagte die Unruhe und Traurigkeit des ernüchterten Dichters.

„Wenn man in der Welt nichts von diesem Absturz erfährt, werden wir bald wieder hochkommen," sagte er. „Schließlich haben wir viertausendfünfhundert Franken vor uns! Ich will meine neue Stellung in den royalistischen Zeitungen ausbeuten; ich verstehe mich jetzt auf den Journalismus, es wird gelingen!"

Coralie hörte in diesen Worten nur seine Liebe und küßte die Lippen, die sie gesprochen hatten. In diesem Augenblick hatte Berenice den Tisch in der Nähe des Kamins gedeckt und ein bescheidenes Frühstück aufgetragen, das aus Rührei, zwei Kotelettes und Kaffee mit Rahm bestand. Es klopfte. Drei aufrichtige Freunde, d'Arthez, Léon Giraud und Michel Chrestien, zeigten sich den erstaunten Augen Luciens, der sehr gerührt war und sie bat, mit zu frühstücken.

„Nein," sagte d'Arthez. „Wir kommen in ernsthafteren Angelegenheiten, als um bloß Trost zu spenden; wir wissen nämlich alles, wir kommen aus der Rue de Vendôme.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Sie kennen meine Anschauungen, Lucien. In jedem andern Fall wäre ich erfreut, wenn ich sähe, daß Sie sich meinen politischen Überzeugungen anschließen; aber in der Lage, in die Sie sich dadurch versetzt haben, daß Sie für die liberalen Zeitungen schreiben, können Sie nicht in die Reihen der Ultras übergehen, ohne Ihren Charakter für immer zu schänden und Ihr Leben zu beschmutzen. Wir kommen, um Sie im Namen unserer Freundschaft, so schwach sie auch geworden sein mag, zu beschwören, sich nicht so zu beflecken. Sie haben die Romantiker, die Rechte und die Regierung angegriffen; Sie können nicht jetzt die Regierung, die Rechte und die Romantiker in Schutz nehmen." „Die Gründe, die mein Handeln bestimmen, gehören einem höheren Bereiche der Erwägungen an; der Ausgang wird alles rechtfertigen," sagte Lucien. „Sie verstehen vielleicht die Lage nicht, in der wir sind," sagte Léon Giraud zu ihm. „Die Regierung, der Hof, die Bourbonen, die absolutistische Partei oder, wenn Sie alles in einem allgemeinen Ausdruck beisammen haben wollen, das System, das sich dem Konstitutionalismus entgegenstellt, teilt sich in mehrere Fraktionen, die sehr verschiedener Meinung sind, wenn es sich um die Mittel zur Erstickung der Revolution handelt, die aber wenigstens über die Notwendigkeit, die Presse zu unterdrücken, einig sind. Die Gründung des ‚Réveil', des ‚Foudre', des ‚Drapeau blanc', die alle dazu bestimmt sind, auf die Verleumdungen, die Beschimpfungen und den Spott der liberalen Presse zu antworten, die ich in diesem Punkte mißbillige — denn diese Verkennung der Größe unseres heiligen Amtes hat uns ja gerade dazu gebracht, ein würdiges und ernsthaftes Blatt herauszugeben, dessen Einfluß binnen kurzem bedeutungsvoll und spürbar sein wird, das Macht haben und doch seine Würde behaupten wird," fügte er wie als Anmerkung hinzu —, „diese royalistische und ministerielle

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Artillerie also ist ein erster Versuch der Vergeltung, und mit ihr soll den Liberalen Streich um Streich, Wunde um Wunde heimgezahlt werden. Was, glauben Sie, daß kommen wird, Lucien? Die Mehrzahl der Abonnenten steht auf der Seite der Linken. In der Presse wie im Krieg ist der Sieg auf der Seite der großen Bataillone! Ihr werdet Niederträchtige, Lügner und Volksfeinde sein. Die andern werden Vaterlandsverteidiger, Ehrenmänner, Märtyrer sein, obwohl sie vielleicht heuchlerischer, perfider sind als ihr. Dieses Mittel wird den verderblichen Einfluß der Presse verstärken, es wird seine gehässigsten Ausschreitungen legitimieren und heiligen. Die Beleidigung und der Kampf gegen die Person wird eines ihrer öffentlichen Rechte werden, wird zugunsten der Abonnenten von beiden Parteien geübt werden und dadurch, daß der Brauch auf beiden Seiten derselbe ist, für unabänderlich und zu Recht bestehend angesehen werden. Wenn das Übel sich in seiner ganzen Ausdehnung offenbart hat, werden die Restriktiv- und Prohibitivgesetze, die Zensur, die aus Anlaß der Ermordung des Herzogs von Berry eingeführt und seit der Kammereröffnung aufgehoben wurde, wiederkommen. Wissen Sie, was das französische Volk aus diesem Streit für einen Schluß ziehen wird? Es wird die Verdächtigungen der liberalen Presse für bare Münze nehmen, wird glauben, daß die Bourbonen die materiellen Resultate, die die Revolution gebracht hat, antasten wollten, wird sich eines schönen Tages erheben und die Bourbonen verjagen. Also nicht nur beflecken Sie Ihr Leben, sondern Sie stehen eines Tages in den Reihen der besiegten Partei. Sie sind zu jung und noch zu neu in der Presse, Sie wissen zu wenig von ihrem geheimen Räderwerk und ihren Methoden; Sie haben zuviel Neid erregt, um sich gegen das allgemeine Zetergeschrei, das sich in den liberalen Blättern erheben wird, halten zu können. Sie werden von der Wut der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Parteien, die noch im Paroxysmus des Fiebers sind, fortgerissen werden; nur ist ihr Fieber von den brutalen Handlungen von 1815 und 1816 in die Ideen, die Redeschlachten der Kammer und die Debatten der Presse übergegangen." „Liebe Freunde," sagte Lucien, „ich bin nicht mehr der unerfahrene junge Dichter, den ihr in mir sehen möchtet. Was auch eintreten mag, ich werde einen Vorteil erringen, den der Sieg der liberalen Partei mir nicht geben kann. Bis ihr den Sieg habt, ist die Sache, um die es sich mir handelt, in Ordnung." „Wir schneiden dir dann ... die Haare ab," sagte Michel Chrestien lachend. „Ich werde bis dahin Kinder haben," erwiderte Lucien, „und wenn ihr mir dann den Kopf abschneidet, ist es noch ebenso, als wenn ihr mir gar nichts abschneidet."

Die drei Freunde verstanden Lucien nicht, sie wußten nicht, daß seine Beziehungen mit der vornehmen Welt in ihm im höchsten Maße den Adelsstolz und die Aristokratenteilkeit geweckt hatten. Der Dichter sah übrigens mit Recht in seiner Schönheit und seinem Geiste, wenn sie sich auf den Namen und den Titel eines Grafen von Rubempré stützten, die Grundlage zu einem ungeheuren Vermögen. Frau d'Espard, Frau von Bargeton und Frau von Montcornet hielten ihn an diesem Faden, wie ein Kind einen Maikäfer hält. Lucien flog nur noch in einem begrenzten Kreise. Die Worte: ‚Er ist einer der Unseren, er denkt, wie sich's gehört!' die vor drei Tagen in den Salons von Fräulein des Touches gefallen waren, hatten ihn berauscht, und ebenso beseligt hatten ihn die Glückwünsche, die er von den Herzogen von Lenoncourt, von Navarreins und von Grandlieu, von Rastignac, Blondet, der schönen Herzogin von Maufrigneuse, dem Grafen von Esgrignon, von des Lupeaulx, von den einflußreichsten und am Hofe angesehensten Männern der royalistischen Partei empfangen hatte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Nun, dann ist nichts weiter zu sagen," erwiderte d'Arthez. „Es wird dir schwerer als jedem anderen sein, dich rein zu erhalten und dich selber zu achten. Du wirst viel zu leiden haben, ich kenne dich, wenn du dich erst eben von denen verachtet siehst, denen du dich widmest."

Die drei Freunde verabschiedeten sich von Lucien, ohne ihm freundschaftlich die Hand zu drücken. Lucien war ein paar Augenblicke nachdenklich und traurig.

„Ach was! laß doch diese dummen Menschen," rief Coralie, setzte sich ihm auf die Knie und legte ihre schönen Arme um seinen Hals; „sie nehmen das Leben ernsthaft, und das Leben ist ein Spaß. Und übrigens wirst du Graf Lucien von Rubempré werden. Ich werde, wenn es not tut, im Kanzleramt vorsprechen und sehr verlockend sein. Ich weiß, wie man mit diesem Lüstling des Lupeaulx, der deine Ordonnanz zur Unterschrift vorzulegen hat, umgehen muß. Habe ich dir nicht gesagt, du wirst, wenn du noch eine Stufe brauchst, um deine Beute zu fassen, den Leib Coralies haben?"

Am Tage darauf ließ Lucien seinen Namen in die Zahl der Mitarbeiter des ‚Réveil' aufnehmen. Dieser Name wurde in dem Prospekt, der mit den Geldmitteln des Ministeriums in hunderttausend Exemplaren verbreitet wurde, wie eine Eroberung angekündigt. Lucien ging zu dem Siegesmahl, das bei Robert, zwei Schritte von Frascati, stattfand und neun Stunden dauerte. Die Koryphäen der royalistischen Presse waren da: Martainville, Auger, Destains und eine Menge Schriftsteller, die heute noch leben, und die damals nach dem Ausdruck, der üblich war, in Monarchie und Religion machten.

„Wir werden es ihnen heimzahlen, den Liberalen," sagte Hector Merlin. „Meine Herren," erwiderte Nathan, der sich diesem Banner angeschlossen hatte, indem er erwog,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

daß es für ihn und seine theatralische Karriere besser sei, die Autorität, die über das Theater verfügte, für sich als gegen sich zu haben, „wenn wir den Krieg gegen sie führen, wollen wir das ernsthaft tun; mit Kugeln aus Kork dürfen wir uns nicht behelfen! Wir müssen ohne Unterschied des Alters oder des Geschlechts alle klassischen und liberalen Schriftsteller angreifen, müssen sie dem Spott preisgeben und keinen Pardon geben." „Bleiben wir ehrenhaft, lassen wir uns nicht durch die Rezensionsexemplare, die Geschenke und das Geld der Verleger bestechen. Führen wir die Restauration des Journalismus durch." „Wohl," sagte Martainville. „Justum et tenacem propositi virum! Seien wir unversöhnlich und scharf. Ich werde aus Lafayette machen, was er ist: Hasenfuß I.!" „Ich", sagte Lucien, „nehme die Helden des ‚Constitutionnel', Mercier, die Gesammelten Werke des Herrn von Jouy, die berühmten Redner der Linken auf mich."

Um ein Uhr morgens proklamierten die Schriftsteller einmütig den Kampf auf Leben und Tod, worauf sie alle ihre verschiedenen Schattierungen und alle ihre Ideen in einem flammenden Punsch ertränkten.

„Wir haben uns eine famose monarchische und religiöse Hose angezogen," sagte auf der Türschwelle eins der berühmtesten Mitglieder der romantischen Literatur.

Dieses historische Wort, das von einem Verleger, der dem Diner anwohnte, weitererzählt wurde, stand am nächsten Tage im ‚Miroir'; aber es wurde Lucien zugeschrieben. Dessen Abfall war das Signal zu einem furchtbaren Lärm in den liberalen Zeitungen. Lucien wurde ihre Zielscheibe und wurde auf die grausamste Weise an den Pranger gestellt: man erzählte die Leidensgeschichte seiner Sonette, teilte dem Publikum mit, Dauriat würde lieber tausend Taler verlieren, als sie drucken; man nannte ihn den Dichter ohne Sonette.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eines Morgens las Lucien in demselben Blatt, in dem er so glänzend debütiert hatte, die folgenden Zeilen, die einzig und allein für ihn geschrieben schienen, denn das Publikum konnte die Bosheit kaum verstehen:

„*** Wenn der Verleger Dauriat fortfährt, die Sonette des künftigen französischen Petrarca nicht zu drucken, werden wir zeigen, daß wir edelmütige Feinde sind, und werden diesen Gedichten unsere Spalten öffnen. Nach dem folgenden zu urteilen, das uns ein Freund des Dichters mitteilt, scheinen sie ja sehr pikant zu sein."

Unter dieser schrecklichen Ankündigung las der Dichter das folgende Sonett, über das er heiße Tränen vergoß:

Auf einem Beet in voller Blüte sproß
Ein Pflänzlein kümmerlich und zweifelhaft,
Das sich gebärdete, als ob sein Schaft
Ein Wunder künft'ger Farbenpracht umschloß.

So ließ man es denn stehn! Doch bald verdroß
Sein Üppigtun mit aufgeblähter Kraft
Die stolzen Schwestern, die ihm Raum verschafft,
Und alle harrten, daß es sich erschloß.

Da blühte es. Doch nie ward ein Patron
So überschüttet mit Gespött und Hohn,
Als man verlachte das gemeine Kraut.

Bald ward es ausgerissen, wie es Brauch,
Ein Esel schrie auf seinem Grabe laut,
Denn es war wirklich nur ein Distelstrauch[1]).

Vernou sprach von der Spielleidenschaft Luciens und machte im voraus darauf aufmerksam, sein Roman, der ‚Bogenschütze', werde ein vaterlandsfeindliches Werk sein, in dem der Verfasser die Partei der katholischen Massenmörder gegen die kalvinistischen Opfer nähme. Im Laufe

[1]) Distel aber heißt auf französisch ‚chardon', und so lautet auch im Original der Schlußreim des Spottgedichts, so daß der Name des Opfers den Kundigen preisgegeben war.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

von acht Tagen wurde diese Fehde immer giftiger. Lucien hatte auf seinen Freund Lousteau gerechnet, der ihm tausend Franken schuldete, und mit dem er geheime Verabredungen getroffen hatte; aber Lousteau wurde Luciens erklärter Feind, aus folgenden Gründen. Seit drei Monaten liebte Nathan Florine und wußte nicht, wie er sie Lousteau, dessen guter Engel sie übrigens war, wegnehmen sollte. In der Verzweiflung und in der Trostlosigkeit, in der sich diese Schauspielerin befand, die ohne Engagement war, suchte Nathan, Luciens Mitarbeiter, Coralie auf und bat sie, Florine eine Rolle in einem Stück von ihm anzubieten, wobei er es auf sich nahm, der stellungslosen Schauspielerin ein Probeengagement am Gymnase zu verschaffen. Florine, die der Rausch des Ehrgeizes überkam, zögerte nicht. Sie hatte Zeit genug gehabt, Lousteau zu beobachten. Nathan war voller literarischem und politischem Ehrgeiz, hatte so viel Energie wie Bedürfnisse, während die Laster in Lousteau den Willen töteten. Die Schauspielerin, die in neuem Glanze wieder auf der Bühne auftreten wollte, lieferte Nathan die Briefe des Drogisten aus, und Nathan verkaufte sie gegen den Sechstelanteil der von Finot geleiteten Zeitschrift an Matifat. Florine hatte jetzt eine prächtige Wohnung in der Rue Hauteville und nahm Nathan zum Schützer gegen den ganzen Journalismus und die Welt des Theaters. Lousteau wurde von diesem Ereignis so hart getroffen, daß er am Ende eines Diners, das seine Freunde ihm gaben, um ihn zu trösten, zu weinen anfing. Bei diesem Gelage fanden die Teilnehmer, daß Nathan nur seinen Vorteil gewahrt hätte. Einige Schriftsteller, wie Finot und Vernou, hatten von der Leidenschaft des Dramaturgen für Florine gewußt; aber alle sagten sie, Lucien hätte sich, indem er in diesem Handel den Kuppler machte, gegen die heiligsten Gesetze der Freundschaft vergangen. Der Parteigeist, der Wunsch,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seinen neuen Freunden zu dienen, waren keine Entschuldigungen für den neugebackenen Royalisten.

„Nathan ist von der Logik der Leidenschaft fortgerissen; aber dieser ‚große Mann aus der Provinz', wie Blondet ihn nennt, folgt seinen Berechnungen," rief Bixiou.

So wurde denn das Verderben Luciens, dieses Eindringlings, dieses Gernegroß, der alle Welt verschlingen wollte, einstimmig beschlossen und gründlich hin und her überlegt. Vernou, der Lucien haßte, versprach, im Kampf gegen ihn nicht locker zu lassen. Um Lousteau die tausend Taler nicht zahlen zu müssen, klagte Finot Lucien an, er habe ihn dadurch, daß er Nathan das Geheimnis der Operation gegen Matifat verriet, um einen Gewinn von fünfzigtausend Franken gebracht. Nathan aber hatte auf den Rat Florinens dafür gesorgt, daß ihm Finots Beistand nicht verloren ging, und hatte ihm das Sechstelchen für fünfzehntausend Franken verkauft. Lousteau, der seine tausend Taler verlor, verzieh Lucien diese ungeheure Schädigung seiner Interessen nicht. Die Wunden der Eigenliebe werden unheilbar, wenn das Oxyd des Geldes in sie eindringt. Kein Ausdruck, keine Schilderung kann die Wut wiedergeben, die über die Schriftsteller kommt, wenn ihre Eigenliebe leidet, und ebenso über alles Beschreiben groß ist die Energie, die in dem Augenblick über die Schriftsteller kommt, wo sie sich von den Giftpfeilen des Spottes getroffen fühlen. Die, deren Energie und deren Widerstand durch den Angriff sofort gereizt werden, unterliegen schnell. Die Ruhigen, deren Plan erst nach dem völligen Vergessen gemacht wird, dem ein beleidigender Artikel schnell verfällt, entfalten den wahren literarischen Mut. So scheinen die Schwachen im ersten Augenblick die Starken zu sein; aber ihr Widerstand dauert nur eine Zeitlang. In den ersten vierzehn Tagen ließ Lucien voller Wut einen Hagel von Artikeln in den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

royalistischen Zeitungen los, in denen er das Amt der Kritik mit Hector Merlin teilte. Jeden Tag feuerte er von der Schanze des ‚Réveil' all seinen Geist gegen seine Feinde ab und wurde dabei übrigens von Martainville unterstützt, der der einzige war, der ihm ohne Hintergedanken beistand, und den man nicht in das Geheimnis der Abmachungen einweihte, die mit allerlei Scherzen nach dem Trinken oder in den Holzgalerien bei Dauriat und hinter den Kulissen zwischen den Journalisten beider Parteien, die die Kameradschaft heimlich verband, geschlossen worden waren. Wenn Lucien in das Foyer des Vaudeville kam, wurde er nicht mehr als Freund behandelt, nur die Leute seiner Partei gaben ihm die Hand, während Nathan, Hector Merlin, Théodore Gaillard, ohne sich zu genieren, mit Finot, Lousteau, Vernou und andern solchen Journalisten, die man alle gute Jungen nannte, auf vertrautem Fuße standen. In dieser Zeit war das Foyer des Vaudeville der Hauptplatz des Literaturklatsches, eine Art Boudoir, in dem Leute aller Parteien, Politiker und Beamte, verkehrten. Wenn in irgendeinem amtlichen Bureau der Präsident einem untergebenen Kollegen gegenüber den Tadel ausgesprochen hatte, er lasse seinen Talar hinter den Kulissen eines Theaters schleifen, so traf es sich wohl, daß sein Talar mit dem des Getadelten im Foyer des Vaudeville zusammentraf. Lousteau reichte dort schließlich Nathan die Hand. Finot kam fast jeden Abend hin. Wenn Lucien Zeit hatte, ging er hin, um die Stimmung seiner Gegner kennen zu lernen, und der unglückliche junge Mann mußte stets eine unversöhnliche Kälte an ihnen bemerken.

Zu jener Zeit erzeugte der Parteigeist viel ernsthaftere Gehässigkeiten als heutzutage. Heutzutage hat sich schließlich alles in dem Getriebe durch eine zu große Anspannung der Federn gemildert. Heutzutage reicht die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kritik einem Manne, dessen Buch sie auf ihrem Altar geopfert hat, die Hand. Das Opfer muß den Opferer umarmen, wenn er nicht die Spießruten des Spottes laufen will. Wenn ein Schriftsteller nicht so verfährt, kommt er in den Ruf der Unliebenswürdigkeit, wird er ein unverträglicher Mensch, ein krasser Egoist, ein unzugänglicher, gehässiger, nachtragender Kerl genannt. Hat heutzutage ein Schriftsteller die Stiche des verräterischen Dolches in den Rücken bekommen, ist er den Netzen, die mit niederträchtiger Heuchelei gestellt worden sind, entronnen, ist er der schlimmsten Behandlung ausgesetzt gewesen, dann muß er zusehen und stillhalten, wenn seine Mörder ihm guten Tag sagen, Anspruch auf seine Achtung, sogar auf seine Freundschaft machen. Alles wird in einer Zeit, wo man die Tugend in Laster verwandelt, wie man gewisse Laster zu Tugenden erhoben hat, entschuldigt und gerechtfertigt. Die Kameradschaft ist von allen Freiheiten die geheiligtste geworden. Politische Führer, die einander schroff gegenüberstehen, sprechen zueinander in Worten ohne Schärfe oder mit höflichen Spitzen. In jener Zeit erforderte es, vielleicht erinnert sich der eine oder der andere noch daran, für manche royalistische und für manche liberale Schriftsteller Mut, sich im selben Theater zu treffen. Man konnte die gehässigsten Herausforderungen zu hören bekommen. Die Blicke waren geladen wie Pistolen, der geringste Funke konnte das Losplatzen eines heftigen Streites herbeiführen. Wer hat nicht seinen Nachbarn in Verwünschungen ausbrechen hören, wenn einige Männer eintraten, die den Angriffen einer der beiden Parteien besonders ausgesetzt waren? Es gab damals nur zwei Parteien, die Royalisten und die Liberalen, die Romantiker und die Klassiker, das war beides derselbe Haß unter zwei verschiedenen Formen, ein Haß, angesichts dessen man die Schafotte der Konventszeit begriff. Lucien.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der sich aus dem Liberalen und fanatischen Voltairianer, der er anfangs gewesen war, in einen wütenden Royalisten und Romantiker verwandelt hatte, stand also unter dem Gewicht der Feindseligkeit, das über dem Kopf des Mannes hing, der von den Liberalen der Zeit am meisten verabscheut wurde, über dem Kopf von Martainville, der der einzige war, der ihn verteidigte und liebte. Dieses Zusammenhalten schädigte Lucien. Die Parteien sind gegen ihre vorgeschobenen Posten undankbar. Sie nennen sie oft sentimental ihre ‚verlorenen Kinder', aber sie geben sie mit Willen preis. Insbesondere in der Politik müssen die, die sich durchsetzen wollen, sich zur Hauptmasse der Armee halten. Das Bösartigste, was die kleinen Blätter taten, war, Lucien und Martainville zusammenzukoppeln. Der Liberalismus warf sie einander in die Arme. Diese angebliche oder wirkliche Freundschaft trug ihnen gallige Artikel ein, die Félicien geschrieben hatte, der über die Erfolge, die Lucien in der vornehmen Gesellschaft errang, verzweifelt war und, wie alle früheren Kameraden des Dichters, an seine demnächst bevorstehende Erhebung in den Adelstand glaubte. Der angebliche Verrat des Dichters wurde jetzt noch viel schlimmer hingestellt und mit sehr erschwerenden Umständen ausgeschmückt. Lucien wurde der kleine Judas und Martainville der große Judas genannt, denn Martainville wurde mit Recht oder mit Unrecht beschuldigt, er hätte im Krieg den feindlichen Armeen die Brücke von Pecq ausgeliefert. Lucien machte des Lupeaulx gegenüber lachend den Scherz, was ihn angehe, habe er ohne Zweifel die Eselsbrücke geliefert. Luciens üppiges Leben, obwohl es hohl und auf Hoffnungen gegründet war, empörte seine Freunde, die ihm weder seine Equipage verziehen, denn für sie fuhr er noch immer in ihr, noch den Glanz seiner Wohnung in der Rue de Vendôme. Alle fühlten instinktiv, daß ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mann, der jung, schön, geistvoll und von ihnen verdorben war, es weit bringen mußte; daher waren ihnen alle Mittel gut genug, um ihn zu stürzen.

Einige Tage vor dem ersten Auftreten Coralies im Gymnase ging Lucien Arm in Arm mit Hector Merlin im Foyer des Vaudeville auf und ab. Merlin schalt seinen Freund aus, daß er Nathan in der Sache mit Florine beigestanden hätte.

„Sie haben sich Lousteau und Nathan beide zu Todfeinden gemacht. Ich hatte Ihnen gute Ratschläge gegeben, Sie haben sie aber nicht benutzt. Sie sind mit dem Lob verschwenderisch gewesen und haben Wohltaten um sich gestreut; Sie werden für Ihre guten Taten grausam bestraft werden. Florine und Coralie werden auf derselben Bühne nie gut miteinander auskommen: die eine wird immer die andere übertreffen wollen. Sie haben nur unsere Zeitungen, die für Coralie eintreten können; Nathan verfügt außer dem Vorteil, den ihm sein Beruf als Verfasser von Stücken verschafft, in Theaterangelegenheiten über die liberalen Zeitungen, und er steht viel länger im Journalismus als Sie."

Diese Worte sprachen Luciens geheime Befürchtungen aus, denn er fand weder bei Nathan noch bei Gaillard die offene Freundschaft, auf die er Anspruch zu haben glaubte; aber er konnte sich nicht beklagen, er war ja erst so neu bekehrt! Gaillard ließ das Lucien deutlich fühlen, er sagte ihm, die Neulinge müßten lange Zeit hindurch Pfänder geben, ehe ihre Partei ihnen ganz trauen könnte. Der Dichter stieß in den Redaktionen der royalistischen und ministeriellen Zeitungen auf eine Eifersucht, an die er nie gedacht hatte, auf jene nämlich, die zwischen allen Menschen ausbricht, wenn es irgendeine Pastete zu teilen gibt: sie werden dann alle zu Hunden, die sich um einen Knochen streiten, sie geben dasselbe Knurren von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich, nehmen dieselbe Stellung ein und offenbaren denselben Charakter. Diese Schriftsteller spielten einander im geheimen tausend schlimme Streiche, um sich gegenseitig in den Augen der Machthaber zu schaden; jeder beschuldigte den andern, er wäre lau, und sie nahmen zu den niederträchtigsten Manövern ihre Zuflucht, um sich eines Konkurrenten zu entledigen. Die Liberalen hatten keine solchen Gründe zu inneren Kämpfen, da sie von der Macht und ihren Annehmlichkeiten weit entfernt waren. Lucien hatte angesichts dieses unentwirrbaren Netzes von ehrgeizigen Manövern weder den Mut, das Schwert zu ziehen und den Knoten zu zerhauen, noch die Geduld, ihn allmählich aufzulösen; er konnte weder der Aretino noch der Beaumarchais noch der Fréron seiner Zeit sein. In ihm lebte jetzt nur der einzige Wunsch: seine Ordonnanz zu haben; denn er sah ein, daß diese Standeserhebung ihm auch zu einer glänzenden Heirat verhelfen würde. Sein Glück würde dann nur noch von einem Zufall abhängen, zu dem ihm seine Schönheit verhelfen würde. Lousteau, der ihm so viel Vertrauen gezeigt hatte, kannte sein Geheimnis, und der Journalist wußte also, wo der Dichter von Angoulême tödlich zu treffen war; und so hatte Etienne Lucien an dem Tag, wo Merlin mit ihm im Vaudeville auf und ab ging, eine schreckliche Schlinge gelegt, worin dieser Knabe sich fangen und zugrunde gehen mußte.

„Da ist ja unser schöner Lucien," sagte Finot und trat mit des Lupeaulx heran. Er plauderte mit ihm, während Lucien, dessen Hand er mit täuschend nachgeahmter Freundschaftlichkeit drückte, dabei stand. „Ich kenne kein Beispiel eines so schnellen Glückes, wie er es gemacht hat," sagte er und blickte abwechselnd Lucien und den vortragenden Rat an. „In Paris gibt es zweierlei Glück: das materielle Glück, das Geld, das jeder an sich reißen kann, und das moralische Glück, die Beziehungen, die Stellung,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Zutritt in eine gewisse Welt, die für manche Personen, mag ihr materielles Vermögen noch so groß sein, verschlossen ist, und mein Freund..." „Unser Freund," sagte des Lupeaulx und warf Lucien einen liebevollen Blick zu. „Unser Freund", fuhr Finot fort und tätschelte zärtlich die Hand Luciens, „hat in dieser Hinsicht ein glänzendes Glück gehabt. Es ist wahr, Lucien ist begabter und geistvoller als alle seine Neider, und überdies ist er im Besitz einer köstlichen Schönheit; seine alten Freunde verzeihen ihm seine Erfolge nicht, sie sagen, er habe Glück gehabt." „Glück dieser Art", sagte des Lupeaulx, „kommt nie zu den Dummköpfen oder den Unfähigen. Wie? Kann man die Laufbahn Bonapartes Glück nennen? Zwanzig kommandierende Generale standen über ihm, die die italienische Armee hätten befehligen können, wie es in diesem Augenblick hundert junge Leute gibt, die bei Fräulein des Touches Erfolg haben möchten, die man in der vornehmen Welt schon als Ihre künftige Frau bezeichnet, lieber Freund!" sagte des Lupeaulx und klopfte Lucien auf die Schulter. „Oh! Sie stehen in großer Gunst. Die Marquise d'Espard, Frau von Bargeton und die Frau von Montcornet sind ganz verliebt in Sie. Sind Sie nicht heute abend auf der Soiree von Madame Firmiani und morgen auf dem Rout der Herzogin von Grandlieu?" „O ja," erwiderte Lucien. „Gestatten Sie mir, Ihnen einen jungen Bankier, Herrn du Tillet, vorzustellen, er ist Ihrer wert, er hat es in kurzer Zeit zu einem großen Vermögen gebracht."

Lucien und du Tillet begrüßten sich, unterhielten sich miteinander und der Bankier lud Lucien zum Diner ein. Finot und des Lupeaulx, die beide gleich schlau waren und sich lange genug kannten, um immer Freunde zu bleiben, schienen ihre begonnene Unterhaltung fortzusetzen; sie überließen Lucien, Merlin, du Tillet und Nathan

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihrem Geplauder und setzten sich auf einen der Diwane, die im Foyer des Vaudeville standen.

„Hören Sie, lieber Freund," sagte Finot zu des Lupeaulx, „sagen Sie mir die Wahrheit! Wird Lucien ernsthaft protegiert? Denn er ist der Feind aller meiner Mitarbeiter geworden; und ehe ich ihre Verschwörung begünstige, wollte ich mich mit Ihnen beraten, um zu hören, ob es nicht besser ist, sie zu vereiteln und ihm zu nützen."

Hier sahen sich der vortragende Rat und Finot in einer kleinen Pause mit einem tiefen Blick an.

„Wie, lieber Freund," erwiderte des Lupeaulx, „können Sie glauben, daß die Marquise d'Espard, Châtelet und Frau von Bargeton, die den Baron zum Präfekten der Charente und zum Grafen gemacht hat, um im Triumph nach Angoulême zurückzukehren, Lucien seine Angriffe verzeihen werden? Sie haben ihn zur royalistischen Partei gebracht, um ihn zu vernichten. Jetzt suchen sie alle Gründe, damit man dem Knaben verweigern kann, was man ihm versprochen hat. Finden Sie welche! Dann werden Sie den beiden Damen einen wichtigen Dienst geleistet haben: früher oder später werden sie sich daran erinnern. Ich bin im Vertrauen dieser beiden Damen, sie hassen dieses Kerlchen in einem Maße, das mich überrascht hat. Dieser Lucien hätte seine grausamste Feindin, Frau von Bargeton, loswerden können, wenn er seine Angriffe so lange fortgesetzt hätte, bis sie seinen Bedingungen gefügig gewesen wäre; alle Frauen erfüllen sie gerne, Sie verstehen doch? Er ist schön, er ist jung, er hätte diesen Haß in einem Strom von Liebe ertränkt, er wäre Graf von Rubempré geworden, sein Stockfisch hätte ihm eine Stelle im Haushalt des Königs und Sinekuren verschafft! Lucien wäre ein reizender Vorleser für Ludwig XVIII. Er hätte irgendwo Bibliothekar, ein amüsanter vortragender Rat, Direktor irgendwelcher Hofbelustigungen werden können. Der Narr hat

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

die Gelegenheit verpaßt. Vielleicht ist es das, was man ihm nicht verzeiht. Er hat keine Bedingungen gestellt, er hat welche angenommen. An dem Tage, wo Lucien sich von dem Versprechen der Ordonnanz fangen ließ, hat der Baron Châtelet einen guten Tag gehabt. Coralie hat den Knaben zugrunde gerichtet. Hätte er nicht die Schauspielerin zur Geliebten gehabt, dann hätte er seinen alten Stockfisch wieder haben wollen und hätte ihn bekommen." „Dann können wir mit ihm fertig werden," sagte Finot. „Durch welches Mittel?" fragte des Lupeaulx, der sich durch diesen Dienst bei der Marquise d'Espard in Gunst setzen wollte, nachlässig. „Er hat einen Vertrag, der ihn zwingt, an dem Blättchen Lousteaus mitzuarbeiten; wir werden ihn um so leichter dazu bringen, Artikel zu liefern, da er keinen roten Heller hat. Wenn der Justizminister sich von einem boshaften Spottartikel getroffen fühlt und man ihm beweist, Lucien habe ihn verfaßt, wird er ihn für einen Menschen ansehen, der der Güte des Königs unwürdig ist. Damit dieser große Mann aus der Provinz noch ein bißchen den Kopf verliert, haben wir den Sturz Coralies vorbereitet: seine Geliebte wird ausgezischt werden und keine Rollen bekommen. Wenn erst die Ordonnanz ins Endlose vertagt ist, verspotten wir unser Opfer wegen seiner Aristokratenansprüche, sprechen von seiner Mutter, die Hebamme ist, und von seinem Vater, der Apotheker war. Luciens Mut sitzt nur auf der Haut. Er wird vernichtet sein, und wir schicken ihn hin, wo er hergekommen ist. Nathan hat durch Florine zustande gebracht, daß ich den Sechstelanteil der Zeitschrift, den Matifat besaß, in die Hände bekam, ich habe den Anteil des Papierhändlers kaufen können, ich bin jetzt allein mit Dauriat; wir, Sie und ich, können uns verständigen, damit dieses Blatt sich dem Hof zur Verfügung stellt. Ich habe Florine und Nathan nur unter der Bedingung unterstützt, daß ich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mein Sechstel wiederbekomme, sie haben es mir verkauft, ich muß ihnen dienen; aber zuvor wollte ich über Luciens Aussichten Gewißheit haben . . ." „Sie verdienen Ihren Namen," sagte des Lupeaulx lachend. „Aber ich liebe Menschen Ihrer Art..." „Können Sie also Florine ein endgültiges Engagement verschaffen?" fragte Finot den vortragenden Rat. „Ja, aber schaffen Sie uns Lucien vom Halse, denn Rastignac und Marsay wollen seinen Namen nicht mehr hören." „Da können Sie ruhig schlafen," sagte Finot. „Nathan und Merlin werden immer Artikel haben, deren Aufnahme Gaillard versprochen hat, Lucien wird nicht eine Zeile unterbringen können, und wir schneiden ihm so den Unterhalt ab. Er wird nur das Blatt von Martainville haben, um sich und Coralie zu verteidigen: ein Blatt gegen alle, da ist kein Widerstand möglich." „Ich werde Ihnen mitteilen, an welchen Stellen der Minister empfindlich ist; aber Sie müssen mir das Manuskript des Artikels liefern, zu dem Sie Lucien bringen," erwiderte des Lupeaulx, der sich hütete, Finot zu sagen, daß die Ordonnanz Lucien nie im Ernst versprochen worden war.

Des Lupeaulx verließ das Foyer. Finot trat wieder zu Lucien und setzte ihm in dem gutmütigen Ton, von dem sich so viele Menschen fangen lassen, auseinander, wieso er nicht auf die Mitarbeit, die Lucien ihm schuldig war, verzichten könnte. Finot wies den Gedanken an einen Prozeß, der die Hoffnungen, die sein Freund auf die royalistische Partei setzte, zerstören würde, weit von sich. Finot liebte die Männer, die stark genug waren, um kühn ihre Meinung zu ändern. Würden nicht Lucien und er sich noch oft im Leben treffen, könnten sie sich nicht noch tausend kleine Dienste erweisen? Lucien brauchte einen sichern Mann in der liberalen Partei, um die Ministeriellen oder die Ultras angreifen zu lassen, die sich weigerten, ihm zu dienen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Wenn man Sie zum besten hat, was wollen Sie dann tun?" sagte Finot schließlich. „Wenn irgendein Minister glaubt, er halte Sie an der Halfter Ihres Renegatentums fest, Sie nicht mehr fürchtet und Sie zurückweist, tut es dann nicht not, daß Sie ein paar Hunde haben, die ihn in die Waden beißen? Mit Lousteau sind Sie tödlich verfeindet, er verlangt Ihren Kopf. Félicien und Sie sprechen nicht mehr zusammen. Ich allein bin Ihnen geblieben! Es ist eines der Gesetze meines Berufs, mit wahrhaft starken Männern in gutem Einvernehmen zu sein. Sie können mir in der vornehmen Welt, in die Sie gehen, die Dienste vergelten, die ich Ihnen in der Presse erweise. Aber das Geschäft geht vor allem! Schicken Sie mir rein literarische Artikel, die werden Sie nicht kompromittieren, und Sie müssen Ihren Verpflichtungen nachkommen."

Lucien sah in diesen Worten Finots, dessen schmeichelhafte Reden ebenso wie die von des Lupeaulx ihn in gute Laune versetzt hatten, nur ein Gemisch aus Freundschaft und kluger Berechnung: er dankte Finot!

Im Leben der Ehrgeizigen und aller derer, die nur mit Hilfe der Menschen und der Dinge durch einen mehr oder weniger gut berechneten, befolgten und aufrechterhaltenen Plan ans Ziel gelangen können, kommt immer ein grausamer Augenblick, wo irgendeine Macht ihnen schwere Prüfungen auferlegt: alles schlägt mit einemmal fehl, auf allen Seiten reißen die Fäden oder verwirren sich, es geht überall unglücklich. Wenn einer in diesem moralischen Zusammenbruch den Kopf verliert, ist er verloren. Die Männer, die dieser ersten Auflehnung der Umstände Widerstand zu leisten verstehen, die dem Unwetter trotzen und es vorüberziehen lassen, die sich retten und mit gewaltigen Anstrengungen in die oberen Sphären klettern, sind die wahrhaft starken Männer. So hat jeder, wenn er nicht reich geboren ist, was man seine Schicksalswoche nennen muß.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Für Napoleon war diese Woche der Rückzug von Moskau. Jetzt war dieser Augenblick für Lucien gekommen. Alles war einander in der großen Welt und in der Literatur zu glücklich gefolgt; er war zu glücklich gewesen, er mußte sehen, wie die Menschen und die Dinge sich gegen ihn wandten. Der erste Schmerz war der lebhafteste und grausamste von allen, er traf ihn da, wo er sich unverwundbar geglaubt hatte, in seinem Herzen und seiner Liebe. Coralie besaß keinen Geist; aber sie hatte eine schöne Seele und besaß die Gabe, sie mit der Kunst der Verkörperung, die die große Schauspielerin ausmacht, nach außen zu bringen. Diese seltsame Erscheinung ist, solange sie nicht durch lange Übung zu einer Art Gewohnheit geworden ist, den Launen der Natur und oft einer wunderschönen Scham unterworfen, die in den Schauspielerinnen, solange sie noch jung sind, oft getroffen wird. Coralie, die innerlich unschuldig und schüchtern, nach außen keck und leichtfertig war, wie es eine Schauspielerin sein muß, erlebte jetzt, wo die Liebe dazukam, einen Rückschlag ihres Frauenherzens auf ihre Komödiantenmaske. Die Kunst, die Gefühle wiederzugeben, diese himmlische Falschheit und Verstellungskunst, hatte in ihr noch nicht über die Natur gesiegt. Sie schämte sich, dem Publikum zu geben, was nur der Liebe gehörte. Dann hatte sie eine Schwäche, die bei innerlich wahrhaften Frauen natürlich ist. Obwohl sie wußte, daß sie dazu berufen war, souverän auf der Bühne zu herrschen, hatte sie das Bedürfnis nach Erfolg. Sie war unfähig, einer Zuschauermenge zu trotzen, die ihr nicht willig folgte; sie zitterte immer, wenn sie die Bühne betrat, und dann konnte sie die Kälte des Publikums wie zu Stein machen. Dieses schreckliche Gefühl bewirkte es, daß für sie jede neue Rolle ein neues Debüt war. Der Beifall versetzte sie in eine Art Rausch, den ihre Eigenliebe nicht brauchte, der aber ihrem Mut unentbehrlich war; ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Murren der Unzufriedenheit oder das Schweigen eines kalten Publikums nahm ihr ihre Mittel; ein voller, aufmerksamer Zuschauerraum, bewundernde, wohlwollende Blicke elektrisierten sie; sie stand dann in Verbindung mit den edeln Eigenschaften all dieser Herzen und fühlte die Macht in sich, sie zu erheben, sie zu bewegen. Diese doppelte Wirkung zeugte von der Kraft ihrer Natur und ihrer genialen Anlage, verriet aber zugleich, wie zart und gebrechlich das arme Kind war. Lucien hatte schließlich die Schätze, die dieses Herz barg, erkannt, er hatte gemerkt, wie sehr seine Geliebte noch ein junges Mädchen war. Coralie war nicht tauglich zu den Falschheiten des Schauspielerdaseins und konnte sich gegen die Ränke und Kulissenmanöver, deren sich Florine bediente, nicht schützen. Diese war ein ebenso gefährliches und verderbtes Mädchen, wie ihre Freundin schlicht und edelmütig war. Die Rollen mußten Coralie aufsuchen; sie war zu stolz, bei den Autoren zu betteln und sich ihren ehrlosen Bedingungen zu fügen, sich dem ersten besten Journalisten hinzugeben, der sie mit seiner Liebe und seiner Feder bedrohte. Das Talent, das in dieser außergewöhnlichen Kunst, der Schauspielkunst, schon sehr selten geworden ist, ist nur eine der Bedingungen des Erfolges; das Talent ist sogar lange schädlich, wenn es nicht von einer gewissen Begabung zur Intrige begleitet ist, die Coralie völlig fehlte. Lucien sah voraus, was für schlimme Dinge seine Freundin bei ihrem ersten Auftreten im Gymnase erwarteten, und wollte ihr um jeden Preis einen Sieg verschaffen. Das Geld, das von den verkauften Möbeln übrig geblieben war, und was Lucien verdient hatte, war alles für die Kostüme, für die Einrichtung des Ankleidezimmers, für alle Kosten eines Debüts draufgegangen. Einige Tage, bevor Coralie auftreten sollte, entschloß sich Lucien aus Liebe zu ihr zu einem demütigenden Schritt: er nahm die Wechsel von Fendant & Cavalier, begab sich in die Rue des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bourdonnais, in das Seidenhaus zum Cocon d'or, um Camusot vorzuschlagen, sie ihm zu diskontieren. Der Dichter war noch nicht so verdorben, daß er sich zu diesem Gang kalten Blutes entschließen konnte. Er stand unterwegs bittere Schmerzen aus, bei jedem Schritt bestürmten ihn schreckliche Gedanken, und er sagte sich abwechselnd: ‚Ja! — Nein!' Aber trotzdem war er schließlich in dem kleinen, frostigen, geschwärzten, von einem innern Hof aus erleuchteten Kontor angekommen, in dem in ernster Würde nicht mehr der Liebhaber Coralies, der Verschwender, der Taugenichts, der lustige, ungläubige Camusot saß, den er gekannt hatte, sondern der ernsthafte Familienvater, der Kaufmann, der voller Listen und Tugenden war, der die Maske der würdevollen Haltung eines Handelsrichters trug und die kühle Gelassenheit des Chefs eines Handelshauses an sich hatte, der von Kommis, von Regalen, von grünen Schachteln, von Rechnungen und Musterkarten umgeben war, dem überdies die Gesellschaft seiner Frau und einer sehr schlicht gekleideten Tochter nicht fehlte. Lucien zitterte von Kopf bis zu Fuß, als er auf ihn zutrat; denn der ehrenwerte Kaufmann warf ihm den Blick hochmütiger Gleichgültigkeit zu, den er schon in den Augen der Diskontierer gesehen hatte.

„Ich habe hier Wechsel, ich wäre Ihnen tausend Dank schuldig, wenn Sie sie mir abnehmen wollten, Herr Camusot," sagte er. Er stand neben dem Kaufmann, der an seinem Pulte saß. „Sie haben mir etwas abgenommen," versetzte Camusot, „ich habe es nicht vergessen."

Lucien erklärte jetzt mit leiser Stimme die Lage Coralies, er flüsterte dem Seidenhändler ins Ohr, und dieser konnte das Herzklopfen des gedemütigten Dichters vernehmen. Camusot war nicht gemeint, daß Coralie eine Niederlage erleiden sollte. Während er zuhörte, besah sich der Kaufmann die Unterschriften auf den Wechseln und lächelte;

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

als Handelsrichter kannte er die Lage dieser beiden Buchhändler. Er gab Lucien viertausendfünfhundert Franken, machte aber die Bedingung, daß Lucien in seinem Indossament die Worte schrieb: ‚Wert in Seidenwaren empfangen'. Lucien ging schnurstracks zu Braulard und erledigte mit ihm alles sehr gut, so daß Coralie einen schönen Erfolg erwarten durfte. Braulard versprach, zur Generalprobe zu kommen, und tat es auch, um die Stellen auszumachen, wo seine Garde ihre Schlägel, die aus Fleisch und Knochen bestanden, rühren und den Erfolg herbeiführen sollten. Lucien übergab Coralie den Rest seines Geldes, verbarg ihr aber den Schritt, den er bei Camusot getan hatte; er beruhigte die Aufregung der Schauspielerin und Berenices, die vor lauter Unruhe schon nicht mehr den Haushalt besorgen konnten. Martainville, der zu den Menschen der Zeit gehörte, die am meisten vom Theater verstanden, war ein paarmal gekommen, um mit Coralie ihre Rolle durchzugehen. Lucien hatte von mehreren royalistischen Redakteuren das Versprechen günstiger Artikel erhalten, er konnte also nichts Böses befürchten. Am Tage vor dem ersten Auftreten Coralies geschah etwas, was für Lucien schlimm war. D'Arthez' Buch war erschienen. Der Chefredakteur des Blattes von Hector Merlin gab das Werk Lucien, da man ihn für den Besten hielt, der darüber berichten konnte: er verdankte seinen verhängnisvollen Ruf auf diesem Gebiete den Artikeln, die er über Nathan geschrieben hatte. Es waren eine Menge Menschen auf der Redaktion, alle Mitarbeiter waren da. Martainville war auch gekommen: es war beschlossen worden, die royalistischen Zeitungen sollten gegen die liberalen Blätter auf der ganzen Linie den Kampf eröffnen, und er wollte sich über einen bestimmten Punkt verständigen. Nathan, Merlin, alle Mitarbeiter des ‚Réveil' sprachen über den Einfluß des halbwöchentlich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erscheinenden Blattes von Léon Giraud, der um so verderblicher war, als seine Sprache klug, vorsichtig und gemäßigt war. Man fing an, von dem Zirkel der Rue des Quatre-Vents zu sprechen, man nannte ihn einen Konvent. Es war beschlossen worden, daß die royalistischen Zeitungen einen systematischen Kampf auf Leben und Tod gegen diese gefährlichen Gegner führen sollten, die in der Tat den Anstoß zur Begründung der Partei der Doktrinäre gaben, dieser verhängnisvollen Sekte, die von dem Tage an, wo die erbärmlichste Rachsucht den glänzendsten royalistischen Schriftsteller dazu gebracht hatte, sich mit ihnen zu verbünden, begann, die Bourbonen zu stürzen. D'Arthez, dessen absolutistische Anschauungen unbekannt waren, sollte das erste Opfer des Bannspruchs werden, der über den Zirkel ausgesprochen worden war. Sein Buch sollte, nach dem klassischen Worte, zerrissen werden. Lucien weigerte sich, den Artikel zu schreiben. Diese Weigerung erregte bei den angesehenen Männern der royalistischen Partei, die zu dieser Besprechung gekommen waren, das größte Ärgernis. Man erklärte Lucien rund heraus, ein Neubekehrter hätte keinen Willen; wenn es ihm nicht paßte, der Monarchie und der Religion zu dienen, dann könnte er in das Lager zurückkehren, aus dem er gekommen war. Merlin und Martainville nahmen ihn beiseite und machten ihm freundschaftlich klar, daß er Coralie dem Haß preisgab, den die liberalen Zeitungen ihr geschworen hätten, und daß sie die royalistischen und ministeriellen Blätter dann nicht mehr hätte, die für sie eintreten könnten. Die Schauspielerin würde, wenn er sich richtig benähme, ohne Zweifel Gegenstand einer hitzigen Polemik werden, die ihr den Ruhm brächte, nach dem alle Schauspielerinnen so begierig sind.

„Sie verstehen nichts davon," sagte Martainville zu ihm; „sie wird drei Monate lang während des Kreuzfeuers

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

unserer Artikel spielen und wird in den drei Monaten ihres Urlaubs in der Provinz dreißigtausend Franken verdienen. Wegen eines dieser Skrupel, die Sie, wenn Sie solche Bedenklichkeiten nicht völlig von sich abtun, immer hindern werden, ein Politiker zu sein, wollen Sie Coralie und ihre Zukunft töten und sich um Ihre Erwerbsquelle bringen."

Lucien sah sich genötigt, zwischen d'Arthez und Coralie zu wählen: seine Geliebte war verloren, wenn er d'Arthez nicht in der großen Zeitung und im ‚Réveil' abwürgte. Der arme Dichter ging nach Hause; er fühlte den Tod im Herzen. Er setzte sich in seinem Zimmer an den Kamin und las dieses Buch, das zu den schönsten der modernen Literatur gehört. Er las weinend Seite um Seite, er zögerte lange, aber endlich schrieb er einen boshaften Artikel, wie er sie so gut schreiben konnte; er nahm dieses Buch her, wie die Kinder einen schönen Vogel hernehmen, um ihm die Federn auszureißen und ihn zu quälen. Seine grimmigen Späße waren dazu angetan, dem Buche zu schaden. Als er noch einmal in dem schönen Werk las, erwachten alle guten Gefühle Luciens: nachts um zwölf Uhr begab er sich auf den Weg quer durch Paris und langte vor dem Hause von d'Arthez an. Durch die Scheiben sah er den Schein des reinen Lichts, das er so oft mit der Bewunderung gesehen hatte, die die edle Energie und Ausdauer dieses wahrhaft großen Mannes verdiente; er fühlte nicht die Kraft in sich, hinaufzugehen, und blieb ein paar Augenblicke auf einem Prellstein sitzen. Endlich brachte ihn sein guter Engel dazu, daß er hinaufging. Er klopfte an und fand d'Arthez in dem kalten Zimmer, in dem kein Feuer brannte, beim Lesen.

„Was ist dir?" fragte der junge Schriftsteller, als er Lucien sah. Er ahnte, daß nur ein großes Unglück ihn herführen konnte. „Dein Buch ist herrlich!" rief Lucien mit Tränen in den Augen, „und sie haben mir befohlen, es anzugreifen." „Armer Junge, du ißt ein bitteres Brot!" sagte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

d'Arthez. „Ich bitte dich nur um eines, bewahre Schweigen über meinen Besuch und laß mich in meiner Hölle, bei dieser Tätigkeit eines Verdammten. Vielleicht kommt man nur hoch, wenn man erst an den empfindlichsten Stellen des Herzens Schwielen bekommen hat." „Immer derselbe," rief d'Arthez. „Du hältst mich für einen Feigling! Nein, d'Arthez, nein, es ist alles die Liebe." Und er erklärte ihm seine Lage. „Zeig den Artikel her," sagte d'Arthez, der von allem, was Lucien ihm von Coralie gesagt hatte, sehr ergriffen war.

Lucien gab ihm das Manuskript, d'Arthez las es und konnte ein Lächeln nicht zurückhalten. „Was für ein verhängnisvoller Mißbrauch des Geistes!" rief er. Aber er schwieg, als er sah, wie Lucien von wahrem Schmerz ganz überwältigt im Stuhle saß.

„Willst du es mich korrigieren lassen? Ich schicke es dir morgen wieder," fragte er. „Späße dieser Art setzen ein Werk herab; eine ernste und gründliche Kritik ist manchmal ein Lob; ich kann deinen Artikel für dich und für mich ehrenhafter machen. Und überdies kenne ich allein meine Fehler!" „Wenn man einen öden Berghang hinansteigt, findet man manchmal eine Frucht, mit der man den brennenden Durst stillen kann; so ist es mir mit dir!" rief Lucien, warf sich d'Arthez in die Arme und weinte. Dann küßte er ihn auf die Stirn und sagte: „Mir ist es, als ob ich dir mein Gewissen anvertraue, damit du es mir eines Tages wiedergibst." „In meinen Augen ist die periodisch auftretende Reue eine große Heuchelei," sagte d'Arthez feierlich, „die Reue ist dann eine Prämie, die den schlechten Handlungen beigegeben wird. Unsere Seele schuldet Gott eine Reue, die jungfräulich ist; ein Mensch, der zweimal bereut, ist demnach ein heuchlerischer Schurke. Ich fürchte, du erblickst in deinen Reueanfällen immer Absolutionen."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Diese Worte wirkten auf Lucien niederschmetternd; mit langsamen Schritten ging er nach der Rue de la Lune zurück. Am Tage darauf trug der Dichter seinen Artikel in der neuen Gestalt, in der er ihn von d'Arthez zurückerhalten hatte, auf die Redaktion; aber von diesem Tage an zehrte eine Melancholie an ihm, die er nicht immer verbergen konnte. Als er am Abend den Zuschauerraum des Gymnase ausverkauft sah, empfand er die heftige Aufregung, die ein Debüt auf der Bühne mit sich bringt, die aber bei ihm um die ganze Gewalt seiner Liebe vermehrt war. Seine ganze Eitelkeit war im Spiel, sein Blick suchte alle Gesichter zu ergründen, wie der Blick eines Angeklagten die Mienen der Geschwornen und Richter ergründen will; ein kleines Geräusch brachte ihn zum Zittern; ein kleiner Vorfall auf der Bühne, die Auftritte und Abgänge Coralies, die geringsten Schwankungen der Stimme mußten ihn maßlos erregen. Das Stück, in dem Coralie zum erstenmal auftrat, war eines von denen, die durchfallen, aber sich wieder erheben, und das Stück fiel durch. Als Coralie die Bühne betrat, ertönte kein Beifall, und sie war über die Kälte des Parterre niedergeschlagen. In den Logen gab es keinen andern Beifall als den von Camusot. Vom Balkon und den Galerien aus wurde das Händeklatschen des Kaufmanns niedergezischt. Als die Claqueure an ungeschickten Stellen in allzu deutlich übertriebenen Beifall ausbrechen wollten, wurden sie von den Galerien aus zum Schweigen gebracht. Martainville klatschte tapfer, und die heuchlerische Florine, Nathan und Merlin folgten dem Beispiel. Nachdem das Stück einmal durchgefallen war, kamen eine Menge Menschen in Coralies Ankleidezimmer, aber sie verschlimmerten das Übel durch den Trost, den sie ihr spendeten. Die Schauspielerin kam verzweifelt nach Hause, weniger um ihret- als um Luciens willen.

„Wir sind von Braulard verraten worden," sagte er.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Coralie bekam ein schreckliches Fieber, sie war im Innersten getroffen. Am nächsten Tage war es ihr unmöglich, zu spielen: sie sah sich in ihrer Karriere aufgehalten. Lucien verbarg ihr die Zeitungen, er las sie im Eßzimmer. Alle Berichterstatter schrieben die Niederlage des Stückes Coralie zu: sie hatte von ihren Gaben eine zu hohe Meinung gehabt; sie, die das Entzücken des Boulevardpublikums war, war am Gymnase nicht am Platz; sie war durch einen löblichen Ehrgeiz dahin gebracht worden, aber sie hatte ihre Mittel nicht in Betracht gezogen, sie hatte ihre Rolle falsch aufgefaßt. Lucien las nun Artikel über Coralie, die in derselben heuchlerischen Art abgefaßt waren, wie er über Nathan geschrieben hatte. Eine Wut, die Milons von Croton würdig gewesen wäre, als er seine Hände in der Eiche gefangen fühlte, die er selbst auseinandergerissen hatte, brach bei Lucien aus, er wurde leichenblaß: seine Freunde gaben Coralie mit wunderbar gütigen, freundlichen und teilnehmenden Worten die perfidesten Ratschläge. Man sagte ihr, sie müßte Rollen spielen, von denen die tückischen Verfasser dieser infamen Artikel wissen mußten, daß sie ihrem Talent gänzlich widerstrebten. So sah es in den royalistischen Zeitungen aus, deren Mitarbeitern ohne Frage Nathan den Ton angegeben hatte. Die liberalen Blätter und die kleinen Skandalblätter entfalteten die Perfidien und Bosheiten, die Lucien selbst oft genug geübt hatte. Coralie hörte ein paar Seufzer, sie sprang aus ihrem Bett, erblickte die Zeitungen, wollte sie sehen und las sie. Dann legte sie sich wieder ins Bett und sprach kein Wort. Florine war mit in der Verschwörung, sie hatte den Ausgang vorausgesehen und die Rolle Coralies einstudiert. Nathan war ihr dabei an die Hand gegangen. Die Direktion, die auf das Stück Wert legte, wollte Coralies Rolle Florine geben. Der Direktor suchte die arme Schauspielerin auf, die er in Tränen und sehr

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

niedergeschlagen antraf; aber nachdem er ihr vor Lucien gesagt hatte, Florine hätte die Rolle gelernt, und es wäre unmöglich, das Stück am Abend nicht zu geben, richtete sie sich auf und sprang aus dem Bett: „Ich werde spielen!“ schrie sie.

Sie fiel bewußtlos hin. Florine hatte also die Rolle und gründete ihren Ruhm darauf, denn sie rettete das Stück; es wurden ihr in allen Zeitungen die größten Huldigungen gebracht, und von da an wurde sie die große Schauspielerin, die die Welt kennt. Der Triumph Florinens brachte Lucien völlig außer sich.

„Diese Elende, deren Glück du begründet hast! Wenn das Gymnase will, kann es dein Engagement lösen. Ich werde Graf von Rubempré, werde reich und heirate dich.“ „Welche Torheit!“ sagte Coralie und warf ihm einen fahlen Blick zu. „Torheit!“ rief Lucien. „In einigen Tagen sollst du ein schönes Haus bewohnen, eine Equipage haben, und ich schreibe eine Rolle für dich.“ Er steckte zweitausend Franken zu sich und eilte zu Frascati. Der Unglückliche blieb dort sieben Stunden. Wahnsinnige Gier zehrte an ihm, aber sein Gesicht war kalt und ruhig. Während dieses Tages und eines Teiles der Nacht wechselten seine Chancen fortwährend: er brachte es bis zu dreißigtausend Franken und ging schließlich ohne einen Sou. Zu Hause fand er Finot vor, der auf ihn wartete, um nach seinen Artikelchen zu fragen. Lucien beging den Fehler, sich zu beklagen.

„Ja, es ist nicht alles rosig,“ erwiderte Finot; „Sie haben Ihre Schwenkung so plötzlich gemacht, daß Sie die Unterstützung der liberalen Presse verlieren mußten, die viel stärker ist als die ministerielle und royalistische Presse. Man sollte nie von einem Lager ins andere übergehen, wenn man sich nicht vorher ein gutes Bett zurechtgemacht hat, in dem man sich über die Verluste tröstet, auf die man

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gefaßt sein muß; auf alle Fälle aber sucht ein kluger Mann seine Freunde auf, setzt ihnen seine Gründe auseinander und läßt sich von ihnen selbst zu seiner Apostasie raten. Sie werden seine Mitschuldigen, bedauern einen, und man trifft dann wie Nathan und Merlin mit seinen Kollegen die Verabredung, sich gegenseitige Dienste zu leisten. Die Wölfe fressen sich nicht untereinander. Sie sind in dieser Sache mit der Unschuld eines Lammes vorgegangen. Sie werden genötigt sein, Ihrer neuen Partei die Zähne zu zeigen, wenn Sie Vorteil aus ihr ziehen wollen. So wie die Dinge jetzt stehen, hat man Sie selbstverständlich Nathan geopfert. Ich will Ihnen nicht verhehlen, wie groß der Lärm, die Entrüstung und das Geschrei über Ihren Artikel gegen d'Arthez ist. Marat ist ein Heiliger gegen Sie. Es bereiten sich heftige Angriffe gegen Sie vor, Ihr Buch wird auf der Strecke bleiben. Wie steht es mit Ihrem Roman?" „Hier sind die letzten Druckbogen," sagte er und zeigte auf ein Paket Korrekturen. „Man schreibt Ihnen die nichtgezeichneten Artikel in den Blättern der Ministeriellen und Ultras gegen diesen kleinen d'Arthez zu. Jetzt richten sich alle Tage die Nadelstiche des ‚Réveil' gegen die Männer von der Rue des Quatre-Vents, und die Bosheiten sind um so stärker, weil sie witzig sind. Es steht eine ganze ernsthafte politische Richtung hinter dem Blatt von Léon Giraud, eine Richtung, der früher oder später die Macht zufallen wird." „Ich habe seit acht Tagen keinen Fuß in die Redaktion des ‚Réveil' gesetzt." „Nun, schön also. Denken Sie an meine kleinen Artikelchen. Machen Sie gleich fünfzig, ich zahle sie Ihnen alle auf einmal; aber schreiben Sie in der Farbe des Blattes."

Und Finot gab Lucien in lässigem Tone den Stoff zu einem Spottartikel gegen den Justizminister und erzählte ihm eine angebliche Anekdote, die, wie er sagte, in den Salons erzählt wurde.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Um seinen Spielverlust wieder zu ersetzen, fand Lucien trotz seiner Entkräftung Schwung, Jugendkraft und Witz und verfaßte dreißig Artikel von je zwei Spalten. Als er damit fertig war, ging Lucien zu Dauriat, wo er sicher war, Finot zu treffen, dem er die Artikel heimlich übergeben wollte; überdies fand er es nötig, den Buchhändler über die Nichtveröffentlichung der ‚Margueriten' zu einer Erklärung zu bringen. Der Laden war gefüllt mit seinen Feinden. Als er eintrat, entstand ein völliges Schweigen, die Unterhaltungen stockten. Als Lucien sich so in den journalistischen Bann getan sah, fühlte er doppelten Mut in sich, und er sagte wie in der Allee des Luxembourg zu sich selbst: ‚Ich werde siegen!'

Dauriat war weder gönnerhaft noch freundlich, er zeigte sich spöttisch und zog sich hinter sein Recht zurück: er würde die ‚Margueriten' erscheinen lassen, wann er wollte, er wollte abwarten, bis Lucien sich eine Stellung geschaffen hätte, er hätte das unbeschränkte Eigentum erworben. Als Lucien einwandte, Dauriat wäre durch die Natur des Kontrakts und die Eigenschaft der Vertragschließenden verpflichtet, seine ‚Margueriten' zu veröffentlichen, behauptete der Verleger das Gegenteil und sagte, daß er juristisch nicht zu einem Geschäft verpflichtet sein könnte, das er für schlecht hielte, er allein müßte über den günstigen Zeitpunkt entscheiden. Es gäbe übrigens eine Lösung, gegen die kein Gerichtshof der Welt etwas einwenden könnte: es stünde Lucien frei, die tausend Taler wiederzugeben, sein Werk wieder in Empfang zu nehmen und es von einem royalistischen Verleger herausbringen zu lassen.

Lucien ging, er ärgerte sich mehr über den ruhigen Ton, den Dauriat angeschlagen hatte, als über sein aristokratisches Protzen bei ihrem ersten Zusammentreffen. Die ‚Margueriten' sollten also ohne Zweifel erst in dem Augenblick veröffentlicht werden, in dem Lucien die Hilfstruppen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einer mächtigen Clique für sich hatte oder von sich aus mächtig genug geworden war. Der Dichter ging langsam nach Hause; es war eine Mutlosigkeit über ihn gekommen, die ihn zum Selbstmord gebracht hätte, wenn die Tat dem Gedanken gefolgt wäre. Coralie lag blaß und leidend im Bett.

„Eine Rolle, in der sie stirbt," sagte Berenice zu Lucien, während er sich umkleidete, um in die Rue du Montblanc zu Fräulein des Touches zu gehen, die eine große Abendgesellschaft gab, in der er des Lupeaulx, Vignon, Blondet, die Marquise d'Espard und Frau von Bargeton treffen sollte.

Der Abend fand zu Ehren von Conti, dem großen Komponisten, der eine der berühmtesten Stimmen besaß, und für die Cinti, die Pasta, Garcia, Levasseur und zwei oder drei berühmte Sängerinnen der Gesellschaft statt. Lucien schob sich langsam bis zu der Stelle, wo die Marquise, ihre Cousine und Frau von Montcornet saßen. Der unglückliche junge Mann nahm eine leichte, glückliche, zufriedene Miene an; er scherzte, zeigte sich wie in den Tagen seines Glanzes, es sollte nicht so scheinen, als ob er die Welt brauchte. Er verbreitete sich über die Dienste, die er der royalistischen Partei erwies, und führte zum Beweis dessen das haßerfüllte Geschrei an, das die Liberalen ausstießen.

„Sie werden reichlich dafür belohnt werden, lieber Freund," sagte Frau von Bargeton zu ihm und lächelte ihn holdselig an. „Gehen Sie übermorgen mit dem Reiher und des Lupeaulx in das Kanzleramt, Sie finden dort Ihre Ordonnanz mit der Unterschrift des Königs. Der Justizminister trägt sie morgen ins Schloß; aber es findet Ministerrat statt, er wird spät zurückkommen: trotzdem werde ich, wenn ich das Resultat am Abend erfahre, zu Ihnen schicken. Wo wohnen Sie?" „Ich werde kommen," antwortete Lucien, der sich schämte, zu gestehen, daß er in

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der Rue de la Lune wohnte. „Die Herzoge von Lenoncourt und Navarreins haben dem König von Ihnen gesprochen," setzte die Marquise hinzu, „sie haben von Ihnen gerühmt, daß Sie eine der aufopferungsvollen Naturen sind, die eine glänzende Belohnung verdienen, und daß Sie dann erst recht die Verfolgungen der liberalen Partei vergelten werden. Überdies wird der Name und der Titel der Rubempré, auf den Sie durch Ihre Mutter Anspruch haben, durch Sie berühmt werden. Der König hat am Abend Seiner Herrlichkeit gesagt, es sollte ihm eine Ordonnanz vorgelegt werden, kraft deren Herr Lucien Chardon befugt sein sollte, den Namen und Titel der Grafen von Rubempré in seiner Eigenschaft als Enkel von Mutterseite des letzten Grafen zu tragen. Meine Cousine hatte sich zum Glück Ihres Sonetts über die Lilie erinnert und hatte es dem Herzog mitgegeben, und das hat dem König besonders wohlgefallen."

Lucien war so überströmend glücklich, daß eine Frau, die weniger tief gekränkt war als Louise d'Espard von Nègrepelisse, hätte gerührt werden müssen. Je schöner Lucien war, um so mehr verlangte sie nach Rache. Des Lupeaulx hatte recht, es fehlte Lucien an Spürsinn: er ahnte nicht, daß die Ordonnanz, von der man ihm sprach, nur eine Erfindung von der Art war, wie die Marquise d'Espard sie gerne machte. Er war durch diesen Erfolg und durch die schmeichelhafte Auszeichnung, die ihm Fräulein des Touches bezeigte, kühn geworden und blieb bis zwei Uhr morgens da, um mit ihr noch unter vier Augen sprechen zu können. Lucien hatte auf den Redaktionen der royalistischen Zeitungen gehört, Fräulein des Touches wäre die ungenannte Mitarbeiterin an einem Stück, in dem das große Wunder der Zeit, die kleine Fay, auftreten sollte. Als die Salons leer waren, geleitete er Fräulein des Touches zu einem Sofa in ihrem Boudoir

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und erzählte ihr Coralies und sein Unglück auf eine so rührende Weise, daß dieses berühmte Mannweib ihm versprach, sie wollte die führende Rolle Coralie geben.

Am Tage nach dieser Gesellschaft las Lucien, als er mit Coralie, die über das Versprechen des Fräulein des Touches glücklich und wieder ins Leben zurückgekehrt war, beim Frühstück saß, das Blatt Lousteaus, in dem der boshafte Bericht über die Anekdote stand, die über den Justizminister und seine Frau erfunden worden war. Die schwärzeste Bosheit verbarg sich darin unter dem schneidendsten Witz. Der König Ludwig XVIII. spielte darin eine Rolle und war mit größter Kunst lächerlich gemacht worden, ohne daß das Gericht einschreiten konnte. Es handelte sich um folgende Behauptung, der die liberale Partei den Mantel der Wahrheit umhängen wollte, während sie in Wirklichkeit nur die Zahl ihrer witzigen Verleumdungen vermehrt hat.

Die Leidenschaft Ludwigs XVIII. für einen galanten und poesieduftenden Briefwechsel voller Madrigale und hochtrabender Bilder wurde in dem Artikel als die letzte Ausdrucksform seiner Liebe gedeutet, die anfinge, doktrinär zu werden; er ginge, hieß es, von der Tat zur Idee über. Die berühmte Mätresse, die Béranger so grausam unter dem Namen Octavia angegriffen hatte, hätte angefangen, die schlimmsten Befürchtungen zu hegen. Ihre Korrespondenz mit ihm wäre nahe am Einschlafen. Je mehr Geist Octavia entfaltete, um so kälter und matter würde ihr Geliebter. Octavia hätte endlich die Ursache entdeckt, warum sie nicht mehr in Gunst stehe, ihre Macht wäre von den Erstlingsblüten und duftenden Spezereien eines neuen Briefwechsels des königlichen Briefstellers mit der Frau des Justizministers bedroht. Man glaubte von dieser trefflichen Dame, daß sie nicht imstande wäre, ein kurzes Briefchen zu schreiben, sie müßte ganz einfach der verantwort-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

liche Redakteur für einen verwegenen Ehrgeizigen sein. Wer konnte unter diesem Unterrock versteckt sein? Nach einigen Forschungen entdeckte Octavia, daß der König mit seinem Minister korrespondierte. Ihr Plan ist fertig. Unterstützt von einem treuen Freund, sorgt sie eines Tages dafür, daß der Minister durch eine stürmische Diskussion in der Kammer zurückgehalten wird und verschafft sich ein Tête-à-tête, in dem sie die Eitelkeit des Königs aufs höchste reizt. Ludwig XVIII. bekommt einen echt bourbonischen und königlichen Zornanfall, er wütet gegen Octavia, er zweifelt; Octavia schlägt einen sofortigen Beweis vor, indem sie ihn bittet, eine Zeile zu schreiben, die unverzüglich eine Antwort verlangt. Die unglückliche Frau, die so überrumpelt wird, will ihren Mann in der Kammer aufsuchen lassen; aber es war für alles vorgesorgt, und er stand in diesem Augenblick auf der Tribüne. Die arme Frau schwitzt Wasser und Blut, sucht all ihren Witz zusammen und antwortet mit dem Geist, den sie hat. ‚Ihr Kanzler mag Ihnen das übrige sagen,' rief Octavia und lachte über die Enttäuschung des Königs.

Obwohl dieser Artikel erlogen war, traf er den Justizminister, seine Frau und den König sehr empfindlich. Des Lupeaulx, dem Finot das Geheimnis immer bewahrt hat, hatte, wie man sagt, die Anekdote erfunden. Dieser witzige und giftige Artikel bereitete den Liberalen und der Partei Louis Philipps große Freude; Lucien amüsierte sich darüber, ohne etwas anderes darin zu sehen als eine sehr feine Ente. Am nächsten Tage ging er des Lupeaulx und den Baron du Châtelet abholen. Der Baron kam eben von der Visite zurück, die er Seiner Herrlichkeit gemacht hatte, um seinen Dank abzustatten. Der Herr Châtelet war zum Titularrat und zum Grafen ernannt worden, und man hatte ihm versprochen, er sollte die Präfektur der Charente

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erhalten, sowie der jetzige Präfekt noch die paar Monate in Diensten gewesen wäre, die noch nötig waren, damit er mit voller Pension verabschiedet werden könnte. Der Graf du Châtelet, denn das ‚du' war ausdrücklich in die Ordonnanz aufgenommen worden, nahm Lucien in seinen Wagen und behandelte ihn sehr kameradschaftlich. Ohne die Artikel Luciens wäre er vielleicht nicht so rasch ans Ziel gelangt; die Verfolgung, die er von seiten der Liberalen erlitt, hatte ihm ein besonderes Ansehen gegeben. Des Lupeaulx war im Ministerium im Kabinett des Generalsekretärs. Beim Anblick Luciens trat dieser Beamte erstaunt zurück und sah des Lupeaulx an.

„Wie, mein Herr! Sie wagen es, hierher zu kommen?" sagte der Generalsekretär zu Lucien, der ganz starr vor Staunen war. „Seine Herrlichkeit hat Ihre Ordonnanz, die schon vorbereitet war, in Stücke zerrissen, sehen Sie!" (er wies auf das erste beste Stück Papier, das in vier Teile gerissen war). „Der Minister wollte den Verfasser des entsetzlichen Artikels von gestern kennen, und hier ist das Manuskript des Artikels." Damit überreichte der Generalsekretär Lucien die geschriebenen Blätter des Artikels, den er verfaßt hatte. „Sie nennen sich Royalist, Herr, und sind Mitarbeiter dieses niederträchtigen Blättchens, das den Ministern graue Haare macht, die Männer, die treu zur Regierung halten, in Kummer und Ärger versetzt und uns dem Abgrund entgegenführt. Sie frühstücken vom ‚Corsaire', vom ‚Miroir', vom ‚Constitutionnel', vom ‚Courrier'; Sie dinieren von der ‚Quotidienne', vom ‚Réveil', und Sie soupieren mit Martainville, der der schrecklichste Gegner des Ministeriums ist und den König zum Absolutismus drängt, was genau ebenso schnell zur Revolution führen würde, wie wenn er sich der extremen Linken fügte! Sie sind ein sehr witziger Journalist, aber Sie werden nie ein Politiker werden. Der Minister hat Sie dem König als

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Verfasser des Artikels genannt, und der hat in seinem Zorn mit dem Herzog von Navarreins, seinem ersten Kammerherrn, gescholten. Sie haben sich Feinde gemacht, die um so mehr Ihre Feinde sind, je günstiger sie Ihnen gesinnt waren! Was bei einem Feind natürlich scheint, ist bei einem Freund furchtbar." „Aber sind Sie denn ein Kind, mein Lieber?" rief des Lupeaulx. „Sie haben mich heillos kompromittiert. Die Marquise d'Espard, Frau von Bargeton und Frau von Montcornet, die für Sie gebürgt hatten, müssen wütend sein. Der Herzog hat sicher seinen Zorn an der Marquise ausgelassen, und die Marquise muß böse auf ihre Cousine sein. Gehen Sie nicht hin! Warten Sie! Da kommt Seine Herrlichkeit, gehen Sie!" rief der Generalsekretär.

Lucien stand auf der Place de Vendôme, und es war ihm, als hätte er einen Schlag über den Kopf bekommen. Er ging zu Fuß über die Boulevards und versuchte, wieder zu sich zu kommen. Er sah sich als den Spielball neidischer, gieriger und treuloser Menschen. Was war er in dieser Welt der Ehrsucht? Ein Kind, das hinter den Freuden und Genüssen der Eitelkeit herlief und ihnen alles opferte; ein Dichter ohne gründliche Überlegung, der wie ein Schmetterling von Licht zu Licht flog, keinen festen Plan hatte, der Sklave der Umstände war, richtig dachte und falsch handelte. Sein Gewissen war ein unbarmherziger Richter. Überdies hatte er kein Geld mehr und fühlte, daß er von Arbeit und Kummer aufgerieben war. Man brachte seine Artikel erst nach denen von Merlin und Nathan. So in sein Nachdenken versunken, ging er aufs Geratewohl weiter; in einigen Lesekabinetten, die anfingen, nicht bloß Zeitungen, sondern auch Bücher zur Lektüre auszulegen, sah er ein Plakat hängen, auf dem unter einem kuriosen Titel, der ihm völlig unbekannt war, sein Name stand: ‚Von Lucien Chardon von Rubempré'. Sein Werk war

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erschienen, er hatte nichts davon gewußt, die Zeitungen schwiegen. Er blieb unbeweglich, die Arme hingen ihm herunter, und er achtete nicht auf eine Gruppe höchst eleganter junger Leute, unter denen Rastignac, Herr von Marsay und einige andere Bekannte waren. Er merkte nicht, daß Michel Chrestien und Léon Giraud auf ihn zukamen.

„Sie sind Herr Chardon?" sagte Michel in einem Ton zu ihm, der Lucien im Innersten erbeben ließ. „Kennen Sie mich nicht?" erwiderte er. Er war blaß geworden. Michel spie ihm ins Gesicht. „Hier haben Sie das Honorar für Ihre Artikel gegen d'Arthez. Wenn jeder in seiner eigenen oder in der Sache seiner Freunde meinem Beispiel folgte, bliebe die Presse, was sie sein soll: ein heiliges Amt, das geachtet wird und Achtung verdient."

Lucien hatte gewankt; er stützte sich auf Rastignac und sagte zu ihm und Herrn von Marsay: „Meine Herren, Sie werden es nicht ablehnen, meine Zeugen zu sein. Aber zunächst habe ich dafür zu sorgen, daß das Spiel gleich wird und die Sache nur noch durch ein Mittel in Ordnung gebracht werden kann."

Damit gab Lucien Michel, der nicht darauf gefaßt war, eine starke Ohrfeige. Die Stutzer und Michels Freunde warfen sich zwischen den Republikaner und den Royalisten, damit der Kampf nicht in eine Prügelei ausartete. Rastignac nahm Lucien beim Arm und führte ihn zu sich nach Hause; er wohnte Rue Taitbout, zwei Schritte vom Schauplatz dieser Szene, die auf dem Boulevard de Gand stattgefunden hatte. Es war gerade die Stunde des Diners, und diesem Umstande war es zu verdanken, daß keine der in solchen Fällen gewöhnlichen Ansammlungen stattfanden. Herr von Marsay und Rastignac brachten Lucien dazu, daß er mit ihnen im Café Anglais vergnügt dinierte, wo sie stark dem Weine zusprachen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Können Sie gut fechten?" fragte ihn Herr von Marsay. „Ich habe nie einen Degen in der Hand gehabt." „Und wie schießen Sie mit der Pistole?" fragte Rastignac. „Ich habe nie einen Schuß abgegeben." „Sie haben den Zufall für sich, sind also ein schrecklicher Gegner und imstande, Ihren Widersacher zu töten," meinte Herr von Marsay.

Zum Glück traf Lucien Coralie im Bett an. Sie schlief. Die Schauspielerin hatte in einem kleinen Stück schnell eine Rolle übernommen und hatte ihre Revanche gehabt: sie hatte ehrlichen, nichtbezahlten Beifall gefunden. Dieser Abend, auf den sich ihre Feinde nicht hatten vorbereiten können, bestimmte den Direktor, ihr die Hauptrolle in dem Stück von Camille Maupin zu geben; denn er hatte schließlich die Ursache von Coralies Mißerfolg bei ihrem ersten Auftreten entdeckt. Der Direktor war über die Intrigen Florinens und Nathans gegen eine Schauspielerin, auf die er Wert legte, wütend und hatte Coralie den Schutz der Direktion versprochen.

Um fünf Uhr morgens holte Rastignac Lucien ab.

„Mein Lieber, Sie wohnen gerade so, wie Ihre Straße aussieht," sagte er ihm zur Begrüßung. „Wir wollen die ersten auf dem Treffplatz auf dem Weg nach Clignancourt sein, das gehört zum guten Ton und wir müssen ein gutes Beispiel geben." „Wir haben folgendes Programm," sagte Herr von Marsay, während der Wagen in das Faubourg Saint-Denis rollte. „Sie schlagen sich auf Pistolen auf fünfundzwanzig Schritte Distanz; bis auf fünfzehn Schritte Distanz kann jeder nach Belieben sich dem andern nähern. Jeder hat fünf Schritte und darf drei Schüsse abgeben, nicht mehr. Wie es auch kommt, verpflichten Sie sich beide, es dabei bewenden zu lassen. Wir laden die Pistolen Ihres Gegners, und seine Zeugen laden die Ihrigen. Die Waffen sind von den vier Zeugen gemeinschaftlich bei einem Waffenhändler ausgesucht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

worden. Ich versichere Sie, daß wir dem Zufall nachgeholfen haben: Sie haben Kavalleriepistolen."

Für Lucien war das Leben ein böser Traum geworden, es war ihm gleichgültig, ob er am Leben blieb oder starb. Der Mut, der den Selbstmördern eigen ist, verschaffte ihm also in den Augen der Personen, die seinem Duell beiwohnten, den Eindruck eines gleichgültig tapfern Auftretens. Er blieb, ohne sich vom Platz zu bewegen, stehen. Diese Unbekümmertheit galt für eine kühle Berechnung, man fand in diesem Dichter einen sehr starken Mann. Michel Chrestien schritt vor, so weit er durfte. Die beiden Gegner feuerten zu gleicher Zeit, denn die Beleidigungen waren auf beiden Seiten für gleich erklärt worden. Beim ersten Schuß streifte die Kugel Chrestiens Luciens Kinn, während dessen Kugel zehn Fuß über dem Kopf seines Gegners wegflog. Beim zweiten Schuß blieb die Kugel Michels im Rockkragen des Dichters stecken, der zum Glück mit Steifleinen gesteppt war. Beim dritten Schuß erhielt Lucien die Kugel in die Brust und fiel um.

„Ist er tot?" fragte Michel. „Nein," sagte der Wundarzt, „er wird davonkommen." „Um so schlimmer," erwiderte Michel. „Oh! Ja! Um so schlimmer!" wiederholte Lucien und weinte bittere Tränen.

Gegen Mittag war der unglückliche junge Mensch in seinem Zimmer und auf sein Bett gelegt; man hatte fünf Stunden und große Vorsicht gebraucht, um ihn zu transportieren. Obwohl sein Zustand ohne Gefahr war, war doch Vorsicht nötig: das Fieber konnte schlimme Komplikationen bringen. Coralie unterdrückte ihre Verzweiflung und ihren Kummer. In der ganzen Zeit, solange ihr Freund in Gefahr war, durchwachte sie mit Berenice die Nächte und lernte ihre Rollen. Die Gefahr für Lucien dauerte zwei Monate. Das arme Mädchen spielte manchmal eine lustige Rolle, während sie sich innerlich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sagen mußte: ‚In diesem Augenblick stirbt vielleicht mein lieber Lucien.‘

In der ganzen Zeit wurde Lucien von Bianchon gepflegt; er verdankte der Aufopferung dieses Freundes, der so stark gegen ihn eingenommen sein mußte, dem aber d'Arthez den geheimen Zusammenhang von Luciens Vorgehen gegen ihn zur Rechtfertigung des unglücklichen Dichters anvertraut hatte, sein Leben. In einem lichten Augenblick — denn Lucien hatte ein sehr gefährliches Nervenfieber — befragte Bianchon, der d'Arthez im Verdacht einer großmütigen Unwahrheit hatte, seinen Patienten. Lucien sagte ihm, er hätte keinen anderen Artikel über das Buch von d'Arthez geschrieben als den ernsthaft kritischen, der in dem Blatt von Hector Merlin gestanden hatte.

Am Ende des ersten Monats erklärte das Haus Fendant & Cavalier seine Insolvenz. Bianchon bat die Schauspielerin, diesen schweren Schlag Lucien zu verheimlichen. Der schöne Roman ‚Der Bogenschütze Karls IX.‘, der unter einem verrückten Titel veröffentlicht worden war, hatte gar keinen Erfolg gehabt. Um sich vor der Eröffnung des Konkurses Geld zu verschaffen, hatte Fendant hinter dem Rücken Cavaliers das Werk im ganzen an Krämer verkauft, die es mit Hilfe der Kolportage billig wiederverkauften. Jetzt zierte Luciens Buch die Brückenbrüstungen und die Kais von Paris. Die Buchhandlung vom Quai des Augustins, die eine gewisse Zahl Exemplare des Romans übernommen hatte, mußte also infolge der plötzlichen Herabsetzung des Preises eine beträchtliche Summe verlieren: die vier Quartbände, für die sie vier Franken fünfzig Centimes bezahlt hatte, wurden für fünfzig Sous abgegeben. Der Buchhandel schrie laut auf, und die Zeitungen fuhren fort, das tiefste Stillschweigen zu bewahren. Barbet hatte dieses Verramschen nicht vorausgesehen; er glaubte an Luciens Talent. Gegen alle seine Gewohnheiten hatte er sich auf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zweihundert Exemplare verstiegen; und die Aussicht auf einen Verlust machte ihn wütend. Er schimpfte furchtbar auf Lucien. Barbet faßte einen heroischen Entschluß: er ließ in einem Eigensinn, der bei Geizigen nicht selten ist, seine Exemplare in einem Winkel seines Magazins und überließ es seinen Kollegen, ihre Exemplare zu Spottpreisen zu verschleudern. Als später, im Jahre 1824, die schöne Vorrede von d'Arthez, der Wert des Buches und zwei Artikel, die Léon Giraud schrieb, dem Werke zur rechten Geltung verholfen hatten, verkaufte Barbet seine Exemplare das Stück zum Preis von zehn Franken. Trotz den Vorsichtsmaßregeln von Berenice und Coralie war es unmöglich, Hector Merlin davon abzuhalten, seinen sterbenden Freund zu besuchen. Und er ließ ihn Tropfen für Tropfen den bittern Kelch dieser Bouillon trinken; ‚Bouillon' nennt man nämlich im Pariser Buchhandel eben die traurige Operation, die Fendant & Cavalier bei der Veröffentlichung dieses Buches eines Anfängers vorgenommen hatten. Martainville, der einzige, der Lucien treu geblieben war, schrieb einen prächtigen Artikel zugunsten des Werkes; aber die Erbitterung gegen den Chefredakteur des ‚Aristarque', der ‚Oriflamme' und des ‚Drapeau blanc' war bei Liberalen und Ministeriellen dermaßen groß, daß der Beistand dieses tapfern Athleten, der dem Liberalismus für eine Beleidigung stets zehn zurückgab, Lucien schadete. Kein Blatt hob den Handschuh der Polemik auf, so lebhaft auch die Angriffe des royalistischen Bravos waren. Coralie, Berenice und Bianchon schlossen allen sogenannten Freunden Luciens, die sehr darüber empört waren, die Tür; aber es war nicht möglich, sie den Gerichtsvollziehern zu verschließen. Der Konkurs von Fendant & Cavalier bewirkte, daß ihre Wechsel auf Grund einer Bestimmung des Handelsgesetzbuchs, welche die Rechte der Akzeptanten schädigt, die auf diese Weise der Wohltat des Zieles beraubt werden,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fällig waren. Gegen Lucien wurde also von Camusot der Wechselprozeß angestrengt. Als die Schauspielerin diesen Namen sah, verstand sie, welchen schrecklichen, demütigenden Schritt ihr Dichter aus Liebe zu ihr getan hatte; sie liebte ihn darum zehnmal mehr und wollte Camusot nicht bitten. Als die Häscher des Schuldgerichts ihren Gefangenen holen wollten, fanden sie ihn im Bett und sahen ein, daß sie ihn nicht mitnehmen konnten; bevor sie den Gerichtspräsidenten fragten, in welches Spital sie den Schuldner einliefern sollten, gingen sie zu Camusot. Dieser eilte sofort nach der Rue de la Lune. Coralie ging hinunter, und als sie wieder in ihrer Wohnung war, hielt sie die Wechsel in der Hand, auf Grund von deren Indossament Lucien vom Gericht als Kaufmann behandelt worden war. Wie hatte sie diese Papiere von Camusot erhalten? Welches Versprechen hatte sie gegeben? Sie bewahrte darüber das düsterste Schweigen; aber sie war fast tot wieder heraufgekommen. Coralie spielte in dem Stück von Camille Maupin und trug viel zu diesem Erfolg der berühmten Schriftstellerin bei. Die Verkörperung dieser Rolle war der letzte Funke dieser schönen Flamme. Bei der zwanzigsten Aufführung, zu der Zeit, wo Lucien wiederhergestellt war, anfing herumzugehen und zu essen, und davon sprach, bald wieder zu arbeiten, wurde Coralie krank: ein geheimer Kummer zehrte an ihr. Berenice hat immer geglaubt, daß sie, um Lucien zu retten, versprochen hatte, zu Camusot zurückzukehren. Die Schauspielerin mußte die Kränkung erleben, daß ihre Rolle Florine gegeben wurde. Nathan erklärte für den Fall, daß Florine nicht die Rolle von Coralie übernahm, dem Gymnase den Krieg. Coralie spielte also die Rolle bis zum letzten Augenblick, um sie nicht ihrer Rivalin zu überlassen, und spannte ihre Kräfte zu sehr an. Das Gymnase hatte ihr während Luciens Krankheit einige Vorschüsse gegeben, sie konnte an der Theater-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kasse nichts mehr verlangen; trotz seinem guten Willen war Lucien noch nicht imstande, zu arbeiten, er pflegte übrigens Coralie, um Berenice die Arbeit zu erleichtern; der ärmliche Haushalt kam nun also jetzt in völligen Verfall. Er hatte indessen das Glück, in Bianchon einen geschickten und aufopfernden Arzt zu finden, der ihm bei einem Apotheker Kredit verschaffte. Die Lage Coralies und Luciens wurde den Lieferanten und dem Hausbesitzer bald bekannt. Die Möbel wurden gepfändet. Die Schneiderin und der Schneider, die jetzt den Journalisten nicht mehr fürchteten, trieben nun energisch ihre Forderungen gegen die beiden Zigeuner ein. Schließlich gaben nur noch der Apotheker und der Schlächter den unglücklichen jungen Menschen Kredit. Lucien, Berenice und die Kranke konnten fast eine Woche lang nichts als Schweinefleisch in all den mannigfaltigen Formen essen, die die Schlächter ihnen gaben. Das Schweinefleisch, das seiner Natur nach entzündlich ist, verschlimmerte die Krankheit der Schauspielerin. Lucien war von der Not gezwungen, zu Lousteau zu gehen, um die tausend Franken zu fordern, die dieser frühere Freund, der Verräter, ihm schuldete. Lousteau konnte nicht mehr seine Wohnung in der Rue de la Harpe betreten, er wohnte bei seinen Freunden, er wurde wie ein Hase verfolgt und umstellt. Lucien konnte den verhängnisvollen Mann, der ihn in die literarische Welt eingeführt hatte, nur bei Flicoteaux finden. Lousteau aß an dem nämlichen Tisch, an dem Lucien ihn zu seinem Unglück an dem Tage getroffen hatte, wo er sich von d'Arthez entfernt hatte. Lousteau lud ihn zum Mittagessen ein, und Lucien nahm an! Als beim Fortgehen Claude Vignon, der an diesem Tage auch da aß, Lousteau, Lucien und der große Unbekannte, der seine Garderobe wieder zu Samanon gebracht hatte, ins Café Voltaire gehen wollten, um eine Tasse Kaffee zu trinken,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

konnten sie nicht dreißig Sous aus den Geldstücken, die sie alle miteinander in der Tasche hatten, zusammenbringen. Sie bummelten ins Luxembourg, wo sie einen Buchhändler zu treffen hofften, und sie begegneten in der Tat einem der berühmtesten Drucker der Zeit, den Lousteau um vierzig Franken bat, die er auch von ihm erhielt. Lousteau teilte die Summe in vier gleiche Teile, und jeder der Schriftsteller nahm einen. Das Elend hatte bei Lucien jeden Stolz, jede Empfindung ausgelöscht; er weinte vor diesen drei Künstlern, als er ihnen seine Lage berichtete; aber jeder seiner Kollegen hatte ihm ein ebenso schreckliches Drama zu erzählen; und als jeder seine Lage dargelegt hatte, fand der Dichter, daß er von den vieren noch am wenigsten unglücklich sei. Und so hatten sie alle das Bedürfnis, ihr Unglück und ihre Gedanken, die das Unglück verdoppelten, zu vergessen. Lousteau ging ins Palais Royal, um dort mit den neun Franken, die ihm von seinen zehn geblieben waren, zu spielen. Der große Unbekannte ging, obwohl er eine himmlische Geliebte hatte, in ein schlechtes Haus, um dort im Pfuhl gefährlicher Wollust unterzutauchen. Vignon begab sich in den Petit Rocher de Cancale in der Absicht, dort zwei Flaschen Bordeaux zu trinken, um für eine Weile Vernunft und Gedächtnis loszuwerden. Lucien verließ Claude Vignon auf der Schwelle des Restaurants, er wollte nicht mithalten. Der große Mann aus der Provinz drückte dem einzigen Journalisten, der ihm nicht feindlich gewesen war, die Hand; es war ihm furchtbar weh zumute.

„Was soll ich tun?“ fragte er ihn. „So geht's im Krieg,“ erwiderte der große Kritiker. „Ihr Buch ist schön, aber es hat Ihnen Neider gebracht, Sie werden einen langen und schweren Kampf vor sich haben. Das Genie ist eine schwere Krankheit. Jeder Schriftsteller trägt ein Scheusal in seinem Herzen, das, wie der Bandwurm in den Därmen, die Gefühle im Entstehen auffrißt. Wer wird siegen?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Krankheit über den Menschen oder der Mensch über die Krankheit? Man muß ein großer Mensch sein, um den Ausgleich zwischen seinem Genie und seinem Charakter zu finden. Das Talent wächst, das Herz schrumpft ein. Wenn man nicht ein Koloß ist, wenn man nicht die Schultern des Herkules hat, bleibt man entweder ohne Herz oder ohne Talent zurück. Sie sind zart und schwächlich, Sie werden unterliegen," fügte er hinzu und ging in das Wirtshaus.

Lucien dachte auf dem Weg nach Hause über diesen schrecklichen Urteilsspruch nach, dessen tiefe Wahrheit ihm über das literarische Leben Licht gab.

‚Geld!' rief eine Stimme in ihm.

Er verfertigte selbst drei Wechsel über je tausend Franken auf ein, zwei und drei Monate Ziel an seine Order, auf denen er mit erstaunlicher Vollendung die Unterschrift David Séchards nachahmte; er indossierte sie und brachte sie dann am Tage darauf zu Métivier, dem Papierhändler in der Rue Serpente, der sie ihm ohne jede Schwierigkeit diskontierte. Lucien schrieb seinem Schwager einige Zeilen, um ihn von diesem Angriff auf seine Kasse zu benachrichtigen, und versprach ihm, wie es üblich ist, am Verfalltag für die Einlösung zu sorgen. Die Schulden Coralies und Luciens wurden bezahlt, es blieben dreihundert Franken, die der Dichter Berenice übergab. Dabei sagte er ihr, sie sollte ihm nichts geben, wenn er Geld verlangte: er fürchtete, von der Spielleidenschaft gepackt zu werden. Lucien, der von einer düstern, kalten und schweigenden Wut beseelt war, schrieb, während er bei Coralie wachte, beim Schein einer Lampe seine geistvollsten Artikel. Wenn er aufblickte, um nachzudenken, sah er dieses geliebte Weib, das blaß wie aus Porzellan war, das die Schönheit der Sterbenden hatte, das ihm mit zwei blassen Lippen zulächelte und ihn mit großen, glänzenden Augen ansah, wie sie die Frauen haben,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die nicht allein an Krankheit, sondern auch an Kummer sterben. Lucien schickte seine Artikel in die Zeitungen; aber da er nicht auf die Redaktionen gehen und die Chefredakteure bearbeiten konnte, erschienen sie nicht. Als er sich entschloß, hinzugehen, empfing ihn Théodore Gaillard, der ihm Vorschüsse gemacht hatte, und der später diese literarischen Kleinode benutzte, sehr frostig.

„Schonen Sie sich, mein Lieber, Sie haben keinen Geist mehr; lassen Sie sich nicht niederschlagen, nur Mut!" sagte er zu ihm. „Der Lucien, dieses Kerlchen, hatte nur seine Romane und seine ersten Artikel im Kopf," riefen Félicien Vernou, Merlin und alle, die ihn haßten, wenn bei Dauriat oder im Vaudeville von ihm die Rede war. „Er schickt uns jämmerliches Zeug."

Wenn die Journalisten erst einmal dieses Wort gesprochen haben, daß einer nichts im Kopfe hat, ist es schwer, dagegen zu appellieren. Dieses Wort, das überall weitererzählt wurde, war für Lucien tödlich, ohne daß er es wußte, denn er hatte jetzt Sorgen, die über seine Kräfte gingen. Mitten in seinen aufreibenden Arbeiten wurde er wegen der Wechsel David Séchards verfolgt, und er mußte seine Zuflucht zu der Erfahrung Camusots nehmen. Der frühere Freund Coralies war großmütig genug, Lucien beizustehen. Diese schreckliche Lage dauerte zwei Monate, in denen Lucien fortwährend mit gestempelten Papieren zu tun hatte, die er auf Camusots Empfehlung an Desroches, einen Freund von Bixiou, Blondet und des Lupeaulx sandte.

Im Anfang August sagte Bianchon dem Dichter, Coralie wäre verloren, sie hätte nur noch einige Tage zu leben. Berenice und Lucien brachten diese furchtbaren Tage mit Weinen zu und konnten dem armen Mädchen, das um Luciens willen in Verzweiflung war, daß es sterben sollte, ihre Tränen nicht verbergen. Coralie kehrte wieder zu ihrem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kinderglauben zurück und verlangte, daß Lucien ihr einen Priester holte. Die Schauspielerin wollte sich mit der Kirche versöhnen und in Frieden sterben. Sie hatte ein christliches Ende, ihre Reue war aufrichtig. Dieser Todeskampf und dieses Sterben nahmen Lucien vollends seine Kraft und seinen Mut. Der Dichter saß völlig zusammengebrochen auf einem Stuhl am Fuß von Coralies Bett und blickte nicht von ihr weg bis zu dem Augenblick, wo die Hand des Todes die Augen der Schauspielerin verdrehte. Es war um fünf Uhr morgens. Ein Vogel setzte sich auf einen der Blumentöpfe, die vor dem Fenster standen, und sang ein Liedchen. Berenice kniete vor dem Bett nieder und küßte Coralies Hand, die unter ihren Tränen kalt wurde. Es waren nur noch elf Sous in der Wohnung. Lucien verließ das Haus, die Verzweiflung sagte ihm, er müßte betteln gehen, um seine Geliebte begraben zu können, oder sich der Marquise d'Espard, dem Grafen du Châtelet, der Frau von Bargeton, dem Fräulein des Touches oder Herrn von Marsay, dem schrecklichen Stutzer, zu Füßen werfen; er hatte keinen Stolz und keine Kraft mehr in sich. Um Geld zu bekommen, hätte er sich als Soldat anwerben lassen! Er ging in der gebeugten und aufgelösten Haltung, die die Unglücklichen kennen, in das Haus Camille Maupins, betrat es, ohne auf die Unordnung seines Anzugs zu achten, und bat, empfangen zu werden.

„Das Fräulein hat sich um drei Uhr morgens hingelegt, und niemand darf es wagen, sie zu stören, bevor sie geklingelt hat," erwiderte der Kammerdiener. „Wann klingelt sie Ihnen?" „Nie vor zehn Uhr."

Nunmehr schrieb Lucien einen der furchtbaren Briefe, in denen die vornehmen Bettler keinen Rückhalt mehr kennen. Eines Abends hatte er die Möglichkeit solcher Erniedrigung bezweifelt, als Lousteau ihm von den Bitten

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gesprochen hatte, die junge Talente an Finot richteten, und jetzt ging seine Feder vielleicht über die Grenzen hinaus, bis zu denen das Elend seine Vorgänger gebracht hatte. Als er sinnlos und fiebernd über die Boulevards zurückging, ohne das schreckliche Meisterstück zu ahnen, das ihm die Verzweiflung eingeben sollte, traf er Barbet.

„Barbet, fünfhundert Franken!" rief er ihm zu und streckte die Hand aus. „Nein, zweihundert," erwiderte der Buchhändler. „Ach! so haben Sie also ein Herz?" „O ja, aber ich habe auch ein Geschäft. Sie sind schuld, daß ich viel Geld verliere," fügte er hinzu, nachdem er ihm von dem Konkurs von Fendant & Cavalier erzählt hatte, „Sie müssen mir also welches zu verdienen geben."

Lucien schauderte.

„Sie sind Dichter, Sie müssen sich auf jede Art Verse verstehen," fuhr der Buchhändler fort. „Ich brauche jetzt gerade Trinklieder, die ich unter ein paar Lieder, die ich von verschiedenen Dichtern genommen habe, stecken kann, um nicht als Nachdrucker verfolgt zu werden und eine nette Liedersammlung für zehn Sous auf den Straßen verkaufen zu können. Wenn Sie mir morgen zehn feine Trinklieder oder ein bißchen so was Saftiges schicken wollen . . . ja, wahrhaftig, dann gebe ich Ihnen zweihundert Franken."

Lucien ging nach Hause. Coralie lag steif ausgestreckt auf einem Gurtbett, sie war in ein schlechtes Bettuch gehüllt, das Berenice unter Tränen genäht hatte. Die Normannin hatte an den vier Enden dieses Bettes vier Kerzen angesteckt. Auf Coralies Gesicht leuchtete die strahlende Schönheit, die zu den Lebenden so stark spricht und eine völlige Ruhe kündet; sie sah aus wie die jungen Mädchen, die die Bleichsucht haben; manchmal schien es, als ob diese violetten Lippen sich öffnen und ‚Lucien' flüstern wollten, den Namen, den sie zusammen mit dem Namen Gottes noch ausgesprochen hatte, bevor sie ihr Leben aushauchte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lucien gab Berenice den Auftrag, sie sollte beim Beerdigungsinstitut ein Begräbnis bestellen, das, das Totenamt in der armseligen Kirche Bonne-Nouvelle inbegriffen, nicht mehr als zweihundert Franken kostete. Sowie Berenice gegangen war, setzte sich der Dichter an den Tisch neben die Leiche seiner armen Geliebten und verfaßte so die zehn Lieder, die lustige Einfälle und sangbare Weisen verlangten. Er stand entsetzliche Qualen aus, ehe er arbeiten konnte; aber er zwang schließlich seinen Geist in den Dienst der Notwendigkeit, als ob er kein Leid kennte. Er führte schon das schreckliche Urteil Claude Vignons über die Trennung des Herzens vom Hirn aus. Was war das für eine Nacht, in der der unglückliche junge Mensch neben dem Priester, der für Coralie betete, beim Schein der Wachskerzen Lieder für Straßensänger verfaßte! ... Am nächsten Morgen versuchte Lucien, der mit seinem letzten Lied fertig geworden war, es einer Melodie anzupassen, die damals beliebt war; als sie ihn singen hörten, fürchteten Berenice und der Priester, er wäre verrückt geworden:

Freunde! Nicht taugt die Moral
Zum Lied, längst schwor ich sie ab;
Wen schert Vernunft, der einmal
Sich ganz der Tollheit ergab!
Kein Lied ist zu schlecht,
Wenn mit Huren man zecht,
Epikur stellt es fest.
Wird Apollo bekränzt,
Wenn uns Bacchus kredenzt?
Trinkt, lacht!
Zum Teufel den Rest!

Hundert Jahre versprach
Hippokrates jedem Kumpan.
Wird auch das Bein schließlich schwach,
Was kommt es uns darauf an?
Wenn nur die Hand bis zuletzt,
Die das Glas an die Lippe setzt,
Nicht locker läßt —.
Komme das Alter heran,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stoßt mit mir an,
Trinkt, lacht!
Zum Teufel den Rest!

Wie er zur Welt kam, versteht
Vortrefflich ein jeder Wicht,
Aber fragst du, wohin er geht,
So weiß es der Klügste nicht.
Doch spar dir darob den Verdruß,
Überlaß dem Himmel den Schluß,
Daß wir sterben, steht fest.
Doch ist nicht minder gewiß,
Daß wir leben; das andre vergiß,
Trinkt, lacht!
Zum Teufel den Rest!

In dem Augenblick, als der Dichter diese gräßliche letzte Strophe fertig gesungen hatte, traten Bianchon und d'Arthez ein und fanden ihn im Paroxysmus der Verzweiflung. Er vergoß einen Strom von Tränen und hatte nicht mehr die Kraft, seine Lieder ins Reine zu schreiben. Als er unter vielem Schluchzen seine Lage erklärt hatte, sah er in den Augen seiner Zuhörer Tränen.

„Dies", sagte d'Arthez, „tilgt viele Schuld." „Wohl denen, die die Hölle hienieden finden," sagte der Priester ernst.

Das Schauspiel dieser schönen Toten, deren Lächeln schon aus der Ewigkeit stammte, der Anblick ihres Geliebten, der ihr mit frechen Versen ein Grab kaufte, die Vorstellung, daß Barbet den Sarg bezahlte, diese vier Kerzen um diese Schauspielerin, deren Baskine und rote Strümpfe mit grünen Zwickeln noch vor kurzem einen ganzen Zuschauerraum zu Beifallsausbrüchen gebracht hatten, dann der Priester an der Tür, der sie mit Gott versöhnt hatte und jetzt zur Kirche ging, um für die, die viel geliebt hatte, eine Messe zu sprechen, all diese Hoheit und diese Niedrigkeit, dieses Leid, das von der Not verdrängt wurde, all das versteinerte den großen Schrift-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

steller und den großen Arzt, die sich hinsetzten, ohne ein Wort herausbringen zu können. Ein Lakai trat ein und meldete Fräulein des Touches an. Das schöne Mädchen verstand alles, sie trat rasch auf Lucien zu, drückte ihm die Hand und gab ihm heimlich zwei Tausendfrankennoten.

„Es ist zu spät," sagte er und warf ihr einen schmerzlichen Blick zu.

D'Arthez, Bianchon und Fräulein des Touches gingen erst, nachdem sie alles getan hatten, um Luciens Verzweiflung mit den liebevollsten Worten zu mildern; aber in ihm war alles wie zerbrochen. Gegen Mittag fanden sich die Mitglieder des Zirkels außer Michel Chrestien — der indessen über das Maß von Luciens Schuld aufgeklärt worden war — in der kleinen Kirche Bonne-Nouvelle ein, wo außerdem noch Berenice und Fräulein des Touches, zwei Statistinnen des Gymnase, Coralies Ankleidemädchen und der unglückliche Camusot anwesend waren. Alle Männer begleiteten die Schauspielerin bis zum Kirchhof des Père-Lachaise. Camusot, der heiße Tränen vergoß, versprach Lucien feierlich, er werde ein Grab für ewige Zeiten kaufen und auf ihm eine Säule errichten lassen, auf der der Name

CORALIE

stünde, und darunter:

IM ALTER VON NEUNZEHN JAHREN
GESTORBEN IM AUGUST 1822.

Lucien blieb bis Sonnenuntergang allein auf diesem Grabhügel, von dem aus er auf Paris herabblickte.

‚Wer liebt mich nun?' fragte er sich. ‚Meine wahren Freunde verachten mich. Ich hätte tun können, was ich wollte, der, die da unten liegt, wäre alles, was von mir kam, edel und gut vorgekommen! Ich habe nur noch meine Schwester, David und meine Mutter! Was denken sie von mir in der Heimat?'

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der arme große Mann aus der Provinz kehrte nach der Rue de la Lune zurück, aber dort wurde ihm so entsetzlich zumute, als er die leere Wohnung sah, daß er sich in einem elenden Gasthof in der Straße einmietete. Die zweitausend Franken von Fräulein des Touches deckten alle Schulden, nachdem der Erlös aus dem Mobiliar noch dazugekommen war. Berenice und Lucien hatten für sich hundert Franken, von denen sie zwei Monate lebten, die Lucien in einer krankhaften Niedergeschlagenheit verbrachte: er konnte nicht schreiben und nicht denken, er überließ sich seinem Schmerz; Berenice hatte Mitleid mit ihm.

„Wenn Sie daran denken, in Ihre Heimat zurückzukehren, wie wollen Sie hinkommen?" fragte sie und beantwortete damit einen Ausruf Luciens, der immer an seine Schwester, seine Mutter und David Séchard dachte.

„Zu Fuß," antwortete er. „Dann muß man auch noch unterwegs essen und schlafen. Wenn Sie jeden Tag zwölf Meilen gehen, brauchen Sie mindestens zwanzig Franken."
„Ich werde sie bekommen," sagte er.

Er nahm seine Kleider und seine schöne Wäsche, behielt nur das absolut Notwendige für sich und ging zu Samanon, der ihm für all seine Sachen fünfzig Franken anbot. Er bat den Wucherer, ihm so viel zu geben, daß er den Postwagen nehmen konnte, konnte ihn aber nicht erweichen. In seiner Wut ging Lucien, wie er da war, zu Frascati, versuchte sein Glück und kam ohne einen Heller wieder herunter. Als er wieder in seiner elenden Kammer in der Rue de la Lune war, verlangte er von Berenice Coralies Schal. Nachdem Lucien ihr seinen Spielverlust eingestanden hatte, wußte das gute Mädchen mit einem einzigen Blick, was der arme Dichter in seiner Verzweiflung vorhatte: er wollte sich erhängen.

„Sind Sie verrückt geworden?" sagte sie. „Gehen Sie spazieren und kommen Sie um Mitternacht wieder, ich

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

werde das Geld beschaffen, das Sie brauchen; aber bleiben Sie auf den Boulevards und gehen Sie nicht an die Kais."

Lucien lief auf den Boulevards herum. Der Schmerz hatte ihn fast stumpfsinnig gemacht. Er sah die Equipagen, die Spaziergänger und fand sich winzig und verlassen in dieser Menge, die, von den tausenderlei Pariser Interessen gepeitscht, herumwirbelte. In Gedanken sah er die Ufer der Charente, und etwas wie Sehnsucht nach den Freuden der Familie überkam ihn. Er hatte jetzt einen der blitzartigen plötzlichen Einfälle, die all diese weiblichen Naturen täuschen: er wollte das Spiel nicht aufgeben, ehe er sein Herz in das Herz David Séchards ausgeschüttet, ehe er den Rat der drei Engel gehört hätte, die ihm geblieben waren. Als er so durch die Straßen schlenderte, sah er an der Ecke der Rue de la Lune auf dem schmutzigen Boulevard Bonne-Nouvelle Berenice im Sonntagsstaat bei einem Manne stehen. Bei diesem Anblick stieg ihm ein furchtbarer Verdacht auf, und er rief: „Was machst du da?" „Hier sind zwanzig Franken, die vielleicht teuer zu stehen kommen, aber Sie können nun in die Heimat gehen," antwortete sie und steckte Lucien rasch vier Hundertsousstücke zu.

Berenice lief davon, ohne daß Lucien sah, wo sie hingekommen war, denn zu seinem Lobe muß gesagt werden, daß ihm dieses Geld in der Hand brannte und er es zurückgeben wollte; aber er mußte es wie ein letztes Brandmal des Pariser Lebens behalten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DIE LEIDEN DES ERFINDERS

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Am Tage darauf ließ Lucien seinen Paß beglaubigen, kaufte sich einen Stock und nahm an dem Plätz an der Rue d'Enfer einen Torwagen, der ihn für zehn Sous nach Longjumeau fuhr. In der ersten Nacht schlief er im Stall eines Pachthofes zwei Meilen von Arpajon. Als er Orléans erreicht hatte, war er schon sehr müde und marode; aber für drei Franken fuhr ihn ein Schiffer nach Tours, und während der Fahrt brauchte er für seine Nahrung nicht mehr als zwei Franken. Von Tours nach Poitiers ging Lucien fünf Tage lang. Ein gutes Stück hinter Poitiers besaß er nur noch hundert Sous, aber er nahm seine letzte Kraft zusammen, um weiter zu gehen. Einmal wurde Lucien auf einer weiten Ebene von der Nacht überrascht und beschloß eben, die Nacht im Freien zuzubringen, als er am Ende eines Hohlweges eine Kalesche bemerkte, die den Hügel heraufkam. Ohne daß der Postillon, die Reisenden und ein Kammerdiener, der auf dem Bock saß, es merkten, konnte er sich hinten zwischen zwei Koffer verstecken, setzte sich so, daß die Stöße des Wagens ihn möglichst wenig trafen, und schlief ein. Als ihn am Morgen die Sonne, die auf seine Augen fiel, und eine laute Stimme weckten, sah er, daß er in Mansle war, in dem Städtchen, in dem er vor anderthalb Jahren, das Herz voller Liebe, Hoffnung und Freude, auf Frau von Bargeton gewartet hatte. Er sah sich mit Staub bedeckt und Neugierige und Postillone um sich herumstehen und merkte, daß er entdeckt war; er sprang auf die Füße und wollte eben etwas sagen, als zwei Reisende, die aus der Kalesche gestiegen waren, ihm das Wort abschnitten: er sah den neuen Präfekten der Charente, den Grafen Sixtus du Châtelet, und seine Frau Louise von Nègrepelisse.

„Wenn wir gewußt hätten, welchen Reisegefährten der Zufall uns gegeben hat..." sagte die Gräfin. „Wollen Sie nicht zu uns einsteigen?"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Lucien grüßte das Paar kalt und warf ihm einen Blick zu, der zugleich schüchtern und drohend war; dann entfernte er sich auf einem Seitenwege, der aus Mansle hinausführte. Er wollte einen Bauernhof suchen, wo er Brot und Milch zum Frühstück bekommen, sich ausruhen und in Ruhe über seine Zukunft nachdenken konnte. Er hatte noch drei Franken. Der Dichter der ‚Margueriten', den das Fieber vorwärts trieb, lief noch lange; er ging den Fluß entlang talabwärts und besah sich die Gegenden, die immer malerischer wurden. Gegen Mittag erreichte er eine Stelle, wo der breite Wasserspiegel eine Art See bildete, der von Weiden umgeben war. Er blieb stehen, um dieses dichte, erfrischende Wäldchen zu betrachten, dessen ländliche Anmut seine Seele bewegte. Zwischen den Wipfeln sah er das Strohdach eines Hauses, das neben einer Mühle an einem Arm des Flusses gelegen war. Als einziger Schmuck standen vor diesem Bauernhaus einige Büsche Jasmin, Geißblatt und Hopfen, und ringsherum wuchs blühender Phlox. Auf dem Mauerwerk, das die Straße vor dem Hochwasser zu schützen bestimmt war, sah er Netze in der Sonne liegen. In dem klaren Teich neben der Mühle, der zwischen den beiden Wasserläufen lag, die brausend die Räder trieben, schwammen Enten. Die Mühle klapperte. Auf einer ländlichen Bank sah der Dichter eine behäbige Frau sitzen, die strickte und auf ein Kind achtgab, das die Hühner neckte.

„Gute Frau," sagte Lucien und trat näher, „ich bin sehr müde, habe das Fieber und habe nur noch drei Franken; wollen Sie mich eine Woche lang auf dem Stroh schlafen lassen und mir Schwarzbrot und Milch geben? Währenddessen kann ich meinen Verwandten schreiben, die mir Geld schicken oder mich hier abholen." „Gern," sagte sie, „wenn nämlich mein Mann will. — He, Mann, komm doch mal her!"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Müller kam heraus, sah Lucien an, nahm seine Pfeife aus dem Mund und sagte: „Drei Franken für eine Woche? Wir werden Ihnen gar nichts abnehmen."

‚Vielleicht werde ich schließlich noch Müllerknecht,' sagte der Dichter zu sich selbst, als er die entzückende Landschaft betrachtete, ehe er sich in das Bett legte, das ihm die Müllerin bereitet hatte. Und dann schlief er und schlief so lange, daß seine Wirte ängstlich wurden.

„Courtois, sieh doch nach, ob der junge Mann tot oder lebendig ist, es sind jetzt vierzehn Stunden, daß er sich hingelegt hat, ich traue mich nicht hinaufzugehen," sagte die Müllerin am nächsten Tag gegen zwölf Uhr mittags. „Ich glaube," sagte der Müller und fuhr fort, seine Netze und sein Fischgerät in Ordnung zu bringen, „der hübsche Bursche könnte so ein schwächlicher Schauspieler sein, der keinen Heller besitzt." „Woran siehst du denn das, Mann?" fragte die Müllerin. „Na ja doch, er ist kein Prinz, kein Minister, kein Deputierter und kein Bischof; warum sind seine Hände weiß wie die eines Menschen, der nichts tut?" „Es ist doch sehr sonderbar, daß der Hunger ihn nicht weckt," sagte die Müllerin, die für den Gast, den der Zufall ihr ins Haus geschickt hatte, ein Frühstück bereitet hatte. „Ein Schauspieler?" wiederholte sie; „wohin sollte er gehen? Es ist ja noch nicht die Zeit des Jahrmarkts in Angoulême."

Der Müller und die Müllerin hatten keine Ahnung, daß es neben dem Schauspieler, dem Prinzen und dem Bischof eine Art Mensch gibt, der zugleich Prinz und Schauspieler ist und ein wundervolles heiliges Amt verwaltet: den Dichter, der nichts zu tun scheint und trotzdem über die Menschheit herrscht, wenn es ihm gelungen ist, sie darzustellen.

„Was mag er denn also sein?" sagte Courtois zu seiner Frau. „Am Ende war es gefährlich, ihn aufzunehmen,"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

meinte die Müllerin. „Bah! die Diebe sind schlauer wie der, da wären wir schon ausgeplündert," versetzte der Müller.

„Ich bin weder Prinz noch Dieb noch Bischof noch Schauspieler," sagte Lucien, der plötzlich herzutrat und ohne Zweifel vom Fenster aus das Gespräch der Frau mit ihrem Manne gehört hatte, in traurigem Ton. „Ich bin ein armer ermüdeter junger Mensch und bin von Paris zu Fuß hierhergegangen. Ich heiße Lucien von Rubempré und bin der Sohn des Herrn Chardon, des Vorgängers von Postel, der die Apotheke in Houmeau hat. Meine Schwester hat David Séchard geheiratet, den Buchdrucker von der Place du Mûrier in Angoulême." „Warten Sie mal!" sagte der Müller. „Ist dieser Drucker nicht der Sohn des alten Schlaukopfs, der sein Gut in Marsac bewirtschaftet?" „Eben der," antwortete Lucien. „Ein kurioser Vater, muß ich sagen!" fuhr Courtois fort. „Er läßt, sagt man, bei seinem Sohn alles versteigern, und dabei besitzt er über zweimalhunderttausend Franken in Grund und Boden, ohne seine Sparbüchse zu rechnen."

Wenn Seele und Leib nach einem langen und schmerzlichen Kampfe zusammengebrochen sind, dann folgt auf die Stunde, wo die Kraft versagt, der Tod oder eine totenähnliche Vernichtung, in der aber die widerstandsfähigen Naturen dann wieder neue Kräfte gewinnen. Lucien, der in einer solchen Krise war, schien in dem Augenblick, wo er, wenn auch unbestimmt, die Nachricht von einer Katastrophe erhielt, die über seinen Schwager David Séchard hereingebrochen war, fast vernichtet zu sein.

„Oh, meine Schwester!" rief er; „mein Gott, was habe ich getan, ich bin ein Elender."

Er sank auf eine Holzbank, blaß und matt wie ein Sterbender; die Müllerin brachte ihm schnell einen Napf Milch und zwang ihn, zu trinken; aber er bat den Müller, er

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

möchte helfen, ihn ins Bett zu bringen, und bat ihn um Verzeihung, daß er ihm mit seinem Tod Ungelegenheiten machte, denn er glaubte, sein letztes Stündlein wäre gekommen. Der Dichter sah den Tod vor Augen und bekam religiöse Gedanken: er wollte den Geistlichen sehen, beichten und die Sakramente empfangen. Diese Klagen, die ein so schöner Jüngling mit schwacher Stimme stöhnte, rührten Frau Courtois sehr.

„Hör mal, Mann, steig aufs Pferd und hole Herrn Marron, den Arzt von Marsac; er wird sehen, was der junge Mann hat, der mir gar nicht gefallen will, und du bringst auch den Geistlichen mit. Vielleicht wissen sie besser als du, wie es mit diesem Drucker von der Place du Mûrier steht, da Postel der Schwiegersohn des Herrn Marron ist."

Als Courtois fort war, gab die Müllerin, die wie alle Menschen vom Lande den festen Glauben hatte, wenn ein Mensch krank wäre, müßte er tüchtig essen, Lucien, der alles mit sich machen ließ, sein Frühstück. Er hatte heftige Gewissensbisse, und diese retteten ihn aus seiner Kraftlosigkeit durch den heftigen Gegenreiz, den diese Art moralischer Medizin hervorrief.

Die Mühle von Courtois lag eine Meile von Marsac, der Hauptstadt des Kantons, die auf dem halben Weg zwischen Mansle und Angoulême liegt, entfernt. Daher kam der wackere Müller bald mit dem Arzt und dem Geistlichen von Marsac zurück. Diese beiden Männer hatten von der Liebschaft Luciens mit Frau von Bargeton sprechen hören, und da das ganze Departement der Charente in diesem Augenblick von der Verheiratung dieser Dame und ihrer Rückkehr nach Angoulême mit dem neuen Präfekten, dem Grafen Sixtus du Châtelet, sprach, waren der Arzt und der Geistliche, als sie hörten, daß Lucien bei dem Müller war, sehr neugierig, etwas von den Gründen zu hören, die die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Witwe des Herrn von Bargeton gehindert hatten, den jungen Dichter zu heiraten, mit dem sie seinerzeit geflohen war, und zu hören, ob er ins Land zurückkam, um seinem Schwager David Séchard zu helfen. Die Neugier und die Menschlichkeit vereinigten sich also, um dem sterbenden Dichter schnell Hilfe zu bringen. So hörte also Lucien zwei Stunden, nachdem Courtois weggeritten war, auf dem steinigen Mühldamm das Rasseln des Kabrioletts des Landarztes. Die Herren Marron traten sofort in Luciens Zimmer, der Arzt war nämlich der Neffe des Geistlichen. So sah also Lucien in diesem Augenblick Leute vor sich, die mit dem Vater David Séchards so nahe Beziehungen hatten, wie sie Nachbarn in einem Winzerstädtchen haben können. Als der Arzt den Sterbenden betrachtet, ihm den Puls befühlt und die Zunge angesehen hatte, sah er die Müllerin an und lächelte in einer Weise, die jede Sorge zerstreute.

„Frau Courtois," sagte er, „wenn Sie, wie ich nicht zweifle, eine gute Flasche Wein im Keller haben und in Ihrem Fischbehälter einen guten Aal, dann bringen Sie das Ihrem Patienten, dem weiter nichts fehlt, als daß er zerschlagen ist. Wenn er das überstanden hat, wird unser großer Mann schnell wieder auf den Beinen sein." „Ach, lieber Herr," sagte Lucien, „mein Leiden sitzt nicht im Körper, sondern in der Seele; diese wackern Leute haben ein Wort gesprochen, das mich fast umgebracht hat, denn es sagte mir, daß es im Hause meiner Schwester, Frau Séchard, schlimm steht! Um Gottes willen, sagen Sie mir, ich habe von Frau Courtois gehört, daß Sie Ihre Tochter an Postel verheiratet haben, Sie müssen doch etwas von der Angelegenheit David Séchards wissen." „Ja, er muß im Gefängnis sein," antwortete der Arzt. „Sein Vater hat es abgelehnt, ihm zu helfen ..." „Im Gefängnis! ... Und warum?" „Wegen Wechseln, die aus Paris kamen, und die er ohne Frage vergessen hatte, denn es heißt ja, er wisse

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht so recht Bescheid in seinen Geschäften," erwiderte Herr Marron. „Ich bitte Sie, lassen Sie mich mit dem Geistlichen allein," sagte der Dichter, dessen Gesichtsausdruck sich furchtbar verdüstert hatte.

Der Arzt, der Müller und seine Frau gingen hinaus.

Als Lucien sich mit dem alten Priester allein sah, rief er: „Ich verdiene den Tod, und ich fühle ihn kommen. Ich bin ein Elender, dem nichts mehr übrig bleibt, als sich in die Arme der Religion zu werfen. Ich, hochwürdiger Herr, ich bin der Henker meiner Schwester und meines Bruders, denn David Séchard ist wie ein Bruder zu mir! Ich habe die Wechsel gefälscht, die David nicht bezahlen konnte ... ich habe ihn ruiniert. In dem schrecklichen Elend, in dem ich war, habe ich dieses Verbrechen vergessen. Die Prozesse, zu denen diese Wechsel Anlaß gaben, sind durch das Eingreifen eines Millionärs niedergeschlagen worden, und ich hatte geglaubt, er hätte sie eingelöst; es war also nichts damit!"

Und Lucien erzählte all sein Unglück. Als er seine fieberhafte Erzählung, die in der Art, wie er erzählte, eines Dichters würdig war, beendet hatte, bat er den Geistlichen, nach Angoulême zu gehen und sich bei Eva, seiner Schwester, und Frau Chardon, seiner Mutter, über den wahren Stand der Dinge zu unterrichten, damit er erfuhr, ob noch Hilfe geschaffen werden könne.

„Bis zu Ihrer Rückkehr, hochwürdiger Herr," sagte er und vergoß dabei heiße Tränen, „werde ich leben können. Wenn meine Mutter, meine Schwester und David mich nicht zurückstoßen, werde ich nicht sterben."

Die pariserische Beredsamkeit, die Tränen dieser erschreckenden Reue, der schöne, blasse Jüngling, der vor Verzweiflung fast starb, der Bericht von unglücklichen Ereignissen, die fast über Menschenkraft gingen, all das erregte das Mitleid und Interesse des Geistlichen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„In der Provinz wie in Paris", antwortete er ihm, „darf man nur die Hälfte dessen glauben, was gesprochen wird; erschrecken Sie also nicht über ein Gerücht, das drei Meilen von Angoulême sehr irrig sein kann. Der alte Séchard, unser Nachbar, hat Marsac seit einigen Tagen verlassen; er beschäftigt sich also wahrscheinlich mit der Ordnung der Angelegenheiten seines Sohnes. Ich gehe nach Angoulême und sage Ihnen, wenn ich zurückkomme, ob Sie in Ihre Familie zurückkehren können; Ihre Geständnisse und Ihre Reue werden mir helfen, für Sie zu wirken."

Der Geistliche wußte nicht, daß Lucien seit anderthalb Jahren so oft bereut hatte, daß seine Reue, mochte sie noch so stark sein, keinen andern Wert hatte als den einer vollkommen und dazu noch in gutem Glauben gespielten Szene! Dem Geistlichen folgte der Arzt. Der Neffe, der erkannte, daß der Patient eine Nervenkrise hatte, deren Gefahr schon zu schwinden anfing, brachte ihm ebensoviel Trost wie der Onkel und bestimmte seinen Kranken schließlich, etwas zu sich zu nehmen.

Der Geistliche, der das Land und seine Gewohnheiten kannte, war nach Mansle gefahren, wo der Wagen von Ruffec nach Angoulême bald vorbeikam, in den er einstieg. Der alte Priester wollte sich bei seinem Großneffen Postel, dem Apotheker von Houmeau, der früher der Nebenbuhler des Buchdruckers bei der schönen Eva gewesen war, über David Séchard erkundigen. Auch ein Zuschauer, der wenig scharfsinnig gewesen wäre, hätte, wenn er gesehen hätte, wie behutsam der kleine Apotheker dem alten Herrn aus dem schrecklichen Rumpelkasten half, der damals den Verkehr von Ruffec nach Angoulême vermittelte, merken müssen, daß Herr und Frau Postel für ihr ferneres Wohl stark auf seine Erbschaft rechneten.

„Haben Sie gefrühstückt? Darf ich Ihnen etwas bringen? Wir erwarteten Sie nicht und sind angenehm überrascht."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Es gab tausend Fragen auf einmal. Frau Postel war von der Natur dazu ausersehen, die Frau eines Apothekers in Houmeau zu werden. Sie hatte die Figur des kleinen Postel und das rote Gesicht eines Mädchens, das auf dem Lande aufgewachsen ist; sie sah sehr gewöhnlich aus, und ihre ganze Schönheit bestand in der Frische ihres Wesens. Ihre roten Haare waren tief in die Stirn hereingekämmt; ihre Manieren und ihre Sprache paßten zu der Einfachheit, die sich in den Zügen ihres runden Gesichts, in dem Blick ihrer fast gelben Augen aussprach; alles sprach davon, daß sie geheiratet worden war, weil sie Vermögen zu erwarten hatte. Daher führte sie denn auch ein Jahr nach der Heirat das Regiment und schien völlig die Herrin im Hause Postels geworden zu sein, der glücklich war, daß er diese Frau gefunden hatte. Frau Léonie Postel, geborene Marron, stillte einen Sohn, der der Liebling des alten Geistlichen, des Arztes und Postels war, ein sehr häßliches Kind, das seinem Vater und seiner Mutter gleich sah.

„Nun, Onkel, was wollen Sie denn in Angoulême machen," fragte Léonie, „da Sie nichts zu sich nehmen wollen und davon sprechen, wieder fortzugehen, nachdem Sie kaum gekommen sind?"

Sowie der würdige geistliche Herr den Namen Evas und David Séchards ausgesprochen hatte, errötete Postel, und Léonie warf dem kleinen Mann einen Blick gewohnheitsmäßiger Eifersucht zu, wie es eine Frau, die völlig Herrin ihres Mannes ist, im Interesse ihrer Zukunft und um der Vergangenheit willen immer tut.

„Was gehen Sie denn die Leute an, Onkel, daß Sie sich in ihre Sachen mischen?" fragte Léonie mit unverkennbarem Ärger. „Sie sind unglücklich, meine Tochter," versetzte der Geistliche und schilderte darauf Postel den Zustand, in dem sich Lucien bei Courtois befand. „Oh! ist das die Equipage, in der er aus Paris zurückkommt?"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

rief Postel. „Armer Junge! Geist hatte er schon und war ehrgeizig. Er hätte reich werden sollen, und nun kommt er ohne Heller zurück. Aber was soll er hier? Seine Schwester ist im entsetzlichsten Elend, denn all diese Genies, der David genau so wie Lucien, verstehen nichts vom Geschäft. Wir haben mit ihm vor Gericht zu tun gehabt, und als Richter habe ich seine Verurteilung unterzeichnen müssen. Das tut mir schrecklich leid! Ich weiß nicht, ob Lucien unter den jetzigen Umständen zu seiner Schwester gehen kann; aber in jedem Fall ist das Kämmerchen, das er hier bewohnt hat, frei, und ich räume es ihm gerne ein." „Gut, Postel," sagte der Priester, setzte seinen Dreispitz auf, küßte das Kind, das auf Léonies Armen schlief, und schickte sich an, den Laden zu verlassen.

„Sie essen jedenfalls mit uns, Onkel," sagte Frau Postel, „denn Sie werden, wenn Sie die Sachen dieser Leute entwirren wollen, nicht so schnell fertig werden. Mein Mann fährt Sie dann mit seinem Wägelchen nach Hause."

Die beiden Gatten sahen ihrem kostbaren Großonkel nach, wie er nach Angoulême ging.

„Er geht noch ganz gut für sein Alter," sagte der Apotheker.

Während der würdige Geistliche die Stufen nach Angoulême hinaufsteigt, wird es nützlich sein, die verworrenen Angelegenheiten, in die er nun hineinkam, auseinanderzusetzen.

Nach Luciens Abreise nach Paris wollte David Séchard, der wie ein tapferer und mit hoher Vernunft begabter Stier war gleich dem, den die Maler dem Evangelisten zum Gefährten geben, schnell zu dem großen Vermögen kommen, das er sich an jenem Abend am Ufer der Charente, als er mit Eva auf dem Damm saß und ihr Hand und Herz versprach, weniger für sich, als für Eva und Lucien gewünscht hatte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Seine Frau in die Sphäre der Eleganz und des Reichtums bringen, die ihr gebührte, mit seinem mächtigen Arm den Ehrgeiz seines Bruders stützen: das war das Programm, das mit feurigen Lettern vor seinen Augen geschrieben stand. Die Zeitungen, die Politik, die ungeheure Entwicklung des Buchhandels, der Literatur und der Wissenschaften, die Neigung zur öffentlichen Erörterung aller Landesangelegenheiten, die ganze soziale Bewegung, die entstand, nachdem die Restauration festen Fuß gefaßt hatte, all das mußte sicherlich eine Menge Papier erfordern, die fast zehnfach so groß sein mußte als die, auf die der berühmte Ouvrard, der von ähnlichen Motiven sich leiten ließ, zu Beginn der Revolution spekuliert hatte. Aber im Jahre 1821 gab es in Frankreich zu viele Papiermühlen, als daß man hätte hoffen können, sich zu ihrem alleinigen Besitzer zu machen, wie es Ouvrard getan hatte, der sich der wichtigsten Fabriken bemächtigte, nachdem er erst ihre Erzeugnisse aufgekauft hatte. David hatte überdies weder die Kühnheit noch die Kapitalien, ohne die solche Spekulationen nicht möglich sind. Gerade jetzt waren die Maschinen, die Papier in jeder Länge herstellten, in England aufgekommen. Also war nichts notwendiger, als die Papierfabrikation den Bedürfnissen der französischen Zivilisation anzupassen, die in gefährlicher Weise dazu überging, die Diskussion auf alles auszudehnen und das individuelle Denken fortwährend an den Tag zu legen — was ein rechtes Unglück ist, denn die Völker, die überlegen, handeln sehr wenig. Während daher, seltsames Zusammentreffen, Lucien in das Räderwerk des ungeheuren Mechanismus des Journalismus hineinkam und dabei Gefahr lief, seine Ehre und seinen Geist in Stücke gerissen zu bekommen, beschäftigte sich David Séchard in seiner Druckerei mit dem Fortschritt der periodischen Presse in seinen materiellen Konsequenzen. Er wollte die Mittel dem Ergebnis anpassen, dem der Geist des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jahrhunderts zustrebte. Sein Gedanke, in der Herstellung billigen Papiers ein Vermögen zu suchen, war durchaus richtig, und die Ereignisse haben seine Voraussicht gerechtfertigt. In den letzten fünfzehn Jahren sind der Behörde, die die Gesuche von Erfindern um Patenterteilung zu prüfen hat, mehr als hundert Denkschriften über angebliche Entdeckungen von Stoffen zugegangen, die für die Herstellung von Papier verwendet werden sollten. Er war sich mehr als je über die Nützlichkeit dieser Entdeckung, die nichts Großartiges an sich hatte, aber ungeheuren Gewinn versprach, klar und versank daher nach der Abreise seines Schwagers nach Paris in das hartnäckige Studium, ohne das dieses Problem nicht zu lösen war. Da er alle seine Mittel erschöpft hatte, um heiraten und die Ausgabe für Luciens Reise nach Paris beschaffen zu können, sah er sich im Anfang seiner Ehe im tiefsten Elend. Er hatte für den Betrieb seiner Druckerei tausend Franken behalten und schuldete dem Apotheker Postel für einen Wechsel ebensoviel. So war für diesen tiefen Denker das Problem ein doppeltes: er mußte ein billiges Papier erfinden und mußte es schnell erfinden; er mußte endlich den Nutzen seiner Entdeckung den Bedürfnissen seines Haushalts und seines Geschäfts anpassen. Wie soll man nun ein Hirn bezeichnen, das imstande ist, die grausamen Sorgen abzuschütteln, die die Not, welche verborgen werden muß, und das Schauspiel einer Familie ohne Brot und die täglichen Erfordernisse eines Berufs, wie der des Buchdruckers ist, hervorbringen, der so viel Sorgfalt verlangt, und dabei die Gebiete des Unbekannten mit der Glut und dem Rausch des Gelehrten zu erforschen, der auf der Suche nach einem Geheimnis ist, das sich mit jedem Tage neu vor dem Nachdenken und dem Studium des Eifrigen verbirgt? Ach, man wird sehen, daß die Erfinder noch ganz andere Leiden zu erdulden haben, ganz abgesehen von der Undankbarkeit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Massen, denen die Müßigen und die Unfähigen von einem genialen Menschen sagen: ‚Er war zum Erfinder geboren, er konnte nichts anderes tun. Man braucht ihm für seine Entdeckung so wenig Dank sagen wie einem Menschen, der zum Fürsten geboren ist! Er übt seine natürlichen Gaben aus! Und er hat außerdem seinen Lohn in der Arbeit selbst gefunden.'

Die Ehe bringt einem jungen Mädchen schwere geistige und körperliche Störungen, und wenn es sich unter den bürgerlichen Verhältnissen der Mittelklasse verheiratet, muß es überdies noch ganz neue Interessen kennen lernen und sich mit den Geschäften vertraut machen; für die junge Frau kommt also zunächst eine Zeit, wo sie lernen muß und nicht handeln kann. Die Liebe Davids zu seiner Frau schob zum Unglück die Erfahrungen, die sie machen mußte, hinaus; er wagte es am Tage nach der Hochzeit und an den folgenden Tagen nicht, ihr den Stand der Dinge zu bekennen. Trotz dem großen Elend, zu dem ihn der Geiz seines Vaters verdammte, konnte er sich nicht entschließen, ihr den Honigmonat durch den langweiligen Unterricht in seinem mühsamen Gewerbe und durch die Unterweisungen, deren die Frau eines Kaufmanns bedarf, zu verderben. Daher gingen die tausend Franken, seine einzige Habe, mehr für den Haushalt als für das Geschäft drauf. Die Nachlässigkeit Davids und die Unwissenheit seiner Frau dauerten vier Monate! Das Erwachen war schrecklich. Als der Wechsel Postels, den David unterschrieben hatte, fällig war, war kein Geld im Haus, und Eva kannte die Entstehung dieser Schuld gut genug, so daß sie ihren Brautschmuck und ihr Silberzeug opferte, damit er eingelöst werden konnte. Noch am Abend des Tages, an dem der Wechsel bezahlt worden war, wollte Eva ihren Mann dazu bringen, mit ihr von den Geschäften zu sprechen, denn sie hatte bemerkt, daß er um der Erfindung willen, von der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er ihr einmal gesprochen hatte, seine Druckerei vernachlässigte. Seit dem zweiten Monat seiner Ehe verbrachte David den größten Teil seiner Zeit in dem Schuppen hinten im Hofe in einem kleinen Raum, der dazu diente, seine Walzen zu gießen. Drei Monate nach seiner Ankunft in Angoulême hatte er an Stelle der Ballen, mit Hilfe deren die Lettern mit Druckerschwärze betupft wurden, den flachen und den zylinderförmigen Auftrageapparat eingeführt, der die Druckerschwärze mit Hilfe von Walzen, die aus Leim und Melasse zusammengesetzt sind, verteilt und aufträgt. Diese erste Verbesserung der Buchdruckerkunst war so unbestreitbar, daß die Brüder Cointet sie sofort, nachdem sie ihre Wirkung gesehen hatten, auch anschafften. David hatte an die Mittelwand dieser Art Küche einen Ofen mit einer Kupferpfanne angebaut und hatte gesagt, er brauche dadurch weniger Kohlen, um seine Walzen umzugießen, deren rostige Formen der Mauer entlang standen, und die er in Wirklichkeit keine zweimal umgoß. Er brachte an diesem Raume nicht nur eine starke eichene Tür an, die innen mit Eisenblech beschlagen war, sondern er ersetzte auch die schmutzigen Scheiben des Fensters durch neue Scheiben in geripptem Glas, damit niemand von außen sehen könnte, womit er sich beschäftigte. Beim ersten Wort, das Eva zu David über ihre Zukunft sprach, sah er sie mit unruhigem Blick an und brachte sie mit folgenden Worten zum Verstummen: „Liebes Kind, ich weiß, welche Gedanken dir der Anblick einer verödeten Werkstatt und die Art geschäftlichen Ruins, in dem ich bin, einflößen muß, aber siehst du," fuhr er fort, führte sie an das Fenster und zeigte ihr das geheimnisvolle Häuschen, „dort drin liegt unser Glück ... wir werden noch ein paar Monate leiden müssen; aber laß uns geduldig leiden und laß mich die industrielle Erfindung machen, von der du weißt, sie wird all unserem Elend ein Ende machen."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

David war so gut, seiner Aufopferung mußte so sehr auf sein Wort geglaubt werden, daß die arme Frau, die, wie alle Frauen, sich nur um die täglichen Ausgaben kümmerte, sich vornahm, ihren Mann mit den Sorgen des Haushalts zu verschonen; sie verließ also das hübsche blau und weiße Zimmer, in dem sie sich bisher damit begnügt hatte, Näharbeiten zu machen und mit ihrer Mutter zu plaudern, und begab sich in einen der Holzverschläge am Ende der Druckerei, um den geschäftlichen Betrieb kennen zu lernen. War das nicht heroisch von einer Frau, die schon guter Hoffnung war? Während dieser ersten Monate war die Druckerei Davids so gut wie stillgestanden, und die Arbeiter, die er bis dahin für seine Arbeiten gebraucht hatte, waren einer nach dem andern gegangen. Die Brüder Cointet hatten eine Menge Aufträge und beschäftigten nicht nur die Arbeiter des Departements, die durch die Aussicht, bei ihnen gut zu verdienen, angelockt wurden, sondern auch einige aus Bordeaux, von wo hauptsächlich die Lehrlinge gekommen waren, die sich für geschickt genug hielten, um sich dem Druck des Lehrverhältnisses zu entziehen. Als Eva untersuchte, worauf sich die Druckerei Séchard stützen konnte, fand sie nur drei Personen. Zunächst Cérizet, den Lehrling, den bei der Firma Didot auszubilden David Vergnügen gemacht hatte, wie es fast allen Faktoren geht, die aus der großen Zahl Arbeiter, denen sie vorstehen, immer einige auswählen, denen sie besonders zugetan sind; David hatte diesen Lehrling namens Cérizet nach Angoulême mitgebracht, wo er sich vervollkommnet hatte; dann Marion, die dem Hause wie ein treuer Hund ergeben war; und schließlich ein Elsässer namens Kolb, der früher bei der Firma Didot Laufbursche gewesen war. Kolb war dann zum Militär ausgehoben worden und kam in dieser Zeit zufällig nach Angoulême, wo David ihn in dem Augenblick, als

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seine Militärzeit zu Ende ging, bei einer Parade erblickte. Kolb machte David einen Besuch und verliebte sich in die dicke Marion, bei der er alle die Eigenschaften entdeckte, die ein Mann seiner Klasse von einer Frau verlangt: die strotzende Gesundheit, die die Wangen bräunt, die männliche Kraft, mit der Marion eine Form mit Lettern ohne Schwierigkeit heben konnte, die Frömmigkeit, auf die die Elsässer Wert legen, die Treue gegen die Herrschaft, die von einem guten Charakter zeugt, und schließlich die Sparsamkeit, der sie eine Summe von tausend Franken, Wäsche und Kleider verdankte, die so rein gehalten waren, wie es in der Provinz der Brauch ist. Marion, die dick und fett und sechsunddreißig Jahre alt war, fühlte sich sehr geschmeichelt, Gegenstand der Aufmerksamkeit eines wohlgestalten Kürassiers von fünf Fuß sieben Zoll zu sein, der ein kräftiger Kerl war, und brachte ihn natürlich auf den Gedanken, Drucker zu werden. In dem Augenblick, in dem der Elsässer endgültig verabschiedet wurde, hatten Marion und David einen ansehnlichen Bären aus ihm gemacht, obwohl er nicht lesen und schreiben konnte. Es gab während dieser drei Monate nicht so fürchterlich viel Akzidenzaufträge, daß Cérizet sie nicht erledigen konnte. Dieser Cérizet war also zugleich Setzer, Metteur und Faktor der Druckerei und verwirklichte demnach, was Kant eine phänomenale Dreiheit nennt: er setzte, korrigierte seinen Satz, schrieb die Bestellungen ein und zog die Rechnungen aus; aber die meiste Zeit über hatte er nichts zu tun und las in seinem Verschlag Romane, bis wieder ein Plakat oder eine Einladungskarte bestellt wurde. Marion, die vom alten Séchard ausgebildet worden war, schnitt das Papier zurecht und befeuchtete es, half Kolb beim Drucken, hängte es zum Trocknen auf, beschnitt es und besorgte deswegen doch die Küche, für die sie am frühen Morgen auf den Markt ging.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Als Eva sich von Cérizet über das erste Halbjahr Bericht erstatten ließ, erfuhr sie, daß achthundert Franken eingegangen waren. Die Ausgaben beliefen sich, da Cérizet und Kolb täglich, der erste zwei Franken und der zweite einen Franken bekamen, auf sechshundert Franken. Da nun der Preis der Materialien, die für die hergestellten und gelieferten Arbeiten erforderlich waren, hundert und etliche Franken betrug, mußte es Eva klar werden, daß David in den ersten sechs Monaten seiner Ehe seine Miete, die Zinsen für das Kapital, das der Wert seiner Einrichtungen und sein Patent darstellten, die Löhne für Marion, die Druckerschwärze und schließlich die Gewinne, die ein Buchdrucker machen muß, und die Menge Druckereiutensilien verloren hatte, wie z. B. die Tuche, die Seidenstoffe, die man dazu braucht, um den Druck der Presse auf die Lettern dadurch weniger stark zu machen, daß man ein Stück Stoff (den Deckel) zwischen den Tiegel der Presse und das Papier, auf das gedruckt wird, einschiebt. Nachdem Eva im allgemeinen die Mittel der Druckerei und ihre Ergebnisse kennen gelernt hatte, merkte sie schon, wie wenig Aussichten dieses Unternehmen, das an Auszehrung litt, im Vergleich mit der energischen Tätigkeit der Brüder Cointet hatte, die zugleich Papierfabrikanten, Zeitungsherausgeber, privilegierte Drucker der bischöflichen Kanzlei und Lieferanten für den Magistrat und die Präfektur waren. Die Zeitung, die Séchard Vater und Sohn vor zwei Jahren für zweiundzwanzigtausend Franken verkauft hatten, brachte jetzt jährlich achtzehntausend Franken ein. Eva merkte die Berechnung, die unter der anscheinenden Großmut der Brüder Cointet versteckt war, welche der Druckerei Séchard genügend Aufträge ließen, um existieren zu können, aber nicht genug, um ihnen Konkurrenz zu machen. Als sie die Leitung der Geschäfte übernahm, fing sie damit an, ein genaues Inventar von allem, was

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

an Wertstücken vorhanden war, aufzunehmen. Sie ließ die Werkstatt von Kolb, Marion und Cérizet aufräumen, putzen und alles in Ordnung bringen. Dann eines Abends, als David von einem Ausflug auf die Felder zurückkehrte — er hatte eine alte Frau bei sich, die einen umfangreichen Packen schleppte —, bat ihn Eva, er sollte ihr raten, wie man die Trümmer, die ihnen der alte Séchard hinterlassen hatte, nutzbringend verwenden könnte, und versprach ihm dabei, sie wollte die Geschäfte allein führen. Auf den Rat ihres Mannes verwandte Frau Séchard das ganze Papier, das sie gefunden und nach Sorten geordnet hatte, dazu, auf zwei Spalten und nur auf einem Bogen die illustrierten Volksgeschichten zu drucken, wie sie die Bauern in ihren Hütten an die Wände kleben: die Geschichte vom ewigen Juden, Robert dem Teufel, der schönen Magelone und etliche Wundergeschichten. Und nun machte sie Kolb zum Kolporteur. Cérizet verlor keinen Augenblick; er setzte diese naiven Seiten und ihre plumpen Ornamente vom Morgen bis zum Abend. Marion besorgte den Druck. Frau Chardon übernahm alle Hausgeschäfte, denn Eva kolorierte die Bilder. Binnen zwei Monaten verkaufte Frau Séchard dank dem Fleiß und der Ehrlichkeit Kolbs auf einem Gebiet von zwölf Meilen rings um Angoulême dreitausend Blätter, deren Herstellung sie dreißig Franken kosteten, und die ihr, das Stück zu zwei Sous, dreihundert Franken einbrachten. Aber als alle Hütten und Wirtshäuser mit diesen Geschichten tapeziert waren, mußte man an eine andere Spekulation denken, denn der Elsässer konnte nicht über das Departement hinausreisen. Eva, die alles in der Druckerei durchwühlte, fand eine Sammlung Figuren, die zum Druck eines Almanachs nötig waren, der Schäferalmanach hieß und in dem die Dinge durch Zeichen und Bilder in roter, schwarzer und blauer Farbe wiedergegeben waren. Der alte Séchard, der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht lesen und schreiben konnte, hatte früher einmal mit dem Druck dieses Buches, das für die bestimmt ist, die nicht lesen können, viel Geld verdient. Dieser Almanach, der einen Sou kostet, besteht aus einem Bogen, der vierundsechzigmal gefaltet wird, so daß ein Buch in 64° mit hundertachtundzwanzig Seiten entstand. Frau Séchard, die ganz glücklich war über den Erfolg ihrer fliegenden Blätter — einer Industrie, der sich die kleinen Provinzdruckereien mit Vorliebe widmen —, unternahm jetzt die Herausgabe des Schäferalmanachs in großem Maßstabe und opferte diesem Geschäft ihre Gewinne. Das Papier des Schäferalmanachs, von dem in jedem Jahr in Frankreich ein paar Millionen Exemplare verkauft werden, ist gröber als das des Lütticher Boten und kostet vier Franken das Ries. Ist es bedruckt, so bringt dieses Ries also, das fünfhundert Bogen hat, der Bogen zu einem Sou, fünfundzwanzig Franken. Frau Séchard entschloß sich, hundert Ries zu einer ersten Auflage zu nehmen, was fünfzigtausend Almanache und zweitausend Franken Gewinn bedeutete. Obwohl David zerstreut war, wie es ein Mann sein mußte, der so innerlich beschäftigt war, war er doch überrascht, wenn er einen Blick in seine Werkstatt warf, eine Presse knirschen hörte und Cérizet, der unermüdlich tätig war, unter der Leitung der Frau Séchard setzen sah. Als er einmal hineinging, um zu sehen, was Eva da vornahm, war das Lob ihres Mannes, der die Sache mit dem Almanach vortrefflich fand, ein schöner Triumph für sie. Auch versprach David ihr seine Ratschläge für die Anwendung der verschiedenen Farben, die für das Bilderwerk dieses Almanachs, in dem alles zum Auge spricht, notwendig sind. Schließlich wollte er selbst in seiner geheimnisvollen Werkstatt die Walzen gießen, um seine Frau, soviel er konnte, in diesem großen kleinen Unternehmen zu unterstützen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Im Beginn dieser eifrigen Tätigkeit kamen die trostlosen Briefe, in denen Lucien seiner Mutter, seiner Schwester und seinem Schwager Mitteilung von seinem Mißerfolg und seiner elenden Lage in Paris machte. Man muß jetzt verstehen, daß Eva, Frau Chardon und David, als sie dem verwöhnten Knaben dreihundert Franken schickten, dem Dichter damit ein sehr großes Opfer brachten. Eva war von diesen Nachrichten niedergedrückt und verzweifelt, daß sie durch so tapfere Arbeit so wenig verdiente, und so sah sie nicht ohne Angst dem Ereignis entgegen, das sonst ein junges Paar auf den Gipfel der Freude bringt. Als sie fühlte, daß sie Mutter werden sollte, sagte sie sich: ‚Wenn mein lieber David zur Zeit meiner Niederkunft das Ziel seiner Forschungen nicht erreicht hat, was soll aus uns werden?... Und wer wird die jungen Geschäfte unserer armen Druckerei leiten?'

Der Schäferalmanach mußte lange vor dem ersten Januar fertig werden; aber Cérizet, dem der ganze Satz überlassen war, arbeitete mit einer Langsamkeit daran, die Frau Séchard insbesondere darum in Verzweiflung bringen mußte, weil sie nicht genug von der Druckerei verstand, um ihn zu tadeln, sich vielmehr damit begnügen mußte, den jungen Pariser im Auge zu behalten. Cérizet war ein Findelkind, war im großen Findelhaus in Paris aufgezogen und dann zur Firma Didot als Lehrling gebracht worden. Zwischen seinem vierzehnten und siebzehnten Lebensjahr war er der getreue Knappe Séchards, der ihn der Obhut eines seiner geschicktesten Arbeiter anvertraute; denn David interessierte sich natürlich für Cérizet, als er ihn intelligent fand, und er gewann seine Zuneigung, als er ihm einige Vergnügen verschaffte und Süßigkeiten zukommen ließ, die seine Armut ihm sonst versagt hätte. Cérizet, der ein hübsches, schlaues Gesicht, rote Haare und etwas

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verschwommene blaue Augen hatte, hatte die Sitten des Pariser Gassenjungen nach der Hauptstadt des Angoumois gebracht. Sein lebhafter und spöttischer Geist, seine boshafte Verschlagenheit machten ihn hier gefürchtet. Cérizet, der in Angoulême von David weniger überwacht wurde, sei es, weil er älter war und seinem Mentor mehr Zutrauen einflößte, oder weil der Drucker auf den Einfluß der Provinz baute, war, ohne daß sein Herr eine Ahnung davon hatte, der Don Juan von drei oder vier jungen Arbeiterinnen geworden und schon völlig verdorben. Seine Moral, die in den Pariser Kneipen ausgebildet worden war, nahm das persönliche Interesse als einziges Gesetz. Überdies sah Cérizet, der im nächsten Jahr zur Stellung gehen mußte, keine Aussichten vor sich; daher machte er Schulden und dachte, in einem halben Jahre würde er Soldat, und dann könnten ihm seine Gläubiger nachlaufen. David behielt über den Burschen einige Autorität, nicht weil er sein Meister hieß und nicht, weil er sich für ihn interessierte, sondern weil der frühere Pariser Gassenjunge in ihm eine hohe Intelligenz erkannte. Cérizet freundete sich bald mit den Arbeitern der Firma Cointet an, zu denen ihn der Korpsgeist trieb, der vielleicht in den unteren Klassen noch mächtiger ist als in den oberen. In diesem Verkehr büßte Cérizet die paar guten Lehren, die David ihm eingeprägt hatte, noch vollends ein; trotzdem aber nahm er, wenn man ihn wegen des Holzplunders in seiner Werkstatt verspottete, womit die Bären die alten Pressen der Séchards meinten, und ihm die zwölf prachtvollen eisernen Pressen zeigte, die in der riesigen Werkstatt der Firma Cointet im Gange waren, wo man nur noch eine Holzpresse für Korrekturabzüge in Benutzung hatte, noch Davids Partei und schleuderte den Prahlhänsen stolz die Worte ins Gesicht: „Mit seinem Holzplunder wird mein Gimpel weiter kommen als eure mit ihren eisernen Allerweltspressen, die nur

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Andachtsbücher von sich geben! Er sucht ein Geheimnis, das allen Druckereien in Frankreich und Navarra ein Ende macht!" „Inzwischen aber bist du ein elender Faktor mit vierzig Sous Lohn und hast eine Plätterin zum Herrn," antwortete man ihm. „Na, na, sie ist hübsch," erwiderte Cérizet, „und ich sehe sie lieber als die Dickköpfe eurer Herren." „Wirst du von dem Anblick deiner Meisterin satt?"

Diese freundschaftlichen Auseinandersetzungen, die in der Kneipe oder vor der Tür der Druckerei stattfanden, mußten auch zu den Ohren der Brüder Cointet dringen und sie über die Lage der Druckerei Séchard aufklären; sie erfuhren also von der Spekulation, mit der es Eva versuchte, und hielten es für nötig, ein Unternehmen im Keime zu ersticken, das der armen Frau den Weg zum Wohlstand eröffnen konnte.

‚Wir müssen ihr eins auf die Finger geben, um ihr den Geschmack an dem Geschäft zu verderben,' sagten sich die beiden Brüder.

Der eine der Brüder, der die Druckerei leitete, begegnete Cérizet und trug ihm an, er sollte für sie Korrekturen lesen, vorläufig zur Probe, um ihren Korrektor zu entlasten, der mit dem Lesen ihrer Werke nicht fertig werden konnte. Cérizet verdiente durch ein paar Stunden Nachtarbeit bei den Brüdern Cointet mehr als tagsüber bei David Séchard. Es kam zu innigen Beziehungen zwischen den Cointet und Cérizet, dessen große Gaben man erkannte, und den man beklagte, daß er in einer Stellung war, die seinen Interessen so schlecht entsprach.

„Sie könnten", sagte eines Tages der eine Herr Cointet zu ihm, „Faktor einer großen Druckerei werden und sechs Franken täglich verdienen, und mit Ihrer Intelligenz brächten Sie es dazu, einmal am Geschäft beteiligt zu werden." „Wozu soll mir das helfen, daß ich ein guter

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Faktor bin?" antwortete Cérizet; „ich bin Waise, muß im nächsten Jahr zur Stellung, und wer soll mir, wenn das Los mich trifft, einen Ersatzmann stellen?" „Wenn Sie sich nützlich machen," erwiderte der reiche Drucker, „warum sollte man Ihnen die Summe, die nötig ist, damit Sie frei werden, nicht vorstrecken?" „Mein Meister tut es ganz gewiß nicht," erwiderte Cérizet. „Wer weiß! Vielleicht findet er das Geheimnis, das er sucht ..."

Dieser Satz war auf eine Art gesagt, die bei dem, der ihn hörte, die schlimmsten Gedanken wecken mußte; und so warf Cérizet dem Papierfabrikanten einen Blick zu, der eine scharfe Frage bedeutete.

„Ich weiß nicht, womit er sich beschäftigt," antwortete er dann klug, als der Herr stumm blieb, „aber er ist nicht der Mann, der in seinem Setzkasten Kapitalien sucht!"

„Hören Sie, Freundchen!" sagte der Drucker und überreichte Cérizet sechs Bogen des Gebetbuches der Diözese, „wenn Sie uns das bis morgen korrigiert haben, bekommen Sie morgen achtzehn Franken. Wir sind nicht schlimm, wir lassen den Faktor unseres Konkurrenten Geld verdienen! Wir könnten ja schließlich auch Frau Séchard sich in das Geschäft mit dem Schäferalmanach stürzen lassen und sie ruinieren, aber wir sind nicht so: sagen Sie ihr, bitte, daß wir einen Schäferalmanach herausgeben, und geben Sie ihr zu verstehen, daß sie nicht zuerst damit auf dem Markt sein wird."

Man wird jetzt verstehen, warum Cérizet mit dem Setzen des Almanachs so langsam von der Stelle kam.

Als Eva erfuhr, daß die Cointet ihrer armseligen kleinen Spekulation in den Weg traten, wurde sie von Angst ergriffen und wollte in der Mitteilung, die Cérizet ihr recht heuchlerisch über die Konkurrenz machte, die sie zu erwarten hatte, einen Beweis seiner Anhänglichkeit sehen; aber bald bemerkte sie bei ihrem einzigen Setzer Spuren

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

einer zu lebhaften Neugier, die sie seiner Jugend zuschreiben wollte.

„Cérizet," sagte sie eines Morgens zu ihm, „Sie stellen sich in die Tür und warten, bis Herr Séchard durchkommt, um zu sehen, was er verbirgt; Sie sehen in den Hof, wenn er aus der Werkstatt geht, um die Walzen zu gießen, anstatt den Satz unseres Almanachs fertigzumachen. All das ist nicht gut, besonders wo Sie sehen, daß ich, seine Frau, sein Geheimnis respektiere und mich so abmühe, um ihm die Zeit zu lassen, sich seinen Arbeiten zu widmen. Wenn Sie nicht die Zeit vertrödelt hätten, wäre der Almanach fertig, Kolb würde ihn schon verkaufen, und die Cointet könnten uns keinen Schaden tun."

„Ja, glauben Sie, Meisterin," antwortete Cérizet, „es sei nicht genug für die vierzig Sous, die ich hier im Tag verdiene, daß ich Ihnen für hundert Sous Satz mache? Wenn ich nicht abends für die Brüder Cointet Korrekturen läse, könnte ich wahrhaftig Kleie essen."

„Sie sind schon früh undankbar, Sie werden Ihren Weg machen," erwiderte Eva, die im Herzen getroffen war, weniger durch die Vorwürfe Cérizets, als durch seinen groben Ton, seine drohende Haltung und durch seine frechen Blicke.

„Aber nicht, wenn ich eine Frau zum Meister habe, denn bei der hat der Monat nicht oft dreißig Tage."

Eva fühlte sich in ihrer Frauenwürde gekränkt, warf Cérizet einen verächtlichen Blick zu und stieg in die Wohnung hinauf. Als David zum Essen kam, sagte sie zu ihm: „Mein Freund, traust du diesem Burschen, diesem Cérizet?" „Cérizet!" sagte er. „Aber das ist ja mein Page, ich habe ihn ausgebildet, er hat das Manuskript vorgelesen, wenn ich Korrekturen las, ich habe ihn an den Setzkasten gestellt, er verdankt mir ja alles, was er ist! Man könnte ebensogut einen Vater fragen, ob er seinem Kinde traut."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eva teilte ihrem Manne mit, daß Cérizet auf Rechnung der Cointet Korrekturen las.

„Der arme Kerl, er muß schon sehen, daß er leben kann," erwiderte David in dem demütigen Ton eines Meisters, der sich schuldig fühlt. „Jawohl; aber mein Lieber, zwischen Kolb und Cérizet ist folgender Unterschied: Kolb macht alle Tage zwanzig Meilen, gibt fünfzehn oder zwanzig Sous aus, bringt uns sieben, acht, manchmal neun Franken für verkaufte Blätter und verlangt, wenn er seine Auslagen bekommen hat, nie mehr als seine zwanzig Sous. Kolb würde sich lieber die Hand abschneiden, als daß er bei den Cointet den Schwengel einer Presse anrührte, und er würde die Sachen nicht ansehen, die du in den Hof wirfst, und wenn man ihm tausend Taler gäbe; während Cérizet sie aufliest und untersucht."

Die schönen Seelen bringen sich schwer dazu, an die Undankbarkeit zu glauben, sie brauchen harte Lehren, ehe sie merken, wie weit die Verderbtheit des Menschen geht; und dann, wenn ihre Erziehung auf diesem Gebiete vollendet ist, erreichen sie die Höhe einer Nachsicht, die die höchste Stufe der Verachtung ist.

„Ach was, das ist bloße Neugier eines Pariser Straßenjungen!" rief also David. „Schön, mein Lieber, aber tu mir den Gefallen und geh in die Werkstatt, sieh nach, was dein Junge in einem Monat gesetzt hat, und sage mir, ob er in diesem Monat nicht mit unserm Almanach hätte fertig werden müssen ..."

Nach dem Mittagessen überzeugte sich David, daß der Almanach in acht Tagen hätte gesetzt sein müssen; als er dann erfuhr, daß die Cointet auch einen vorbereiteten, kam er seiner Frau zu Hilfe: er ordnete an, daß Kolb den Verkauf der Bilderbogen einstellte, und er brachte alles in der Werkstatt in Ordnung; er setzte selbst eine Form zusammen, von der Kolb und Marion zusammen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

die Abzüge machen mußten, während er mit Cérizet die andere druckte, wobei er den Druck in verschiedenen Farben überwachte. Jede Farbe erfordert einen besonderen Druck. Ein Bogen mit vier verschiedenen Farben muß also viermal durch die Presse gehen. Der Schäferalmanach muß also viermal statt einmal gedruckt werden, und seine Herstellung kostet daher so viel, daß er ausschließlich in den Provinzdruckereien gedruckt wird, wo die Arbeit und die Zinsen des Kapitals, das in der Druckerei steckt, fast keinen Wert repräsentieren. Dieses Werk, so plump es auch für den äußern Anschein ist, kann also in den Druckereien, aus denen schöne Werke hervorgehen, nicht hergestellt werden. Zum erstenmal seit dem Rücktritt des alten Séchard sah man jetzt wieder in der alten Werkstatt zwei Pressen im Gange. Obgleich der Almanach in seiner Art ein Meisterwerk wurde, mußte Eva ihn für einen halben Sou abgeben, denn die Brüder Cointet lieferten ihren den Kolporteuren für drei Centimes; sie kam auf ihre Kosten durch die Kolportage, sie verdiente an dem Verkauf, den Kolb direkt bewerkstelligte; aber ihre Spekulation ging fehl. Als Cérizet sah, daß seine schöne Meisterin ihm mißtraute, lehnte er sich innerlich gegen sie auf und sagte sich: ‚Du hast Verdacht gegen mich, ich werde mich rächen!' Das ist der Charakter des Pariser Gassenjungen. Cérizet nahm also von der Firma Gebrüder Cointet Nebeneinkünfte an, die ohne Frage für das Lesen der Korrekturen, die er jeden Abend in ihrem Kontor holte und morgens wiederbrachte, zu hoch waren. Er plauderte täglich mehr mit ihnen, freundete sich an, sah zuletzt die Möglichkeit, vom Militärdienst freizukommen, die man ihm als Köder vorhielt; und die Cointet hatten es gar nicht nötig, ihn zu bestechen, sie hörten vielmehr von ihm die ersten Worte über die Ausspionierung und Nutzbarmachung des Geheimnisses, das David suchte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eva, die mit Sorge sah, wie wenig man Cérizet trauen konnte, und wie unmöglich es war, einen zweiten Kolb zu finden, beschloß, ihren einzigen Setzer, in dem sie mit dem zweiten Gesicht des liebenden Weibes einen Verräter sah, zu entlassen; aber da das der Tod ihrer Druckerei war, faßte sie einen männlichen Entschluß: sie schrieb an Herrn Métivier, den Pariser Geschäftsfreund von David Séchard, ebenso wie von den Cointet und fast allen Papierfabrikanten des Departements, einen Brief und bat ihn, in die Buchhändlerzeitung in Paris die folgende Anzeige einzurücken: „Zu verkaufen eine Buchdruckerei in vollem Betrieb mit Einrichtung und Patent in Angoulême. Wegen der Bedingungen wende man sich an Herrn Métivier, Rue Serpente."

Nachdem die Cointet die Nummer des Blattes, in dem diese Anzeige stand, gelesen hatten, sagten sie sich: ‚Diese kleine Frau ist nicht dumm. Es ist Zeit, uns zum Herrn ihrer Druckerei zu machen und ihr so viel zu tun zu geben, daß sie davon leben kann; sonst könnte der Nachfolger Davids ein ernsthafter Konkurrent werden, und es ist unser Interesse, immer zu sehen, was in der Werkstatt vorgeht.'

Auf Grund dieser Erwägungen suchten die Brüder Cointet David Séchard auf. Eva, an die die beiden Brüder sich wandten, empfand die lebhafteste Freude, als sie die schnelle Wirkung ihrer List sah, denn sie verhehlten ihr nicht ihren Plan, Herrn Séchard vorzuschlagen, er sollte auf ihre Rechnung drucken: sie waren mit Aufträgen überlastet, ihre Pressen konnten die Arbeit nicht leisten, sie hatten Arbeiter in Bordeaux gesucht und machten sich anheischig, die drei Pressen Davids zu beschäftigen.

„Meine Herren," sagte sie zu den beiden Brüdern Cointet, während Cérizet ging, um David den Besuch seiner Kollegen zu melden, „mein Mann hat bei der Firma Didot

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

vortreffliche Gehilfen kennen gelernt, die redlich und unternehmend sind, er wird sich ohne Frage seinen Nachfolger unter den Besten aussuchen ... Ist es nicht mehr wert, sein Geschäft für zwanzigtausend Franken zu verkaufen, die uns tausend Franken Rente geben, als tausend Franken jährlich bei dem Geschäft zu verlieren, das Sie uns machen lassen? Warum haben Sie uns die armselige kleine Spekulation mit unserm Almanach stören wollen, der noch dazu unserer Druckerei gehörte?"

„Aber, Frau Séchard, warum haben Sie uns keine Mitteilung davon gemacht? Wir wären Ihnen nicht in den Weg getreten," sagte liebenswürdig der eine der beiden Brüder, den man den ‚großen Cointet' nannte.

„Gehen Sie doch, meine Herren! Sie haben Ihren Almanach erst angefangen, nachdem Sie von Cérizet gehört hatten, daß ich meinen mache."

Während sie diese Worte lebhaft sagte, sah sie den großen Cointet an und brachte ihn dazu, die Augen niederzuschlagen. Sie erlangte so die Gewißheit von Cérizets Verrat.

Dieser Cointet, der der Papierfabrikation und den Geldgeschäften vorstand, war ein viel geschickterer Kaufmann als sein Bruder Jean, der zwar die Buchdruckerei mit großer Umsicht leitete, aber dessen Fähigkeiten sich dem eines Obersten vergleichen ließen, während Boniface ein General war, dem Jean das oberste Kommando überließ. Boniface, ein dürrer, hagerer Mann mit einem Gesicht, gelb wie eine Wachskerze, mit roten Flecken bedeckt, und zusammengekniffenem Mund, und dessen Augen denen einer Katze glichen, ließ sich niemals zum Zorn hinreißen: er hörte mit scheinheiliger Ruhe die größten Beschimpfungen an und antwortete mit sanfter Stimme. Er ging zur Messe, zur Beichte und zum Abendmahl. Unter Manieren, die die eines Schleichers waren, und einem fast schlaffen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Äußern verbarg er die Zähigkeit und den Ehrgeiz des Priesters und die Gier des Handelsmannes, der von dem Durst nach Reichtümern und Ehren verzehrt wird. Schon 1820 wollte der große Cointet alles, was die Bourgeoisie schließlich in der Revolution von 1830 erlangt hat. Von Haß gegen die Aristokratie erfüllt und gleichgültig in Sachen der Religion, war er in der Weise fromm, wie Napoleon ein Anhänger der Bergpartei gewesen war. Sein Rückgrat beugte sich mit bewunderungswürdiger Geschmeidigkeit vor dem Adel und der Verwaltungsbehörde, vor der er sich klein, demütig und zuvorkommend machte.

Ein Zug, dessen Bedeutung jeder, der sich auf die Geschäfte versteht, würdigen wird, kennzeichnete vor allem diesen Mann: er trug eine blaue Brille, hinter der er seinen Blick verbarg, unter dem Vorwand, seine Augen vor der starken Lichtstrahlung in einer Stadt zu schützen, wo der Erdboden und die Gebäude weiß sind, und wo die Intensität des Tageslichts noch durch die hohe Lage über dem Meer gesteigert wird. Obwohl er nur von mittlerer Figur war, erschien er doch groß durch seine Magerkeit, die auf eine von Arbeit niedergedrückte Natur und auf ein in immerwährender Tätigkeit begriffenes Hirn schließen ließ. Seine jesuitische Physiognomie wurde noch vervollständigt durch eine platte, graue, lange, nach Art der Geistlichen zugestutzte Frisur und seine Kleidung, die seit sieben Jahren aus einer schwarzen Hose, schwarzen Strümpfen, einer schwarzen Weste und einem langen Gehrock aus kastanienfarbenem Tuch bestand. Man nannte ihn den großen Cointet, um ihn von seinem Bruder zu unterscheiden, den man den dicken Cointet hieß, wodurch man den Gegensatz, der sowohl zwischen den Figuren als auch den Fähigkeiten der beiden Brüder, die übrigens in gleicher Weise zu fürchten waren, bestand, zum Ausdruck bringen wollte. In der Tat stach der Eindruck, den Jean Cointet,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der wie ein gutmütiger, dicker Bursche aussah, machte, auffallend von dem seines älteren Bruders ab. Er hatte ein flämisches, von der Sonne des Angoumois gebräuntes Gesicht, war kurz und stämmig, dickwanstig wie Sancho und lächelte unaufhörlich. Er war nicht nur in Physiognomie und Verstandesanlagen seinem Bruder unähnlich, sondern auch in den Anschauungen, die nahezu liberal waren. Er war linkes Zentrum, ging nur des Sonntags zur Messe und stand auf bestem Fuße mit den liberalen Kaufleuten. Einige Kaufleute in Houmeau behaupteten, daß diese Verschiedenheit der Ansichten zwischen den beiden Brüdern ein abgekartetes Spiel sei. Der große Cointet bediente sich geschickt der anscheinenden Derbheit seines Bruders, er gebrauchte ihn wie eine Keule. Jean hatte das Amt der harten Worte und aller der Betätigungen, die der Sanftmut seines Bruders widerstrebten. Er übernahm die Zornausbrüche, machte unannehmbare Vorschläge, die die seines Bruders noch milder erscheinen ließen, und so gelangten sie, früher oder später, zu ihrem Ziel.

Mit dem Takt, der den Frauen eigentümlich ist, hatte Eva bald den Charakter der beiden Brüder erraten. Sie war demgemäß in Gegenwart so gefährlicher Gegner auf ihrer Hut. David, der von seiner Frau schon eingeweiht worden war, hörte die Vorschläge seiner Feinde mit tiefer Zerstreutheit an: „Verständigen Sie sich mit meiner Frau," sagte er zu den Cointet und öffnete die Glastür des kleinen Nebenzimmers, um in sein Laboratorium zurückzukehren, „sie weiß mit meiner Druckerei besser Bescheid als ich. Ich bin mit einem Unternehmen beschäftigt, das einträglicher sein wird als dieses armselige Geschäft, und das mir die Summen wieder einbringen wird, die ich mit Ihrer Hilfe verloren habe ..." „Und auf welche Art?" sagte der dicke Cointet lachend.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eva warf ihrem Manne einen Blick zu, der ihm Klugheit empfehlen sollte.

„Sie werden mir tributpflichtig sein, Sie und alle, die Papier verbrauchen," antwortete David. „Und was suchen Sie denn?" fragte Benoît-Boniface Cointet.

Als Boniface mit sanftem Ton und einschmeichelnder Miene seine Frage losgelassen hatte, blickte Eva ihren Mann von neuem an, um ihn dazu zu bringen, nichts oder etwas, das wie nichts war, zu antworten.

„Ich bin dabei, das Papier fünfzig Prozent unter dem bisherigen Herstellungspreis zu fabrizieren ..."

Und er verließ das Zimmer, ohne den Blick zu beachten, den die Brüder Cointet austauschten, und mit dem sie einander sagten: ‚Dieser Mann mußte ein Erfinder sein; mit so mächtigen Schultern konnte er nicht untätig sein.' ‚Nutzen wir ihn aus!' sagte Boniface. ‚Und wie?' fragte Jean. „David macht es mit Ihnen wie mit mir," sagte Frau Séchard. „Wenn ich die Neugierige spiele, ist er wahrscheinlich vor meinem Namen auf der Hut und wirft mir diesen Satz zu, der schließlich doch nur ein Programm ist." „Wenn Ihr Mann dieses Programm ausführt, wird er sicherlich schneller zu Geld kommen als mit der Druckerei, und ich wundere mich nicht mehr, daß er sie vernachlässigt," versetzte Boniface und wandte sich der verödeten Werkstatt zu, wo Kolb auf einem Holzbock saß und sein Brot mit einer Knoblauchszehe einrieb; „aber wir würden es nicht gerne sehen, wenn diese Druckerei in die Hände eines tätigen, betriebsamen und ehrgeizigen Konkurrenten käme, und daher würden wir uns gern mit Ihnen verständigen. Wenn Sie zum Beispiel damit einverstanden sind, Ihre Einrichtung für eine bestimmte Summe einem unserer Gehilfen zu vermieten, der unter Ihrer Firma für uns arbeiten würde, wie das in Paris geschieht, dann würden wir den Mann so gut

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

beschäftigen, daß er Ihnen eine anständige Miete bezahlen und kleine Gewinne erzielen könnte." „Das kommt auf die Summe an," erwiderte Eva Séchard. „Was wollen Sie geben?" fügte sie hinzu und blickte Boniface auf eine Weise an, die ihm zu verstehen geben sollte, daß sie seinen Plan völlig verstand. „Was würden Sie denn verlangen?" fragte Jean Cointet lebhaft. „Dreitausend Franken für ein halbes Jahr," erwiderte sie. „Aber, liebe kleine Frau, Sie sprachen doch davon, Ihre Druckerei für zwanzigtausend Franken zu verkaufen," versetzte Boniface ganz sanft. „Die Zinsen von zwanzigtausend Franken betragen zu sechs Prozent nur zwölfhundert Franken."

Eva war einen Augenblick ganz bestürzt; sie merkte jetzt, wie wichtig es in Geschäften sei, schweigen zu können.

„Sie bedienen sich unserer Pressen und unserer Schriften, mit denen ich, wie ich Ihnen gezeigt habe, noch allerlei kleine Geschäfte machen kann," erwiderte sie, „und wir haben dem alten Herrn Séchard, der uns nicht viel schenkt, Miete zu zahlen."

Nach einem Kampf von zwei Stunden setzte Eva zweitausend Franken für ein halbes Jahr durch, von denen tausend im voraus bezahlt werden sollten. Als alles abgemacht war, teilten ihr die beiden Brüder mit, es wäre ihre Absicht, Cérizet die Pacht der Buchdruckerei zu übertragen. Eva konnte eine Bewegung der Überraschung nicht zurückhalten.

„Ist es nicht besser, jemanden zu nehmen, der die Werkstatt kennt?" sagte der dicke Cointet.

Eva grüßte die beiden Brüder, ohne zu antworten, und nahm sich vor, Cérizet persönlich zu überwachen.

„So, jetzt sind also unsere Feinde an Ort und Stelle!" sagte David lachend zu seiner Frau, als sie ihm vor dem Mittagessen die Schriftstücke zeigte, die zu unterzeichnen waren.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Bah!" sagte sie, „ich bürge für die Anhänglichkeit von Kolb und Marion; die zwei werden alles überwachen. Überdies erlösen wir viertausend Franken aus einer Einrichtung, die uns bisher nur Geld gekostet hat, und du hast ein Jahr vor dir, um deine Hoffnungen zu verwirklichen!" „Du mußtest, wie du es mir am Flusse gesagt hast, die Frau eines Erfinders werden!" sagte Séchard und drückte seiner Frau zärtlich die Hand.

Der Hausstand Davids hatte jetzt eine hinreichende Summe, um über den Winter hinwegzukommen, aber er stand unter der Überwachung von Cérizet und, ohne daß David es wußte, in Abhängigkeit vom großen Cointet.

„Wir haben sie!" sagte beim Fortgehen der Direktor der Papierfabrik zu seinem Bruder, dem Drucker. „Diese armen Leute werden sich daran gewöhnen, die Miete für ihre Druckerei zu erhalten; sie werden darauf rechnen und werden Schulden machen. In einem halben Jahr erneuern wir die Pacht nicht, und dann wollen wir sehen, was das Genie in seinem Sack hat, denn wir werden ihm vorschlagen, ihm aus der Verlegenheit zu helfen und uns an der Ausbeutung seiner Entdeckung zu beteiligen."

Wenn ein gewitzter Kaufmann den großen Cointet hätte sehen können, wie er das Wort ‚beteiligen' aussprach, hätte er begriffen, daß vor dem Handelsgericht noch gefährlichere Verbindungen geschlossen werden können als vor dem Standesamt. War es nicht schon zuviel, daß diese wilden Jäger ihrer Beute auf der Spur waren? Waren David und seine Frau mit Hilfe von Kolb und Marion imstande, sich der Ränke eines Boniface Cointet zu erwehren?

Als die Niederkunft der Frau Séchard herannahte, erlaubte es die Fünfhundertfrankennote, die Lucien schickte, zusammen mit Cérizets zweiter Zahlung, alle Ausgaben zu bestreiten. Eva, ihre Mutter und David, die sich von

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Lucien vergessen geglaubt hatten, empfanden jetzt eine Freude, die ebenso groß war wie die, die sie über die ersten Erfolge des Dichters hatten: seine glänzenden journalistischen Leistungen machten in Angoulême noch mehr Aufsehen als in Paris.

David, der so in eine trügerische Sicherheit gewiegt gewesen war, wollte fast umsinken, als er von seinem Schwager die folgenden grausamen Zeilen erhielt:

„Lieber David! Ich habe bei Métivier drei von Dir unterzeichnete Wechsel auf meine Order mit einem, zwei und drei Monaten Ziel zu Geld gemacht. Ich hatte nur zwischen diesem Entschluß und dem Selbstmord zu wählen, und so habe ich etwas getan, was Dir ohne Zweifel sehr lästig fallen wird. Ich werde Dir erklären, in welcher Notlage ich bin, und werde überdies versuchen, Dir die Mittel zur Einlösung zu schicken.

Verbrenne diesen Brief, sage meiner Schwester und meiner Mutter nichts, denn ich gestehe, ich habe auf Deinen Heroismus gezählt, den so gut kennt

Dein verzweifelter Bruder

Lucien von Rubempré."

„Dein armer Bruder", sagte David zu seiner Frau, die eben aus dem Wochenbett aufgestanden war, „ist in schrecklicher Verlegenheit, ich habe ihm drei Wechsel über je tausend Franken auf einen, zwei und drei Monate geschickt; notiere es."

Dann ging er ins Freie, um den Erklärungen auszuweichen, die seine Frau verlangen würde. Als aber Eva mit ihrer Mutter sich über diesen unheilkündenden Satz beriet, bekam sie, die schon über das Schweigen ihres Bruders seit einem halben Jahre sehr beunruhigt war, so schlimme Ahnungen, daß sie sich, um sie zu verscheuchen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

entschloß, einen Schritt zu tun, wie ihn die Verzweiflung rät. Der junge Herr von Rastignac war für ein paar Tage zum Besuch bei seiner Familie eingetroffen, und er hatte über Lucien so schlecht gesprochen, daß diese Nachrichten aus Paris mit den Kommentaren aller der Zungen, die sie verbreitet hatten, auch zur Schwester und Mutter des Journalisten gedrungen waren. Eva ging zu Frau von Rastignac und bat dort, den Sohn sprechen zu können. Sie sprach von allen ihren Befürchtungen zu ihm und bat ihn, ihr die Wahrheit über Luciens Lage in Paris zu sagen. Eva erfuhr nun in einem Augenblick die Nachrichten von der Liebschaft ihres Bruders mit Coralie, von seinem Duell mit Michel Chrestien auf Grund seines Verrats gegen d'Arthez, kurz, sie erfuhr alle Einzelheiten von Luciens Leben in der giftigen Darstellung eines witzigen Stutzers, der seinem Haß und seinem Neid den Mantel des Mitleids, die freundschaftliche Form des Patriotismus, der über die Zukunft eines großen Mannes in Sorge ist, und die Farbe einer aufrichtigen Bewunderung für das Talent eines Landsmannes gab, der sich so grausam kompromittiert hatte. Er sprach von den Fehlern, die Lucien begangen hatte, und die ihn um die Protektion der höchsten Persönlichkeiten gebracht hatten, die daran schuld wären, daß eine Ordonnanz, die ihm das Wappen und den Namen ‚von Rubempré' übertrug, zerrissen worden wäre.

„Wenn Ihr Bruder gut beraten gewesen wäre, wäre er heute auf dem Wege zu den größten Ehren und wäre Gatte der Frau von Bargeton. Aber was soll man sagen! Er hat sie verlassen und beschimpft. Sie ist zu ihrem großen Bedauern Gräfin du Châtelet geworden, denn sie liebte Lucien." „Ist es möglich?" rief Frau Séchard. „Ihr Bruder ist ein Adler, den die ersten Strahlen des Luxus und des Ruhmes geblendet haben. Wer kann sagen, wenn ein Adler fällt, in welchen Abgrund er stürzen wird?

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Der Sturz eines großen Mannes steht immer im Verhältnis zu der Höhe, zu der er gelangt war."

Eva ging nach Hause, voller Schrecken über diesen letzten Satz, der ihr wie ein Pfeil ins Herz gedrungen war. Sie war an der empfindlichsten Stelle ihrer Seele getroffen und bewahrte das tiefste Schweigen über alles, was sie gehört hatte; aber mehr als eine Träne fiel auf die Wangen und die Stirn des Kindes, das sie stillte. Es ist so schwer, auf die Illusionen zu verzichten, die der Familiensinn erzeugt und die mit dem Leben geboren werden, daß Eva Eugen von Rastignac nicht glauben wollte; sie wollte die Stimme eines wahrhaften Freundes hören. So schrieb sie also an d'Arthez, dessen Adresse ihr Lucien in der Zeit gegeben hatte, wo er für den Zirkel begeistert gewesen war, einen rührenden Brief und erhielt die folgende Antwort:

„Verehrte Frau!

Sie bitten mich um die Wahrheit über das Leben, das Ihr Herr Bruder in Paris führt. Sie wollen über seine Zukunft klarsehen, und um mich zu zwingen, Ihnen offen zu antworten, wiederholen Sie mir, was Ihnen Herr von Rastignac darüber gesagt hat, und fragen mich, ob die und die Tatsachen auf Wahrheit beruhen. Was mich betrifft, muß ich die Mitteilungen des Herrn von Rastignac zu Luciens Vorteil richtigstellen. Ihr Bruder hat Gewissensbisse gezeigt, er ist mit der Kritik meines Buches zu mir gekommen und hat mir gesagt, er könne sich nicht entschließen, sie zu veröffentlichen, obwohl der Ungehorsam gegen die Befehle seiner Partei einer geliebten Person große Gefahr gebracht hätte. Ach! es ist die Aufgabe eines Schriftstellers, die Leidenschaften zu verstehen, er setzt ja seinen Ruhm darein, sie zum Ausdruck zu bringen: ich habe also begriffen, daß bei der Wahl zwischen einer Geliebten und einem Freund der Freund geopfert werden mußte. Ich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

habe Ihrem Bruder sein Verbrechen erleichtert, ich habe selbst diesen Artikel, der mein Buch zu töten ausging, verbessert und habe ihn völlig genehmigt. Sie fragen mich, ob Lucien meine Achtung und meine Freundschaft behalten hat. Hier ist die Antwort schwierig. Ihr Bruder ist auf einem Weg, auf dem er zugrunde gehen wird. In diesem Augenblick bedaure ich ihn noch; bald werde ich ihn gern vergessen haben, nicht um deswillen, was er schon getan hat, sondern wegen dessen, was er noch tun muß. Ihr Lucien ist ein poetischer Mensch, aber kein Poet, er träumt, aber er denkt nicht, er ist leidenschaftlich, aber nicht schöpferisch. Kurz, er ist, gestatten Sie mir das Wort, ein Weibchen, das den Schein liebt, und das ist der Hauptfehler des Franzosen. So wird Lucien immer dem Vergnügen, seinen Geist glänzen zu lassen, seinen besten Freund opfern. Er würde gern morgen einen Pakt mit dem Bösen abschließen, wenn dieser Pakt ihm für einige Jahre ein glänzendes und üppiges Leben gäbe. Hat er nicht schon Schlimmeres getan, indem er seine Zukunft gegen die flüchtigen Wonnen des Lebens vertauschte, das er ganz öffentlich mit einer Schauspielerin führt? In diesem Augenblick verbergen ihm die Jugend, die Schönheit, die Hingebung dieses Weibes, das ihn anbetet, die Gefahren einer Situation, die die Welt nie billigen wird, selbst wenn er noch so viel Ruhm, Erfolg und Vermögen geerntet hätte. Jeder neuen Verführung gegenüber wird Ihr Bruder wie jetzt nur den Genuß des Augenblickes sehen. Sie mögen beruhigt sein, Lucien wird nie bis zum Verbrechen gehen, er hat nicht die Kraft dazu; aber er würde ein vollendetes Verbrechen akzeptieren, würde seine Vorteile teilen, ohne seine Gefahren geteilt zu haben; und das scheint jedermann schrecklich, selbst den Frevlern. Er wird sich selbst verachten, er wird bereuen; aber wenn wieder Not an Mann geht, wird er wieder anfangen; denn er hat keinen Willen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er ist ohne Kraft gegen die Verführungen der Wollust, gegen die Verlockungen jeder einzigen seiner ehrgeizigen Regungen. Er ist faul wie alle poetischen Naturen und hält sich für gewandt, wenn er den Schwierigkeiten ausweicht, anstatt sie zu überwinden. Zu mancher Stunde wird er Mut haben, aber zu einer andern wird er feig sein. Und man darf ihm seinen Mut nicht hoch anrechnen und seine Feigheit nicht vorwerfen. Lucien ist eine Harfe, deren Saiten je nach den Schwankungen der Atmosphäre straff oder schlaff werden. Er wird imstande sein, in einer Stimmung der Wut oder des Glücks ein schönes Buch zu schreiben, und wird sich dann nichts aus dem Erfolg machen, den er vorher heiß ersehnt hatte. In den ersten Tagen nach seiner Ankunft in Paris kam er in die Abhängigkeit von einem sittenlosen jungen Mann, dessen Gewandtheit und Erfahrung auf den Irrwegen des literarischen Lebens ihn geblendet haben. Dieser Gaukler hat Lucien völlig verführt, er hat ihn in ein würdeloses Leben gerissen, über das zu seinem Unglück die Liebe ihren täuschenden Schleier geworfen hat. Wenn die Bewunderung zu leicht gewährt wird, ist sie ein Zeichen von Schwäche: man darf einen Seiltänzer und einen Dichter nicht mit gleicher Münze bezahlen. Es hat uns allen weh getan, daß die Intrige und das literarische Strauchrittertum den Sieg über den Mut und die Ehre derer davongetragen haben, die Lucien rieten, den Kampf aufzunehmen, anstatt den Erfolg zu stehlen, sich in die Arena zu werfen, anstatt ein Trompeter im Orchester zu werden. Die Gesellschaft, verehrte Frau, ist seltsamerweise voller Nachsicht für junge Menschen dieser Art; sie liebt sie, sie läßt sich von dem schönen Schein ihrer äußern Gaben einnehmen; sie stellt keine Forderungen an sie, sie entschuldigt alle ihre Fehler, sie gewährt ihnen alle Vorteile der ganzen Naturen und will nur ihre Vorzüge sehen, kurz, sie macht aus ihnen ihre verzogenen Kinder.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Im Gegensatz dazu ist sie von einer grenzenlosen Strenge gegen die starken und ganzen Naturen. Dieses Verhalten der Gesellschaft, das so überaus ungerecht zu sein scheint, ist vielleicht ganz vortrefflich. Sie amüsiert sich über die Spaßmacher, verlangt nichts anderes von ihnen als Vergnügen und vergißt sie schnell, während sie von der Größe, vor der sie das Knie beugen soll, fast göttliche Herrlichkeit verlangt. Alles hat sein eigenes Gesetz: der ewige Diamant muß fleckenlos sein, das Augenblickskind der Mode hat das Recht, leicht, bizarr und ohne Bestand zu sein. Daher wird Lucien trotz seiner Irrtümer vielleicht wunderbares Glück haben; es braucht dazu nur, daß ihm irgendein glücklicher Umstand nützlich wird, oder daß er in gute Gesellschaft kommt; aber wenn er einen bösen Engel trifft, wird er bis zum Grund der Hölle gehen. Man denke sich eine glänzende Vereinigung schöner Dinge, die auf einen zu leichten Grund gestickt sind; das Alter nimmt die Blumen weg, es bleibt eines Tages nur das Gewebe; und wenn es schlecht ist, ist es nur ein elender Lumpen. Solange Lucien jung ist, gefällt er; aber was wird seine Lage sein, wenn er dreißig Jahre alt ist? Das ist die Frage, die sich die stellen müssen, die ihn aufrichtig lieb haben. Wenn ich allein so über Lucien dächte, hätte ich mich vielleicht nicht entschlossen, Ihnen mit meiner Aufrichtigkeit so viel Kummer zu machen; aber abgesehen davon, daß es mir Ihrer, deren Brief ein Angstschrei ist, und meiner, dem Sie so viel Vertrauen erweisen, nicht würdig erschiene, den Fragen, die Ihre Besorgnis stellt, mit nichtssagenden Redensarten auszuweichen, sind meine Freunde, die Lucien kennen, in diesem Urteil alle einmütig: ich habe also geglaubt, eine Pflicht zu erfüllen, wenn ich die Wahrheit sage, so schrecklich sie auch ist. Man kann von Lucien im Guten und im Schlimmen alles erwarten. Das ist in einem Wort unsere Meinung und der kurze Sinn dieses Briefes.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Wenn die Zufälle seines Lebens, das jetzt voller Not und Gefahren ist, diesen Dichter wieder zu Ihnen zurückführen sollten, so benutzen Sie all Ihren Einfluß, um ihn im Schoß seiner Familie zu behalten; denn solange sein Charakter nicht gestärkt ist, wird Paris immer gefährlich für ihn sein. Er hat Sie und Ihren Mann seine guten Engel genannt und hat Sie ohne Frage vergessen; aber er wird in dem Augenblick, wo der Sturm ihn zu Boden reißt und er nur noch die Zufluchtstätte seiner Familie hat, an Sie denken; bewahren Sie ihm also Ihre Liebe, er wird sie brauchen.

Gestatten Sie, verehrte Frau, die aufrichtig ergebenen Grüße eines Mannes, dem Ihre schönen Eigenschaften bekannt sind, und der Ihre mütterliche Besorgnis zu hoch schätzt, als daß er Ihrem Wunsch nicht hätte gehorsam sein müssen.

Ihr sehr ergebener

d'Arthez."

Zwei Tage, nachdem Eva diese Antwort gelesen hatte, mußte sie eine Amme nehmen, ihre Milch versiegte. Sie hatte aus ihrem Bruder einen Gott gemacht und sah ihn jetzt durch die Ausübung seiner schönsten Gaben verderbt; für sie war er in den Schmutz gesunken. Diese edle Frau kannte in der Redlichkeit, in der Reinheit des Herzens, in all den häuslichen Tugenden, die am Herd der Familie, der in der Provinz noch so rein und so glänzend ist, gepflegt werden, keine Zugeständnisse. David hatte also mit seinen Befürchtungen recht behalten. Als Eva in einem der ernsten Gespräche, in denen zwei Liebende sich alles sagen können, ihrem Manne den Kummer, der ihrer weißen Stirne eine bleierne Farbe gegeben hatte, anvertraut hatte, sprach David tröstliche Worte. Obwohl ihm die Tränen in den Augen standen, als er merkte, daß die schöne Brust seiner Frau infolge des Schmerzes vertrocknet war, und als er

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie in Verzweiflung darüber sah, daß sie ihre Mutterpflichten nicht mehr erfüllen konnte, beruhigte er Eva, indem er ihr einige Hoffnungen zeigte.

„Siehst du, Liebste, dein Bruder hat mit der Phantasie gesündigt. Es ist für einen Dichter so natürlich, daß er sein Gewand aus Purpur und Himmelsblau will, daß er so stürmisch nach Festen begehrt! Dieser Vogel liebt den Glanz und den Luxus und mag bei alledem ein gutes Gewissen haben. Und Gott verzeiht vielleicht gern, was die Gesellschaft verdammt." „Aber er ruiniert uns!" rief die arme Frau. „Er ruiniert uns heute, wie er uns vor einigen Monaten rettete, als er uns an dem ersten, was er verdiente, teilnehmen ließ," erwiderte der gutmütige David, der wohl merkte, daß die Verzweiflung seine Frau maßlos machte, und daß sie bald wieder zu ihrer Liebe zu Lucien zurückkehren würde.

„Mercier sagte vor ungefähr fünfzig Jahren in seinem ‚Gemälde von Paris', die Literatur, die Poesie, die schönen Künste und Wissenschaften, die Erzeugnisse des Gehirns könnten niemals einen Menschen ernähren; und Lucien, der ein Dichter ist, hat der Erfahrung von fünf Jahrhunderten nicht geglaubt. Die Ernte der Schriftstellerarbeit kann erst zehn oder zwölf Jahre nach der Aussaat erfolgen, und oft kommt es gar nicht dazu; Lucien aber hat das Unkraut für die Frucht gehalten. Er hat jetzt wenigstens das Leben kennen gelernt. Erst ist er auf eine Frau hereingefallen, dann auf die vornehme Welt und die falschen Freunde. Er hat seine Erfahrung teuer bezahlt, das ist alles. Unsere Vorfahren sagten: Wenn ein Sohn nur seine Ohren und seine Ehre heil nach Hause bringt, ist alles gut ..."

„Seine Ehre!" rief die arme Eva. „Ach, gegen wie viele Tugenden hat Lucien sich vergangen! Gegen sein Gewissen schreiben! Seinen besten Freund angreifen! ... Das Geld

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

einer Schauspielerin annehmen!... Sich mit ihr zeigen!... Uns an den Bettelstab bringen!..." „Oh, das ist noch gar nichts!" rief David und brach dann schnell ab.

Er hätte fast das Geheimnis der Fälschung, die sein Schwager begangen hatte, verraten, und zum Unglück merkte Eva, daß er mit etwas zurückhielt, und blieb in unbestimmter Angst.

„Wie, nichts?" fragte sie. „Und wo nehmen wir das Geld her, um dreitausend Franken zu bezahlen?" „Zunächst", versetzte David, „werden wir die Pacht für die Ausbeutung unserer Druckerei durch Cérizet erneuern. Seit einem halben Jahre haben ihm die fünfzehn Prozent, die ihm die Cointet auf die Arbeiten, die er für sie macht, bewilligen, sechshundert Franken gebracht, und er hat fünfhundert Franken mit Akzidenzaufträgen verdient." „Wenn die Cointet das erfahren," sagte Eva, „erneuern sie vielleicht das Pachtverhältnis nicht; sie werden ihn fürchten, denn Cérizet ist ein gefährlicher Mensch." „Ach, weißt du, das kümmert mich nicht," rief Séchard; „in ein paar Tagen sind wir reiche Leute! Wenn Lucien erst reich ist, mein Engel, hat er nur noch Tugenden ..." „Ach, David, Liebster, Bester, was sagst du da? Du meinst also, in der Not hätte Lucien keine Kraft gegen das Böse! Du denkst gerade so von ihm wie Herr d'Arthez! Es gibt keinen großen Geist ohne Kraft, und Lucien ist schwach ... Was ist ein Engel, der nicht in Versuchung geführt werden darf!" „Nun, ich denke, das ist ein Wesen, das nur in seiner Umgebung, in seiner Sphäre, in seinem Himmel schön ist. Lucien ist nicht zum Kämpfen geschaffen, ich werde ihm den Kampf ersparen. Hier sieh! Ich bin so nahe am Ziel, daß ich dich in die Mittel einweihen darf."

Er nahm mehrere Stücke weißes Papier von der Größe eines Oktavblattes aus der Tasche, schwang sie trium-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

phierend in der Luft und legte sie seiner Frau in den Schoß.

„Ein Ries von diesem Papier im Format des großen Traubenpapiers wird nicht mehr als fünf Franken kosten," sagte er und gab die Muster Eva zur Prüfung. Sie sah ihn mit kindlicher Überraschung an. „Und wie hast du diese Proben gemacht?" fragte sie. „Mit einem alten Haarsieb, das ich bei Marion gefunden habe," antwortete er. „Und du bist noch nicht zufrieden?" fragte sie. „Die Frage, um die es sich handelt, ist nicht die der Herstellung, sondern die des Einkaufspreises des Zeuges. Ach, liebes Kind, ich bin nur einer der letzten, die auf diesem schweren Weg vorwärts gehen. Frau Masson versuchte schon 1794, bedruckte Papiere in weißes Papier zu verwandeln; es ist ihr gelungen, aber zu welchem Preis! In England versuchte um 1800 der Marquis von Salisbury und zur selben Zeit, 1801, in Frankreich Seguin, das Stroh für die Papierfabrikation zu verwenden. Unser gemeines Schilfrohr (arundo phragmitis) hat das Material zu den Blättern Papier geliefert, die du in der Hand hältst. Aber ich will die Brennesseln und die Disteln benutzen; denn will man die Rohstoffe billig haben, muß man sich an pflanzliche Stoffe halten, die auf den Mooren und auf schlechtem Boden fortkommen, dann werden sie sehr billig sein. Das Geheimnis liegt völlig in der Art und Weise, wie man diese Fasern weiterbehandelt. Jetzt ist mein Verfahren noch nicht sehr einfach. Aber trotz dieser Schwierigkeit bin ich sicher, daß ich der französischen Papierfabrikation das Vorrecht gebe, das unsere Literatur genießt, aus ihr nämlich ein Monopol für unser Land zu machen, wie die Engländer das Monopol des Eisens, der Steinkohle oder der gewöhnlichen Töpfereien haben. Ich will der Jacquart der Papierfabrikation sein."

Eva stand auf, die Schlichtheit Davids brachte sie zur Begeisterung und Bewunderung; sie öffnete ihre Arme,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

schloß ihn an ihr Herz und legte den Kopf auf seine Schulter.

„Du belohnst mich, wie wenn ich schon fertig wäre," sagte er zu ihr. Statt jeder Antwort hob Eva ihr schönes Gesicht, das ganz von Tränen überströmt war, und verharrte einen Augenblick so, ohne sprechen zu können.

„Ich umarme nicht das Genie," sagte sie, „sondern den Tröster! Einem Ruhm, der gesunken ist, stellst du einen Ruhm entgegen, der aufsteigt. Dem Kummer, den mir die Erniedrigung eines Bruders verursacht, stellst du die Größe des Gatten gegenüber ... Ja, du wirst groß sein wie die Graindorge, van Robais, wie der Perser, der uns das Krapp zur Färberröte gegeben hat, wie all die Männer, von denen du mir gesprochen hast, deren Namen im Dunkel bleiben, weil sie zwar eine Industrie vervollkommnet, es aber getan haben, ohne viel Wesen daraus zu machen." —

„Was mögen sie jetzt tun?" sagte Boniface. Der große Cointet ging mit Cérizet auf der Place du Mûrier hin und her und sah nach den Schatten der Frau und des Mannes, die auf den Musselinvorhängen sich abzeichneten; denn er kam jede Nacht um zwölf Uhr, um mit Cérizet zu sprechen, der den Auftrag hatte, jeden Schritt seines früheren Herrn zu überwachen.

„Er zeigt ihr ohne Zweifel die Papiere, die er heute morgen gemacht hat," antwortete Cérizet. „Was für Stoffe hat er benutzt?" fragte der Papierfabrikant. „Es ist nicht möglich, es herauszubekommen," erwiderte Cérizet; „ich habe ein Loch in das Dach gemacht, bin hinaufgeklettert und habe gesehen, wie mein Meister in dem Kupferkessel seinen Brei gekocht hat; so sehr ich auch nach den Vorräten blickte, die in einer Ecke aufgehäuft waren, ich konnte weiter nichts bemerken, als daß die Rohstoffe aussahen wie Haufen Hanf ..." „Gehen Sie nicht weiter," sagte Boniface Cointet mit schmeichlerischer Stimme zu

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

seinem Spion, „das wäre nicht ehrlich! ... Frau Séchard wird Ihnen den Antrag machen, Sie sollten Ihre Pacht zwecks Ausbeutung der Druckerei erneuern; sagen Sie, Sie wollten Buchdrucker werden, bieten Sie die Hälfte dessen, was das Patent und die Einrichtung wert sind, und wenn man zustimmen sollte, kommen Sie zu mir. In jedem Fall ziehen Sie die Sache in die Länge ... Die Leutchen haben kein Geld?" „Keinen Heller!" antwortete Cérizet. „Keinen Heller," wiederholte der große Cointet. ‚Sie gehören mir,' sagte er bei sich.

Das Haus Métivier und das Haus Gebrüder Cointet verbanden mit ihrem Beruf als Papierhändler und Drucker die Tätigkeit von Bankiers, wofür sie sich aber wohl hüteten, ein Patent zu bezahlen. Der Fiskus hat noch nicht das Mittel gefunden, die kaufmännischen Geschäfte so gut zu kontrollieren, daß er alle die, die heimlich Bankgeschäfte machen, zwingen kann, das Bankierpatent zu nehmen, das in Paris zum Beispiel fünfhundert Franken kostet. Aber die Brüder Cointet und Métivier, wenn sie auch bloße Winkelbankiers waren, setzten deswegen doch im Vierteljahr auf den Plätzen von Paris, Bordeaux und Angoulême etliche hunderttausend Franken untereinander um. An diesem nämlichen Abend nun hatte das Haus Gebrüder Cointet von Paris die von Lucien hergestellten falschen Wechsel über dreitausend Franken erhalten. Der große Cointet hatte sofort auf die Schuld einen Plan gebaut, der sich, wie man sehen wird, mit furchtbarer Gewalt gegen den armen und geduldigen Erfinder richtete.

Am nächsten Tage um sieben Uhr morgens ging Boniface Cointet an dem Wasserlauf entlang, der seine große Papiermühle trieb, und dessen donnerndes Getöse das gesprochene Wort fast übertäubte. Er wartete dort auf einen jungen Mann im Alter von neunundzwanzig Jahren, der seit sechs

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Wochen Advokat am Gericht erster Instanz in Angoulême war und Pierre Petit-Claud hieß.

„Sie waren zusammen mit David Séchard auf dem Lyzeum in Angoulême?" fragte der große Cointet, nachdem er den jungen Advokaten begrüßt hatte, der natürlich nicht verfehlt hatte, der Aufforderung des reichen Fabrikanten Folge zu leisten. „Jawohl," erwiderte Petit-Claud und schloß sich dem weitergehenden großen Cointet an. „Haben Sie die Bekanntschaft erneuert?" „Wir sind uns höchstens zweimal seit seiner Rückkehr begegnet. Es konnte auch nicht wohl anders sein: ich steckte an den Werktagen in meinem Bureau oder im Gerichtsgebäude; und an den Sonn- und Feiertagen arbeitete ich daran, meine Kenntnisse zu vervollständigen, denn ich erwartete alles von mir selbst ..."

Der große Cointet nickte zum Zeichen der Billigung mit dem Kopf.

„Als David und ich uns wiedersahen, fragte er mich, was aus mir geworden sei. Ich sagte ihm, daß ich, nach Vollendung meiner juristischen Studien in Poitiers, Bureauvorsteher beim Advokaten Olivet geworden sei, und daß ich hoffte, eines Tages dessen Praxis zu übernehmen ... Lucien Chardon, der sich jetzt von Rubempré nennen läßt, den Geliebten der Frau von Bargeton, unsern großen Dichter, kurz den Schwager von David Séchard, habe ich viel besser gekannt." „Sie können dann also David Mitteilung von Ihrer Ernennung machen und ihm Ihre Dienste anbieten." „Das wird nicht gehen," meinte der junge Advokat. „Er hat nie einen Prozeß gehabt, er hat keinen Advokaten, aber es kann dazu kommen," erwiderte Cointet und sah den kleinen Advokaten hinter seiner Brille von oben bis unten an.

Pierre Petit-Claud war der Sohn eines Schneiders von Houmeau, war von seinen Kameraden im Lyzeum ver-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

achtet gewesen und schien einen ansehnlichen Teil übergetretener Galle in seinem Blut zu haben. Sein Gesicht hatte eine schmutzige, schmierige Färbung und sah aus wie die Gesichter, die frühere Krankheiten, die Nachtwachen des Elends und fast immer bösartige Triebe verraten. Die gewöhnliche Umgangssprache hat einen Ausdruck, der diesen Menschen mit einem Wort bezeichnet: er war ein Giftnickel. Seine heisere Stimme paßte zu der Schärfe seiner Mienen, seinem bösen Ausdruck und zu der unbestimmten Farbe seines Elsternauges. Das Elsternauge ist nach einer Bemerkung Napoleons ein Zeichen der Unredlichkeit. ‚Sehen Sie den an,' sagte er auf Sankt-Helena zu Las Cases über einen seiner Vertrauten, den er wegen Veruntreuungen entlassen mußte; ‚ich weiß nicht, wie ich mich so lange in ihm täuschen konnte, er hat das Auge einer Elster.' Als daher der große Cointet diesen magern, kleinen Advokaten mit seinem Gesicht voller Blatternarben, mit den spärlichen Haaren, dessen Stirn und Schädel schon ineinander übergingen, betrachtet hatte, als er beobachtete, wie er schon dabei war, sein Gewissen zur Ruhe zu bringen, sagte er sich: ‚Das ist mein Mann.'

In der Tat hatte Petit-Claud, dem die Verachtung, der er überall begegnete, das Leben verbitterte, an dem die brennende Gier zehrte, in die Höhe zu kommen, die Kühnheit gehabt, obwohl er kein Vermögen besaß, die Praxis seines Chefs für dreißigtausend Franken zu kaufen, wobei er auf eine Heirat rechnete, um die Schuld zahlen zu können; und, wie es üblich ist, rechnete er auf seinen Chef, daß der eine Frau für ihn fand, denn der Vorgänger hat immer ein Interesse daran, seinen Nachfolger zu verheiraten, um zu seinem Gelde zu kommen. Petit-Claud rechnete noch mehr auf sich selbst, denn es fehlte ihm nicht an einer gewissen geistigen Überlegenheit, die in

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der Provinz selten ist, und die in seinem Haß wurzelte. ‚Großer Haß bringt es zu was.'

Es ist ein großer Unterschied zwischen den Advokaten von Paris und denen der Provinz, und der große Cointet war schlau genug, sich die kleinen Regungen, denen diese Provinzadvokaten gehorchen, zunutze zu machen. In Paris hat ein bedeutender Advokat, und dort gibt es deren viele, Eigenschaften nötig, die den Diplomaten auszeichnen: die große Zahl der Geschäfte, die Größe der Interessen, die im Spiel sind, das weite Gebiet der Fragen, mit denen er sich abgeben muß, all das wirkt zusammen, daß er im Prozeßverfahren selbst nicht ein Mittel sehen muß, zu Vermögen zu kommen. Gleichviel, ob er den Kläger oder Beklagten vertritt, ist das Prozeßverfahren für ihn nicht mehr wie früher ein Mittel zu seiner Bereicherung. In der Provinz dagegen kultivieren die Advokaten, was man wohl den Kleinkram nennt: diese Unzahl kleiner Urkunden, Protokolle und Aktenstücke, die die Kostenrechnungen in die Höhe treiben und Stempelpapier verbrauchen. Diese kleinen Geschäftchen beschäftigen den Provinzadvokaten, er muß darauf halten, da Gebühren zu erheben, wo der Pariser Advokat sich nur um Honorare kümmert. Honorare sind das, was der Klient über die Kosten hinaus seinem Advokaten für die mehr oder weniger geschickte Führung seiner Sache zahlen muß. Der Fiskus bekommt die Hälfte der Kosten, während die Honorare ganz und gar dem Advokaten gehören. Sagen wir es frei heraus: Die Honorare, die wirklich bezahlt werden, stehen selten im rechten Verhältnis zu den Honoraren, die für die Dienste, die ein guter Advokat leistet, formell verlangt und berechnet werden. Die Advokaten und die Ärzte von Paris sind, wie die Prostituierten gegen ihre Gelegenheitsliebhaber, außerordentlich mißtrauisch gegen die Erkenntlichkeit ihrer Klienten. Der Klient vor und nach dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Prozeß, das könnte zwei treffliche, eines Meissonier würdige Genrebilder abgeben, um die sich ohne Frage die honorierten Advokaten reißen würden. Es gibt zwischen dem Advokaten von Paris und dem der Provinz noch einen anderen Unterschied [1]). Der Bureauadvokat von Paris plädiert selten vor Gericht, er spricht nur manchmal, wenn es sich um Anträge zu vorläufiger Entscheidung handelt; aber im Jahre 1822 waren in den meisten Departements — seitdem haben sich die Gerichtsadvokaten stark vermehrt — die Bureauadvokaten zugleich Gerichtsadvokaten und vertraten ihre Sache selbst in den Terminen. Aus diesem Doppelleben ergibt sich eine doppelte Arbeit, die dem Bureauadvokaten der Provinz die geistigen Laster des Gerichtsadvokaten gibt, ohne ihm die drückenden Geschäfte des Bureauadvokaten abzunehmen. Der Bureauadvokat der Provinz wird ein Schwätzer und verliert die Klarheit des Urteils, die für die Führung der Prozesse so nötig ist. Ein geistig überlegener Mensch, der sich so verdoppelt, findet oft zwei Durchschnittsmenschen in sich. In Paris kann sich der Bureauadvokat, der sich nicht in Worten vor dem Gerichtshof ausgeben muß, der nicht oft das Für und das Gegen herüber und hinüber beschwatzt, die Geradheit seiner Gedanken bewahren. Wenn er die Ballistik des Rechts beherrscht, wenn er das Arsenal der Mittel durchwühlt, die ihm die Widersprüche der Jurisprudenz zur Verfügung stellen, behält er seine Überzeugung über die Sache, der zum Sieg zu verhelfen er bemüht ist. Kurz gesagt, das Denken benebelt viel weniger

[1]) Hier muß zum Verständnis des deutschen Lesers bemerkt werden, daß es in Frankreich zweierlei Arten Advokaten gibt: der eine, der avoué, vertritt die Interessen des Klienten in seinem Bureau durch Aufnahme von Aktenstücken, Protokollen, gute Ratschläge usw.: der andere, der advocat, plädiert vor Gericht. Herr Petit-Claud war ein avoué, und alles, was bisher gesagt wurde, bezog sich auf die avoués in der Provinz und in Paris.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

als das Wort. Wenn er nur redet, glaubt jemand schließlich an das, was er sagt, während man gegen sein Denken handeln kann, ohne es zu verderben, und eine schlechte Sache gewinnen kann, ohne zu behaupten, sie sei gut, wie es der plädierende Advokat tun muß. Daher kann der alte Bureauadvokat von Paris viel eher als ein alter Gerichtsadvokat einen guten Richter abgeben. Ein Provinzadvokat hat also viele Gründe, warum er ein mittelmäßiger Mensch wird: er muß in seinem Innern kleinlich sein, er führt kleine Sachen, er lebt von der Gebührenüberhebung, er mißbraucht die Strafprozeßordnung, und er plädiert! Mit einem Wort, er hat viele Gebrechen. Wenn sich daher unter diesen Provinzadvokaten ein bemerkenswerter Mann findet, ist es gleich ein sehr überlegener.

„Ich glaubte, Herr Cointet, Sie hätten mich wegen Ihrer Geschäfte bestellt," entgegnete Petit-Claud und machte durch den Blick, den er auf die undurchdringlichen Brillengläser des großen Cointet warf, aus dieser Bemerkung eine kleine Bosheit. „Keine Umschweife," gab Boniface Cointet zurück. „Hören Sie mich ..."

Nach diesem Wort, das vertrauliche Eröffnungen erwarten ließ, setzte sich Cointet auf eine Bank und forderte Petit-Claud auf, seinem Beispiel zu folgen.

„Als Herr du Hautoy im Jahre 1804 durch Angoulême kam, um als Konsul nach Valencia zu gehen, lernte er hier Frau von Senonches, die damals Fräulein Zéphirine war, kennen, und sie bekam von ihm ein Mädchen," flüsterte Cointet sehr leise seinem Partner ins Ohr. „Ja," wiederholte er, als er sah, wie Petit-Claud eine erstaunte Bewegung machte, „die Verheiratung Fräulein Zéphirinens mit Herrn von Senonches ist dieser heimlichen Niederkunft schnell gefolgt. Dieses Mädchen, das auf dem Lande bei meiner Mutter aufgezogen wurde, ist Fräulein Françoise de la Haye und steht in der Obhut von Frau von Senonches,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die, wie es üblich ist, ihre Patin ist. Da meine Mutter, die die Pächterin der alten Frau von Cardanet, der Großmutter von Fräulein Zéphirine, war, das Geheimnis der einzigen Erbin der Cardanet und der Senonches der älteren Linie kannte, hat man mir die kleine Summe, die Herr Francis du Hautoy seinerzeit seiner Tochter aussetzte, übergeben, damit ich sie anlegte. Ich bin mit Hilfe dieser zehntausend Franken, die heute zu dreißigtausend Franken geworden sind, zu meinem Vermögen gekommen. Frau von Senonches wird ihrem Mündel die Ausstattung, das Silberzeug und einiges Mobiliar geben; und ich kann Ihnen das Mädchen zur Frau verschaffen, mein Junge," sagte Cointet und klopfte Petit-Claud vertraulich aufs Knie. Wenn Sie Françoise de la Haye heiraten, bekommen Sie die Klientel eines großen Teils der Aristokratie von Angoulême. Diese Verbindung zur linken Hand eröffnet Ihnen eine glänzende Zukunft ... Die Position eines Advokaten wird gut genug erscheinen: man will nicht höher hinaus, ich weiß es." „Was muß ich tun?" sagte Petit-Claud gierig, „Sie haben doch Herrn Cachan als Advokaten ..." „Und so werde ich Herrn Cachan nicht plötzlich Ihnen zuliebe aufgeben, Sie werden mich erst später zum Klienten bekommen," sagte der große Cointet pfiffig. „Was Sie tun müssen, mein Freund? Nun eben, die Geschäfte David Séchards müssen Sie besorgen. Dieser arme Teufel hat uns für tausend Taler Wechsel zu zahlen, er wird sie nicht zahlen, und Sie sollen seine Sache gegen unsere Klage führen, und zwar so, daß riesige Kosten entstehen ... Sie können unbesorgt sein, immer weiter gehen und dafür sorgen, daß immer neue Schwierigkeiten und Zwischenfälle entstehen. Doublon, mein Gerichtsvollzieher, der es übernehmen wird, ihn unter der Leitung Cachans gerichtlich zu belangen, wird ihn nicht mit Samthänden anfassen ... Übrigens, ich weiß, wer gut zuhört, braucht nicht viel Worte. Jetzt, junger Mann ..."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es entstand eine beredte Pause, während deren die beiden Männer sich ansahen.

„Wir haben uns niemals gesehen," fuhr dann Cointet fort, „ich habe Ihnen nichts gesagt, Sie wissen nichts von Herrn du Hautoy, von Frau von Senonches und von Fräulein de la Haye; nur daß Sie, wenn es so weit ist, in zwei Monaten, um die Hand der jungen Dame anhalten. Wenn wir uns sehen müssen, kommen Sie abends hierher." „Sie wollen also Séchard zugrunde richten?" fragte Petit-Claud. „Nicht ganz und gar, aber er muß eine Zeitlang im Gefängnis bleiben..." „Und zu welchem Zweck?" „Glauben Sie, ich sei so dumm, Ihnen das zu sagen? Wenn Sie gescheit genug sind, es zu erraten, werden Sie auch gescheit genug sein, zu schweigen." „Der alte Séchard ist reich," meinte Petit-Claud. Er lebte schon in der Gedankenwelt von Boniface und faßte einen Umstand ins Auge, der störend sein konnte. „Solange der Alte lebt, gibt er seinem Sohn keinen Heller, und dieser alte Buchdrucker hat noch keine Lust, abzukratzen." „Also abgemacht!" sagte Petit-Claud, der sich schnell entschloß. „Ich fordere keine Bürgschaften von Ihnen, ich bin Advokat; verliere ich das Spiel, dann werden wir beide zu zahlen haben."

‚Der Kerl wird's weit bringen,' dachte Cointet und verabschiedete sich von Petit-Claud.

Am Tage nach dieser Konferenz, am dreißigsten April, ließen die Gebrüder Cointet den ersten der drei Wechsel, die Lucien hergestellt hatte, präsentieren. Zum Unglück wurde der Wechsel der armen Frau Séchard überreicht, die sofort merkte, daß Lucien die Unterschrift ihres Mannes nachgeahmt hatte, David herbeirief und ihm auf den Kopf zusagte: „Du hast diesen Wechsel nicht unterschrieben." „Nein," antwortete er. „Dein Bruder hatte es so eilig, daß er für mich unterzeichnet hat ..."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Eva gab dem Kassenboten des Hauses Gebrüder Cointet den Wechsel zurück und sagte: „Wir sind nicht in der Lage ...“

Dann stieg sie, da sie fühlte, daß ihre Kräfte sie verließen, in ihr Zimmer hinauf, und David folgte ihr.

„Lieber,“ sagte Eva mit gebrochener Stimme zu Séchard, „eile zu den Herren Cointet, sie werden Rücksicht auf dich nehmen; bitte sie, zu warten, und überdies gib ihnen zu verstehen, daß sie dir bei der Erneuerung des Pachtvertrags mit Cérizet tausend Franken schuldig sind.“

David ging sofort zu seinen Feinden. Ein Faktor kann immer Buchdrucker werden, aber ein tüchtiger Buchdrucker ist nicht immer ein Kaufmann: und so stand David, der von Geschäften nicht viel verstand, in großer Verlegenheit vor dem großen Cointet, als er von diesem, nachdem er mit erstickter Stimme und mit klopfendem Herzen schlecht und recht seine Entschuldigungen gestammelt und seine Bitte vorgebracht hatte, die folgende Antwort erhielt: „Das ist eine Sache, die uns nichts angeht; wir haben den Wechsel von Métivier, Métivier wird uns zahlen. Wenden Sie sich an Herrn Métivier.“ „Oh!“ rief Eva, als sie diese Antwort vernahm, „wenn der Wechsel an Herrn Métivier zurückgeht, können wir ruhig sein.“

Am nächsten Tage, um zwei Uhr, zu einer Stunde, wo die Place du Mûrier voller Menschen ist, protestierte Victor-Ange-Herménégilde Doublon, der Gerichtsvollzieher der Firma Cointet, den Wechsel; und trotz der Mühe, die er sich gab, an der Haustür mit Marion und Kolb zu plaudern, war der Protest trotzdem am Abend in der ganzen kaufmännischen Welt von Angoulême bekannt. Konnten überdies die heuchlerischen Manieren von Doublon, dem der große Cointet die größte Rücksicht anempfohlen hatte, Eva und David vor der kaufmännischen Schande retten,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

die einer Zahlungsstockung auf dem Fuße folgt? Man urteile selbst! Die Längen der Darstellung werden hier zu kurz erscheinen. Neunzig Leser von hundert werden von den Einzelheiten, die jetzt folgen, gepackt werden wie von der pikantesten Neuigkeit. Und so wird wieder einmal die Wahrheit des Grundsatzes bewiesen: Es gibt nichts Unbekannteres, als was jeder kennen müßte: das Gesetz!

Gewiß müßte für die ungeheure Mehrheit der Franzosen der Mechanismus eines der Räderwerke der Bank in guter Schilderung so interessant sein wie ein Kapitel aus einer Reisebeschreibung. Wenn ein Kaufmann aus der Stadt, in der er sein Geschäft hat, einen Wechsel an jemanden schickt, der in einer andern Stadt wohnt, wie man annehmen mußte, daß es David, um Lucien zu dienen, getan hatte, dann handelt es sich nicht mehr um die einfache Sache eines Wechsels, der in derselben Stadt zur Erledigung eines kaufmännischen Geschäfts von einem Geschäftsmann dem anderen gegeben wird, sondern um etwas, was wie der Wechselbrief aussieht, der von einem Platz auf den anderen gezogen wird. So war Métivier, als er Lucien die drei Wechsel abgenommen hatte, um den Betrag zu erhalten, genötigt, sie der Firma Gebrüder Cointet, seinen Geschäftsfreunden, zu schicken. Daraus ergab sich für Lucien ein erster Verlust, der mit dem Namen ‚Kommission für die Versendung des Wechsels' bezeichnet wurde, und der sich in so und so viel Prozent, die außer dem Diskont von jedem Wechsel abgezogen wurden, ausdrückte. Die Wechsel von Séchard waren also in die Kategorie der Bankgeschäfte übergegangen. Man sollte nicht glauben, in welchem Maße der Umstand, daß zu dem erhabenen Titel des Gläubigers noch die Eigenschaft des Bankiers kommt, die Lage des Schuldners ändert. So sind im Bankverkehr die Bankiers einander schuldig, sowie ein Wechsel, der von dem Platz von Paris nach dem Platz

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von Angoulême gegangen ist, nicht bezahlt wird, sich das zu senden, was man eine Ricambio-Note nennt. Niemals haben Romanschreiber etwas Unwahrscheinlicheres erfunden, als was hier erzählt wird; denn man höre, zu was für wunderbaren Späßen ein Paragraph des Handelsgesetzbuches die Möglichkeit gibt; diese Auseinandersetzung mag zeigen, wieviel Entsetzliches unter dem schrecklichen Wort ‚Gesetzlichkeit' verborgen ist.

Sowie Doublon seinen Protest zu Protokoll genommen hatte, überbrachte er ihn persönlich dem Hause Cointet. Der Gerichtsvollzieher hatte ein Konto für diese Wucherer von Angoulême und gewährte ihnen einen Kredit von sechs Monaten, den der große Cointet durch die Art, wie er bezahlte, auf ein Jahr hinauszog, wobei er aber von Monat zu Monat seinen Wucherergehilfen fragte: ‚Doublon, brauchen Sie Geld?' Und das ist noch nicht alles. Doublon gewährte diesem mächtigen Hause einen Rabatt, so daß es an jedem Akt etwas verdiente, ein winziges bißchen, etwa einen Frank fünfzig Centimes auf einen Protest! ... Der große Cointet setzte sich ruhig an seinen Schreibtisch, nahm ein kleines Blatt Papier, das eine Stempelmarke über fünfunddreißig Centimes trug, und holte dabei aus Doublon Nachrichten über den Stand der Geschäfte der verschiedenen Kaufleute heraus.

„Nun, sind Sie mit dem kleinen Gannerac zufrieden?"

„Es geht nicht schlecht. Ein Speditionsgeschäft ..."

„Ah! Er wird große Schwierigkeiten haben! Man hat mir gesagt, seine Frau verursache ihm große Ausgaben ..."

„Ihm? ..." rief Doublon und grinste.

Während dieses Gesprächs hatte der Wucherer sein Papier in Ordnung gebracht und schrieb nun in Rundschrift die unheilverkündende Überschrift und darunter die folgende Rechnung:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Ricambio-Note und Kosten.

Für einen Wechsel über tausend Franken, datiert Angoulême den zehnten Februar eintausendachthundertzweiundzwanzig, ausgestellt von Séchard jr. auf die Order von Lucien Chardon, genannt von Rubempré, übergegangen an die Order von Métivier und auf unsere Order, fällig gewesen am dreißigsten April dieses Jahres, protestiert vom Gerichtsvollzieher Doublon am ersten Mai eintausendachthundertzweiundzwanzig.

Wechselsumme	1000 fr. — c.
Protest	12 „ 35 „
Kommission zu $^1/_2$%	5 „ — „
Maklergebühr zu $^1/_4$%	2 „ 50 „
Stempel für unsern Rückwechsel und für Gegenwärtiges	1 „ 35 „
Zinsen und Briefporto	3 „ — „
	1024 fr. 20 c.
Platzkurs zu $1^1/_4$% auf 1024.20	13 „ 25 „
In Summa	1037 fr. 45 c.

Eintausendsiebenunddreißig Franken fünfundvierzig Centimes, für welche Summe wir uns befriedigen durch unsern Sichtwechsel auf Herrn Métivier, Rue Serpente in Paris, an die Order des Herrn Gannerac in Houmeau.

Angoulême, den zweiten Mai eintausendachthundertzweiundzwanzig. Gebrüder Cointet.

Unter diese kleine Rechnung, die mit all der Gewohnheit eines Geübten geschrieben wurde, denn der große Cointet plauderte dabei immer mit Doublon, schrieb er die folgende Erklärung:

„Wir Unterzeichneten, Postel, Apotheker in Houmeau, und Gannerac, Speditionskommissionär, beide Kaufleute

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

dieser Stadt, bescheinigen, daß der Kurs unseres Platzes auf Paris $1^1/_4\%$ beträgt.

Angoulême, den 3. Mai 1822."

„Hier, Doublon, tun Sie mir den Gefallen und gehen Sie zu Postel und Gannerac, bitten Sie, diese Erklärung zu unterschreiben, und bringen Sie sie mir morgen früh wieder."

Und Doublon, dem diese Folterinstrumente geläufig waren, ging, wie wenn es sich um die einfachste Sache von der Welt handelte. Offenbar hätte, auch wenn der Protest, wie in Paris, in verschlossenem Umschlag übergeben worden wäre, ganz Angoulême jetzt von dem unglücklichen Stand der Geschäfte des armen Séchard Kenntnis erhalten müssen. Und Gegenstand wie vieler Anklagen war seine Geschäftsuntüchtigkeit! Die einen sagten, er habe sich durch die ausschweifende Liebe zu seiner Frau ruiniert; die andern beschuldigten ihn, er bezeige seinem Schwager zuviel Freundschaft. Und was für grausame Schlüsse zogen sie alle aus diesen Vorsätzen! Man durfte sich niemals der Interessen seiner Nächsten annehmen! Man billigte die Härte des alten Séchard gegen seinen Sohn, man bewunderte ihn!

Ihr alle, die ihr aus irgendwelchen Gründen unterlasset, euern Verpflichtungen nachzukommen, prüfet jetzt das völlig gesetzliche Verfahren, durch das man in zehn Minuten im Bankverkehr ein Kapital von tausend Franken achtundzwanzig Franken Zinsen bringen läßt.

Der erste Punkt dieser Rechnung ist der einzige, der unbestreitbar ist.

Der zweite Punkt enthält den Anteil des Fiskus und des Gerichtsvollziehers. Die sechs Franken, die der Staat einstreicht, indem er die Not des Schuldners zu Protokoll nimmt und das Stempelpapier liefert, werden den

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Mißbrauch noch lange leben lassen. Man erinnert sich überdies, daß dieser Punkt dem Bankier infolge des von Doublon bewilligten Rabatts einen Gewinn von einem Frank fünfzig Centimes einbringt.

Die Kommission von $^1/_2$%, die den dritten Punkt bildet, wird unter dem schlauen Vorwand angerechnet, daß im Bankverkehr ‚seine Zahlung nicht erhalten' dasselbe ist, wie einen Wechsel diskontieren. Obwohl das völlig entgegengesetzte Dinge sind, wird doch behauptet, es gebe keine größere Ähnlichkeit, als tausend Franken zu geben oder aber sie nicht einzukassieren. Jeder, der Wechsel zum Diskontieren präsentiert hat, weiß, daß der Diskontierer außer den gesetzlichen sechs Prozent so und so viel Prozent unter dem schlichten Namen ‚Kommission' erhebt, die die Zinsen vorstellen, die ihm über die gesetzliche Gebühr hinaus das Talent einbringt, mit dem er seine Kapitalien wuchern läßt. Je mehr er Geld verdienen kann, um so mehr verlangt er von einem. Man muß daher bei den Dummen diskontieren, da ist es billiger. Aber gibt es im Bankverkehr Dumme?

Das Gesetz verpflichtet den Bankier, die Höhe des Kurses von einem Wechselmakler bestätigen zu lassen. In den Plätzen, die so unglücklich sind, keine Börse zu haben, wird der Wechselmakler von zwei Kaufleuten ersetzt. Die sogenannte Maklergebühr ist auf $^1/_4$% der in dem protestierten Wechsel genannten Summe festgesetzt. Es hat sich der Brauch eingebürgert, diese Kommissionsgebühr anzurechnen, als ob sie den Kaufleuten, die den Makler ersetzen, gegeben worden sei, und der Bankier steckt sie ganz einfach in seine Kasse. So erklärt sich der vierte Punkt dieser lieblichen Rechnung.

Der fünfte Punkt umfaßt die Kosten des Stempelpapiers, auf dem diese Rückrechnung abgefaßt ist, und des Stempels dessen, was man so erfinderisch den Rück-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wechsel nennt, das heißt, des neuen Wechsels, den der Bankier auf seinen Kollegen zieht, um sich bezahlt zu machen.

Der sechste Punkt handelt von der Frankatur der Briefe und den gesetzlichen Zinsen der Summe in der ganzen Zeit, während deren sie in der Kasse des Bankiers fehlen kann.

Der Platzkurs endlich, die große Hauptsache im Bankverkehr, ist der Betrag, den man zahlen muß, um von einem Platz zum andern sich bezahlt zu machen.

Man prüfe nunmehr diese Rechnung genau, in der, ganz wie Polichinelle in dem neapolitanischen Lied rechnet, das Lablache so entzückend vortrug, fünfzehn und fünf zweiundzwanzig machen! Offenbar war die Unterschrift der Herren Postel und Gannerac eine Gefälligkeit: die Cointet bestätigten im entsprechenden Fall für Gannerac, was Gannerac für die Cointet bestätigte. Es war die praktische Anwendung des Sprichworts: ‚Haust du meinen Juden, hau ich deinen Juden'. Die Gebrüder Cointet, die mit Métivier in laufender Rechnung standen, hatten nicht nötig, einen Wechsel auf sie abzugeben. Bei ihrem Verkehr bedeutete ein zurückgegangener Wechsel nichts weiter als eine neue Zeile im Soll oder im Haben.

Diese Phantasierechnung hätte also in Wirklichkeit nicht mehr ausmachen dürfen als die tausend Franken, den Protest von dreizehn Franken und $^1/_2$% Zinsen für einen Monat Rückstand, im ganzen vielleicht eintausendundachtzehn Franken.

Wenn ein großes Bankhaus durchschnittlich alle Tage eine solche Rückrechnung über einen Wechsel von tausend Franken hat, dann verdient es täglich achtundzwanzig Franken durch die Gnade Gottes und die Einrichtungen der Bank, dieser furchtbaren Monarchie, die die Juden im zwölften Jahrhundert erfunden haben, und die heute

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

über die Throne und die Völker herrscht. Mit andern Worten bringen also tausend Franken diesem Hause achtundzwanzig Franken täglich oder zehntausendzweihundertzwanzig Franken jährlich. Man verdreifache den Durchschnitt dieser Rückrechnungen, und man kommt auf eine Einnahme von dreißigtausend Franken, die diese fiktiven Kapitalien bringen. Es wird daher nichts liebevoller betrieben, als das System dieser Rückrechnungen. Wäre David Séchard am dritten Mai gekommen, um seinen Wechsel zu bezahlen, oder auch gleich am Tage nach dem Protest, dann hätten die Gebrüder Cointet ihm gesagt: ‚Wir haben Ihren Wechsel Herrn Métivier zurückgeschickt!' auch wenn der Wechsel noch auf ihrem Pulte gelegen wäre. Die Rückrechnung ist schon am Abend nach dem Protest in Kraft. In der Sprache der Provinzbankiers nennt man das ‚die Taler schwitzen lassen'. Das Briefporto allein bringt dem Hause Keller, das mit der ganzen Welt korrespondiert, etliche zwanzigtausend Franken ein, und die Rückrechnungen bezahlen der Baronin von Nucingen die Loge in der Italienischen Oper, den Wagen und die Toilette. Das Briefporto ist ein um so furchtbarerer Mißbrauch, als die Bankiers in zehn Zeilen eines einzigen Briefes zehn Angelegenheiten erledigen. Seltsam! Der Fiskus hat an dieser Steuer, die dem Unglück auferlegt wird, seinen Anteil, und der Staatsschatz wird also durch geschäftliches Mißgeschick bereichert. Und die Bank schleudert dem Schuldner von ihrem Kontor aus die begründete Frage zu: ‚Warum sind Sie nicht imstande, zu zahlen?' worauf man zum Unglück nichts zu antworten weiß. So ist diese Rückrechnung ein Märchen voll schrecklicher Erfindungen, und die Schuldner, die über diese lehrreiche Seite nachdenken, werden künftig eine heilsame Scheu vor ihr haben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Am vierten Mai erhielt Métivier von Gebrüder Cointet die Rückrechnung mit dem Auftrag, Herrn Lucien Chardon, genannt von Rubempré, in Paris aufs äußerste zu verfolgen.

Einige Tage später bekam Eva in Beantwortung des Briefes, den sie an Herrn Métivier geschrieben hatte, die folgenden Zeilen, die sie völlig beruhigten.

„Herrn Séchard jr., Drucker in Angoulême.

Ich erhielt Ihr Geehrtes vom 5. dieses. Ich entnahm Ihren Erklärungen über den nichtbezahlten Wechsel vom 30. April, daß Sie Ihrem Schwager, Herrn von Rubempré, eine Gefälligkeit erwiesen haben, und dieser macht so viele Ausgaben, daß man Ihnen einen Dienst damit erweist, wenn man ihn zur Zahlung zwingt: in seiner Lage wird er sich nicht lange verfolgen lassen. Sollte Ihr geehrter Herr Schwager nicht zahlen, so würde ich mich auf die Loyalität Ihres alten Hauses verlassen und zeichne wie immer

Hochachtungsvoll ergebenst

Métivier."

„Ganz gut," sagte Eva zu David. „Mein Bruder wird aus diesem Verfahren entnehmen, daß wir nicht zahlen konnten."

Von welcher Wandlung in Eva sprach dieser Satz! Die wachsende Liebe, die ihr Davids Charakter, den sie immer besser kennen lernte, einflößte, nahm in ihrem Herzen die Stelle der Liebe zu ihrem Bruder ein. Aber von wieviel Illusionen nahm sie damit Abschied!

Verfolgen wir nunmehr den ganzen Weg, den die Rückrechnung auf dem Platz von Paris machte. Ein dritter Inhaber, das heißt, wer den Wechsel durch Übertragung in Besitz hat, hat auf Grund des Gesetzes das Recht, von den verschiedenen Giranten dieses Wechsels lediglich gegen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

den vorzugehen, der ihm die Aussicht bietet, am schnellsten zu zahlen. Auf Grund dieser Gesetzesbestimmung ging der Gerichtsvollzieher des Herrn Métivier gegen Lucien vor. Man höre nun die einzelnen Phasen dieses übrigens völlig unnützen Vorgehens. Métivier, hinter dem die Cointet steckten, kannte die Zahlungsunfähigkeit Luciens; aber nach dem Geist des Gesetzes existiert die tatsächliche Zahlungsunfähigkeit rechtlich erst, nachdem sie festgestellt worden ist.

Man stellte also die Unmöglichkeit, von Lucien die Bezahlung des Wechsels zu erlangen, auf folgende Weise fest. Der Gerichtsvollzieher von Métivier zeigte am fünften Mai Lucien die Rückrechnung und den Protest von Angoulême an und lud ihn vor das Handelsgericht von Paris, damit er eine Menge Dinge anhören sollte, unter anderen, er sollte als Kaufmann erklärt und als solcher zu Schuldhaft verurteilt werden. Als Lucien, der, wie wir wissen, in dieser Zeit das Leben eines gehetzten Hirsches führte, dieses unverständliche Zeug las, bekam er schon die Ausfertigung eines Versäumnisurteils, das gegen ihn vom Handelsgericht erlassen worden war. Coralie, seine Geliebte, die keine Ahnung hatte, um was es sich handelte, und glaubte, Lucien hätte seinem Schwager einen Gefallen erwiesen, hatte ihm alle die Aktenstücke zusammen gegeben, als es zu spät war. Eine Schauspielerin sieht in den Vaudevillestücken zu viele Schauspieler in der Rolle von Gerichtsvollziehern, als daß sie sich aus Stempelpapier etwas machte.

Lucien hatte Tränen in den Augen, Séchard tat ihm furchtbar leid, er schämte sich seiner Fälschung, und er wollte zahlen. Natürlich beriet er sich mit seinen Freunden, was er tun müßte, um Zeit zu gewinnen. Aber bis Lousteau, Blondet, Bixiou und Nathan Lucien darüber belehrt hatten, daß ein Dichter sich gar nichts um das Handels-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gericht zu kümmern hätte, das eine Einrichtung für die Krämer wäre, war gegen den Dichter schon die Exekution vollzogen worden. Er sah an seiner Tür den kleinen gelben Zettel, der gewöhnlich auch die Portiersfrauen gelb vor Wut macht, der auf den Kredit die einschnürendste Wirkung ausübt, in das Herz der kleinsten Lieferanten den Schrecken jagt, und der vor allem das Blut in den Adern der Dichter zum Stocken bringt, die so gefühlvoll sind, daß sie Anhänglichkeit für die Holzstücke, Seidenlappen, Haufen farbiger Wolle und all das Brimborium haben, das man Möbel nennt.

Als die Leute kamen, um Coralies Möbel abzuholen, suchte der Dichter der ‚Margueriten' einen Freund Bixious, einen Advokaten namens Desroches, auf, der zu lachen anfing, als er sah, daß Lucien wegen einer solchen Kleinigkeit so aufgeregt war.

„Das ist ja nichts, mein Lieber ... Sie wollen Zeit gewinnen?" „So viel wie möglich." „Widersprechen Sie also der Vollstreckung des Urteils. Gehen Sie zu einem meiner Bekannten, Herrn Masson, der vor dem Handelsgericht plädiert, überbringen Sie ihm die Papiere, er wird den Einspruch erneuern, zu Ihrer Vertretung an Gerichtsstelle erscheinen und das Handelsgericht als inkompetent ablehnen. Das macht nicht die geringste Schwierigkeit, Sie sind ja genügend als Journalist bekannt. Wenn Sie vor das Zivilgericht geladen werden, kommen Sie zu mir, da bin ich zugelassen: ich nehme es auf mich, die Leute gründlich abzuführen, die die schöne Coralie kränken wollen."

Zum achtundzwanzigsten Mai war Lucien vor das Zivilgericht geladen und dort schneller verurteilt, als Desroches geglaubt hatte, denn man ging mit großer Entschiedenheit gegen Lucien vor. Als eine neue Beschlagnahme ins Werk gesetzt wurde, als von neuem der gelbe Zettel an der Flurtür Coralies prangte und man die Möbel

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wegnehmen wollte, legte Desroches, der sich ein wenig ärgerte, daß er sich von seinem Kollegen, wie er sich ausdrückte, hatte übers Ohr hauen lassen, dagegen Widerspruch ein, behauptete, übrigens mit Recht, daß die Möbel Fräulein Coralie gehörten, und beantragte vorläufige Entscheidung. Der Gerichtspräsident lud daraufhin die Parteien zu einer Verhandlung über den Antrag auf vorläufige Entscheidung, und in dieser wurde das Eigentum der Möbel der Schauspielerin zugesprochen. Métivier legte gegen dieses Urteil Berufung ein, die durch Urteil vom dreißigsten Juli verworfen wurde.

Am siebenten August erhielt der Advokat Cachan mit der Post ein riesiges Aktenbündel, auf dem geschrieben stand: ‚Métivier gegen Séchard und Lucien Chardon'.

Das erste Stück war die folgende liebliche kleine Rechnung, deren Genauigkeit wir verbürgen. Sie ist Wort für Wort abgeschrieben worden:

Wechsel vom dreißigsten April ds. Js., ausgestellt von Séchard jr. auf die Order von Lucien von Rubempré. (2. Mai.) Rechnung für die Rücksendung	1037 fr. 45 c.
(5. Mai.) Anzeige der Rückrechnung und des Protestes nebst Ladung vor das Handelsgericht von Paris zum 7. Mai	8 „ 75 „
(7. Mai.) Termin, Versäumnisurteil, mit der Befugnis zur Verhängung der Schuldhaft	35 „ — „
(10. Mai.) Ausfertigung des Urteils . . .	8 „ 50 „
(12. Mai.) Gerichtliche Zahlungsaufforderung	5 „ 50 „
(14. Mai.) Beschlagnahmeprotokoll . . .	16 „ — „
(18. Mai.) Protokoll der Anbringung des Beschlagnahmesiegels	15 „ 25 „
(19. Mai.) Anzeige in der Zeitung . . .	4 „ — „
Übertrag	1130 fr. 45 c.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

(24. Mai.) Protokoll der Inventarvergleichung vor der Wegnahme der Möbel, ferner enthaltend den Widerspruch gegen die Vollstreckung des Urteils von seiten des Herrn Lucien von Rubempré . . . 12 „ — „

(27. Mai.) Gerichtsurteil, das dem Gesuch Folge gibt und die Parteien auf Grund des gehörig wiederholten Einspruchs vor das Zivilgericht verweist . . . . . 35 „ — „

(28. Mai.) Ladung Métiviers an Rubempré, unverzüglich vor dem Zivilgericht zu erscheinen, unter Bestellung eines Sachwalters . . . . . 6 „ 50 „

(2. Juni.) Nach Anhörung der Parteien Urteil, das Lucien Chardon verurteilt, die Summe der Rückrechnung zu bezahlen, und die vor dem Handelsgericht entstandenen Kosten dem Kläger auferlegt . . 150 „ — „

(6. Juni.) Ausfertigung dieses Urteils . . 10 „ — „

(15. Juni.) Gerichtliche Zahlungsaufforderung . . . . . 5 „ 50 „

(19. Juni.) Protokoll zum Zweck der Beschlagnahme, ferner enthaltend den Einspruch des Fräulein Coralie hiergegen, die behauptet, daß die Möbel ihr gehören, und sofortige vorläufige Entscheidung für den Fall verlangt, daß man zur Pfändung schreiten wolle . . . . . 20 „ — „

Verfügung des Präsidenten, die die Parteien zur mündlichen Verhandlung über den Antrag auf vorläufige Entscheidung lädt . . . . . 40 „ — „

Übertrag 1409 fr. 45 c.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Übertrag	1409 fr. 45 c.
(19. Juni.) Urteil, das das Eigentum der Möbel dem genannten Fräulein Coralie zuspricht	250 „ — „
(20. Juni.) Berufung Métiviers	17 „ — „
(30. Juni.) Bestätigung des Urteils . . .	250 „ — „
In Summa	1926 fr. 45 c.

Wechsel vom 31. Mai, Rückrechnung . .	1037 fr. 45 c.
Anzeige an Lucien	8 „ 75 „
In Summa	1046 fr. 20 c.

Wechsel vom 30. Juni, Rückrechnung . .	1037 fr. 45 c.
Anzeige an Lucien	8 „ 75 „
In Summa	1046 fr. 20 c.

Diese Aktenstücke waren von einem Brief begleitet, in dem Métivier dem Sachwalter Cachan in Angoulême den Auftrag gab, gegen David Séchard mit allen rechtlich zulässigen Mitteln vorzugehen. Victor-Ange-Herménégilde Doublon lud also David Séchard am 3. Juli vor das Handelsgericht von Angoulême wegen Zahlung der Gesamtsumme von 4018 Franken und 85 Centimes, das heißt den Betrag der drei Wechsel und der bereits aufgelaufenen Kosten. An dem Tag, an dem Doublon Eva selbst die gerichtliche Aufforderung, diese Summe zu zahlen, überbrachte, die für sie unerschwinglich war, hatte sie morgens den folgenden niederschmetternden Brief von Métivier erhalten:

„Herrn Séchard jr., Drucker in Angoulême.

Ihr Schwager, Herr Chardon, ist ein Mann, der nicht das geringste Vertrauen verdient; er hat seine Möbel auf den Namen einer Schauspielerin, mit der er zusammen lebt, genommen, und es wäre Ihre Schuldigkeit gewesen, mich von diesem Sachverhalt zu unterrichten, damit ich

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

nicht einen unnützen Prozeß anstrenge. Sie haben aber meinen Brief vom 10. Mai d. J. nicht beantwortet. Sie können es mir daher nicht verdenken, wenn ich die unverzügliche Bezahlung der drei Wechsel und aller meiner Unkosten verlange.

Hochachtungsvoll

Métivier."

Eva, die nicht viel von Handelsrecht verstand, hatte, da sie nichts mehr von der Sache hörte, geglaubt, ihr Bruder hätte sein Verbrechen wieder gutgemacht und die gefälschten Wechsel bezahlt.

„Lieber," sagte sie zu ihrem Mann, „geh schnell zu Petit-Claud, erkläre ihm unsere Lage und bitte ihn um seinen Rat."

„Lieber Freund," sagte der arme Drucker, als er in dem Bureau seines Schulkameraden stand, zu dem er sofort geeilt war, „als du mir sagtest, du hättest dich als Anwalt niedergelassen, und mir deine Dienste anbotest, hätte ich nicht gedacht, daß ich sie so bald brauchen könnte."

Petit-Claud betrachtete das schöne Gesicht des Denkers, der da auf dem Stuhl vor ihm saß, denn er hörte nicht allzusehr auf die Einzelheiten der Geschäfte, von denen er mehr wußte als der Mann, der sie ihm erklärte. Als er Séchard mit sorgenvoller Miene hatte eintreten sehen, hatte er sich gesagt: Der Streich ist gelungen.

Diese Szene spielt sich oft genug in den Anwaltsbureaus ab. ‚Warum verfolgen ihn die Cointet?' fragte sich Petit-Claud. Der Geist der Anwälte ist so beschaffen, daß sie ebensowohl in die Seele ihrer Klienten wie in die der Gegner eindringen müssen: sie müssen die Rückseite des juridischen Gewebes ebensowohl kennen wie die Vorderseite.

„Du willst Zeit gewinnen," antwortete Petit-Claud endlich Séchard, als dieser fertig war. „Wie lange brauchst

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

du? Etwa drei oder vier Monate?" „Oh! vier Monate! Ich bin gerettet!" rief David, dem Petit-Claud ein Engel zu sein schien. „Also gut. Man wird keins deiner Möbel anrühren und wird dich nicht vor drei oder vier Monaten gefangennehmen können ... Aber das wird dich viel Geld kosten," sagte Petit-Claud. „Ach! was kann mir daran liegen," rief Séchard. „Du erwartest Eingänge; bist du sicher, daß sie nicht ausbleiben?" fragte der Anwalt. Er war über die Leichtigkeit, mit der sein Klient in dem Netz gefangen wurde, fast überrascht. „In drei Monaten bin ich ein reicher Mann," erwiderte David mit der Zuversicht des Erfinders. „Dein Vater liegt noch nicht unterm Boden," entgegnete Petit-Claud, „er trinkt noch gern sein Gläschen." „Rechne ich denn auf den Tod meines Vaters?" sagte David. „Ich bin einem industriellen Geheimnis auf der Spur, das es mir möglich machen wird, ohne ein Fäserchen Baumwolle ein Papier herzustellen, das so fest ist wie das holländische und fünfzig Prozent billiger als der gegenwärtige Einkaufspreis des Baumwollzeugs." „Das ist ein Vermögen!" rief Petit-Claud, der jetzt den Plan des großen Cointet verstand. „Ein großes Vermögen, lieber Freund, denn man wird binnen zehn Jahren zehnmal mehr Papier brauchen als heute. Der Journalismus ist der Wahnsinn unserer Zeit." „Niemand kennt dein Geheimnis?" „Niemand außer meiner Frau." „Du hast deinen Plan, dein Programm nicht etwa jemandem gesagt, zum Beispiel den Cointet?" „Ich habe ihnen, glaube ich, ganz unbestimmt davon gesprochen."

Ein Schimmer von Edelmut tauchte jetzt in der galligen Seele von Petit-Claud auf, der alles, das Interesse der Cointet, sein eigenes und das Séchards, miteinander in Einklang zu bringen versuchte.

„Höre, David, wir sind Schulkameraden, ich werde deine Sache führen; aber beachte wohl: dieser Prozeß gegen die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gesetze kostet dich fünf- bis sechstausend Franken! ... Setz dein Vermögen nicht aufs Spiel. Ich glaube, du wirst die Gewinne deiner Erfindung mit einem unserer Fabrikanten teilen müssen. Sieh mal, du wirst es dir doch zweimal überlegen, ehe du eine Papiermühle kaufst oder bauen läßt ... Du wirst überdies ein Patent zur Ausbeutung der Erfindung nehmen müssen, all das kostet Zeit und kostet Geld. Die Gerichtsvollzieher überfallen dich vielleicht zu früh trotz all den Umwegen, die wir machen werden, um ihnen zu entgehen." „Ich behalte mein Geheimnis," erwiderte David mit der Unerfahrenheit des Gelehrten. „Gut also. Dein Geheimnis soll dir die Rettung bringen," fuhr Petit-Claud fort, der sich in seinem ersten ehrlichen Versuch, einen Prozeß zu vermeiden und einen Vergleich zu schließen, zurückgestoßen sah, „ich will es nicht wissen; aber höre wohl, was ich sage: Arbeite im Innern der Erde, damit dich niemand sieht und niemand den Mitteln, die du anwendest, auf die Spur kommt, denn das Brett, das deine Rettung sein soll, wird dir unter den Füßen gestohlen werden ... Unter der Haut eines Erfinders sitzt oft der Gimpel! Ihr denkt zuviel an eure Geheimnisse, als daß ihr an alles denken könnt. Man wird schließlich dem Gegenstand deiner Forschungen auf den Grund kommen, du bist von Fabrikanten umringt! So viele Fabrikanten, so viele Feinde! Du bist wie ein gejagtes Tier inmitten der Jäger, laß ihnen nicht dein Fell ..." „Danke, lieber Kamerad, ich habe mir das alles gesagt," rief Séchard; „aber ich bin dir dankbar, daß du mir so viel Vorsicht und Eifer zeigst! Es handelt sich in diesem Unternehmen nicht um mich. Mir würden zwölfhundert Franken jährlich genügen, und mein Vater muß mir eines Tages mindestens dreimal soviel hinterlassen ... Ich lebe von der Liebe und von meinem Denken ... ein himmlisches Leben! ... Es handelt sich um Lucien und meine Frau,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

für sie arbeite ich ...“ „Schön also, unterzeichne diese Vollmacht und kümmere dich nur noch um deine Entdeckung. Kommt es so weit, daß du dich wegen der Schuldhaft verborgen halten mußt, dann gebe ich dir am Tage vorher Nachricht; man muß an alles denken. Und vergiß nicht: laß niemand zu dir, dessen du dir nicht so gewiß bist wie deiner selbst.“ „Cérizet hat den Pachtvertrag zur Benutzung meiner Druckerei nicht erneuern wollen, und daher stammen unsere kleinen Geldsorgen. Ich habe also nur noch Marion bei mir und Kolb, einen Elsässer, der treu wie ein Pudel ist, meine Frau und meine Schwiegermutter.“ „Höre,“ sagte Petit-Claud, „mißtraue dem Pudel ...“ „Du kennst ihn nicht!“ rief David; „Kolb ist mein zweites Ich.“ „Darf ich ihn auf die Probe stellen?“ „Ja,“ antwortete Séchard. „Dann leb wohl; aber schick mir die schöne Frau Séchard, wir brauchen auch eine Vollmacht deiner Frau. Und vergiß nicht, lieber Freund, daß du in gefährlicher Lage bist,“ sagte Petit-Claud zu seinem Kameraden und warnte ihn damit vor allen juridischen Schlägen, die ihn treffen sollten.

‚Jetzt sitze ich also vorläufig zwischen zwei Stühlen,‘ sagte Petit-Claud zu sich selbst, nachdem er seinem Freund David Séchard bis zur Tür des Bureaus das Geleite gegeben hatte.

David, dem die Geldsorgen keine Ruhe ließen, den der Zustand seiner Frau, die wegen Luciens Ruchlosigkeit schwere Qualen ausstand, sehr bekümmerte, beschäftigte sich fortwährend mit seinem Problem; und so hatte er, während er von sich zu Hause zu Petit-Claud ging, in der Zerstreuung an einem Brennesselstiel gekaut, den er mit andern Stielen ins Wasser gelegt hatte, um dadurch eine Verrottung der Pflanzenfasern zu erreichen, die den Grundstoff seines Papierbreies bilden sollten. Er wollte die mannigfachen Zermürbungen wie das Entschlichten auf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Bleiche, das Weben und den Gebrauch all dessen, was aus Garn und Leinwand gemacht und schließlich zu Lumpen wird, durch entsprechende Prozeduren ersetzen. Als er, ziemlich zufrieden mit der Besprechung mit seinem Freund Petit-Claud, durch die Straßen ging, spürte er etwas zwischen den Zähnen: es war wie Teig, er nahm es heraus und legte es auf die Hand, strich es in die Breite und sah einen Papierbrei, der besser war als all die Zusammensetzungen, die ihm bisher gelungen waren; denn der Hauptfehler der Breie, die man aus pflanzlichen Stoffen gewinnt, ist der Mangel an Weichheit. So gibt das Stroh ein sprödes, fast metallisches und hartklingendes Papier. Solche Zufälle begegnen nur den kühnen Erforschern der natürlichen Ursachen.

‚Ich werde', sagte er sich, ‚das Verfahren, das ich eben mechanisch und unwillkürlich eingeschlagen habe, durch eine Maschine und einen chemischen Stoff ersetzen.'

Und er erschien vor seiner Frau in der Freude seines Glaubens an den Sieg.

„O, mein Engel, sei unbesorgt!" sagte David, der sah, daß seine Frau geweint hatte. „Petit-Claud bürgt uns für einige Monate Ruhe. Das wird Kosten machen; aber er hat mir, als er mich hinausbegleitete, gesagt: ‚Jeder Franzose hat das Recht, seine Gläubiger warten zu lassen, wenn er ihnen nur schließlich Kapital, Zinsen und Unkosten bezahlt.' Schön also! wir werden zahlen." „Und wovon leben?" fragte die arme Eva, die an alles dachte. „Ach, das ist wahr!" erwiderte David und kratzte sich verlegen hinter dem Ohr. „Mutter kann unsern kleinen Lucien nehmen, und ich kann wieder an die Arbeit gehen," sagte sie. „Eva! O meine Eva!" rief David und preßte seine Frau an sein Herz. „Eva, ganz hier in der Nähe, in Saintes, lebte im sechzehnten Jahrhundert einer der größten Männer, die Frankreich gehabt hat, denn er war nicht nur

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der Erfinder der Schmelzglasur, er war auch der glorreiche Vorgänger von Buffon und Cuvier, er fand vor ihnen die Wissenschaft der Geologie, dieses prächtige Genie! Bernard Palissy machte die Leiden der Erfinder durch, aber er sah auch seine Frau, seine Kinder und seinen ganzen Flecken gegen sich. Seine Frau verkaufte ihm seine Werkzeuge ... Er irrte im Lande umher, niemand verstand ihn! ... Er war gehetzt, und man zeigte auf ihn mit dem Finger! ... Aber ich werde geliebt ...“ „Geliebter!“ antwortete Eva und legte in das Wort all die Ruhe der Liebe, die ihrer selbst sicher ist. „Da kann man alles ausstehen, was der arme Bernard Palissy durchgemacht hat, der die Fayencen von Ecouen gemacht hat, den Karl IX. von der Bartholomäusnacht ausgenommen hat, der endlich im Alter reich und geehrt wurde und im Angesicht von Europa öffentliche Vorträge über seine ‚Wissenschaft der Erdschichten‘ hielt, wie er es nannte.“ „Solange meine Finger die Kraft haben, ein Bügeleisen zu halten, soll es dir an nichts fehlen!“ rief die arme Frau mit dem Ausdruck der innigsten Opferwilligkeit. „Als ich bei Frau Prieur erste Arbeiterin war, hatte ich ein sehr kluges junges Mädchen zur Freundin, eine Cousine von Postel, Basine Clerget; eben hat mir nun Basine, als sie mir meine Wäsche brachte, mitgeteilt, daß sie das Geschäft von Frau Prieur übernimmt; ich werde bei ihr arbeiten ...“ „Oh, du wirst nicht lange dort arbeiten!“ versetzte Séchard, „ich habe etwas gefunden ...“

Zum erstenmal wurde der erhabene Glaube an den Erfolg, der die Erfinder aufrecht hält und ihnen den Mut gibt, in den Urwäldern im Land der Entdeckungen weiter zu wandern, von Eva mit einem fast traurigen Lächeln aufgenommen, und David senkte düster den Kopf.

„O, mein Freund! ich spotte nicht, ich lächle nicht, ich zweifle nicht!“ rief die schöne Eva und warf sich vor ihrem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Manne auf die Knie. „Aber ich sehe, wie sehr du recht hattest, über deine Versuche, über deine Hoffnungen das tiefste Schweigen zu wahren. Ja, mein Freund, die Erfinder müssen die schweren Geburtswehen ihres Ruhmes vor allen Menschen verbergen, selbst vor ihren Frauen! Eine Frau ist immer eine Frau. Deine Eva hat sich des Lächelns nicht erwehren können, als sie dich zum siebzehnten Male in einem Monat sagen hörte: ‚Ich habe etwas gefunden!' "

David lachte so herzlich über sich selbst, daß Eva nach seiner Hand griff und sie innig küßte. Es war ein köstlicher Augenblick, eine der Blüten der Liebe und der Zärtlichkeit, die am Rande der ödesten Wege, der Not und manchmal am Rande des Abgrundes blühen.

Evas Mut verdoppelte sich, als sie sah, wie die Wut des Mißgeschicks sich verdoppelte. Die Größe ihres Mannes, seine Reinheit und Unschuld, die Tränen, die diesem Mann von Gemüt und Poesie manchmal in den Augen standen, alles brachte eine ungewöhnliche Widerstandskraft in ihr zur Entfaltung. Sie nahm noch einmal zu dem Mittel ihre Zuflucht, das ihr schon früher so gut geglückt war. Sie schrieb an Herrn Métivier, er sollte die Druckerei zum Verkauf ausschreiben, sagte ihm, er sollte von dem Preis, den man erzielte, bezahlt werden, und bat ihn, David nicht mit unnützen Kosten zugrunde zu richten. Angesichts dieses prächtigen Briefes stellte sich Métivier tot; sein erster Gehilfe antwortete, in Abwesenheit des Herrn Métivier könnte er es nicht auf sich nehmen, in das Vorgehen einzugreifen, denn das wäre nicht die Gewohnheit seines Chefs in geschäftlichen Dingen. Eva schlug vor, die Wechsel sollten prolongiert werden, und David Séchard sollte alle Kosten tragen; damit war der Gehilfe einverstanden, wenn der Vater David Séchards die Wechselbürgschaft übernähme. Eva begab sich nunmehr in Begleitung ihrer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mutter und Kolbs zu Fuß nach Marsac. Sie trat dem alten Winzer unerschrocken entgegen, sie war reizend, und sie brachte es zustande, dieses alte Gesicht aufzuheitern; aber als sie mit zitterndem Herzen von der Wechselbürgschaft sprach, nahm das weingerötete Gesicht des alten Trinkers auf einen Schlag einen völlig andern Ausdruck an.

„Wenn ich meinem Sohn erlaubte, meine Lippen zu berühren und mit den Fingern über meine Kasse zu streichen, steckte er mir die Hand bis in die Eingeweide und holte alles heraus," schrie er. „Die Kinder wollen alle das Geld des Vaters aufessen. He! Wie hab ich es aber gemacht? Ich habe meinen Eltern nie einen Heller gekostet. Eure Druckerei ist leer. Die einzigen Spuren von Tätigkeit darin stammen von den Mäusen und Ratten ... Sie sind sehr hübsch, ich mag Sie gern leiden; Sie sind eine arbeitsame und fleißige Frau; aber mein Sohn! ... Wissen Sie, was David ist? Was? Ein gelehrter Faulenzer ist er. Hätte ich ihn aufwachsen lassen, wie ich aufgewachsen bin, ohne etwas von Bildung zu wissen, und hätte ich einen Bären aus ihm gemacht, wie sein Vater einer war, dann hätte er Einkünfte ... Oh! das ist ein Kreuz, der Junge, glauben Sie mir das! Und leider steht er ganz einzig da. So ein Exemplar wird nicht wieder aufgelegt werden! Der Mensch macht Sie unglücklich ..."

Eva protestierte mit einer sehr entschiedenen Handbewegung.

„Jawohl," antwortete er auf diese Geste, „Sie mußten eine Amme nehmen, vor Kummer ist Ihnen die Milch ausgeblieben, ich weiß alles, sehen Sie! Man schleppt euch vors Gericht und hat eure Schande in der ganzen Stadt ausgetrommelt. Ich war nur ein Bär, ich bin kein Gelehrter, ich war nicht Faktor bei der Firma Didot, dem Ruhm der Buchdruckerkunst; aber nie ist ein Stempelpapier in mein Haus gekommen! Wissen Sie, was ich zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mir sage, wenn ich zwischen meinen Reben herumgehe, sie besorge und ernte und all die kleine Arbeit tue? Ich sage mir: ‚Armer, alter Kerl, du plagst dich ab, legst Taler auf Taler, hinterläßt ein schönes Anwesen, das wird alles für die Gerichtsvollzieher und für die Advokaten sein ... oder für Hirngespinste ...' Sehen Sie, liebes Kind, Sie sind die Mutter des kleinen Burschen, der mir, als ich ihn mit Frau Chardon über die Taufe hielt, so aussah, als hätte er den Zinken seines Großvaters mitten im Gesicht, sehen Sie, denken Sie weniger an Séchard und mehr an das kleine Kerlchen ... Ich habe nur zu Ihnen Vertrauen ... Sie könnten verhüten, daß meine Güter unter den Hammer kommen ... meine schönen, lieben Güter!" „Aber, lieber Papa Séchard, Ihr Sohn wird Ihr Ruhm werden, und Sie werden eines Tages sehen, wie er durch sich selbst reich wird und das Kreuz der Ehrenlegion im Knopfloch trägt." „Wie soll denn das geschehen?" fragte der Winzer. „Sie werden schon sehen! Aber würden Sie inzwischen tausend Taler zugrunde richten? Mit tausend Talern könnten Sie dem Zwangsverfahren ein Ende machen ... Nun schön, wenn Sie zu ihm kein Vertrauen haben, borgen Sie sie mir, ich werde sie Ihnen zurückgeben, legen Sie sie auf meine Mitgift, auf meine Arbeit an ..." „David Séchard wird also exekutiert!" rief der Winzer, der mit Erstaunen erfuhr, daß, was er für eine Verleumdung gehalten hatte, auf Wahrheit beruhte. „Das kommt davon, wenn man seinen Namen schreiben kann!... Und meine Miete! O, mein Töchterchen, es tut not, daß ich nach Angoulême gehe, meine Schuldigkeit tue und meinen Advokaten Cachan zu Rate ziehe ... Sie haben sehr recht daran getan, daß Sie gekommen sind ... Wer gewarnt ist, läßt sein Haus nicht abbrennen!"

Nach einem Kampf von zwei Stunden mußte Eva abziehen. Das unbesiegliche Argument hatte sie geschlagen:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Die Frauen verstehen nichts von Geschäften. Sie war mit einer unbestimmten Hoffnung auf Erfolg gekommen und ging jetzt in größter Niedergeschlagenheit von Marsac nach Angoulême zurück. Sie langte gerade zur rechten Zeit zu Hause an, um die Ausfertigung des Urteils, das Séchard verurteilte, Métivier alles zu zahlen, in Empfang zu nehmen. In der Provinz ist ein Gerichtsvollzieher vor einer Haustür ein Ereignis; und Doublon kam seit einiger Zeit viel zu oft, als daß die Nachbarschaft nicht darüber geredet hätte. So wagte es Eva kaum mehr, auszugehen, sie hatte Furcht, Gezischel zu hören.

‚O, mein Bruder, mein Bruder!' rief die arme Frau, als sie durch den Flur ging und die Treppe hinaufstieg, ‚ich kann dir nur verzeihen, wenn es sich um deinen ...' „Ach," sagte Séchard zu ihr, der ihr entgegenging, „es handelte sich darum, seinen Selbstmord zu verhüten." „Sprechen wir also nicht mehr davon," antwortete sie sanft. „Die Frau, die ihn in diesen Schlund von Paris geführt hat, ist sehr strafwürdig! ... Und dein Vater, lieber David, ist sehr unbarmherzig! Wir müssen nun alles über uns ergehen lassen."

Ehe noch David das zärtliche Wort sprechen konnte, das ihm auf den Lippen schwebte, klopfte es leise an die Tür, und es zeigte sich Marion, die den großen, schweren Kolb durch das Zimmer hinter sich herzog.

„Frau Séchard," sagte sie, „Kolb und ich wissen, daß der Herr und die Frau viel durchzumachen haben; und da wir zusammen elfhundert Franken Ersparnisse haben, haben wir gedacht, wir könnten sie nicht besser anlegen als in den Händen unserer Frau ..." „Unserer Frau," wiederholte der Elsässer begeistert. „Kolb," rief David Séchard, „wir verlassen uns nie! Trage tausend Franken auf Rechnung zum Advokaten Cachan, aber verlange eine Quittung; das übrige behalten wir. Kolb, keine menschliche

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Macht darf dir ein Wort über das entreißen, was ich tue, über die Stunden meiner Abwesenheit, über das, was ich nach Hause bringe, und wenn ich dich zum Pflanzenholen schicke, du weißt schon, darf kein menschliches Auge dich sehen! Guter Kolb, man wird versuchen, dich zu verführen, man wird dir vielleicht tausend, zehntausend Franken bieten, damit du sprichst ..." „Und wenn man mir Millionen anbietet, sage ich kein Wort! Ich bin doch Soldat gewesen." „Du weißt jetzt, was zu tun ist, geh und bitte Herrn Petit-Claud, bei der Übergabe dieses Betrags an Herrn Cachan anwesend zu sein." „Ja," sagte der Elsässer, „ich hoffe eines Tages reich genug zu sein, um diesem Justizmenschen heimzahlen zu können. Mir gefällt sein Gesicht nicht." „Ein guter Mann," sagte die dicke Marion, „er ist stark wie ein Türke und sanft wie ein Hammel. Mit dem wird eine Frau glücklich! Er allein hat den Gedanken gehabt, unsere Ersparnisse so anzulegen. Der Gute hat die Idee, bei den andern zu arbeiten, damit er uns nichts kostet." „Man müßte schon allein darum reich werden, um diese wackern Menschen belohnen zu können," sagte Séchard zu seiner Frau.

Eva fand das alles ganz in Ordnung, sie war nicht verwundert, Menschen zu treffen, die ebenso hochherzig waren wie sie. Ihre Haltung hätte den stumpfesten Geschöpfen und selbst einem Gleichgültigen die ganze Schönheit ihres Charakters zeigen müssen.

„Sie werden reich werden, lieber Herr, Sie haben schöne Aussichten. Ihr Vater hat eben wieder ein Gut gekauft, es wird Ihnen schon einmal etwas bringen ..."

Diese Worte Marions, die sie sprach, um das Verdienstliche ihrer Tat zu verringern, verrieten mehr als alles andere die Güte und Feinheit ihres Herzens.

Wie alle menschlichen Dinge hat das französische Prozeßverfahren seine Fehler; trotzdem dient es wie eine

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

zweischneidige Waffe zur Verteidigung ebensowohl wie zum Angriff. Außerdem hat es das Gefällige an sich, daß ein Prozeß, wenn zwei Advokaten sich verständigen — und sie können sich verständigen, ohne zwei Worte miteinander sprechen zu müssen, sie verstehen sich schon durch die Prozeßmittel, die sie anwenden —, alsdann einem Krieg gleicht, wie ihn der erste Marschall von Biron führte, dem sein Sohn bei der Belagerung von Rouen ein Mittel vorgeschlagen hatte, wie man die Stadt in zwei Tagen nehmen könnte: ‚Du hast es wohl sehr eilig,' sagte er zu ihm, ‚dich aufs Land zurückzuziehen?' Zwei Generale können nach der Methode der österreichischen Generale, die der Hofrat niemals tadelt, daß sie eine gute Gelegenheit außer acht gelassen haben, weil sie ihre Soldaten schonen wollten, den Krieg verewigen und jede Entscheidung vermeiden. Cachan, Petit-Claud und Doublon benahmen sich noch besser als österreichische Generale, sie nahmen sich einen Österreicher des Altertums, Fabius Cunctator, zum Muster.

Petit-Claud, der boshaft wie ein Maulesel war, hatte bald alle Vorteile seiner Stellung herausgebracht. Sowie der große Cointet dafür gebürgt hatte, daß alle Kosten bezahlt wurden, nahm er sich vor, alle Listen anzuwenden und seinen Geist in den Augen des Papierhändlers glänzen zu lassen, indem er Zwischenfälle schuf, die Métivier Kosten verursachten. Aber zum Unglück für den Ruhm dieses jungen Figaro der Justiz muß der Historiker über das Gebiet seiner Taten eilig hinweggehen. Eine einzige Kostenrechnung wie die von Paris genügt ohne Zweifel für die Geschichte der Sitten unserer Zeit. Ahmen wir also den Stil der Bulletins der großen Armee nach; denn je kürzer der Bericht über die Taten Petit-Clauds ist, um so besser für das Verständnis der Erzählung wird diese ausschließlich juristische Seite ausfallen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zum dritten Juli war David vor das Handelsgericht in Angoulême geladen, es erging Versäumnisurteil; das Urteil wurde ihm am achten zugestellt. Am zehnten teilte Doublon den gerichtlichen Zahlungsbefehl mit und versuchte am zwölften eine Pfändung, gegen die Petit-Claud Einspruch erhob, indem er Métivier über vierzehn Tage nochmals vorlud. Métivier seinerseits fand diese Zeit zu lang, lud die Gegenpartei unverzüglich zum nächsten Tag und erlangte am neunzehnten ein Urteil, das Séchard mit seinem Einspruch abwies. Dieses Urteil wurde sehr schnell am einundzwanzigsten zugestellt, am zweiundzwanzigsten erfolgte der Zahlungsbefehl, die Mitteilung des gewaltsamen Vorgehens am dreiundzwanzigsten und ein Pfändungsprotokoll am vierundzwanzigsten. Diese Pfändungswut wurde von Petit-Claud gezügelt, der Einspruch erhob und Berufung bei der höheren Instanz einlegte. Diese Berufung wurde am fünfzehnten Juli wiederholt, und Métivier wurde nach Poitiers geschleppt.

‚So!' sagte Petit-Claud, ‚da bleiben wir nun eine Weile.'

Nachdem das Gewitter einmal nach Poitiers zu einem Advokaten des Appellationsgerichts, dem Petit-Claud seine Instruktionen gab, abgelenkt war, ließ dieser Verteidiger mit zwei Gesichtern David Séchard durch Frau Séchard auf Gütertrennung verklagen. Er setzte es durch, daß er das Urteil auf Gütertrennung schon am achtundzwanzigsten Juli erlangte, er rückte es in den Courrier de la Charente ein, gab es vorschriftsmäßig bekannt, und am ersten August wurde vor einem Notar eine Aufstellung des eingebrachten Vermögens der Frau Séchard gemacht, auf Grund deren ihr Mann ihr nur die kleine Summe von zehntausend Franken schuldig war, die der verliebte David ihr im Ehevertrag als Mitgift vorbehalten hatte, und für deren Zahlung er ihr die Einrichtung seiner Druckerei und der gemeinsamen Wohnung abtrat.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Während Petit-Claud die Habe des Haushalts so in Sicherheit brachte, verhalf er in Poitiers der Behauptung, auf die er seine Berufung gegründet hatte, zum Siege. Danach konnte David um so weniger für die Kosten haftbar sein, die in Paris in dem Verfahren gegen Lucien von Rubempré entstanden waren, als das Zivilgericht der Seine sie in seinem Urteil Métivier auferlegt hatte. Dieser Auffassung schloß sich der Gerichtshof an, und es erging ein Urteil, das die Verurteilung von Séchard jr. vor dem Handelsgericht von Angoulême bestätigte, aber eine Summe von sechshundert Franken von den Pariser Kosten abzog, die Métivier tragen mußte, und mit Rücksicht auf den Grund, der die Berufung Séchards motivierte, einen Teil der Kosten die Parteien zu gleichen Teilen tragen ließ. Dieses Urteil wurde Séchard jr. am siebzehnten August zugestellt, verwandelte sich am achtzehnten in eine gerichtliche Aufforderung, das Kapital, die Zinsen und die ihm auferlegten Kosten zu zahlen, und es folgte am zwanzigsten das Pfändungsprotokoll. Hier erhob Petit-Claud im Namen von Frau Séchard Einspruch und erklärte, daß das Mobiliar der Ehefrau gehörte, die ordnungsmäßig die Gütertrennung bewerkstelligt hätte. Überdies ließ jetzt Petit-Claud Séchard sen. auftauchen, der sein Klient geworden war. Man höre, wieso. Am Tage nach dem Besuch, den seine Schwiegertochter ihm gemacht hatte, war der Winzer zu seinem Anwalt in Angoulême, Cachan, gekommen und hatte ihn zu Rate gezogen, wie er zu seinen Mieten kommen sollte, die in der Klemme, in der sein Sohn steckte, gefährdet wären.

„Ich kann nicht die Interessen des Vaters vertreten, wenn ich gegen den Sohn vorgehe," entgegnete ihm Cachan; „aber gehen Sie zu Petit-Claud, er ist sehr geschickt, und er wird Ihnen vielleicht noch mehr nützen können als ich."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Im Gerichtsgebäude sagte Cachan zu Petit-Claud: „Ich habe den alten Séchard zu dir geschickt, übernimm die Sache für mich und gib mir einmal etwas anderes."

Unter Anwälten ist diese Art gegenseitiger Dienstleistung in der Provinz wie in Paris sehr häufig.

Einen Tag, nachdem der alte Séchard Petit-Claud seine Sache übertragen hatte, suchte der große Cointet seinen Helfershelfer auf und sagte zu ihm: „Wir wollen einmal dem alten Séchard eine Lektion geben! Er ist ein Mann, der es seinem Sohne nie verzeiht, wenn er ihn tausend Franken kostet; und dieser Ausfall wird in seinem Herzen jede edelmütige Anwandlung, wenn sie je möglich wäre, austilgen!" „Gehen Sie ruhig wieder in Ihren Weinberg," sagte Petit-Claud zu seinem neuen Klienten, „es geht Ihrem Sohn nicht gut, Sie dürfen ihm jetzt nicht zur Last fallen. Ich werde Sie rufen, wenn es an der Zeit ist."

So behauptete also Petit-Claud im Namen von Séchard, daß die Pressen, die versiegelt waren, um so mehr von Haus aus zu den Immobilien gehörten, als das Haus seit der Regierung Ludwigs XIV. eine Druckerei wäre. Cachan entrüstete sich im Namen Métiviers, der erst in Paris Luciens Möbel im Besitz von Coralie und jetzt in Angoulême Davids Einrichtung im Besitz der Frau und des Vaters fände — hübsche Sachen wurden über diesen Punkt im Termin gesprochen —, und lud den Vater und den Sohn vor, damit diese Behauptungen zu Fall kämen. „Wir wollen", rief er, „die Ränke dieser Menschen entlarven, die die schrecklichsten Verteidigungsmittel der Unredlichkeit anwenden; die aus den unschuldigsten und klarsten Gesetzesparagraphen spanische Reiter zu ihrer Verteidigung machen! Und wogegen verteidigen sie sich? Gegen die Zahlung von dreitausend Franken, die woher stammen? Aus der Kasse des armen Métivier. Und man wagt es, Beschuldigungen gegen die Diskontierer auszusprechen!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

In welchen Zeiten leben wir! Wahrhaftig, sind wir schon so weit, daß jeder das Geld seines Nächsten nehmen kann? Der hohe Gerichtshof wird nicht einen Einspruch anerkennen, der die Unmoral in die Justiz einführte!" Das Gericht von Angoulême ließ sich von dieser schönen Rede Cachans rühren und fällte nach Anhörung der Parteien das Urteil, wonach das Eigentum der eigentlichen Möbel Frau Séchard zustand, die Ansprüche von Séchard sen. aber abgewiesen wurden und er zur Zahlung von vierhundertvierunddreißig Franken fünfundsechzig Centimes Kosten verurteilt wurde.

„Der alte Séchard ist gut," sagten die Anwälte lachend zueinander, „er hat aus der Schüssel mitessen wollen, er soll zahlen!"

Am sechsundzwanzigsten August wurde dieses Urteil zugestellt, so daß die Pressen und übrigen Einrichtungsgegenstände der Druckerei am achtundzwanzigsten August gepfändet werden konnten. Man brachte die gelben Zettel an! Auf Gesuch erlangte man ein Urteil, daß an Ort und Stelle versteigert werden durfte. Die Versteigerungsanzeige wurde in den Zeitungen eingerückt, und Doublon schmeichelte sich, er könnte am zweiten September zur Inventarvergleichung und zur Versteigerung schreiten. In diesem Augenblick schuldete David Séchard durch regelrechtes Urteil und durch vollstreckbare Titel Métivier die Gesamtsumme von fünftausendzweihundertfünfundsechzig Franken fünfundzwanzig Centimes, ohne die Zinsen. Er schuldete Petit-Claud zwölfhundert Franken und das Honorar, dessen Höhe in dem edelmütigen Vertrauen, wie es die Kutscher bezeigen, die einen in der Stadt herumfahren, seiner Großmut überlassen war. Frau Séchard schuldete Petit-Claud ungefähr dreihundertfünfzig Franken und das Honorar. Der alte Séchard schuldete seine vierhundertvierunddreißig Franken fünf-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

undsechzig Centimes, und Petit-Claud verlangte von ihm hundert Taler Honorar. So konnte die Gesamtsumme etwa zehntausend Franken erreichen. Abgesehen von der Nützlichkeit dieser Dokumente für die fremden Völker, die daraus ersehen können, wie die juristische Artillerie in Frankreich beschaffen ist, ist es notwendig, daß der Gesetzgeber, wenn er überhaupt Zeit zu lesen hat, erfahre, wie weit der Mißbrauch der Prozeßordnung gehen kann. Müßte man nicht schleunigst ein kleines Gesetz machen, durch das in gewissen Fällen den Anwälten verboten würde, höhere Kosten zu machen, als die Summe des Streitobjekts beträgt? Liegt nicht etwas Lächerliches darin, dieselben Formalitäten für einen Quadratmeter Land anzuwenden wie für ein ausgedehntes Landgebiet? Man ersieht aus dieser sehr trockenen Darstellung aller Phasen, durch die der Streit hindurchging, was die Worte: die Form, die Justiz, die Kosten bedeuten, von denen die übergroße Mehrheit der Franzosen keine Ahnung hat. Das nennt man in der Sprache, die in den Gerichtsgebäuden gesprochen wird: die Geschäfte eines Mannes in Grund und Boden prozessieren. Das Letternmaterial der Druckerei, das fünfzig Zentner wog, war neu nicht mehr als zweitausend Franken wert. Die drei Pressen hatten einen Wert von sechshundert Franken. Die übrige Einrichtung wäre als altes Eisen und altes Holz verkauft worden. Die Wohnungseinrichtung hätte höchstens tausend Franken gebracht. So hatten Cachan und Petit-Claud Werte, die Séchard jr. gehörten und eine Summe von ungefähr viertausend Franken repräsentierten, zum Anlaß genommen, siebentausend Franken Kosten entstehen zu lassen, — ohne von der Zukunft zu reden, deren Blüte noch schöne Früchte versprach, wie man sehen wird. Gewiß werden die Anwälte von Frankreich und Navarra, sogar von der Normandie, Petit-Claud ihre Achtung und ihre Bewunderung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zollen; aber wird nicht, wer ein Herz hat, für Kolb und Marion eine Träne des Mitgefühls haben?

Während dieses Krieges saß Kolb, wenn David ihn nicht brauchte, vor der Haustür auf einem Stuhl und erfüllte die Pflichten eines Zerberus. Er nahm die juridischen Aktenstücke in Empfang, wobei er übrigens immer von einem Schreiber Petit-Clauds überwacht wurde. Als die Plakate die Versteigerung einer Druckereieinrichtung ankündigten, riß Kolb sie ab, sowie der Zettelanschläger sie angebracht hatte, lief durch die Stadt, um sie überall abzureißen, und rief dabei: ‚Die Spitzbuben! Einen braven Mann so zu quälen! Und das nennen sie Justiz.'

Marion verdiente am Vormittag mit dem Drehen einer Maschine in einer Papierfabrik ein Zehnsousstück und verwandte es zu den täglichen Ausgaben. Frau Chardon hatte, ohne zu murren, ihre ermüdende Tätigkeit als Krankenpflegerin wieder aufgenommen und brachte ihrer Tochter am Ende jeder Woche ihren Verdienst. Sie hatte schon zwei neuntägige Andachten gemacht und wunderte sich, daß Gott für ihre Gebete taub und für den Glanz der Kerzen, die sie ihm anzündete, blind blieb.

Am zweiten September erhielt Eva den einzigen Brief, den Lucien nach jenem Brief geschrieben hatte, in dem er seinem Schwager von den drei Wechseln, die er in Umlauf gesetzt hatte, Mitteilung gemacht, und den David vor seiner Frau verborgen hatte.

‚Das ist nun der dritte Brief, den ich von ihm seit seiner Abreise bekomme,' sagte sich die arme Schwester und zögerte, das verhängnisvolle Schreiben zu öffnen.

Sie gab gerade ihrem Kind zu trinken; sie ernährte es mit der Flasche; denn sie war gezwungen gewesen, um der Ersparnis willen, die Amme zu entlassen. Man kann sich denken, in welchen Zustand sie und ebenso David, den sie weckte, der folgende Brief versetzte. Der Erfinder

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

hatte sich, nachdem er die ganze Nacht mit der Herstellung seines Papiers beschäftigt gewesen war, gegen Morgen hingelegt gehabt.

„Paris, 29. August.

Liebe Schwester!

Vor zwei Tagen gegen fünf Uhr früh hat eins der schönsten Geschöpfe Gottes das Leben ausgehaucht. Sie war vielleicht das einzige weibliche Wesen, das mir gut sein konnte, wie Du, wie David und meine Mutter mir gut sind, und sie fügte diesen uneigennützigen Gefühlen noch hinzu, was Mutter und Schwester nicht geben können: alle Wonnen der Liebe! Die arme Coralie hat mir alles geopfert und ist jetzt vielleicht für mich gestorben! Für mich, der ich in diesem Augenblick nicht einmal die Mittel habe, sie beerdigen zu lassen. Sie hätte mich über das Leben getröstet; Ihr allein, geliebte Menschen, könnt mich über ihren Tod trösten. Diesem reinen Geschöpf ist, glaube ich, von Gott verziehen worden, denn sie ist christlich gestorben. O Paris! ... Liebe Eva, Paris ist der ganze Ruhm und die ganze Schmach Frankreichs. Ich habe hier schon viele Illusionen verloren, und ich werde jetzt noch weitere verlieren, wenn ich das bißchen Geld zusammenbettle, das ich brauche, um den Leib eines Engels in geweihter Erde zu bestatten.

Dein unglücklicher Bruder

Lucien.

P. S. Ich habe Dir mit meinem Leichtsinn gewiß viel Sorgen gemacht, Du wirst einmal alles erfahren und wirst mir verzeihen. Überdies darfst Du ruhig sein: ein wackerer Kaufmann, dem ich grausamen Schmerz zugefügt hatte, Herr Camusot, hat es, als er Coralie und mich so verfolgt sah, auf sich genommen, die Sache in Ordnung zu bringen."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Der Brief ist noch naß von seinen Tränen," sagte sie zu David und sah ihn mit so viel Mitgefühl an, daß in ihren Augen etwas von ihrer alten Liebe zu Lucien zu lesen war.

„Armer Junge! Er hat viel leiden müssen, wenn er so geliebt worden ist, wie er sagt," rief Evas glücklicher Gatte.

Der Mann wie die Frau vergaßen all ihre Leiden vor diesem Aufschrei des höchsten Schmerzes. In diesem Augenblick stürzte Marion herein: „Frau, sie sind da, sie sind da!" „Wer?" „Doublon und seine Leute, zum Teufel! Kolb haut sich mit ihnen. Es soll versteigert werden." „Nein, nein, es soll nicht versteigert werden, beruhigen Sie sich!" rief Petit-Claud, dessen Stimme aus dem Vorzimmer in das Schlafzimmer hereintönte, „ich habe eben meinen Namen unter die Berufung gesetzt. Wir dürfen uns nicht unter ein Urteil beugen, das uns Unredlichkeit zutraut. Es ist mir nicht eingefallen, mich hier zu verteidigen. Damit Sie Zeit gewinnen, habe ich Cachan schwätzen lassen, ich bin sicher, zum zweitenmal in Poitiers zu siegen ..." „Aber wieviel wird dieser Sieg kosten?" fragte Frau Séchard. „Mein Honorar, wenn Sie siegen, und tausend Franken, wenn wir verlieren." „Guter Gott," rief die arme Eva, „ist da nicht das Heilmittel schlimmer als das Übel?"

Als Petit-Claud diesen Ruf der Unschuld hörte, die an der Justiz erleuchtet worden war, konnte er kein Wort antworten, so schön erschien ihm Eva. Inzwischen trat der alte Séchard, den Petit-Claud bestellt hatte, ein. Die Anwesenheit des alten Mannes im Schlafzimmer seiner Kinder, in dem sein Enkel in der Wiege zu all dem Elend lächelte, vervollständigte diese Szene.

„Papa Séchard," sagte der junge Anwalt, „Sie schulden mir siebenhundert Franken für meinen Einspruch; aber

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Sie werden sie von Ihrem Sohn zurückverlangen — zusammen mit der Summe der Mieten, die man Ihnen schuldet."

Der alte Winzer verstand die beißende Ironie, die Petit-Claud in seine Mienen und in den Ton dieser Worte legte.

„Es hätte Sie weniger gekostet, für Ihren Sohn zu bürgen!" sagte Eva zu dem Alten und verließ die Wiege, um ihn zu begrüßen.

David, der von dem Anblick der Menschenansammlung vor seinem Hause, die dem Kampf zwischen Kolb und Doublons Leuten zusahen, bedrückt war, streckte seinem Vater die Hand hin, ohne ihm guten Tag zu sagen.

„Und wie kann ich Ihnen siebenhundert Franken schuldig sein?" fragte der Alte Petit-Claud. „Ganz einfach, weil ich Ihre Interessen gewahrt habe. Da es sich um Ihre Mieten handelt, kann ich mich ebensowohl an Sie wie an Ihren Schuldner halten. Wenn Ihr Sohn mir diese Kosten nicht zahlt, dann zahlen Sie mir sie. Aber lassen wir das jetzt: in wenig Stunden wird man Ihren David ins Gefängnis stecken wollen, werden Sie das zugeben?" „Wieviel ist er schuldig?" „So etwa fünf- bis sechstausend Franken, ohne zu rechnen, was er Ihnen und seiner Frau schuldig ist."

Der alte Mann, der ganz Mißtrauen geworden war, besah sich das rührende Bild, das sich in diesem blau und weißen Zimmer seinen Augen darbot: eine weinende schöne Frau neben einer Wiege, David, der endlich unter der Last seines Kummers zusammenbrach, der Advokat, der ihn vielleicht wie in eine Falle hierher gelockt hatte; der Bär glaubte jetzt, man hätte seine väterlichen Gefühle ausnützen wollen, er hatte Angst, ausgebeutet zu werden. Er ging zu der Wiege und streichelte das Kind, das ihm seine Händchen entgegenstreckte. Das Kind, das trotz all dieser Sorgen gepflegt wurde wie das eines

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Pairs von England, hatte ein kleines, rosagefüttertes, gesticktes Häubchen auf dem Kopf.

„Ach was! David soll sich retten, wie er kann; ich denke nur an das Kind!" rief der alte Großvater, „und seine Mutter wird mir recht geben. David ist so gelehrt, daß er wissen muß, wie man seine Schulden zahlt." „Ich will Ihnen Ihre Gefühle etwas deutlicher machen," sagte der Anwalt mit spöttischer Miene. „Hören Sie, Papa Séchard, Sie sind eifersüchtig auf Ihren Sohn. Hören Sie die Wahrheit! Sie haben David in die Lage gebracht, in der er ist, indem Sie ihm Ihre Druckerei dreimal so teuer verkauft haben, wie sie wert ist, und indem Sie ihn zugrunde richteten, damit Sie diesen wucherischen Preis bekamen. Jawohl, wackeln Sie nur mit dem Kopf! Die Zeitung, die Sie den Cointet verkauften, und deren Kaufpreis Sie ganz in die Tasche steckten, war der ganze Wert Ihrer Druckerei... Sie hassen Ihren Sohn nicht nur, weil Sie ihn geplündert haben, sondern auch, weil Sie aus ihm einen Mann gemacht haben, der über Ihnen steht. Sie geben sich das Ansehen, als ob Sie eine großartige Liebe zu Ihrem Enkel hätten, um den Bankrott Ihrer Gefühle zu Ihrem Sohn und Ihrer Schwiegertochter zu maskieren, die Sie hic et nunc Geld kosten würden, während Ihr Enkel Ihre Liebe nur in extremis braucht. Sie lieben das kleine Kerlchen da, um sich die Miene zu geben, überhaupt jemanden aus Ihrer Familie zu lieben, und nicht für gefühllos zu gelten. So sieht der Boden Ihres Sackes aus, Vater Séchard ..." „Haben Sie mich kommen lassen, damit ich das anhören soll?" fragte der alte Mann in drohendem Tone und blickte der Reihe nach seinen Anwalt, seine Schwiegertochter und seinen Sohn an. „Aber, Herr Petit-Claud," rief die arme Eva, „wollen Sie uns denn ganz und gar zugrunde richten? Niemals hat sich mein Mann über seinen Vater beklagt ..."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Winzer sah seine Schwiegertochter tückisch an. „Er hat mir hundertmal gesagt, daß Sie ihn auf Ihre Weise lieben," sagte sie zu dem alten Manne, dessen Mißtrauen sie verstehen konnte.

Nach den Instruktionen des großen Cointet war jetzt Petit-Claud dabei, den Vater und den Sohn völlig miteinander zu verfeinden, damit der Vater David nicht aus seiner grausamen Lage befreien konnte.

‚An dem Tage, an dem wir David im Gefängnis haben,' hatte der große Cointet am Tage vorher zu Petit-Claud gesagt, ‚werden Sie Frau von Senonches vorgestellt.'

Das helle Verstehen, das die Liebe mit sich bringt, hatte Frau Séchard ein Licht aufgesteckt. Sie erriet diese Feindschaft auf Kommando, wie sie schon hinter den Verrat Cérizets gekommen war. Man kann sich Davids erstauntes Gesicht leicht denken, da er nicht verstehen konnte, woher Petit-Claud seinen Vater und seine Angelegenheiten so gut kannte. Der ehrliche Drucker wußte nichts von der Verbindung seines Anwalts mit den Cointet, und ebensowenig ahnte er, daß die Cointet hinter Métivier steckten. Davids Schweigen war für den alten Winzer kränkend; und so benutzte der Anwalt die Verwunderung seines Klienten, um den Schauplatz zu verlassen.

„Leben Sie wohl, lieber David, Sie sind gewarnt; gegen die Schuldhaft ist keine Berufung zulässig; es steht Ihren Gläubigern nur noch dieser Weg offen, sie werden ihn einschlagen. Bringen Sie sich also in Sicherheit! ... Oder noch besser, wenn Sie mir folgen wollen, sehen Sie einmal zu, suchen Sie doch die Brüder Cointet auf, sie haben Kapital, und wenn Ihre Entdeckung so weit ist, wenn sie hält, was sie verspricht, assoziieren Sie sich mit ihnen; es sind doch schließlich treffliche Menschen ..." „Was ist das für ein Geheimnis?" fragte der alte Séchard. „Aber halten Sie denn Ihren Sohn für so töricht, daß er seine

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Druckerei im Stiche läßt, ohne an etwas anderes zu denken!" rief der Anwalt; „er ist im Begriff, hat er mir gesagt, ein Mittel zu finden, durch das man das Ries Papier, das jetzt zehn Franken kostet, für drei Franken herstellen kann." „Also noch ein Versuch, mich zu fangen!" rief der alte Séchard. „Ihr seid alle miteinander im Bunde, wie die Spitzbuben auf dem Jahrmarkt. Wenn David das gefunden hat, braucht er mich nicht mehr, dann ist er Millionär! Adieu, Freunde, guten Abend!"

Damit ging der Alte die Treppe hinunter.

„Denken Sie daran, sich zu verstecken," sagte Petit-Claud zu David und lief hinter dem alten Séchard her, um ihn noch mehr zu reizen.

Der kleine Advokat traf den mürrisch vor sich hinbrummenden Winzer auf der Place du Mûrier, begleitete ihn bis nach Houmeau und verließ ihn mit der Drohung, er werde wegen der Kosten, die er zu beanspruchen hatte, einen Vollstreckungsbefehl erwirken, wenn er nicht noch in dieser Woche bezahlt werde.

„Ich zahle Sie, wenn Sie mir die Mittel angeben, meinen Sohn zu enterben, ohne meinen Enkel und meine Schwiegertochter zu schädigen!" sagte der alte Séchard und ließ den Anwalt stehen.

‚Wie der große Cointet seine Leute kennt! Ah! er hatte es mir gesagt: diese siebenhundert Franken werden den Vater verhindern, die siebentausend Franken seines Sohnes zu bezahlen,' rief der kleine Advokat, als er wieder nach Angoulême hinaufstieg. ‚Trotzdem lassen wir uns von dem alten verschmitzten Papierfabrikanten nicht übern Löffel barbieren; es ist Zeit, von ihm etwas anderes als Worte zu verlangen.'

„Nun, mein lieber David, was gedenkst du zu tun?" fragte Eva ihren Mann, nachdem der alte Séchard und der Anwalt sie verlassen hatten. „Kind, setze deinen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

größten Topf aufs Feuer," sagte David zu Marion, „ich gehe an mein Geschäft!"

Als Eva diese Worte hörte, griff sie mit fieberhafter Eile zu ihrem Hut, ihrem Schal und ihren Schuhen.

„Ziehen Sie sich an, lieber Kolb," sagte sie, „Sie sollen mich begleiten, ich muß wissen, ob es ein Mittel gibt, diesem Elend zu entrinnen." „Herr," rief Marion, nachdem Eva gegangen war, „seien Sie doch vernünftig, die Frau stirbt uns sonst vor Kummer; verdienen Sie Geld, um Ihre Schulden zu zahlen; nachher können Sie in aller Ruhe Ihre Schätze suchen." „Sei still, Marion," erwiderte David, „die letzte Schwierigkeit wird jetzt überwunden. Ich werde zugleich das Patent für die Erfindung und das Patent für die Verbesserung bekommen."

Das Kreuz der Erfinder in Frankreich ist das Patent für die Verbesserung. Es verbringt jemand zehn Jahre seines Lebens damit, das Geheimnis einer Industrie, eine Maschine oder irgendeine Entdeckung zu suchen, er nimmt ein Patent und glaubt, die Sache gehöre ihm; ihm folgt ein Konkurrent, der, wenn jener nicht alles vorausgesehen hat, seine Erfindung mit irgendeiner Schraube verbessert und sie ihm so aus den Händen windet. Und so war damit, daß einer ein billiges Zeug zur Papierfabrikation erfand, noch nicht alles getan. Andere konnten das Verfahren verbessern. David Séchard wollte alles voraussehen, damit ihm nicht ein Vermögen entrissen werden konnte, an dessen Begründung er unter so viel Widerwärtigkeiten arbeitete. Das holländische Papier — dieser Name verbleibt dem Papier, das ganz aus Leinenlumpen hergestellt wird, obwohl Holland keins mehr fabriziert — ist leicht geleimt; aber es muß Bogen für Bogen mit der Hand geleimt werden, und das verteuert das Papier. Wenn es möglich wäre, den Papierbrei in der Bütte zu leimen, und zwar mit einem Klebemittel, das nicht kostspielig ist — was

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

übrigens heutzutage geschieht, wenn schon noch unvollkommen —, dann bliebe keine Verbesserung mehr zu finden. Seit einem Monat also suchte David den Brei seines Papiers in der Bütte zu leimen. Er hatte zwei Erfindungen zugleich ins Auge gefaßt.

Eva ging zu ihrer Mutter. Durch einen glücklichen Zufall pflegte Frau Chardon die Frau des ersten Substituten, die dem Geschlecht der Milaud von Nevers einen Erben geschenkt hatte. Eva, die allen Beamten mißtraute, war auf den Gedanken gekommen, den gesetzlich bestellten Verteidiger der Witwen und Waisen in ihrer Lage anzurufen und ihn zu fragen, ob sie David dadurch befreien konnte, daß sie sich verbürgte und ihre Ansprüche verkaufte; aber sie hoffte auch, die Wahrheit über das zweideutige Verhalten von Petit-Claud zu erfahren. Der Beamte, der von der Schönheit der Frau Séchard überrascht war, behandelte sie nicht nur mit der Rücksicht, die man einer Frau schuldig ist, sondern sogar mit einer Art Liebenswürdigkeit, an die Eva nicht gewöhnt war. Die arme Frau sah in den Augen dieses Beamten den Ausdruck, den sie seit ihrer Verheiratung nur noch bei Kolb gefunden hatte, und der für schöne Frauen wie Eva das Kennzeichen ist, nach dem sie die Männer beurteilen können. Wenn eine Leidenschaft, wenn das Interesse oder das Alter in den Augen eines Mannes das Funkeln des unbedingten Gehorsams, das in ihnen in jungen Jahren leuchtet, ausgelöscht hat, dann mißtraut eine Frau einem solchen Manne und fängt an, ihn zu beobachten. Die Cointet, Petit-Claud, Cérizet, all die Leute, in denen Eva Feinde geahnt hatte, hatten sie mit trockenen und kalten Blicken angesehen; sie fühlte sich daher bei dem Substituten wohl aufgehoben, der aber freilich, so freundlich er sie aufnahm, in ein paar Worten all ihre Hoffnungen zerstörte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Es ist nicht sicher, Frau Séchard," sagte er zu ihr, „daß das Appellationsgericht das Urteil ändert, welches die Eigentumsübertragung, die Ihr Mann mit allem, was er besaß, zu Ihren Gunsten, um Ihr eingebrachtes Gut zu sichern, vorgenommen hat, auf die Wohnungseinrichtung beschränkte. Ihr Vorrecht darf nicht dazu dienen, einen Betrug zu decken. Aber da Sie in Ihrer Eigenschaft als Gläubigerin bei der Teilung des Erlöses für die gepfändeten Gegenstände zugelassen werden; da ferner Ihr Schwiegervater in gleicher Weise sein Vorrecht für die Mieten, die man ihm schuldet, üben darf, wird, nachdem das Urteil des Gerichts einmal gefällt ist, anläßlich dessen, was wir in der juristischen Sprache die Ausschüttung nennen, Gelegenheit zu weiteren Rechtsstreitigkeiten sein." „Herr Petit-Claud richtet uns also zugrunde?" rief sie. „Das Verhalten des Anwalts", erwiderte der Beamte, „entspricht dem Mandat, das ihm Ihr Gatte gegeben hat, der, wie sein Advokat sagt, Zeit gewinnen will. Nach meiner Meinung wäre es vielleicht besser, von der Berufung abzustehen und dafür zu sorgen, daß Sie und Ihr Schwiegervater bei der Versteigerung in den Besitz der für Ihren Betrieb notwendigsten Maschinen und Werkzeuge kommen: Sie in den Grenzen dessen, worauf Sie Anspruch haben, er für den Betrag seiner Mieten. Aber damit käme man zu schnell ans Ziel. Die Advokaten bringen Sie um Hab und Gut!" „Ich wäre dann in den Händen des Herrn Séchard sen., dem ich die Miete für die Pressen und für das Haus schuldete; mein Mann bliebe nichtsdestoweniger den Verfolgungen des Herrn Métivier, der fast nichts bekommen hätte, ausgesetzt." „Sie verstehen ganz recht, Frau Séchard." „Aber dann wäre unsere Lage ja schlimmer als jetzt." „Die Kraft des Gesetzes, Frau Séchard, steht am letzten Ende auf der Seite des Gläubigers. Sie haben dreitausend Franken

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

bekommen, es kann nicht anders sein, als daß Sie sie zurückgeben." „Oh! Sie trauen uns doch nicht zu, daß wir ..."

Eva hielt inne; sie merkte, in welche Gefahr ihre Rechtfertigung ihren Bruder bringen konnte.

„Oh, ich weiß wohl," versetzte der Beamte, „daß diese Sache sowohl auf der Seite der Schuldner, die redliche, edelmütige, sogar große Menschen sind, wie auf der Seite des Gläubigers, der nur ein Aushängeschild ist, dunkel ist."

Eva erschrak und sah den Beamten ängstlich an.

„Sie können sich denken," fuhr er fort und warf ihr einen sehr klugen Blick zu, „daß wir, während wir dasitzen und den Reden der Herren Advokaten zuhören müssen, Zeit genug haben, über das nachzudenken, was vor unsern Augen vorgeht."

Eva kam in Verzweiflung, daß sie nicht helfen konnte, nach Hause.

Abends um sieben Uhr brachte Doublon den Zahlungsbefehl, in dem die bevorstehende Verhängung der Schuldhaft angekündigt war. Jetzt war also das Verfahren auf seinem höchsten Punkt angelangt.

„Von morgen an", sagte David, „kann ich nur noch nachts ausgehen."

Eva und Frau Chardon brachen in Tränen aus. In ihren Augen war es eine Schande, sich verborgen zu halten. Als Kolb und Marion erfuhren, daß die Freiheit ihres Herrn bedroht war, beunruhigten sie sich um so mehr, als sie ihm seit langem nicht die geringste Schlauheit zutrauten; und sie zitterten dermaßen für ihn, daß sie unter dem Vorwand, sie wollten hören, was sie Nützliches tun könnten, zu Frau Chardon, Eva und David ins Zimmer gingen. Sie traten in dem Augenblick ein, wo diese drei Menschen, deren Leben bisher ein so einfaches gewesen war, hinsichtlich der Notwendigkeit, David zu verbergen, in

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Tränen ausbrachen. Aber wie sollte man den unsichtbaren Spionen entgehen, die von jetzt an die geringsten Schritte dieses Mannes, der zum Unglück so zerstreut war, beobachten würden?

„Wenn die Frau ein kleines Viertelstündchen warten will," sagte Kolb, „werde ich im feindlichen Lager rekognoszieren. Und Sie sollen sehen, daß ich das Geschäft verstehe, wenn ich schon wie ein Deutscher aussehe; so wahr ich ein Franzose bin, ich bin nicht dumm." „O, Frau Séchard," sagte Marion, „lassen Sie ihn gehen, er denkt an nichts anderes, als den Herrn zu beschützen. Kolb ist kein Elsässer, er ist ein wahrer Neufundländer." „Gehen Sie, guter Kolb," sagte David, „wir haben noch Zeit genug, einen Entschluß zu fassen."

Kolb eilte zu dem Gerichtsvollzieher, bei dem Davids Feinde Kriegsrat hielten und über das Mittel berieten, wie man sich seiner bemächtigen konnte.

Die Verhaftung der Schuldner ist in der Provinz, wenn er überhaupt je vorkommt, ein ganz außergewöhnlicher Fall. Zunächst kennen sich alle untereinander zu gut, als daß jemand ein so gehässiges Mittel anwendete. Gläubiger und Schuldner stehen einander das ganze Leben hindurch persönlich gegenüber. Und ferner, wenn ein Kaufmann, ein Bankrottierer, um die Sprache der Provinz, die in dieser Art gesetzlichen Diebstahls keine Milde kennt, anzuwenden, einen großen Konkurs vorhat, dann dient ihm Paris als Zuflucht. Paris ist in gewisser Art das Belgien der Provinz: man findet dort Verstecke, die fast unauffindbar sind, und das Mandat des Gerichtsvollziehers, der die Exekution zu machen hat, erlischt an den Grenzen seiner Zuständigkeit. Überdies gibt es noch andere entscheidende Hindernisse. So gilt das Gesetz, das die Unverletzlichkeit der Wohnung verbürgt, in der Provinz ohne Ausnahme; der Gerichtsvollzieher hat dort

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

nicht wie in Paris das Recht, in ein drittes Haus einzudringen, um dort den Schuldner zu holen. Der Gesetzgeber hat geglaubt, Paris ausnehmen zu müssen, weil dort dauernd mehrere Familien im selben Hause beisammenwohnen. Aber in der Provinz muß der Gerichtsvollzieher, wenn er in die Wohnung des Schuldners selbst eindringen will, sich vom Friedensrichter begleiten lassen. Der Friedensrichter nun, dem die Gerichtsvollzieher unterstellt sind, hat es fast ganz in der Hand, ob er seine Mitwirkung bewilligen oder verweigern will. Zum Lob der Friedensrichter muß gesagt werden, daß diese Verpflichtung sie drückt, sie wollen nicht blinder Leidenschaft oder Rachsucht dienen. Es gibt noch andere, nicht weniger ernste Schwierigkeiten, die ebenso dazu dienen, die völlig unnütze Grausamkeit des Gesetzes über die Schuldhaft durch die Wirksamkeit der Sitten, die oft die Gesetze bis zu dem Grade umwandeln, daß sie hinfällig werden, zu mildern. In den großen Städten gibt es genug Elende, Verkommene, Leute ohne Treu und Glauben, die man zu Spionen brauchen kann; aber in den kleinen Städten kennen sich alle zu gut untereinander, als daß so leicht einer in den Sold eines Gerichtsvollziehers träte. Jeder, der in der unteren Klasse bis zu dem Grade gesunken wäre, wäre genötigt, die Stadt zu verlassen. Da also die Verhaftung eines Schuldners nicht, wie in Paris oder den großen Industrie- und Handelsstädten, Gegenstand des privilegierten Gewerbes der Häscher des Handelsgerichts geworden ist, wird sie zu einem überaus schwierigen Vorgehen, zu einem Kampf der Schlauheit zwischen dem Schuldner und dem Gerichtsvollzieher, und es ist dabei schon zu sehr erfinderischen Listen gekommen, von denen in den Zeitungen manchmal hübsche Berichte zu lesen waren. Der ältere Cointet hatte sich nicht zeigen wollen; aber der dicke Cointet, der jetzt sagte, Métivier habe ihm diesen Auftrag

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gegeben, war mit Cérizet, der sein Faktor geworden war, und der gegen das Versprechen eines Tausendfrankenscheins seine Mitwirkung zugesagt hatte, zu Doublon gekommen. Doublon konnte auf zwei seiner Gehilfen rechnen. So verfügten die Cointet schon über drei Spürhunde zur Überwachung ihrer Beute. Im Augenblick der Verhaftung konnte Doublon überdies die Gendarmerie verwenden, die nach dem Wortlaut der Urteile dem Gerichtsvollzieher, der sie dazu auffordert, Beistand leisten muß. Diese fünf Personen waren also in diesem Augenblick in dem Zimmer des Gerichtsvollziehers Doublon, das im Erdgeschoß des Hauses neben dem Bureau lag, versammelt.

Man trat in dieses Bureau, nachdem man über einen ziemlich langen, mit Fliesen belegten Korridor gegangen war. Das Haus hatte ein einfaches, nicht allzu großes Tor, auf dessen beiden Seiten die vergoldeten amtlichen Schilder angebracht waren, in deren Mitte in schwarzen Buchstaben zu lesen war: Gerichtsvollzieher. Die zwei Fenster des Bureaus, die auf die Straße gingen, waren mit starken Eisenstangen vergittert. Das Arbeitszimmer, in dem die fünf saßen, ging auf einen Garten hinaus, in dem der Gerichtsvollzieher, der ein Liebhaber von Pomona war, mit großem Erfolg Spalierobst züchtete. Die Küche lag dem Arbeitszimmer gegenüber, und hinter der Küche war die Treppe, auf der man in das obere Stockwerk gelangte. Das Haus war in einer kleinen Straße hinter dem neuen Justizpalast gelegen, der damals im Bau war und erst nach 1830 fertig geworden ist. Diese Einzelheiten sind für das Verständnis dessen, was Kolb erlebte, nicht unnütz. Der Elsässer hatte sich ausgedacht, dem Gerichtsvollzieher gegenüber den Vorwand zu brauchen, er wollte ihm seinen Herrn verraten, um so zu erfahren, welche Fallen man ihm stellte, und ihn vor ihnen zu schützen. Die Köchin

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

öffnete ihm. Kolb sprach den Wunsch aus, Herrn Doublon in Geschäftssachen zu sprechen. Die Köchin war ärgerlich, daß sie, während sie ihr Geschirr abwusch, gestört wurde, öffnete die Tür zum Bureau und sagte zu Kolb, den sie nicht kannte, er sollte da auf den Herrn warten, der im Augenblick in seinem Arbeitszimmer eine Besprechung hätte; dann teilte sie ihrem Herrn mit, ein Mann wollte ihn sprechen. Dieser Ausdruck ‚ein Mann' wurde so sehr immer für einen Bauern angewandt, daß Doublon sagte: „Er soll warten!"

Kolb setzte sich an die Tür, die zum Arbeitszimmer führte.

„Also, wie wollen Sie vorgehen? Denn wenn wir ihn morgen früh erwischen können, wäre Zeit gewonnen," sagte der dicke Cointet. „Er hat seinen Namen Gimpel nicht gestohlen, nichts ist leichter," rief Cérizet.

Als Kolb die Stimme des dicken Cointet erkannte, hauptsächlich aber, als er die zwei Sätze hörte, erriet er sofort, daß es sich um seinen Herrn handelte, und sein Staunen wuchs, als er die Stimme Cérizets hörte.

‚Der Bursche hat sein Brot gegessen!' rief er entsetzt.

„Liebe Kinder," sagte Doublon, „hört, was wir tun müssen. Wir stellen unsere Leute in großen Abständen zwischen der Rue de Beaulieu und der Place du Mûrier in allen Himmelsrichtungen auf, so daß sie dem Gimpel, dieser Spitzname gefällt mir, folgen können, ohne daß er es merken kann. Wir verlassen ihn nicht, bis er in das Haus getreten ist, wo er sich geborgen glaubt; wir lassen ihm einige Tage Sicherheit, dann treffen wir ihn dort eines schönen Tages vor Sonnenaufgang oder -Untergang."

„Aber was tut er in diesem Augenblick? Er kann uns entkommen," sagte der dicke Cointet. „Er ist zu Hause," sagte Doublon; „wenn er ausginge, würde ich es erfahren. Einer meiner Gehilfen steht auf der Place du Mûrier auf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

seinem Posten, ein anderer an der Ecke des Justizpalastes und ein dritter dreißig Schritte von meinem Hause. Wenn unser Mann fortginge, würden sie pfeifen; und er hätte noch keine drei Schritte gemacht, ohne daß ich es auf diesem telegraphischen Wege erfahren hätte."

Die Gerichtsvollzieher geben ihren Bütteln den ehrbaren Namen ‚Gehilfen'.

Kolb hatte auf einen so günstigen Zufall nicht gerechnet; er verließ leise das Bureau und sagte zu dem Mädchen: „Herr Doublon ist lange beschäftigt, ich werde morgen früh wiederkommen."

Der Elsässer, der früher bei der Kavallerie gewesen war, war auf einen Gedanken gekommen, den er sofort ausführte. Er eilte zu einem Pferdevermieter, den er kannte, suchte sich bei ihm ein Pferd aus, ließ es satteln und lief in größter Eile zu seinem Herrn zurück. Er fand Frau Eva in der tiefsten Niedergeschlagenheit.

„Was gibt es, Kolb?" fragte der Drucker, als er an dem Elsässer eine zugleich freudige und erschreckte Miene bemerkte. „Sie sind von Spitzbuben umstellt. Das sicherste ist, den Herrn zu verbergen. Hat die Frau daran gedacht, ihn irgendwo hinzubringen?"

Der wackere Kolb gab Aufschluß über den Verrat Cérizets, über die Überwachungsposten in der Nähe des Hauses, über den Anteil, den der dicke Cointet an der Sache nahm, und so konnte kein Zweifel sein, daß Menschen dieser Art jede List gegen David anwenden würden. Sie sahen ein, daß seine Lage schlimm war.

„Die Cointet sind es, die gegen dich vorgehen," rief die arme Eva in Verzweiflung, „und deswegen hat Métivier sich so hart gezeigt. Sie sind Papierfabrikanten, sie wollen dein Geheimnis." „Aber was tun, um ihnen zu entkommen?" rief Frau Chardon. „Wenn die Frau einen guten Ort weiß, wo man den Herrn hinbringen kann,"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sagte Kolb, „verspreche ich, ihn hinzubringen, ohne daß es je einer erfährt.“ „Geht zu Basine Clerget, aber nur bei Nacht,“ erwiderte Eva, „ich werde alles mit ihr besprechen. In dieser Lage kann ich mich ganz auf Basine verlassen.“ „Die Spione werden dir folgen,“ sagte endlich David, der wieder etwas Geistesgegenwart bekam; „es handelt sich darum, ein Mittel zu finden, Basine zu benachrichtigen, ohne daß einer von uns hingeht.“ „Die Frau kann hingehen,“ sagte Kolb. „Ich hab mir das so gedacht: ich gehe mit dem Herrn aus, und wir führen die Pfeifspione hinter uns her. Während dieser Zeit kann die Frau zu Fräulein Clerget gehen, man wird ihr nicht folgen. Ich habe ein Pferd, der Herr kann hinten aufsitzen, und das müßte verteufelt sein, wenn man uns erwischte.“ „Lebwohl denn, Liebster,“ rief die arme Frau und warf sich ihrem Manne in die Arme; „keiner von uns wird dich besuchen, denn wir könnten sie auf deine Spur bringen. Wir müssen uns für die ganze Zeit verabschieden, die diese freiwillige Gefangenschaft dauert. Wir schreiben uns durch die Post. Basine wird deine Briefe besorgen, und ich schreibe dir unter ihrem Namen.“

Bei ihrem Fortgehen hörten David und Kolb das Pfeifen und führten die Spione bis zum Palet-Tor hinunter, wo der Pferdeverleiher wohnte. Dort nahm Kolb seinen Herrn hinter sich aufs Pferd und empfahl ihm an, sich gut an ihm zu halten.

„Pfeift, pfeift, ihr guten Freunde! Ich pfeife auf euch alle!“ rief Kolb; „ihr werdet einen alten Kavalleristen nicht erwischen.“

Und der alte Kavallerist gab dem Pferde die Sporen und ritt so spornstreichs ins Land hinaus, daß die Spione ihnen unmöglich folgen konnten und nicht wußten, wo sie hingekommen waren.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eva ging unter dem nicht übel erdachten Vorwand, seinen Rat einzuholen, zu Postel. Nachdem sie die Schmach des Mitleids, das nur mit Worten verschwenderisch ist, hatte über sich ergehen lassen, verließ sie das Ehepaar Postel und konnte nun, ohne gesehen zu werden, das Haus Basinens erreichen, der sie ihren Kummer anvertraute, und die sie um Beistand und Schutz bat. Basine, die Eva, damit sie ganz ungestört reden konnten, in ihr Zimmer geführt hatte, öffnete die Tür zu einer anstoßenden kleinen Kammer, die ihr Licht nur von einem kleinen Fledermausfenster erhielt, so daß das Auge keines Menschen hineinsehen konnte. Die beiden Freundinnen brachten einen kleinen Kamin in Ordnung, dessen Rohr in den Kamin der Arbeitsstube ging, in dem die Arbeiterinnen Feuer für ihre Bügeleisen hatten. Eva und Basine legten Decken auf den Fußboden, um den Schall zu dämpfen, wenn David aus Versehen Geräusch machte; sie stellten ein Gurtenbett zum Schlafen auf, einen Ofen für seine Experimente, einen Tisch und einen Stuhl zum Sitzen und Schreiben. Basine versprach, ihm nachts zu essen zu geben; und da niemals jemand in ihr Zimmer kam, konnte David allen seinen Feinden und selbst der Polizei trotzen.

„Endlich", sagte Eva und umarmte ihre Freundin, „ist er in Sicherheit."

Eva ging noch einmal zu Postel, um, sagte sie, noch einen Zweifel aufzuklären, über den ihr ein so kluger Handelsrichter Auskunft geben könnte, und sie ließ sich von ihm zurückbegleiten und hörte seine Klagen an. ‚Wenn Sie mich geheiratet hätten, stünde es dann auch so schlimm mit Ihnen?' Dieses Gefühl lag allem, was der kleine Apotheker sprach, zugrunde.

Als Postel wieder nach Hause kam, zeigte sich seine Frau sehr eifersüchtig auf die wunderbare Schönheit

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der Frau Séchard; und Léonie, die über die Freundlichkeit ihres Mannes wütend gewesen war, wurde nur durch die Behauptung des Apothekers beruhigt, die kleinen, blonden und rothaarigen Frauen taugten mehr als die großen, brünetten, die, wie er sagte, den schönen Pferden glichen, die nie aus dem Stalle kämen. Er gab ohne Frage einige Beweise für die Aufrichtigkeit dieser Worte, denn am nächsten Tage war Frau Postel sehr zärtlich zu ihm.

„Wir können ruhig sein," sagte Eva zu ihrer Mutter und Marion, die, wie Marion sich ausdrückte, noch ganz arretiert waren. „Oh, sie sind weg," sagte Marion, als Eva sich mechanisch im Zimmer umsah.

„Wohin geht die Reise?" fragte Kolb, als er auf der Landstraße nach Paris eine Meile geritten war. „Nach Marsac," antwortete David. „Da du mich auf diesen Weg gebracht hast, will ich einen letzten Versuch machen, das Herz meines Vaters zu rühren." „Ich würde lieber eine Batterie Kanonen erstürmen; denn der Herr Vater hat kein Herz."

Der alte Drucker glaubte nicht an seinen Sohn; er beurteilte ihn, wie das Volk urteilt: nach den Ergebnissen. Zunächst glaubte er David nicht geplündert zu haben; dann sagte er sich, ohne an den Unterschied der Zeiten zu denken: ‚Ich habe ihm eine Druckerei gegeben, wie ich sie selbst bekommen habe; und er, der tausendmal mehr davon verstand als ich, ist nicht vorwärts gekommen!' Er war nicht imstande, seinen Sohn zu verstehen, er verurteilte ihn und fühlte eine Art Überlegenheit über diesen hohen Geist, indem er sich sagte: ‚Von mir bekommt er einmal sein Brot.'

Niemals werden die Moralisten den ganzen Einfluß, den die Gefühle auf die Interessen haben, klarlegen können. Dieser Einfluß ist ebenso mächtig, wie der der Interessen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf die Gefühle. Alle Naturgesetze haben eine doppelte Wirkung in zwei entgegengesetzten Richtungen. David seinerseits verstand seinen Vater und war mild genug, ihn zu entschuldigen.

Kolb und David langten um acht Uhr in Marsac an und überraschten den Alten am Ende seiner Mahlzeit, die er heute notgedrungen kurz vor dem Schlafengehen einnehmen mußte.

„Dich schickt die Justiz zu mir," sagte der Vater mit bitterem Lächeln zu seinem Sohne. „Wie können Sie dem Herrn und dem Sohn so begegnen? Er reist im Himmel, und Sie sind immer benebelt!" rief Kolb entrüstet. „Zahlen Sie, zahlen Sie! Das ist Ihr Beruf als Vater." „Schon gut, Kolb, geh; bring das Pferd zu Frau Courtoi, wir wollen meinem Vater nicht damit lästig fallen; und merk dir, daß die Väter immer recht haben."

Kolb ging; er brummte, wie ein Hund, den der Herr wegen seiner Wachsamkeit gescholten hat, noch im Gehorchen protestiert. David schlug jetzt seinem Vater vor, ohne sein Geheimnis zu verraten, er wolle ihm den sichersten Beweis von seiner Entdeckung geben und wolle ihn an diesem Geschäft für die Höhe der Summen, die er brauchte — sowohl, um sofort frei zu werden, wie auch, um sein Geheimnis auszubeuten —, beteiligen.

„So? Und wie willst du mir beweisen, daß du aus Nichts schönes Papier machen kannst, das nichts kostet?" fragte der alte Buchdrucker und warf seinem Sohn einen Blick zu, aus dem zu merken war, daß er nicht mehr ganz nüchtern war, und der trotzdem schlau und gierig war. Es sah aus, wie wenn ein Blitz aus einer vollen Regenwolke schießt; denn der alte Bär ging nie schlafen, ohne sich zur Nacht einen Haarbeutel anzulegen. Der bestand aus zwei Flaschen trefflichen alten Weines, die er, nach seinem Ausdruck, schlürfte. „Nichts einfacher als das," erwiderte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

David. „Ich habe kein Papier bei mir. Ich bin auf der Flucht vor Doublon auf den Weg hierher gekommen; und als ich sah, daß ich auf dem Wege nach Marsac sei, dachte ich, ich könnte ebensogut mit dir verhandeln wie mit einem Wucherer. Ich habe nichts auf dem Leib als meine Kleider. Schließ mich in einen wohlverschlossenen Raum ein, in den niemand Zugang hat, in dem mich niemand sehen kann, und ..." „Wie!" sagte der Alte und warf seinem Sohn einen schrecklichen Blick zu, „du willst mich nicht sehen lassen, was du machst?" „Lieber Vater," antwortete David, „du hast mir gezeigt, daß es in Geschäften keinen Vater gibt." „Ah, du mißtraust dem, der dir das Leben geschenkt hat!" „Nein, nur dem, der mir die Mittel zum Leben genommen hat." „Jeder für sich, du hast recht!" sagte der Alte. „Schön, ich werde dich in meine Vorratskammer bringen." „Ich gehe mit Kolb hinein; du schaffst mir einen Kessel, in dem ich meinen Brei koche," versetzte David, ohne auf den Blick zu achten, den ihm sein Vater zuwarf; „dann bringst du mir Artischockenstengel, Spargelkraut, Brennesseln und Schilfrohr, das du am Ufer eures Baches abschneidest. Morgen früh komme ich aus deiner Vorratskammer, und da sollst du ein prächtiges Papier sehen." „Wenn das möglich ist ..." rief der Alte zwischen etlichem Rülpsen, „gebe ich dir vielleicht ... will ich sehen, ob ich dir geben kann ... Ja, dann gebe ich dir wahrscheinlich fünfundzwanzigtausend Franken — unter der Bedingung, daß ich jedes Jahr so viel daran verdiene." „Stelle mich auf die Probe, ich willige ein," rief David. „Kolb, steig aufs Pferd, sprenge nach Mansle, kauf dort bei einem Schäffler ein großes Haarsieb und bei einem Spezereihändler Leim, und komm schleunigst zurück." „Da, trink," sagte der Vater und stellte vor seinen Sohn eine Flasche Wein, Brot und einen Teller mit kaltem Fleisch, der noch auf dem Tische

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stand. „Sammle Kräfte, ich gehe und hole dir die grünen Lumpen, die du brauchst; denn grün sind sie, deine Lumpen! Ich fürchte sogar, sie sind ein bißchen zu grün."

Zwei Stunden später, gegen elf Uhr nachts, schloß der Alte seinen Sohn und Kolb in einen kleinen Raum, der an seine Vorratskammer angebaut und mit Hohlziegeln bedeckt war, ein. Es befanden sich darin die Utensilien, die man zum Brennen der Weine des Angoumois braucht, die, wie man weiß, alle die Branntweine liefern, die angeblich aus Cognac kommen.

„Oh! Aber hier bin ich ja wie in einer Fabrik, Holz und Kessel sind da!" rief David. „Also, auf morgen," sagte der alte Séchard; „ich schließe euch jetzt ein und lasse meine beiden Hunde los; ich bin sicher, daß euch niemand Papier bringt. Zeig mir morgen deinen Bogen, ich erkläre, daß ich dann dein Teilhaber werde; das Geschäft wird dann klar und in Ordnung sein."

Kolb und David ließen sich einschließen und verbrachten etwa zwei Stunden damit, die Zweige zu zerbrechen und vorzubereiten, wobei sie sich zweier eichenen Bohlen bedienten. Das Feuer sprühte, das Wasser kochte. Gegen zwei Uhr morgens hörte Kolb, der weniger beschäftigt war als David, ein Geräusch, das weniger wie ein Seufzen als wie das Rülpsen eines Trunkenen klang. Er nahm eine der beiden Kerzen und sah sich überall um: endlich sah er das violette Gesicht des alten Séchard in einer kleinen viereckigen Öffnung, die über der Tür, durch die man aus dem Vorratsraum in die Brennkammer kam, und die durch leere Fässer verstellt war, angebracht war. Der boshafte Alte hatte seinen Sohn und Kolb durch die äußere Tür, durch die die Fässer zur Ablieferung hinausgerollt wurden, in die Brennkammer geführt. Diese zweite, innere Tür war dazu da, die Fässer aus dem Vorratsraum

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

in die Brennkammer zu rollen, ohne den Umweg über den Hof zu machen.

„Oh, Papa," rief Kolb, „so haben wir nicht gewettet, Sie wollen Ihren Sohn begaunern ... Wissen Sie, was Sie tun, wenn Sie eine Flasche Wein trinken? Sie geben einem Spitzbuben zu saufen!" „Oh, Vater!" sagte David. „Ich wollte hören, ob ihr etwas braucht," brachte der Winzer kleinlaut und beinahe ernüchtert heraus. „Und aus Interesse für uns haben Sie eine kleine Leiter genommen?" fragte Kolb und öffnete die Tür, nachdem er den Eingang freigemacht hatte. Er sah den Alten im Hemd auf einer kleinen Leiter stehen. „Du wirst dich erkälten," rief David. „Ich glaube, ich bin ein Nachtwandler," sagte der Alte, der sich sehr schämte, und stieg herunter. „Weil du deinem Vater nicht getraut hast, hatte ich schlechte Träume. Ich träumte, du wärest mit dem Teufel im Bunde, um das Unmögliche möglich zu machen." „Der Teufel, das ist Ihre Leidenschaft für die kleinen Goldfüchse," rief Kolb. „Leg dich wieder hin, Vater," sagte David; „schließ uns ein, wenn du willst, aber spar dir die Mühe, wiederzukommen: Kolb wird Posten stehen."

Am nächsten Tage um vier Uhr verließ David die Brennkammer, nachdem er alle Spuren seiner Arbeit entfernt hatte, und brachte seinem Vater dreißig Bogen Papier, deren Feinheit, Weiße, Festigkeit und Stärke nichts zu wünschen übrig ließen, und die als Wasserzeichen die ungleich starken Striche von den Fäden des Haarsiebes zeigten. Der Alte nahm diese Proben und prüfte sie als alter Bär, der seit jungen Jahren gewöhnt war, die Papiere auf diese Weise zu untersuchen, mit der Zunge, er fuhr mit der Hand darüber, zerknüllte sie, faltete sie, unterwarf sie all den Proben, die die Typographen anwenden, um die Qualität des Papiers festzustellen, und, obwohl

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er nichts zu tadeln wußte, wollte er sich doch nicht besiegt geben.

„Man müßte sehen, was unter der Presse daraus wird," sagte er, um seinen Sohn nicht loben zu müssen. „Komischer Mensch!" rief Kolb.

Der Alte, der kaltblütig geworden war, verbarg die Unentschlossenheit, die er nur spielte, unter der väterlichen Würde.

„Ich will dich nicht täuschen, Vater; dieses Papier, scheint mir, stellt sich noch zu teuer, ich will noch das Problem lösen, es in der Bütte zu leimen. Nur diesen Vorteil muß ich noch erobern ..." „Ah, du wolltest mich fangen!" „Würde ich es dir dann sagen? Ich leime wohl schon in der Bütte; aber bis jetzt verbindet sich der Leim nicht gleichmäßig mit meinem Brei; das Papier wird rauh wie eine Bürste." „Schön. Vervollkommne das mit dem Leimen in der Bütte, und dann bekommst du mein Geld." „Mein Herr wird Ihr Geld nie zu sehen bekommen!"

Offenbar wollte der Alte David für die Schande, die er in dieser Nacht erlebt hatte, strafen, und so behandelte er ihn mehr als kalt.

„Vater," sagte David, der Kolb hinausgeschickt hatte, „ich bin dir nie böse gewesen, daß du deine Druckerei zu einem unmäßigen Preis eingeschätzt hast, und daß du sie mir lediglich nach deiner Schätzung verkauft hast; ich habe immer den Vater in dir gesehen. Ich habe mir gesagt: ‚Mag der alte Mann, der sich viel geplagt hat, der mich sicher auf einen höheren Platz gehoben hat, als es meiner Herkunft entsprach, in Frieden und auf seine Weise die Frucht seiner Arbeit genießen.' Ich habe dir sogar das eingebrachte Gut meiner Mutter gelassen und habe mich, ohne zu murren, in das mit Schulden belastete Leben gefügt, das du mir bereitet hast. Ich habe

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mir vorgenommen, ein schönes Vermögen zu verdienen, ohne dich zu belästigen. Dieses Geheimnis nun habe ich inmitten des größten Elends gefunden. Ich hatte kaum Brot im Hause und wurde wegen Schulden verfolgt, die nicht meine sind ... Ja, ich habe gekämpft und bin nicht müde geworden, bis meine Kräfte erschöpft waren. Vielleicht bist du mir Hilfe schuldig! ... Aber denk nicht an mich, denk an die Frau und das kleine Kind ..." (hier konnte David seine Tränen nicht zurückhalten) „und gewähre ihnen Beistand und Schutz. Solltest du tiefer als Marion und Kolb stehen, die mir ihre Ersparnisse gegeben haben?" rief der Sohn, als er seinen Vater kalt wie eine marmorne Preßplatte sah. „Und das hat dir nicht genügt?" rief der Alte, ohne die geringste Scham zu verspüren. „Aber du könntest ja ganz Frankreich aufzehren! Gute Nacht! Ich für mein Teil bin zu dumm, mich in die Ausbeutung eines Unternehmens einzulassen, wo nur ich der Ausgebeutete wäre. Der Affe soll den Bären nicht auffressen," sagte er und spielte dabei auf ihre Gehilfenspitznamen an. „Ich bin Winzer, ich bin kein Bankier. Und dann, weißt du, Geschäfte zwischen Vater und Sohn, das tut nicht gut. Wir wollen essen; siehst du, du sollst nicht sagen, daß ich dir nichts gebe!"

David war einer der Menschen mit tiefem Herzen, die ihre Leiden so darin verbergen können, daß sie denen, die sie liebhaben, nicht sichtbar werden. Wenn daher bei ihnen der Schmerz überströmt, ist der höchste Punkt ihrer Qual erreicht. Eva verstand diesen schönen, männlichen Charakter. Aber der Vater sah in diesem Schmerz, der jetzt aus der Tiefe an die Oberfläche stürzte, den gewöhnlichen Jammer der Kinder, die ihren Vater herumbekommen wollen, und er nahm die außerordentliche Niedergeschlagenheit seines Sohnes für das Schamgefühl über den Mißerfolg. Vater und Sohn trennten sich im

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unfrieden. David und Kolb kamen ungefähr um Mitternacht nach Angoulême, und sie gingen zu Fuß und so vorsichtig durch die Stadt, als wären sie Diebe auf einem Raubzug. Um ein Uhr morgens betrat David die Wohnung von Fräulein Basine Clerget, ohne daß ihn jemand bemerken konnte, und wurde in dem unzugänglichen Asyl untergebracht, das seine Frau für ihn bereitet hatte. Dort sollte David nun von dem erfinderischsten Mitgefühl, das es gibt, von dem einer Wäscherin, bewacht werden. Am nächsten Morgen rühmte sich Kolb, er habe seinen Herrn zu Pferde gerettet und habe ihn erst verlassen, nachdem er ihn auf ein Schiff gebracht hätte, das ihn in die Nähe von Limoges fahren sollte. Eine genügende Menge Rohmaterialien waren bei Basine untergebracht, so daß Kolb, Marion, Frau Séchard und ihre Mutter keinerlei Beziehung mit Fräulein Clerget zu haben brauchten.

Zwei Tage nach dem Auftritt mit seinem Sohne kam der alte Séchard, der noch zwanzig Tage Zeit hatte, bevor er mit der Weinlese beginnen mußte, zu seiner Schwiegertochter. Seine Habgier führte ihn her. Er schlief nicht mehr, er wollte wissen, ob die Entdeckung Aussicht auf Vermögen gäbe, und wollte, wie er sich ausdrückte, sehen, dabei seinen Schnitt zu machen. Er bezog über der Wohnung seiner Schwiegertochter eine der beiden Dachkammern, die er sich vorbehalten hatte, und tat so, als ob er von der Geldnot im Haushalte seines Sohnes nichts bemerkte. Man schuldete ihm die Mieten, man konnte ihm wohl zu essen geben! Er stieß sich nicht daran, daß die Bestecke von verzinntem Eisen waren.

„Ich habe auch so angefangen," erwiderte er seiner Schwiegertochter, als sie sich entschuldigte, daß sie ihm keine silbernen Bestecke gab.

Marion mußte sich bei den Kaufleuten für alles verbürgen, was im Hausstande verbraucht wurde. Kolb war

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Handlanger bei Maurerarbeiten und verdiente zwanzig Sous im Tag. Die arme Eva, die im Interesse ihres Kindes und Davids ihr Letztes hergab, um den Winzer gut zu bewirten, hatte bald nur noch zehn Franken. Sie hoffte immer, ihre Schmeicheleien und ihre respektvolle Freundlichkeit oder wenigstens ihr entsagungsvolles Leben würden den Geizhals rühren; aber er war immer völlig unzugänglich. Schließlich wollte sie, da sie den kalten Blick der Cointet, Petit-Clauds und Cérizets an ihm sah, seinen Charakter studieren und seine Absichten erraten; aber das war vergebliche Mühe! Vater Séchard blieb immer zwischen zwei kleinen Räuschen und hatte sich dahinter verschanzt. Die Trunkenheit ist ein doppelter Schleier. Unter ihrem Schutz — sie war ebensooft gespielt wie wirklich — versuchte der Alte, Eva Davids Geheimnis zu entlocken. Bald schmeichelte er seiner Schwiegertochter, bald drohte er ihr. Als Eva ihm antwortete, sie wüßte nichts, sagte er zu ihr: „Ich werde mein ganzes Vermögen vertrinken, ich werde es auf Leibrenten geben."

Diese schmählichen Kämpfe ermatteten das arme Opfer, und sie hatte, um ihrem Schwiegervater nicht respektlos zu begegnen, sich schließlich aufs Schweigen verlegt. Als sie eines Tages zum Äußersten getrieben war, sagte sie zu ihm: „Aber, Vater, es gibt eine sehr einfache Art, alles zu erfahren: zahlen Sie Davids Schulden, dann kommt er wieder, und Sie können sich miteinander verständigen." „Ah, das ist alles, was ihr von mir wollt! Gut, daß ich das weiß."

Der alte Séchard, der nicht an seinen Sohn glaubte, glaubte an die Cointet. Die Cointet, an die er sich wendete, blendeten ihn absichtlich und sagten ihm, es handelte sich bei den Forschungen seines Sohnes um Millionen.

„Wenn David beweisen kann, daß ihm seine Versuche gelungen sind, werde ich nicht zögern, meine Papierfabrik

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in eine Gesellschaft umzuwandeln und Ihrem Sohne seine Entdeckung in entsprechendem Werte anzurechnen," sagte der große Cointet zu ihm.

Der mißtrauische Alte zog, indem er mit den Arbeitern immer wieder ein Gläschen trank, so viele Erkundigungen ein, er fragte, indem er sich dumm stellte, Petit-Claud so gut aus, daß er schließlich auf den Verdacht kam, die Cointet steckten hinter Métivier; er vermutete, sie hätten den Plan, die Druckerei Séchard zu ruinieren und sich von ihm zahlen zu lassen, indem sie ihn mit der Entdeckung köderten; denn der alte Mann aus dem Volke konnte nicht ahnen, daß Petit-Claud mit in der Verschwörung war, und kam nicht auf den Gedanken, daß all die Netze nur ausgestellt waren, um sich früher oder später dieses schönen industriellen Geheimnisses zu bemächtigen. Eines Tages endlich beschloß der Alte, der außer sich war, daß er das Schweigen seiner Schwiegertochter nicht brechen konnte, und daß er nicht einmal von ihr erfahren konnte, wo David verborgen war, die Tür zu der Werkstatt, die zum Gießen der Walzen bestimmt war, zu erbrechen; er hatte schließlich erfahren, daß sein Sohn dort seine Versuche gemacht hatte. Am frühen Morgen stieg er in den Hof hinab und fing an, an dem Schloß zu arbeiten.

„Was machen Sie denn da, Papa Séchard?" rief ihm Marion zu, die frühmorgens aufstand, um in ihre Fabrik zu gehen, und nun mit einem Satz an der Feuchtkammer war. „Bin ich nicht hier zu Hause, Marion?" antwortete der Alte, der sich schämte, ertappt zu sein. „So! Werden Sie nun auf Ihre alten Tage zum Diebe? Und dabei sind Sie doch nüchtern ... Ich werde alles brühwarm der Frau erzählen." „Schweig, Marion," bat der alte Mann und zog ein Sechsfrankenstück aus der Tasche. „Da, nimm ..." „Ich werde schweigen, aber versuchen Sie

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

es nicht noch einmal," erwiderte Marion und drohte ihm mit dem Finger, „sonst erzähle ich es ganz Angoulême."

Sowie der Greis gegangen war, stieg Marion zu ihrer Herrin hinauf.

„Denken Sie, Frau Séchard, ich habe Ihrem Schwiegervater sechs Franken abgeluchst, da sind sie." „Und wie hast du das gemacht?" „Er wollte wahrhaftig die Kessel und die Vorräte des Herrn sehen, als ob er damit hinter das Geheimnis gekommen wäre. Ich wußte wohl, daß in der kleinen Küche nichts mehr war; aber ich habe ihm Angst gemacht, als ob er seinen Sohn hätte bestehlen wollen, und er hat mir einen Doppeltaler gegeben, damit ich schweige."

In diesem Augenblick brachte Basine ihrer Freundin freudig einen Brief Davids, den sie ihr heimlich übergab. Er war auf herrlichem Papier geschrieben und lautete:

„Geliebte Eva! Du bist die erste, der ich auf dem ersten Bogen Papier, das mir auf Grund meines Verfahrens gelungen ist, schreibe. Die Aufgabe, den Brei in der Bütte zu leimen, ist mir gelungen! Das Pfund Zeug, selbst wenn ich annehme, daß für die Pflanzen, die ich brauche, guter Boden in Kultur genommen wird, kommt auf fünf Sous. Also wird für das Ries von zwölf Pfund für drei Franken geleimtes Zeug gebraucht. Ich bin sicher, das Gewicht der Bücher um die Hälfte zu vermindern. Der Umschlag, der Brief, die Proben sind verschiedene Fabrikate. Ich umarme Dich; wir werden glücklich sein; das Vermögen ist das einzige, was uns gefehlt hat."

„Hier," sagte Eva zu ihrem Schwiegervater und reichte ihm die Proben, „geben Sie Ihrem Sohn den Preis Ihrer Ernte und lassen Sie ihn sein Glück machen, er gibt Ihnen zehnmal wieder, was Sie ihm geben, denn die Erfindung ist gelungen!"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der alte Séchard eilte spornstreichs zu den Cointet. Dort wurde jede Probe untersucht und peinlich geprüft: die einen waren geleimt, die andern ohne Leim; sie waren von drei Franken bis zu zehn Franken das Ries ausgezeichnet; die einen waren von metallischer Härte, die andern weich wie Chinapapier; alle möglichen Schattierungen des Weiß waren vertreten. Juden, die Diamanten prüfen, hätten nicht gierigere Augen machen können, als die der Cointet und des alten Séchard waren.

„Ihr Sohn ist auf gutem Wege," sagte der dicke Cointet. „Schön, dann zahlen Sie seine Schulden," versetzte der alte Drucker. „Sehr gern, wenn er uns zu Teilhabern nehmen will," erwiderte der große Cointet. „Sie sind Räuber," rief der alte Bär, „Sie verfolgen meinen Sohn unter dem Namen Métivier und wollen, daß ich Sie bezahle, weiter nichts. Bin nicht so dumm, ihr Herren!"

Die zwei Brüder sahen sich an, aber sie konnten ihre Überraschung über den Scharfsinn des Geizhalses unterdrücken.

„Wir sind keine solchen Millionäre, um das Diskontgeschäft zum Vergnügen zu betreiben," erwiderte der dicke Cointet; „wir wären glücklich genug, wenn wir unsere Lumpen bar bezahlen könnten, und wir geben unserm Händler immer noch Wechsel." „Man muß einen Versuch im großen machen," fügte der große Cointet kühl hinzu, „denn was in einem Suppentopf gelingt, mißglückt vielleicht, wenn es im großen hergestellt werden soll. Machen Sie Ihren Sohn frei." „Ja, aber wird mein Sohn, wenn er in Freiheit ist, mich zum Teilhaber nehmen?" fragte der alte Séchard. „Das ist nicht unsere Sache," sagte der dicke Cointet. „Glauben Sie, guter Mann, daß es genügt, wenn Sie Ihrem Sohne zehntausend Franken geben? Ein Erfinderpatent kostet zweitausend Franken. Man muß Reisen nach Paris machen; dann ist es, bevor

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

man sich auf das Unternehmen einläßt, wie mein Bruder gesagt hat, klug, tausend Ries zu fabrizieren und ganze Bütten zu riskieren, damit kein Zweifel bleibt. Sehen Sie, gegen nichts muß man mißtrauischer sein als gegen Erfinder. Ich für mein Teil", sagte der große Cointet, „liebe das Brot, wenn es ausgebacken ist."

Der Alte überlegte die ganze Nacht an dem Dilemma: ‚Zahle ich Davids Schulden, so ist er frei; und wenn er frei ist, braucht er mich nicht als Teilhaber. Er weiß wohl, daß ich ihn mit unserer ersten Teilhaberschaft hineingelegt habe, er wird sich nicht zum zweitenmal darauf einlassen wollen. Mein Interesse wäre also, daß der Unglücksmensch ins Gefängnis kommt ...'

Die Cointet kannten den alten Séchard gut genug, um zu wissen, daß sie das Geschäft zusammen machen würden. Also sagten diese drei Männer: ‚Um eine Gesellschaft zu bilden, die auf dem Geheimnis begründet ist, bedarf es der Versuche; und um diese Versuche zu machen, muß David Séchard freigemacht werden. Ist David frei, so entkommt er uns.'

Jeder hatte überdies einen kleinen Hintergedanken. Petit-Claud sagte sich: ‚Nach meiner Verheiratung werde ich von der Verbindung mit den Cointet frei sein; aber bis dahin halte ich sie fest.'

Der große Cointet sagte sich: ‚Ich hätte David lieber hinter Schloß und Riegel, dann wäre ich der Herr.'

Der alte Séchard sagte sich: ‚Wenn ich seine Schulden zahle, sagt mein Sohn ‚danke schön' und damit fertig.'

Eva, die von dem Winzer bestürmt wurde und der er drohte, sie würde aus dem Hause gejagt, wollte weder das Asyl ihres Mannes verraten noch auch nur ihm vorschlagen, freies Geleite anzunehmen. Sie war nicht sicher, ob sie David ein zweites Mal ebenso gut verborgen halten könnte, und antwortete daher ihrem Schwiegervater:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Machen Sie Ihren Sohn frei, dann werden Sie alles erfahren."

Die vier Interessenten standen also vor einem gedeckten Tisch, und keiner wagte es, sich zum Mahl zu setzen, weil jeder fürchtete, es könnte ihm einer zuvorkommen; alle beobachteten und mißtrauten einander.

Einige Tage nach der Einschließung Séchards hatte Petit-Claud den großen Cointet in seiner Papiermühle aufgesucht.

„Ich habe mein Bestes getan," sagte er zu ihm; „David hat sich freiwillig in ein Gefängnis begeben, das uns unbekannt ist, und sucht dort in Ruhe seine Erfindung zu verbessern. Wenn Sie Ihr Ziel nicht erreicht haben, ist es nicht meine Schuld; werden Sie Ihr Versprechen halten?" „Ja, wenn wir ans Ziel kommen," erwiderte der große Cointet. „Der alte Séchard ist seit einigen Tagen hier, er hat uns Fragen über die Herstellung des Papiers vorgelegt; der alte Geizhals ist hinter die Erfindung seines Sohnes gekommen, er will Nutzen davon haben; es besteht also einige Hoffnung, die Gründung einer Gesellschaft durchzusetzen. Sie sind der Anwalt des Vaters und Sohnes ..." „Und soll der heilige Geist sein, der sie euch verrät," fügte Petit-Claud lachend hinzu. „Ganz recht," erwiderte Cointet. „Wenn es Ihnen gelingt, David entweder ins Gefängnis oder durch einen Gesellschaftsvertrag in unsere Hände zu bringen, sollen Sie Fräulein de la Haye heiraten." „Ist das Ihr Ultimatum?" fragte Petit-Claud. „Yes," versetzte Cointet, „da wir schon in fremden Sprachen reden." „Hören Sie meines in einer Sprache, die Sie verstehen," erwiderte Petit-Claud trocken. „Nun, so reden Sie," versetzte Cointet mit neugieriger Miene. „Stellen Sie mich morgen Frau von Senonches vor, sorgen Sie dafür, daß ich etwas Positives habe, kurz, halten Sie Ihr Versprechen, oder ich bezahle Séchards

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Schulden und werde sein Teilhaber, indem ich meine Praxis wieder verkaufe. Ich will mich nicht foppen lassen. Sie haben geradeheraus zu mir gesprochen, ich rede in der nämlichen Sprache. Ich habe getan, was ich sollte, tun Sie jetzt das Ihrige. Sie haben alles, ich habe nichts. Wenn ich nicht ein Unterpfand Ihrer Aufrichtigkeit habe, spiele ich Ihr Spiel."

Der große Cointet nahm seinen Hut, seinen Schirm und dazu sein Jesuitengesicht, brach auf und sagte Petit-Claud, er solle ihm folgen.

„Sie sollen sehen, lieber Freund, ob ich Ihnen den Boden nicht vorbereitet habe," sagte der Kaufmann zu dem Advokaten.

In einem Augenblick hatte der schlaue und geriebene Papierhändler die Gefahr, in der er schwebte, erkannt. Er sah, Petit-Claud war ein Mann, den man ehrlich bedienen mußte. Er hatte schon, um sich auf alles vorzubereiten und um sein Gewissen zu beruhigen, unter dem Vorwand, dem früheren Generalkonsul Rechenschaft über die Finanzlage Fräuleins de la Haye zu geben, einige Worte fallen lassen.

„Das ist so eine Sache mit Françoise," hatte er gesagt, „mit dreißigtausend Franken Mitgift kann ein Mädchen heutzutage keine großen Ansprüche stellen." „Wir können ja darauf zurückkommen," hatte Francis du Hautoy geantwortet. „Mit der Abreise von Frau von Bargeton ist die Stellung von Frau von Senonches eine ganz andere geworden: wir können Françoise mit irgendeinem braven alten Landedelmann verheiraten." „Da kommt nichts Gutes dabei heraus," hatte der Papierhändler geantwortet und seine frostige Miene angenommen. „Nein, verheiraten Sie sie doch mit einem ehrgeizigen, fähigen jungen Mann, den Sie protegieren können, und der seiner Frau eine angenehme Stellung schafft." „Wir werden sehen," hatte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Francis wiederholt; „vor allem muß die Patin befragt werden."

Nach dem Tode des Herrn von Bargeton hatte Louise von Nègrepelisse das Haus in der Rue du Minage verkaufen lassen. Frau von Senonches, die sich zu eng in ihrer Wohnung fühlte, bestimmte ihren Mann, dieses Haus, das die Wiege der ehrgeizigen Wünsche Luciens war, und in dem diese Szene aus dem Provinzleben begonnen hat, zu kaufen. Zéphirine von Senonches hatte den Plan gefaßt, das Erbe der Frau von Bargeton in der Art königlichen Regiments, das sie geführt hatte, anzutreten, einen Salon zu haben, kurz die große Dame zu sein. Eine Spaltung war in der vornehmen Gesellschaft von Angoulême seit dem Duell des Herrn von Bargeton mit Herrn von Chandour eingetreten. Auf der einen Seite standen die, die die Unschuld Louisens von Nègrepelisse behaupteten, auf der andern Seite die, die zu den Verleumdungen Stanislaus' von Chandour hielten. Frau von Senonches erklärte sich für die Bargeton und gewann zunächst alle Anhänger dieser Partei. Als sie dann in das Haus Bargeton übergesiedelt war, machte sie sich die Gewohnheiten vieler zunutze, die seit so viel Jahren dorthin zum Spielen gegangen waren. Sie empfing jeden Abend und lief entschieden Amélie von Chandour, die sich zu ihrer Rivalin aufgeworfen hatte, den Rang ab. Die Hoffnungen von Francis de Hautoy, der sich im Mittelpunkt der Aristokratie von Angoulême sah, verstiegen sich so weit, daß er Françoise mit dem alten Herrn von Séverac verheiraten wollte, den Frau du Brossard nicht für ihre Tochter hatte fangen können. Die Rückkehr von Frau von Bargeton, die Präfektin von Angoulême geworden war, erhöhte noch die Ansprüche Zéphirinens für ihr geliebtes Patenkind. Sie sagte sich, die Gräfin Sixtus du Châtelet würde ihren Einfluß für die verwenden, die sich zu ihrer Vorkämpferin

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gemacht hatte. Der Papierhändler, der sein Angoulême in- und auswendig kannte, gewahrte sofort all diese Schwierigkeiten. Aber er beschloß, sich mit einer Kühnheit, wie sie nur Tartuffe sich erlaubt hätte, aus der Schwierigkeit, die sich aufgetan hatte, zu befreien. Der kleine Anwalt, der über die Loyalität seines Partners in diesem Ränkespiel höchst überrascht war, überließ ihn, während sie von der Papiermühle nach der Rue du Minage wanderten, seinem Nachdenken. An der Treppe wurden die beiden Eindringlinge mit den Worten aufgehalten: „Die Herrschaften frühstücken." „Melden Sie uns trotzdem," erwiderte der große Cointet.

Der fromme Kaufmann wurde sofort, nachdem sein Name gemeldet war, hereingeführt und stellte den Advokaten der preziösen Zéphirine vor, die traulich mit Herrn Francis de Hautoy und Fräulein de la Haye beim Frühstück saß. Herr von Senonches war wie immer zu Herrn von Pimentel gefahren, um dort die Jagd zu eröffnen.

„Hier, gnädige Frau, bringe ich Ihnen den jungen Advokaten, von dem ich Ihnen gesprochen habe, und der es auf sich nehmen will, Ihrem schönen Mündel zur Mündigkeit zu verhelfen."

Der Diplomat sah Petit-Claud prüfend an, und der seinerseits betrachtete von der Seite das ‚schöne Mündel'. Zéphirinens Überraschung, da ihr weder Cointet noch Francis je ein Wort gesagt hatten, war derart, daß ihr die Gabel aus der Hand fiel. Fräulein de la Haye, die wie ein zänkisches, sauertöpfisches Mädchen aussah, hatte eine recht wenig anmutige Gestalt, war mager und mit ihren verblichenen blonden Haaren nichts weniger als hübsch. Trotz der aristokratischen Miene, die sie aufsetzte, war sie überaus schwer zu verheiraten. Die Worte: ‚Vater und Mutter unbekannt' in ihrer Geburtsurkunde schlossen sie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in der Tat aus der Sphäre aus, in die die Zuneigung ihrer Patin und Francis' sie hineinbringen wollten. Fräulein de la Haye, die ihre Lage nicht kannte, war schwierig: sie hätte den reichsten Kaufmann von Houmeau zurückgewiesen. Cointet sah um die Lippen des kleinen Petit-Claud denselben recht deutlichen Ausdruck, der im Gesicht von Fräulein de la Haye beim Anblick des schmächtigen Advokaten zu lesen war. Frau von Senonches und Francis schienen sich darüber zu beraten, wie man Cointet und seinen Schutzbefohlenen loswerden könnte. Cointet, der alles sah, bat Herrn du Hautoy, ihm einen Augenblick Gehör zu schenken, und begab sich mit dem Diplomaten in den Salon.

„Herr du Hautoy," sagte er ohne weiteres zu ihm, „die Vaterschaft macht Sie blind. Sie werden Ihre Tochter sehr schwer verheiraten; und in Ihrer aller Interesse habe ich Ihnen den Rückzug unmöglich gemacht; denn Françoise liegt mir am Herzen wie ein Pflegekind. Petit-Claud weiß alles! ... Sein überaus großer Ehrgeiz verbürgt Ihnen das Glück Ihrer lieben Kleinen. Zunächst wird Françoise alles, was sie will, aus ihrem Manne machen; Sie aber werden mit Hilfe der Präfektin, die wir bekommen, einen königlichen Prokurator aus ihm machen. Es ist sicher, daß Herr Milaud nach Nevers versetzt wird. Petit-Claud wird seine Praxis verkaufen, Sie bekommen leicht für ihn die Stelle des zweiten Substituten, und er wird bald königlicher Prokurator, dann Gerichtspräsident, Deputierter..."

Nachdem sie wieder in das Speisezimmer zurückgekehrt waren, war Francis gegen den Erkorenen seiner Tochter bestrickend liebenswürdig. Er sah Frau von Senonches auf eine gewisse Art an und machte dieser Antrittsvisite ein Ende, indem er Petit-Claud für den nächsten Tag zum Diner einlud, wo man über Geschäfte sprechen könnte. Dann geleitete er den Kaufmann und den Anwalt bis in

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

den Hof, indem er zu Petit-Claud sagte, er wäre ebenso wie Frau von Senonches geneigt, alles zu bestätigen, was der Vermögensverwalter von Fräulein de la Haye für das Glück des kleinen Engels vorgesorgt hätte.

„Oh, wie sie häßlich ist!" rief Petit-Claud. „Ich bin gefangen!" „Sie sieht sehr vornehm aus," erwiderte Cointet; „aber würde man sie Ihnen geben, wenn sie schön wäre? O, mein Lieber, es gibt mehr als einen kleinen Grundbesitzer, dem dreißigtausend Franken, die Protektion von Frau von Senonches und der Gräfin du Châtelet trefflich paßten; um so mehr, als Herr Francis du Hautoy sich nie verheiraten wird, und diese Tochter seine Erbin ist ... Ihre Verehelichung ist fix und fertig." „Und wie ist das gegangen?" „Folgendes habe ich ihm gesagt," versetzte der große Cointet und erzählte dem Anwalt seinen kühnen Streich. „Mein Lieber, man sagt, Herr Milaud sei zum königlichen Prokurator in Nevers ernannt; Sie müssen Ihre Praxis verkaufen, und in zehn Jahren sind Sie Justizminister. Sie sind gerade kühn genug, um vor keinem der Schritte, die der Hof verlangen kann, zurückzuweichen." „Also gut, finden Sie sich morgen um halb fünf Uhr auf der Place du Mûrier ein," erwiderte der Advokat, den die Möglichkeiten dieser Zukunft begeisterten; „bis dahin habe ich mit dem alten Séchard gesprochen, und wir machen einen Gesellschaftsvertrag, in dem Vater und Sohn dem heiligen Geist der Cointet gehören sollen."

In dem Augenblick, in dem der alte Pfarrer von Marsac die Stufen von Angoulême hinaufstieg, um Eva Mitteilung von dem Zustand zu machen, in dem sich ihr Bruder befand, war David seit elf Tagen zwei Häuser weit von dem versteckt, das der würdige Priester eben verlassen hatte.

Als der Abbé Marron die Place du Mûrier betrat, fand er dort die drei Männer, von denen jeder in seiner Art

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bemerkenswert war, die mit all ihrem Gewicht auf die Zukunft und die Gegenwart des armen freiwilligen Gefangenen drückten: den alten Séchard, den großen Cointet und den kleinen, schmächtigen Anwalt. Drei Menschen, dreierlei Habgier! Aber drei Arten Habgier, die unter sich ebenso verschieden waren wie die Menschen. Der eine war darauf gekommen, seinen Sohn, der andere, seinen Klienten zu verschachern, und der große Cointet wollte all diese Niederträchtigkeiten kaufen und schmeichelte sich, nichts dafür zu zahlen. Es war gegen fünf Uhr, und die meisten Leute, die zum Mittagessen nach Hause gingen, blieben einen Augenblick stehen, um die drei Männer zu betrachten.

„Was zum Teufel haben der alte Séchard und der große Cointet miteinander zu verhandeln?" dachten die Neugierigsten. „Es handelt sich jedenfalls um den armen Unglücklichen, der seine Frau, seine Schwiegermutter und sein Kind ohne Brot läßt," antwortete man. „Da soll man seine Kinder nach Paris schicken, damit sie etwas lernen!" meinte ein starker Geist der Provinz. „He, was wollen Sie denn hier, Herr Pfarrer?" rief der Winzer, der den Abbé Marron gewahrte, sowie er auf den Platz einschwenkte. „Ich will zu Ihren Angehörigen," erwiderte der alte Mann. „Wieder eine neue Idee meines Sohnes," sagte der alte Séchard. „Es würde Sie wenig kosten, alle glücklich zu machen," erwiderte der Priester und wies nach dem Fenster, an dem der schöne Kopf der Frau Séchard zwischen den Vorhängen zu sehen war.

Eva beruhigte gerade ihr schreiendes Kind, sie hob es in die Höhe und sang ihm ein Lied vor.

„Bringen Sie Nachrichten von meinem Sohn?" fragte der Vater, „oder noch besser Geld?" „Nein," antwortete Herr Marron, „ich bringe der Schwester Nachrichten vom Bruder." „Von Lucien?" rief Petit-Claud. „Ja. Der arme

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

junge Mann ist zu Fuß von Paris gekommen. Ich fand ihn bei Courtois, wo er vor Ermattung und Elend zusammengebrochen war," erwiderte der Priester. „Oh, er ist sehr unglücklich!"

Petit-Claud grüßte den Priester, nahm den großen Cointet untern Arm und sagte mit lauter Stimme: „Wir müssen zum Diner bei Frau von Senonches, es ist Zeit, uns anzuziehen!" Und als sie zwei Schritte weg waren, sagte er ihm ins Ohr: „Sie wissen: hat man das Kind, hat man bald auch die Mutter. Wir haben David ..." „Ich habe Sie verheiratet, verheiraten Sie jetzt mich," erwiderte der große Cointet mit einem häßlichen, kurzen Lachen. „Lucien ist mein Schulkamerad, wir waren gute Freunde! In acht Tagen werde ich viel von ihm herausbekommen. Sorgen Sie dafür, daß das Aufgebot erlassen wird, und ich bürge Ihnen dafür, David ins Gefängnis zu bringen. Meine Mission ist mit seiner Verhaftung zu Ende." „Ach!" rief der große Cointet leise, „das Schönste wäre, wenn wir das Patent auf unsern Namen bekämen!"

Der kleine, schmächtige Advokat schauderte, als er diese Worte hörte.

In diesem Augenblick traten bei Eva der Abbé Marron, der eben mit einem einzigen Wort das Justizdrama zur Entscheidung gebracht hatte, und ihr Schwiegervater ein.

„Hier, Frau Séchard," sagte der alte Bär zu seiner Schwiegertochter, „ist unser Pfarrer, der uns schöne Dinge von Ihrem Bruder erzählen wird." „Oh!" rief die arme Eva voller Schrecken, „was kann ihm denn zugestoßen sein!"

Dieser Ausruf sprach von so viel vergangenem Leid, von so viel Befürchtungen und so viel Kummer aller Art, daß der Abbé Marron sich eilte zu sagen: „Beruhigen Sie sich, Frau Séchard, er lebt!" „Wären Sie so gut, Vater," sagte Eva zu dem alten Winzer, „meine Mutter zu

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

holen: sie soll auch hören, was der Herr uns von Lucien zu sagen hat."

Der alte Mann holte Frau Chardon, zu der er sagte: „Sie werden mit dem Abbé Marron nicht so schnell fertig sein; er ist übrigens ein guter Kerl, obwohl er ein Priester ist. Es wird jedenfalls zu spät gegessen werden, ich komme in einer Stunde wieder."

Und der alte Mann, der gegen alles stumpf war, was nicht wie Gold klang oder glänzte, verließ die alte Frau, ohne die Wirkung des Schlages zu sehen, den er ihr versetzt hatte. Das Unglück, das auf ihren beiden Kindern lastete, das Scheitern der Hoffnungen, die man auf Lucien gesetzt hatte, die ganz unerwartete Wandlung eines Charakters, den man so lange für energisch und redlich gehalten hatte, all die Ereignisse dieser anderthalb Jahre hatten es schon zustande gebracht, daß Frau Chardon nicht mehr zu kennen war. Sie war nicht nur von edler Abkunft, sie besaß auch ein edles Herz und betete ihre Kinder an: so hatte sie in den letzten sechs Monaten mehr Schmerzen gelitten als seit dem Tode ihres Mannes. Lucien hatte Aussicht gehabt, durch Ordonnanz des Königs ein Rubempré zu werden, diese Familie wieder zu beginnen, ihren Titel und Wappen wieder zu beleben, groß zu werden. Und er war in den Schmutz gesunken! Denn sie war strenger gegen ihn als die Schwester und hatte Lucien an dem Tag als verloren angesehen, wo sie die Sache mit der Wechselfälschung gehört hatte. Die Mütter wollen sich manchmal täuschen; aber sie kennen die Kinder, die sie genährt und nie von ihrem Herzen gelassen haben, immer gut, und bei den Gesprächen, die David und seine Frau über Luciens Aussichten in Paris geführt hatten, hatte es zwar immer geschienen, als ob Frau Chardon Evas Illusionen über ihren Bruder teilte, aber im Innern hatte sie gezittert, David könnte recht haben, denn er sprach,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie sie das Gewissen der Mutter sprechen hörte. Sie kannte die schmerzliche Zartheit im Empfinden ihrer Tochter und konnte ihr daher ihren Kummer nicht ausdrücken, und so mußte sie ihn schweigend in sich verzehren, wie es nur die liebenden Mütter können. Eva ihrerseits gewahrte mit Schrecken die Verheerungen, die der Kummer bei ihrer Mutter anrichtete; sie sah, wie sie immer mehr hinfällig und altersschwach wurde. Mutter und Tochter belogen sich also gegenseitig in der edlen Weise, die niemanden täuscht. Im Leben dieser Mutter waren die Worte des grausamen Winzers der Tropfen, der den Leidenskelch füllte, und Frau Chardon fühlte sich ins Herz getroffen.

Als daher Eva zu dem Priester gesagt hatte: ‚Da kommt meine Mutter,' als der Abbé dieses eingefallene Gesicht sah, das in der Umrahmung der völlig weißen Haare und mit dem schönen, sanften und ruhigen Ausdruck, wie ihn Frauen haben, die sich fromm ergeben und in den Willen des Herrn, wie man sagt, gefügt haben, wie das Antlitz einer alten Nonne aussah, verstand er völlig, welches Leben die beiden armen Frauen geführt hatten. Der Priester empfand kein Mitleid mehr für den Schuldigen, für Lucien, er schauderte, wenn er an all die Leiden dachte, die die Opfer durchgemacht haben mußten.

„Mutter," sagte Eva und trocknete sich die Augen, „der arme Bruder ist sehr nah bei uns, er ist in Marsac."

„Und warum nicht hier?" fragte Frau Chardon.

Der Abbé Marron erzählte alles, was Lucien ihm über die Leiden seiner Reise und das Unglück seiner letzten Tage in Paris gesagt hatte; er schilderte die Qual, die den Dichter erfaßt hatte, als er erfuhr, was für Wirkungen seine Torheiten über seine Familie gebracht hatten, und berichtete, was seine Befürchtungen über den Empfang wären, der ihn in Angoulême vielleicht erwartete.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Ist er so weit gekommen, daß er an uns zweifelt?" fragte Frau Chardon. „Der Unglückliche ist zu Fuß zu Ihnen gegangen, und er hat die schrecklichsten Entbehrungen durchgemacht, er hat sich vorgesetzt, demütig die bescheidensten Wege des Lebens zu wandeln und seine Fehler wieder gut zu machen." „Herr Abbé," erwiderte die Schwester, „trotz dem Elend, das er über uns gebracht hat, liebe ich meinen Bruder, wie man den Leib eines Menschen liebt, der nicht mehr am Leben ist; und wenn ich ihn so liebe, liebe ich ihn immer noch mehr, als viele Schwestern ihren Brüdern zugetan sind. Er hat uns sehr arm gemacht; aber er mag kommen, er kann den Bissen Brot, den wir noch haben, den er uns gelassen hat, mit uns teilen. Oh, wenn er uns nicht verlassen hätte, hätten wir unsere teuersten Güter nicht verloren!" „Und die Frau, die ihn uns geraubt hat, hat ihn in ihrem Wagen wieder zurückgefahren. In der Kalesche der Frau von Bargeton, neben ihr ist er fortgereist, und hinten auf ihrem Wagen ist er wieder zurückgekommen!" „Worin kann ich Ihnen in Ihrer Lage nützlich sein?" fragte der brave Pfarrer, der eine Abgangsphrase suchte. „Herr Abbé," erwiderte Frau Chardon, „Geldmangel ist keine Krankheit, an der man stirbt, sagt man wohl; aber es ist eine Krankheit, in der kein Arzt außer dem Kranken selbst helfen kann." „Wenn Sie so viel Einfluß hätten, meinen Schwiegervater dahin zu bringen, seinem Sohn zu helfen, würden Sie eine ganze Familie retten," sagte Frau Séchard. „Er hat kein Vertrauen zu Ihnen, und er schien mir sehr aufgebracht gegen Ihren Mann," versetzte der alte Pfarrer, der aus den Redensarten des Winzers den Eindruck bekommen hatte, Séchards Geschäfte seien ein Wespennest, in das er nicht stechen wollte.

Seine Mission war zu Ende, und der Priester ging zum Essen zu seinem Großneffen Postel, der den geringen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

guten Willen seines alten Onkels noch vollends wegbrachte, indem er, wie ganz Angoulême, dem Vater gegen den Sohn recht gab.

„Verschwendern kann man noch helfen," sagte der kleine Postel zum Schluß; „aber mit denen, die Experimente machen, könnte man sich zugrunde richten."

Die Neugier des Pfarrers von Marsac war völlig befriedigt, und sie ist in allen Provinzen Frankreichs der Hauptgrund des außerordentlichen Interesses, das man aneinander nimmt. Abends unterrichtete er den Dichter über alles, was sich bei den Séchards zugetragen hatte, wobei er von seiner kleinen Reise wie von einer Mission sprach, zu der ihn die reinste Barmherzigkeit gebracht hatte.

„Sie haben über Ihre Schwester und Ihren Schwager zehn- bis zwölftausend Franken Schulden gebracht," sagte er zum Schluß; „und, lieber Herr, niemand kann diese Kleinigkeit seinen Nachbarn leihen. Wir hier im Angoumois sind nicht reich. Ich glaubte, als Sie mir von Ihren Wechseln sprachen, es handelte sich um viel weniger."

Der Dichter dankte dem alten Pfarrer für seine Freundlichkeit und sagte: „Das Wort der Verzeihung, das Sie mir bringen, ist für mich wertvoll genug."

Am nächsten Morgen brach Lucien sehr frühzeitig von Marsac auf und kam gegen neun Uhr nach Angoulême. Er hatte einen Stock in der Hand, trug ein kurzes Röckchen, das von der Wanderschaft ziemlich mitgenommen war, und schwarze Hosen, die recht abgewetzt waren. Seine heruntergetretenen Stiefel sagten überdies deutlich genug, daß er zur armseligen Klasse der Fußwanderer gehörte. Er verhehlte sich auch nicht, welche Wirkung der Gegensatz seiner Abreise und seiner Rückkehr auf seine Landsleute machen mußte. Aber das Herz schlug ihm

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

noch von den Gewissensbissen, die ihm der Bericht des alten Priesters gebracht hatte, und so nahm er für den Augenblick diese Strafe auf sich und war entschlossen, den Blicken seiner Bekannten zu trotzen. Er sagte bei sich selbst: ‚Ich bin ein Held!'

All diese Dichternaturen fangen damit an, sich selbst zu betrügen. Je weiter er in Houmeau vorwärts ging, um so mehr schwankte seine Seele zwischen der Schande dieser Rückkehr und der Poesie seiner Erinnerungen. Sein Herz klopfte, als er vor Postels Tür vorbeikam, aber zu seinem Glück war Léonie Marron mit ihrem Kinde allein im Laden. Er sah mit Vergnügen — so sehr hatte seine Eitelkeit ihre alte Stärke bewahrt —, daß der Name seines Vaters nicht mehr dastand. Bald nach seiner Verheiratung hatte Postel das Haus neu streichen lassen und hatte über dem Laden, wie es in Paris üblich ist, das Wort ‚Apotheke' anbringen lassen. Als Lucien die Treppe am Palet-Tor hinaufging, spürte er die Luft der Heimat wehen, er empfand den Druck seines Unglücks nicht mehr und sagte sich mit Wonne: ‚Ich soll sie also wiedersehen.'

Er erreichte die Place du Mûrier, ohne einem Menschen begegnet zu sein. Er hatte dieses Glück kaum erhofft; er, der früher als Triumphator in seiner Stadt gewandelt war! Marion und Kolb, die an der Tür Wache standen, stürzten mit dem Ruf: ‚Da ist er!' die Treppe hinauf.

Lucien sah die alte Werkstatt und den alten Hof wieder, und auf der Treppe kamen ihm Mutter und Schwester entgegen. Sie umarmten einander und vergaßen für einen Augenblick in diesem Umfassen all ihr Elend. In der Familie schließt man fast immer mit dem Unglück einen Vergleich; man macht sich in ihm ein Lager zurecht, und die Hoffnung macht seine Härte erträglich. Wenn Lucien wie das Bild der Verzweiflung aussah, so sah er auch wieder

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie die Poesie aus: die Sonne auf der Landstraße hatte ihm die Haut gebräunt; die tiefe Melancholie, die aus seinen Zügen nicht wich, warf ihre Schatten auf seine Dichterstirn. Diese Verwandlung sprach von so vielen Leiden, daß beim Anblick der Spuren, die das Elend auf seinen Zügen gelassen hatte, kein anderes Gefühl möglich war als das Mitleid. Der Dichter fand bei der Rückkehr in den Schoß seiner Familie eine traurige Wirklichkeit. Eva hatte in ihrer Freude ein Lächeln, wie es die Heiligen in ihrem Martyrium haben. Der Kummer verklärt das Gesicht einer sehr schönen jungen Frau. Der Ernst, der in dem Gesicht seiner Schwester die mädchenhafte Unschuld ersetzte, die er bei seiner Abreise nach Paris darin gesehen hatte, sprach zu beredt zu Lucien, als daß er nicht einen schmerzlichen Eindruck davon bekommen hätte. So folgte denn dem ersten starken Ausbruch der Gefühle, der so natürlich war, auf beiden Seiten ein Rückschlag: jeder fürchtete sich, zu sprechen. Indessen konnte sich Lucien nicht enthalten, mit einem suchenden Blick sich nach dem umzusehen, der bei diesem Zusammensein fehlte. Eva verstand diesen Blick und brach in Tränen aus, und Lucien kam ebenfalls lautes Weinen an. Frau Chardon aber blieb leichenblaß und war anscheinend starr und unbeweglich. Eva stand auf, ging, um ihrem Bruder ein hartes Wort zu ersparen, hinunter und sagte zu Marion: „Lucien liebt die Erdbeeren so sehr, wir müßten welche haben!“ „Oh, ich dachte mir schon, daß Sie Herrn Luciens Ankunft feiern wollen. Seien Sie ruhig, Sie werden ein hübsches Frühstück und auch ein gutes Mittagessen bekommen.“ „Lucien,“ sagte Frau Chardon zu ihrem Sohn, „du hast hier viel wieder gut zu machen. Du bist fortgegangen, um der Stolz deiner Familie zu werden, und hast das Elend über uns gebracht. Du hast das Werkzeug zum Glück in den Händen deines Bruders zerbrochen, zu dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Glück, auf das er nur für seine neue Familie bedacht war. Du hast nicht nur das zerbrochen ..."

Es entstand eine schreckliche Pause. Lucien nahm diese mütterlichen Vorwürfe schweigend hin.

„Schlage den Weg der Arbeit ein," fuhr Frau Chardon sanft fort. „Ich tadle dich nicht, daß du versucht hast, die edle Familie, von der ich stamme, wiederaufleben zu lassen; aber zu solchem Unternehmen bedarf es vor allem des Vermögens und des inneren Stolzes: du hast von alledem nichts gehabt. Du bist schuld, daß dem Glauben an dich jetzt das Mißtrauen gefolgt ist. Du hast den Frieden dieser arbeitsamen und bescheidenen Familie, die hier auf schweren Wegen vorwärtskommen wollte, zerstört ... Den ersten Fehlern ist man ein erstes Verzeihen schuldig. Fang nicht wieder an. Wir sind hier in schwieriger Lage, sei vorsichtig, höre auf deine Schwester. Das Unglück ist ein Lehrmeister, und sein harter Unterricht hat bei ihr gut angeschlagen: sie ist ernst geworden, sie ist Mutter, sie trägt um unseres lieben David willen die ganze Last des Hausstandes; sie ist durch deine Schuld mein einziger Trost geworden." „Du hättest noch strenger sein können," sagte Lucien und küßte seine Mutter. „Ich nehme deine Verzeihung an, sie soll die einzige sein, die ich jemals brauche."

Eva kam zurück, und an der demütigen Haltung ihres Bruders sah sie, daß Frau Chardon gesprochen hatte. Sie war gütig genug, daß sie ihm zulächelte, und Lucien antwortete mit unterdrückten Tränen. Die Gegenwart hat etwas wie einen Zauber an sich, sie verwandelt die feindlichsten Stimmungen zwischen Liebenden wie zwischen Familienangehörigen, so stark auch die Gründe zur Unzufriedenheit sein mögen. Hinterläßt die Liebe Bahnen im Herzen, die man gerne wieder geht? Gehört diese Erscheinung in das Gebiet des animalischen Magnetismus?

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Gebietet die Vernunft, daß man sich entweder niemals wiedersieht oder sich verzeiht? Mag diese Wirkung der Überlegung, einer physischen Ursache oder der Seele angehören, jeder muß erfahren haben, daß die Blicke, die Gebärden, die Bewegungen eines geliebten Menschen bei denen, die er noch so sehr gekränkt, bekümmert oder mißhandelt hat, auf Spuren von Zuneigung stoßen. Der Geist vergißt schwer; das Interesse leidet noch, aber das Herz hat sich trotz allem schon wieder in die Knechtschaft gefunden. So war denn die arme Schwester, als sie bis zur Stunde des Frühstücks die Bekenntnisse ihres Bruders anhörte, nicht Herrin ihrer Augen, wenn sie ihn ansah, und nicht ihres Tones, wenn sie ihr Herz sprechen ließ. Sie lernte nun die Elemente des literarischen Lebens in Paris kennen und verstand, wie Lucien in dem Kampf hatte unterliegen können. Die Freude des Dichters, als er mit dem Kind seiner Schwester spielte, seine kindlich frohen Einfälle, das Glück, seine Heimat und die Seinen wiederzusehen, dazu der tiefe Kummer, daß David sich versteckt halten mußte, die melancholischen Worte, die Lucien entfielen, seine Rührung, als er sah, daß seine Schwester sich in all ihren Nöten seiner Liebhaberei erinnert und Erdbeeren besorgt hatte: all das bis zu der Verpflichtung, den verlorenen Sohn unterzubringen und sich um ihn zu kümmern, machte aus diesem Tage ein Fest. Es war wie eine Rast im Elend. Selbst der alte Séchard brachte die Gefühle der beiden Frauen nicht zur Umkehr, als er sagte: „Sie feiern ihn, als ob er Tausende mit nach Hause brächte."

„Aber was hat denn mein Bruder getan, daß wir ihn nicht feiern sollten!" rief Frau Séchard, die ängstlich darauf bedacht war, Luciens Schande zu verbergen.

Trotzdem drangen, nachdem die ersten Zärtlichkeiten vorbei waren, die wahren Farben durch. Lucien bemerkte bald, wie anders Eva ihn jetzt liebte als früher. David

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

war aufs tiefste verehrt, während Lucien nur trotz alledem geliebt wurde, wie man eine Geliebte trotz allem Unheil, das sie bringt, lieb hat. Die Achtung, die Grundlage, die all unseren Gefühlen notwendig ist, ist der feste Stoff, der ihnen eine gewisse Sicherheit, der ihnen die Zuverlässigkeit gibt, die das Leben braucht. Sie fehlte zwischen Frau Chardon und ihrem Sohn und auch zwischen Bruder und Schwester. Lucien fühlte, daß er nicht mehr das ganze Vertrauen besaß, das man in ihn gesetzt hätte, wenn seine Ehre fleckenlos geblieben wäre. Die Auffassung, die in d'Arthez' Brief über ihn lag, war die seiner Schwester geworden, und sie verriet sich in den Gebärden, in den Blicken, im Tonfall. Lucien wurde bedauert, aber er hatte einmal der Ruhm, der Stolz der Familie, der Held des heimischen Herdes werden wollen, und all diese schönen Hoffnungen waren rettungslos dahin. Man fürchtete seinen Leichtsinn so sehr, daß man ihm das Asyl verbarg, in dem David lebte. Eva war gegen die Zärtlichkeiten, von denen die Äußerungen von Luciens Neugier begleitet waren, unerschütterlich; er wollte gern seinen Bruder sehen, aber sie war nicht mehr die Eva von Houmeau, für die einst ein einziger Blick Luciens ein unwiderstehlicher Befehl gewesen war. Lucien sprach davon, er wolle sein Unrecht wieder gutmachen, und vermaß sich, David zu retten. Eva antwortete ihm: „Mische dich nicht ein; unsere Gegner sind die perfidesten und schlauesten Menschen."

Lucien warf den Kopf zurück, wie wenn er sagen wollte: ‚Ich habe mit Parisern gekämpft,' aber seine Schwester antwortete mit einem Blick, der bedeutete: ‚Du bist besiegt worden.'

‚Man liebt mich nicht mehr,' dachte Lucien. ‚In der Familie ist also wie in der Welt der Erfolg alles.'

Schon am zweiten Tage wurde der Dichter, als er versuchte, sich das geringe Vertrauen seiner Mutter und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

seiner Schwester zu erklären, von Gedanken erfüllt, in denen zwar kein Haß lag, aber hochmütiger Kummer. Er legte den Maßstab des Pariser Lebens an dieses zurückgezogene Provinzleben an und vergaß, daß die geduldige Enge dieses entsagungsvollen Heimes sein eigenes Werk war.

‚Sie sind kleinbürgerlich, sie können mich nicht verstehen,' sagte er sich und trennte sich so von der Schwester, der Mutter und Séchard, die er nicht mehr über seinen Charakter und über seine Zukunft täuschen konnte.

Eva und Frau Chardon, bei denen durch so viele Schläge und Mißgeschicke der Ahnungssinn sehr geschärft worden war, errieten Luciens geheimste Gedanken, fühlten sich falsch beurteilt und sahen, wie er sich von ihnen entfernte.

‚Paris hat ihn uns sehr verändert,' sagten sie sich. Sie pflückten jetzt die Frucht des Egoismus, den sie selbst großgezogen hatten. Auf beiden Seiten mußte dieser leichte Keim des Unfriedens weitergären, und er tat es. Aber hauptsächlich bei Lucien, der fühlte, wie sehr er die Vorwürfe verdiente. Eva war eine von den Schwestern, die einem Bruder, der gefehlt hat, sagen können: ‚Vergib mir dein Unrecht!' Wenn das Band der Seelen vollkommen gewesen ist, wie im Anfang des Lebens zwischen Eva und Lucien, wird jede Verletzung dieses schönen Bundes zu einer tödlichen Wunde. Wo Ruchlose sich nach Dolchstichen wieder vertragen, da brechen Liebende um eines Blickes, um eines Wortes willen unwiderruflich. In dieser Erinnerung an die vermeintliche Vollkommenheit eines Herzensbundes liegt das Geheimnis von Trennungen, die oft unerklärlich aussehen. Man kann mit einer Enttäuschung im Herzen leben, wenn die Vergangenheit nicht das Bild einer reinen und ungetrübten Gemeinschaft bietet; aber für zwei Wesen, die einmal völlig eins waren, wird das Leben unerträglich, wenn bei jedem Blick

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und bei jedem Wort Vorsicht nötig ist. So lassen denn auch die großen Dichter ihre Paul und Virginie jung sterben. Könnte man sich Paul und Virginie vorstellen, wie sie miteinander böse wären? Zum Lobe Evas und Luciens muß gesagt werden, daß die Interessen, die so stark verletzt waren, diese Wunden keineswegs schlimmer machten: bei der tadellosen Schwester wie beim Dichter, der sich verfehlt hatte, war alles Gefühl; daher konnte das geringste Mißverständnis, der kleinste Streit, ein neuer Fehler Luciens sie auseinander bringen oder einen Streit hervorrufen, der genügte, die Familie unwiderruflich zu spalten. In Geldsachen ist alles in Ordnung zu bringen; aber die Gefühle sind unbarmherzig.

Am nächsten Tage erhielt Lucien eine Nummer der Angoulêmer Zeitung und wurde vor Vergnügen blaß, als er sah, daß er Gegenstand einer der ersten Nachrichten aus Angoulême in diesem achtbaren Blatte war, das, wie die Akademien der Provinz, als wohlerzogene Tochter nach Voltaires Wort nie von sich reden machte: „Mag die Franche-Comté stolz darauf sein, Victor Hugo, Charles Nodier und Cuvier geboren zu haben; die Bretagne auf Chateaubriand und Lamennais; die Normandie auf Casimir Delavigne; die Touraine auf den Verfasser der Eloa: heute braucht das Angoumois, wo schon unter Ludwig XIII. der berühmte Guez, der unter dem Namen von Balzac bekannt war, unser Landsmann gewesen ist, diese Provinzen nicht mehr zu beneiden; und ebensowenig das Limousin, das Dupuytren hervorgebracht hat, oder die Auvergne, die Heimat von Montlosier, noch Bordeaux, das das Glück gehabt hat, so viele große Männer hervorzubringen; auch wir haben einen Dichter! Der Verfasser der schönen Sonette, die den Titel ‚Margueriten' führen, genießt zugleich den Ruhm des Lyrikers und den des Romanschriftstellers, denn wir verdanken ihm auch den

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

prächtigen Roman ‚Der Bogenschütze Karls IX.' Eines Tages werden unsere Nachkommen stolz darauf sein, daß sie Lucien Chardon, einen Rivalen Petrarcas, zum Landsmann haben!!!"

In den Provinzzeitungen dieser Zeit glichen die Huldigungen den Hurrarufen, mit denen man in England die Speeches der Meetings begrüßt.

„Trotz seinen hervorragenden Erfolgen in Paris hat sich unser junger Dichter erinnert, daß das Hotel Bargeton die Wiege seiner Triumphe gewesen ist, daß die Aristokratie des Angoumois zuerst seinen Dichtungen zugejubelt hat; daß die Gattin des Herrn Grafen du Châtelet, des Präfekten unseres Departements, seine ersten Schritte auf der Laufbahn der Musen ermutigt hatte, und er ist zu uns zurückgekehrt! ... Unser ganzes Houmeau war freudig erregt, als man gestern unsern Lucien von Rubempré wiedersah. Die Nachricht von seiner Rückkehr hat überall das lebhafteste Aufsehen gemacht. Es ist sicher, daß die Stadt Angoulême sich nicht in den Ehren überflügeln lassen will, mit denen man, wie man sagt, den Mann begrüßen will, der in der Presse wie in der Literatur unsere Stadt in Paris so glorreich vertreten hat. Lucien, der zugleich religiöser Dichter und Royalist ist, hat der Wut der Parteien getrotzt; er ist, wie man sagt, zu uns gekommen, um sich von den Anstrengungen eines Kampfes auszuruhen, der noch stärkere Helden ermatten könnte, als es Menschen der Poesie und der Träumerei sind.

Mit einem überaus politischen Gedanken, dem wir unsern Beifall zollen und den, wie man sagt, die Frau Gräfin du Châtelet zuerst gehabt hat, ist man darauf gekommen, unserm großen Dichter den Titel und Namen der berühmten Familie von Rubempré verleihen zu wollen, deren einzige Erbin Frau Chardon, seine Mutter, ist. So durch Talente und neuen Ruhm die alten Familien zu verjüngen,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

die nahe am Verlöschen sind, ist von seiten des unsterblichen Begründers der Charte ein neuer Beweis für seinen unaufhörlichen Wunsch, der in den Worten ausgedrückt ist: Einigkeit und Vergessen.

Unser Dichter ist bei seiner Schwester, Frau Séchard, abgestiegen."

In der Rubrik der Lokalnachrichten aus Angoulême fanden sich noch die folgenden Nachrichten:

„Unser Präfekt, der Herr Graf du Châtelet, der schon zum ordentlichen Kammerherrn Seiner Majestät ernannt worden ist, ist soeben wirklicher Staatsrat geworden.

Gestern haben alle hohen Beamten dem Herrn Präfekten ihre Aufwartung gemacht.

Die Frau Gräfin Sixtus du Châtelet empfängt alle Donnerstage.

Der Maire von Escarbas, Herr von Nègrepelisse, der Repräsentant des jüngeren Zweiges der d'Espard, der Vater der Frau du Châtelet, der jüngst zum Grafen, zum Pair von Frankreich und zum Kommandeur des königlichen Ordens vom heiligen Ludwig ernannt worden ist, soll dazu ausersehen sein, bei den nächsten Wahlen dem großen Wahlkollegium von Angoulême zu präsidieren."

„Hier, lies," sagte Lucien zu seiner Schwester und reichte ihr das Zeitungsblatt.

Eva las den Artikel aufmerksam und gab dann das Blatt Lucien mit nachdenklichem Gesicht zurück.

„Was sagst du dazu?" fragte Lucien, der über ihre Zurückhaltung, die fast wie Kälte aussah, erstaunt war. „Mein Lieber," antwortete sie, „diese Zeitung gehört den Cointet. Sie haben es völlig in der Hand, was für Artikel darin erscheinen, und nur von der Präfektur oder von der bischöflichen Kanzlei kann ein Druck auf sie ausgeübt werden. Hältst du deinen früheren Nebenbuhler, unsern

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

jetzigen Präfekten, für so edelmütig, daß er dermaßen dein Lob singt? Vergißt du, daß die Cointet uns unter dem Namen Métivier den Prozeß machen und ohne Zweifel David dazu bringen wollen, sie an seinen Entdeckungen zu beteiligen? Von welcher Seite auch dieser Artikel kommen mag, beunruhigt er mich. Du hast hier nur Haß und Eifersucht erregt; man hat dich verleumdet, und man konnte das Sprichwort anwenden: ‚Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterland', und nun soll alles in einem Augenblick anders sein." „Du kennst die Eitelkeit der Provinzstädte nicht," erwiderte Lucien. „In einer kleinen Stadt des Südens hat man einen jungen Mann, der bei der alljährlichen Preisverteilung den Ehrenpreis bekommen hatte, an den Toren im Triumph begrüßt, weil man in ihm den künftigen großen Mann sah." „Höre mich, lieber Lucien, ich will dir keine Predigt halten, ich sage dir alles in einem Wort: Hier mußt du im kleinsten Mißtrauen haben." „Du hast recht," sagte Lucien, war aber überrascht, seine Schwester so wenig begeistert zu finden.

Der Dichter war vor Freude außer sich, daß sich seine klägliche und schmähliche Rückkehr nach Angoulême in einen Triumph verwandelt hatte.

„Ihr glaubt nicht an das bißchen Ruhm, das uns so teuer zu stehen kommt!" rief Lucien, nachdem er eine Stunde geschwiegen hatte. Inzwischen hatte es sich wie ein Gewitter in seinem Herzen zusammengeballt.

Statt jeder Antwort sah Eva Lucien an, und dieser Blick genügte, daß er sich seiner Beschuldigung schämte.

Kurz nach dem Essen brachte ein Schreiberlehrling der Präfektur einen Brief, der an Herrn Lucien Chardon adressiert war, und der die Sache zugunsten der Eitelkeit des Dichters zu entscheiden schien; die vornehme Welt schien ihn der Familie abspenstig machen zu wollen.

Der Brief enthielt die folgende Einladung:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Graf Sixtus du Châtelet und Gräfin du Châtelet bitten Herrn Lucien Chardon, am 15. September ihnen die Ehre zu geben, bei ihnen zu speisen. U. A. w. g."

Diesem Brief lag folgende Visitenkarte bei:

Graf Sixtus du Châtelet
Ordentlicher Kammerherr des Königs,
Präfekt der Charente, Staatsrat.

„Sie stehen in Gunst," sagte der alte Séchard. „Man spricht von Ihnen in der Stadt wie von einem großen Tier. Angoulême und Houmeau streiten sich untereinander, wer Ihnen Kränze flechten soll." „Liebe Eva," sagte Lucien der Schwester ins Ohr, „ich befinde mich wieder völlig in der Lage wie in Houmeau an dem Tage, wo ich zu Frau von Bargeton gehen sollte: ich habe für das Diner des Präfekten keinen Anzug." „Du willst also diese Einladung annehmen?" rief Frau Séchard erschreckt.

Es entstand über die Frage, ob er zur Präfektur gehen sollte oder nicht, ein Streit zwischen Bruder und Schwester. Der klare Verstand der Frau aus der Provinz sagte Eva, man dürfte sich in der großen Welt nur mit lachendem Gesicht, in tadellosem Kostüm und Auftreten zeigen; aber sie wollte ihren wahren Gedanken verbergen: Wohin würde das Diner des Präfekten Lucien führen? Was kann die große Welt von Angoulême für ihn sein? Ist nicht irgend etwas gegen ihn im Werke? Lucien sagte schließlich, bevor er schlafen ging, zu seiner Schwester: „Du kennst meinen Einfluß nicht! Die Frau des Präfekten fürchtet den Journalisten; und überdies steckt in der Gräfin du Châtelet immer noch Louise von Nègrepelisse! Eine Frau, die so viel Gunst erlangt hat, kann David retten! Ich werde ihr von der Entdeckung, die mein Bruder gemacht hat, sprechen, und es wird eine Kleinigkeit für sie sein,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

im Ministerium eine Beihilfe von zehntausend Franken zu erlangen."

Um elf Uhr nachts wurden Lucien, seine Schwester, seine Mutter, der alte Séchard, Marion und Kolb von der Stadtmusik geweckt, der sich die Regimentskapelle angeschlossen hatte. Die Place du Mûrier stand voller Menschen. Die jungen Leute von Angoulême brachten Lucien Chardon von Rubempré ein Ständchen. Lucien stand am Fenster seiner Schwester und sprach nach dem letzten Stück unter tiefem Schweigen der Menge die folgenden Worte: „Ich danke meinen Landsleuten für die Ehre, die sie mir erweisen, ich will versuchen, sie zu verdienen; verzeihen Sie mir, daß ich nichts weiter sage, ich bin so bewegt, daß ich nicht fortfahren kann." „Es lebe der Dichter des ‚Bogenschützen Karls IX.'!..." „Es lebe der Dichter der ‚Margueriten'!" „Es lebe Lucien von Rubempré!"

Nach diesen drei Salven, die von etlichen Stimmen abgegeben wurden, wurden drei Kränze und Sträuße geschickt zum Fenster hineingeworfen. Zehn Minuten später war die Place du Mûrier leer, und es herrschte wieder Schweigen auf ihr.

„Zehntausend Franken wären mir lieber," sagte der alte Séchard und drehte die Kränze und die Sträuße mit grinsendem Gesicht hin und her. „Aber Sie haben ihnen Margueriten gegeben, und man gibt Ihnen Sträuße dafür: es ist ein richtiges Blumengeschäft." „Also das ist die Achtung, die Sie vor den Huldigungen haben, die mir meine Mitbürger darbringen!" rief Lucien, auf dessen Mienen nichts mehr von Melancholie zu sehen war; er strahlte vor Genugtuung. „Wenn Sie die Menschen kennten, Papa Séchard, wüßten Sie, daß es im Leben keine zwei solche Augenblicke gibt. Nur einer wahrhaften Begeisterung verdankt man solche Triumphe! — Dies, liebe Mutter, gute Schwester, tilgt vielen Kummer."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Lucien umarmte Mutter und Schwester, wie man sich in den Augenblicken umarmt, wo die Freude so überströmend groß wird, daß man sie in das Herz eines geliebten Menschen ausströmen lassen muß. ‚Wenn ein Schriftsteller, den der Erfolg berauscht,' hatte eines Tages Bixiou gesagt, ‚gerade keinen Freund zur Hand hat, umarmt er seinen Portier.'

„Nun, liebes Kind," sagte er zu Eva, „warum weinst du? Oh, es ist vor Freude ..." „Ach," sagte Eva, bevor sie wieder schlafen gingen, zu ihrer Mutter, als sie allein waren, „in so einem Dichter steckt, glaube ich, etwas von einem hübschen Weibe zweifelhafter Sorte." „Du hast recht," antwortete die Mutter und nickte mit dem Kopf. „Lucien hat schon alles vergessen; nicht nur sein Unglück, sondern auch unseres."

Mutter und Tochter trennten sich, ohne daß sie wagten, einander alles zu sagen, was sie dachten.

In den Ländern, die von der sozialen Insubordination, die unter dem Wort Gleichheit versteckt ist, verzehrt werden, ist jeder Triumph eines der Wunder, die nicht, wie manche Wunder früherer Zeiten, ohne Mithilfe geschickter Maschinisten zustande kommen. Von zehn Huldigungen, die zehn lebenden Männern dargebracht und vom Vaterlande vergeben werden, kennen in neun Fällen die ruhmreich Gekrönten die Ursachen nicht. War nicht der Triumph Voltaires auf den Brettern des Théâtre Français der Triumph der Philosophie seines Jahrhunderts? In Frankreich bekommt man nur einen Triumph, wenn die ganze Welt sich auf dem Haupte des Triumphators mitkrönt. Und so hatten die zwei Frauen mit ihren Ahnungen recht. Der Erfolg des großen Mannes der Provinz stand zu sehr in Widerspruch mit den starren Sitten von Angoulême, als daß er nicht von Interessen oder von einem begeisterten Maschinisten in Szene gesetzt sein mußte, und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

beiderlei solche Tätigkeit hinter den Kulissen ist nichtswürdig. Eva war, wie übrigens die meisten Frauen, aus dem Gefühl heraus und, ohne sich dafür Rechenschaft ablegen zu können, mißtrauisch. Sie fragte sich vor dem Einschlafen: ‚Wer liebt denn hier meinen Bruder so, daß er die Leute für ihn in Aufregung gebracht hat? Und überdies sind die ‚Margueriten' noch gar nicht veröffentlicht. Wie kann man ihn wegen eines Erfolgs bejubeln, der erst kommen soll?...'

Dieser Triumph war in der Tat das Werk des kleinen Petit-Claud. An dem Tage, an dem der Pfarrer von Marsac ihm Luciens Rückkehr mitgeteilt hatte, war der Advokat zum erstenmal zum Diner bei Frau von Senonches, bei der er offiziell um die Hand ihres Mündels anhalten mußte. Es war eins der Familiendiners, deren Feierlichkeit sich mehr durch die Toiletten als die Zahl der Gäste verrät. Man ist zwar im Kreis der Familie, aber man weiß, daß etwas Bedeutungsvolles vorgeht, und die Absichten sehen hinter aller würdevollen Haltung hervor. Françoise war angezogen, als ob sie zur Schau gestellt werden sollte. Frau von Senonches hatte die Fahnen ihrer ausgesuchtesten Toilette aufgepflanzt. Herr du Hautoy war im schwarzen Rock. Herr von Senonches, dem seine Frau die Ankunft der Frau du Châtelet, die sich zum erstenmal bei ihr zeigen sollte, und den Antrittsbesuch eines Erkorenen für Françoise gemeldet hatte, war von dem Schloß der Pimentel zurückgekehrt. Cointet, der seinen schönsten kastanienbraunen Rock mit geistlichem Schnitt trug, stellte auf seiner Brust einen Diamanten im Wert von sechstausend Franken zur Schau, der die Rache des reichen Kaufmanns an der armen Aristokratie bedeutete. Petit-Claud hatte sich zwar rasiert, die Haare gefärbt und sich mit Seife gewaschen, aber seine kleine, vertrocknete Miene hatte er nicht abwaschen können. Man mußte diesen schmächtigen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Advokaten, der in seinen Kleidern eingezwängt war, einer kalten Schlange vergleichen; aber die Hoffnung erhöhte die Lebhaftigkeit seiner Elsternaugen so sehr, er hatte so viel hochmütige Kälte in seinem Gesicht und so viel Steifheit in seinem Wesen, daß er es gerade noch zu der würdevollen Art eines ehrgeizigen kleinen Prokurators brachte. Frau von Senonches hatte ihre Getreuen gebeten, von dem ersten Besuch eines Freiwerbers um die Hand ihres Mündels und von dem Erscheinen der Präfektin doch ja nirgends ein Wort zu sagen, und sie konnte sich daher darauf verlassen, ihre Salons gefüllt zu sehen. In der Tat hatten der Herr Präfekt und seine Frau ihre offiziellen Antrittsbesuche durch Karten erledigt und hatten sich die Ehre ihres persönlichen Besuchs als ein Mittel von besonderer Wirkung aufgespart. So war denn die Aristokratie von Angoulême von einer so starken Neugier besessen, daß mehrere Personen aus dem Lager der Chandour sich vornahmen, ins Hotel Bargeton zu kommen — denn man wollte hartnäckig dieses Haus nicht Hotel Senonches nennen. Die Proben von dem Einfluß der Gräfin du Châtelet hatten mancherlei Ehrgeiz wachgerufen; und überdies, hieß es, wäre sie dermaßen zu ihrem Vorteil verändert, daß jeder sich selbst davon überzeugen wollte. Als Petit-Claud unterwegs die große Nachricht von der Gunst hörte, die Zéphirine von der Präfektin erlangt hatte, daß sie ihr den Künftigen der lieben Françoise vorstellen dürfte, kam ihm der Gedanke, er könnte aus der schiefen Lage, in die Luciens Rückkehr Louise von Nègrepelisse brachte, Vorteil ziehen.

Herr und Frau von Senonches hatten, als sie ihr Haus kauften, so drückende Verpflichtungen auf sich genommen, daß es ihnen als echten Provinzmenschen nicht eingefallen war, die geringste Veränderung vorzunehmen. Daher war das erste Wort Zéphirinens zu Louise, als sie ihr, um sie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu empfangen, entgegenging: „Liebe Louise, sehen Sie, Sie sind hier noch zu Hause!“ Dabei wies sie auf den kleinen Kronleuchter mit den Kristallgehängen, auf das Holzgetäfel und die Möbel, die Lucien einst so entzückt hatten. „Liebe, daran will ich mich am wenigsten erinnern,“ sagte die Frau Präfektin mit anmutiger Liebenswürdigkeit und sah sich prüfend in der Versammlung um.

Alle mußten sich gestehen, daß Louise von Nègrepelisse sich selbst nicht mehr gleich sah. Die Pariser Welt, in der sie anderthalb Jahre gewesen war, das erste Glück der Ehe, das die Frau ebenso verwandelt hatte, wie Paris die Provinzialin umgestaltet hatte, die besondere Art Würde, die die Macht verleiht, all das machte die Gräfin du Châtelet zu einer Frau, die der Frau von Bargeton nicht mehr glich, als ein zwanzigjähriges Mädchen seiner Mutter ähnlich sieht. Sie trug ein entzückendes Häubchen aus Spitzen und Blumen, das mit einer Diamantnadel graziös befestigt war. Ihre à l'anglaise gescheitelten Haare standen ihr gut zu Gesicht und verjüngten sie, indem sie die scharfen Linien verbargen. Sie trug ein Kleid aus Foulardseide mit einer Spitzentaille und mit entzückenden Fransen, dessen Schnitt von der berühmten Victorine stammte und ihre Figur schön zur Geltung brachte. Ihre Schultern waren von einem Spitzenfichu bedeckt und unter einer Gazebinde kaum zu sehen, die sehr geschickt an ihrem zu langen Halse angebracht war. Sie spielte mit den reizenden Sächelchen, mit denen die Provinzfrauen nie umzugehen verstehen: ein Riechdöschen pendelte an einer Kette von ihrem Armreif herunter; in der Hand hielt sie ihren Fächer und ihr zerknittertes Taschentuch, ohne irgendwie sich dadurch gestört zu zeigen. Der erlesene Geschmack der geringsten Kleinigkeiten, die Haltung und die Manieren, die sie der Marquise d'Espard abgeguckt hatte, alles zeigte, daß Louise eine gelehrige Schülerin des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Faubourg Saint-Germain gewesen war. Den alten Empiregeck hingegen hatte die Ehe so heruntergebracht, daß er den Melonen zu vergleichen war, die gestern noch grün waren und in einer einzigen Nacht gelb geworden sind. Als man auf dem blühenden Gesicht seiner Frau die Frische sah, die er verloren hatte, flüsterte man sich die üblichen Provinzspäße ins Ohr und tat das mit um so größerem Vergnügen, als alle Frauen über die neue Überlegenheit der früheren Königin von Angoulême rasend waren: der zähe Eindringling mußte für seine Frau büßen. Ausgenommen Herrn von Chandour und seine Frau, den seligen Bargeton, Herrn von Pimentel und die Rastignac, war in dem Salon ungefähr dieselbe Gesellschaft versammelt wie damals, als Lucien seine Vorlesung darin gehalten hatte, denn auch der Herr Bischof kam mit seinen Generalvikaren. Petit-Claud, der von dem Schauspiel der Aristokratie des Angoumois, in die hineinzukommen er noch vor vier Monaten nie hatte hoffen können, gepackt war, fühlte, wie sein Haß gegen die oberen Klassen sich legte. Er fand die Gräfin du Châtelet entzückend und sagte sich: ‚Das ist die Frau, die mich zum Substituten machen kann.'

Louise plauderte mit jeder der anwesenden Frauen, wobei sie den Ton ihrer Unterhaltung je nach der Bedeutung der Person und nach der Art, wie sie sich bei ihrer Flucht mit Lucien verhalten hatte, abstufte, und zog sich dann mit dem Bischof in das Boudoir zurück. Zéphirine nahm jetzt Petit-Claud, dem das Herz schlug, beim Arm und führte ihn in das Boudoir, in dem das Unglück Luciens begonnen hatte, und in dem es sich vollenden sollte.

„Dies ist Herr Petit-Claud, meine Liebe; ich empfehle ihn dir um so lebhafter, als alles, was du für ihn tust, ohne Frage meinem Mündel nützen wird." „Sie sind

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Anwalt, Herr Petit-Claud?" fragte die erhabene Tochter der Nègrepelisse und maß Petit-Claud mit den Augen. „Ach ja, Frau Gräfin."

Niemals in seinem ganzen Leben hatte der Schneidersohn aus Houmeau Gelegenheit gehabt, diese zwei Worte auszusprechen; es schien aber auch, als ob ihm der Mund ganz voll davon wäre.

„Aber", fuhr er fort, „es hängt von der Frau Gräfin ab, mich zur Staatsanwaltschaft zu bringen. Es heißt, Herr Milaud gehe nach Nevers ..." „Aber", erwiderte die Gräfin, „ist man nicht zuerst zweiter und dann erster Substitut?... Ich möchte gern, daß Sie gleich erster Substitut werden ... Damit ich mich für Sie interessiere und Ihnen diese Gunst verschaffe, brauche ich einige Gewißheit über Ihre Treue gegen die Legitimität, die Religion und hauptsächlich Herrn von Villèle." „O, Frau Gräfin," versetzte Petit-Claud und näherte sich ihrem Ohre, „ich bin einer, der dem König absoluten Gehorsam leistet." „Das eben brauchen wir jetzt," erwiderte sie und trat zurück, um ihm nahezulegen, daß sie nichts mehr ins Ohr gesagt haben wollte. „Wenn Sie Frau von Senonches immer zusagen, können Sie auf mich rechnen," fügte sie hinzu und machte mit ihrem Fächer eine königliche Bewegung. „Frau Gräfin," sagte Petit-Claud, der Cointet an der Tür des Boudoirs auftauchen sah, „Lucien ist hier." „Nun, und —, mein Herr?" antwortete die Gräfin in einem Ton, der jedes weitere Wort in der Kehle eines gewöhnlichen Menschen erstickt hätte. „Die Frau Gräfin versteht mich nicht," erwiderte Petit-Claud im respektvollsten Tone, „ich will ihr einen Beweis meines Gehorsams geben. Wie wünscht die Frau Gräfin, daß der große Mann, den sie gemacht hat, in Angoulême aufgenommen wird? Es gibt kein Mittelding. Er muß hier entweder ein Gegenstand der Verachtung oder des Ruhmes sein."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Louise von Nègrepelisse hatte an dieses Dilemma nicht gedacht, an dem sie offenbar mehr wegen der Vergangenheit als wegen der Gegenwart interessiert war. Von der Stimmung nun, die die Gräfin zurzeit Lucien gegenüber hatte, hing das Gelingen des Planes ab, den der Advokat geschmiedet hatte, um Séchard verhaften zu können.

„Herr Petit-Claud," sagte sie und nahm eine hochmütige und würdevolle Haltung an, „Sie wollen es erreichen, zur Regierung zu kommen; beachten Sie, daß das erste Regierungsprinzip sein muß, nie unrecht gehabt zu haben, und daß die Frauen noch besser als die Regierungen den Instinkt der Macht und das Gefühl ihrer Würde haben."

„Das ist genau, was ich dachte, Frau Gräfin," antwortete er lebhaft, wobei er die Gräfin, ohne daß sie es sehen sollte, sehr aufmerksam beobachtete. „Lucien ist hier im größten Elend angekommen. Aber wenn er hier eine Huldigung empfangen soll, so kann ich ihn ebenso, gerade auf Grund der Huldigung, zwingen, Angoulême, wo seine Schwester und sein Schwager David Séchard den heftigsten gerichtlichen Verfolgungen ausgesetzt sind, zu verlassen."

Louise von Nègrepelisse ließ auf ihrem Gesicht eine leichte Regung sehen, die gerade dadurch hervorgebracht wurde, daß sie das Vergnügen, das ihr diese Worte bereiteten, unterdrücken wollte. Sie war überrascht, daß sie so gut verstanden wurde, und sah Petit-Claud über ihren Fächer weg an, denn eben trat Françoise de la Haye ein, und sie hatte so Zeit, sich auf eine Antwort zu besinnen.

„Herr Petit-Claud," sagte sie mit bezeichnendem Lächeln, „Sie werden bald königlicher Prokurator sein..."

War damit nicht alles gesagt, ohne daß sie sich kompromittierte?

„O, Frau Gräfin," rief Françoise und trat näher, um der Präfektin zu danken, „ich verdanke Ihnen also das Glück meines Lebens."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Sie sagte ihrer Gönnerin, während sie sich mit der Bewegung eines halbwüchsigen Mädchens zu ihr neigte, ins Ohr: „Als Frau eines Provinzadvokaten wäre ich zu Tode gemartert worden."

Wenn Zéphirine sich so Louise an den Hals warf, so war es Francis gewesen, der sie dazu gebracht hatte. Es fehlte ihm nicht an einer gewissen Kenntnis der bureaukratischen Welt.

‚In den ersten Tagen jedes Regierungsantrittes, mag es sich um einen Präfekten, um eine Dynastie oder um einen industriellen Betrieb handeln,' hatte der frühere Generalkonsul zu seiner Freundin gesagt, ‚findet man die Leute immer Feuer und Flamme, einem dienstfertig zu sein; aber sie merken bald die Unbequemlichkeiten der Protektion und erstarren zu Eis. Heute tut Louise für Petit-Claud Schritte, die sie in einem Vierteljahr nicht einmal mehr für ihren Mann tun möchte.'

„Denkt die Frau Gräfin", sagte Petit-Claud, „an alle Verpflichtungen, die mit dem Triumph unseres Dichters zusammenhängen? Sie wird Lucien im Lauf der zehn Tage, die unsere Narrheit dauert, empfangen müssen."

Die Präfektin nickte zur Verabschiedung Petit-Clauds mit dem Kopf und erhob sich, um mit Frau von Pimentel zu plaudern, die ihren Kopf an der Boudoirtür zeigte. Die Marquise war von der Nachricht über die Erhebung des kleinen, alten Nègrepelisse zur Pairswürde überrascht worden, und sie hielt es für nötig, einer Frau zu schmeicheln, die geschickt genug war, durch Begehung eines scheinbaren Fehlers ihren Einfluß zu erhöhen.

„Sagen Sie mir doch, meine Liebe, warum Sie sich die Mühe gegeben haben, Ihren Vater in die Pairskammer zu bringen," fragte die Marquise in einem vertraulichen Gespräch, in dem sie vor der Überlegenheit ‚ihrer lieben' Louise das Knie beugte. „Meine Liebe, man hat mir

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

diese Gunst um so lieber bewilligt, als mein Vater keine Söhne hat und immer für die Krone stimmen wird; aber wenn ich Jungen bekomme, denke ich wohl, daß mein Ältester den Titel, das Wappen und die Pairswürde seines Großvaters übernehmen wird."

Frau von Pimentel sah mit Kummer, daß ihr zur Verwirklichung ihres Wunsches, ihrem Gemahl die Pairswürde zu verschaffen, eine Frau, deren Ehrgeiz sich schon auf ihre künftigen Kinder erstreckte, nicht beistehen würde.

„Ich habe die Präfektin!" sagte Petit-Claud beim Fortgehen zu Cointet, „und ich verspreche Ihnen Ihren Gesellschaftsvertrag. In einem Monat bin ich erster Substitut, und Sie bekommen Séchard in die Hand. Helfen Sie mir jetzt einen Nachfolger für meine Praxis suchen, ich habe sie in fünf Monaten zur ersten von Angoulême gemacht." „Man brauchte Sie nur aufs Pferd zu setzen," sagte Cointet, der fast neidisch auf sein Werk war.

Jeder kann jetzt merken, wie der Triumph Luciens in seiner Vaterstadt zustande gekommen war. Nach der Art jenes Königs von Frankreich, der für das, was dem Herzog von Orléans geschehen war, keine Rache nehmen wollte, wollte Louise sich nicht an die Beleidigungen erinnern, denen in Paris Frau von Bargeton ausgesetzt gewesen war. Sie wollte die Gönnerin Luciens sein, ihn mit ihrer Protektion erdrücken und ihn auf anständige Weise loswerden. Petit-Claud, der von der ganzen Intrige, die in Paris gespielt hatte, durch den Klatsch Kenntnis bekommen hatte, hatte den lebhaften Haß richtig erraten, den die Frauen gegen den Mann hegen müssen, der es nicht verstanden hat, sie in dem Augenblick zu lieben, wo sie Lust hatten, sich lieben zu lassen.

Am Tage nach der Huldigung, die die Vergangenheit Louisens von Nègrepelisse rechtfertigen sollte, fand sich

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Petit-Claud, um Lucien vollends zu benebeln und ihn in die Hand zu bekommen, an der Spitze von sechs jungen Leuten der Stadt, lauter früheren Schulkameraden Luciens, bei Frau Séchard ein.

Diese Deputation war an den Verfasser der ‚Margueriten' und des ‚Bogenschützen Karls IX.' von seinen Mitschülern abgesandt worden, um ihn zu bitten, dem Bankett beizuwohnen, das sie dem großen Manne, der aus ihren Reihen hervorgegangen war, geben wollten.

„Sieh da, Petit-Claud!" rief Lucien. „Deine Rückkehr", sagte Petit-Claud zu ihm, „hat unsere Selbstliebe angeregt, unser Ehrgeiz wurde angestachelt, wir haben uns zusammengetan und bereiten einen prächtigen Schmaus für dich vor. Unser Direktor und unsere Professoren werden da sein, und so, wie die Dinge stehen, werden ohne Zweifel auch die Behörden nicht fehlen." „Und für welchen Tag?" fragte Lucien. „Kommenden Sonntag." „Das wäre mir unmöglich," erwiderte der Dichter. „Ich kann nur annehmen, wenn es heute in zehn Tagen ist ... aber dann gerne." „Gut, ganz wie du wünschest," versetzte Petit-Claud, „also in zehn Tagen."

Lucien war reizend mit seinen alten Kameraden, die ihm eine fast respektvolle Bewunderung bezeigten. Er plauderte ungefähr eine halbe Stunde lang mit vielem Geist, denn er stand auf einem Piedestal und wollte die Meinung seiner Vaterstadt rechtfertigen: er hatte die Hände in den Hosentaschen und sprach ganz und gar als Mann, der die Dinge von der Höhe ansieht, auf die seine Mitbürger ihn gestellt haben. Er war bescheiden und gutmütig wie ein Genie im Negligé! Er ließ Klagen eines Helden hören, den die Kämpfe in Paris ermattet und enttäuscht hatten; er gratulierte seinen Kameraden, daß sie ihre gute Provinz nicht verlassen hatten usw. Als sie fortgingen, waren sie ganz entzückt von ihm. Er nahm

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dann Petit-Claud beiseite und fragte ihn um die Wahrheit über Davids Geschäftsangelegenheiten, wobei er ihm über die tatsächliche Einsperrung, in der sich sein Schwager befand, Vorwürfe machte. Lucien wollte gegen Petit-Claud recht schlau sein. Petit-Claud gab sich Mühe, seinem alten Kameraden die Meinung beizubringen, er, Petit-Claud, sei ein armseliger, kleiner Provinzanwalt ohne die geringste Schlauheit. Die gegenwärtige Verfassung der Gesellschaft, deren Räderwerk unendlich komplizierter ist als das der antiken Gesellschaften, hat zur Wirkung gehabt, daß in den Gaben der Menschen eine viel weiter gehende Teilung eingetreten ist. Früher mußten die hervorragenden Menschen universell sein, und daher traten sie in den antiken Völkern in kleiner Zahl und wie leuchtende Fackeln auf. Als später die Fähigkeiten sich spezialisierten, mußte die Begabung immer noch Beziehung zur Gesamtheit der Dinge haben. So konnte ein Mann, der reich an Verschlagenheit war, wie man das im Mittelalter nannte, seine List auf alles anwenden; aber heutzutage hat sich die Eigenschaft selbst in verschiedene Teile getrennt. Und so gibt es so viele verschiedene Listen, als es Berufe gibt. Ein listiger Diplomat wird in einer Geschäftssache, die in der Provinz spielt, von einem mäßigen Advokaten oder von einem Bauern überlistet werden. Der schlaueste Journalist kann in geschäftlichen Angelegenheiten sehr dumm sein. Und so mußte Lucien der Spielball Petit-Clauds werden. Der kluge Advokat hatte natürlich selbst den Artikel geschrieben, durch den die Stadt Angoulême wegen der fortwährenden Eifersucht auf ihre Vorstadt Houmeau genötigt wurde, Lucien zu feiern. Die Mitbürger Luciens, die auf die Place du Mûrier gezogen waren, waren die Arbeiter der Druckerei und der Papiermühle der Cointet in Gesellschaft der Schreiber von Petit-Claud und Cachan und einiger Schulkameraden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gewesen. Der Advokat, der für den Dichter wieder der Schulfreund geworden war, dachte mit Recht, sein Kamerad würde gelegentlich das Geheimnis von Davids Versteck verraten. Und wenn David durch die Schuld Luciens ins Gefängnis kam, konnte der Dichter sich nicht mehr in Angoulême behaupten. Daher stellte sich der Anwalt, um desto mehr zu erreichen, als ob er weit unter Lucien stünde.

„Wie hätte ich nicht mein Bestes tun sollen?" sagte Petit-Claud zu Lucien. „Es handelt sich doch um die Schwester meines Schulkameraden; aber vor Gericht gibt es Lagen, wo man verlieren muß. David hat mich am 1. Juni gebeten, ihm drei Monate lang seine Ruhe zu gewährleisten; und nun ist er erst im September in Gefahr, und dazu noch habe ich seinen Gläubigern seine ganze Habe zu entziehen verstanden; denn ich werde den Prozeß in der zweiten Instanz gewinnen; ich werde ein Urteil bekommen, das sagt, daß das Vorrecht der Frau ein unbedingtes ist, und daß es im vorliegenden Fall keinerlei Betrug deckt ... Du, mein Freund, kommst im Unglück zurück, aber du bist ein genialer Mensch ..."

Lucien machte eine Bewegung wie ein Mann, dem der Weihrauch zu dicht unter die Nase kommt.

„Ja, mein Lieber," fuhr Petit-Claud fort, „ich habe den ‚Bogenschützen Karls IX.' gelesen, und er ist mehr als ein Werk, er ist ein Buch! Die Vorrede konnten nur zwei Männer schreiben: Chateaubriand oder du!"

Lucien nahm dieses Lob an, ohne zu sagen, daß diese Vorrede von d'Arthez stammte. Von hundert französischen Schriftstellern hätten es neunundneunzig ebenso gemacht.

„Ja, und hier tat kein Mensch so, als ob er dich kennte," fuhr Petit-Claud fort und tat entrüstet. „Als ich die allgemeine Gleichgültigkeit sah, setzte ich es mir in den Kopf,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

all diese Menschen in Bewegung zu bringen. Ich schrieb den Artikel, den du gelesen hast ..." „Wie, der ist von dir!" rief Lucien. „Von mir! Angoulême und Houmeau waren an ihrer Rivalität gepackt, ich habe die jungen Leute, deine alten Schulkameraden, zusammengetrommelt und habe das Ständchen von gestern abend organisiert; und dann, nachdem wir einmal in der Begeisterung drin waren, brachten wir die Sammlung für das Diner zustande. ‚Wenn David sich versteckt hält, soll wenigstens Lucien Kränze bekommen,' sagte ich mir. Ich bin noch weiter gegangen, ich habe die Gräfin du Châtelet gesehen und habe ihr begreiflich gemacht, daß sie es sich selbst schuldig ist, David aus seiner Lage zu erretten; sie kann es und soll es. Wenn David wirklich das Geheimnis gefunden hat, von dem er mir sprach, wird es die Regierung nicht umbringen, wenn sie ihn unterstützt. Und wie groß steht ein Präfekt da, wenn es so aussieht, als hätte er durch die glückliche Protektion, die er dem Erfinder gewährt, das halbe Verdienst an einer so großen Entdeckung! Auf die Weise bringt er es dahin, daß man von ihm als von einem aufgeklärten Verwaltungsbeamten spricht... Deine Schwester ist durch das Hin und Her unserer juristischen Salven ängstlich geworden! Sie hat Angst vor dem Rauch ... Der Krieg im Justizpalast ist ebenso teuer wie auf den Schlachtfeldern; aber David hat seine Stellung behauptet, er ist Herr seines Geheimnisses; man kann ihn nicht verhaften, man wird ihn nicht verhaften!" „Ich danke dir, mein Lieber; ich sehe, ich kann dir meinen Plan anvertrauen, du wirst mir helfen, ihn zu verwirklichen."

Petit-Claud sah Lucien an und gab dabei seiner pfropfenzieherförmigen Nase das Aussehen eines Fragezeichens.

„Ich will Séchard retten," sagte Lucien sehr wichtig. „Ich bin die Ursache seines Unglücks, ich werde alles

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wieder in Ordnung bringen ... Ich habe mehr Macht über Louise ...“ „Louise! Wer ist das?“ „Die Gräfin du Châtelet!“

Petit-Claud machte eine Bewegung.

„Ich habe über sie mehr Macht, als sie selbst glaubt,“ fuhr Lucien fort; „nur, mein Lieber, Macht über die Menschen, die euch regieren, habe ich zwar, aber ich habe keinen Anzug ...“

Petit-Claud machte eine zweite Bewegung, wie wenn er ihm seine Börse zur Verfügung stellen wollte.

„Danke,“ sagte Lucien und drückte die Hand des Advokaten. „In zehn Tagen von heute werde ich der Frau Präfektin einen Besuch machen und auch deinen Besuch erwidern.“

Und sie trennten sich, indem sie sich freundschaftlich die Hand drückten.

‚Er muß ein Dichter sein,‘ sagte Petit-Claud bei sich selbst, ‚denn er ist ein Narr.‘ ‚Man kann sagen, was man will,‘ dachte Lucien, als er zu seiner Schwester ging, ‚die Schulkameraden sind doch die besten Freunde.‘

„Lucien,“ sagte Eva zu ihm, „was hat dir denn Petit-Claud versprochen, daß du so freundschaftlich zu ihm warst? Hüte dich vor ihm!“ „Vor ihm?“ rief Lucien. „Höre, Eva,“ fuhr er fort und schien nachdenklich zu sein, „du glaubst nicht mehr an mich, du mißtraust mir, du kannst auch Petit-Claud mißtrauen; aber in zwölf bis vierzehn Tagen wirst du eine andere Meinung haben.“

Er setzte eine hochmütige Miene auf, begab sich in sein Zimmer und schrieb dort den folgenden Brief an Lousteau:

„Lieber Freund!

Von uns beiden kann ich allein mich an die tausend Franken erinnern, die ich Dir geliehen habe: aber leider kenne ich die Lage, in der Du beim Öffnen dieses Briefes

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sein wirst, zu gut, um nicht sofort hinzuzufügen, daß ich sie nicht in Gold- oder Silberstücken von Dir verlange; nein, ich erbitte sie in Kredit, wie man sie von Florine in Vergnügen erbäte. Wir haben denselben Schneider, Du kannst mir also in kürzester Frist einen vollständigen Anzug machen lassen. Ich bin zwar nicht geradezu im Adamskostüm, aber ich kann mich nicht sehen lassen. Hier erwarteten mich zu meinem großen Staunen die Ehren, die die Provinz den Pariser Berühmtheiten zukommen läßt. Ich bin der Held eines Banketts, nicht mehr und nicht weniger als ein Deputierter der Linken: verstehst Du jetzt die Notwendigkeit eines schwarzen Rockes? Versprich die Zahlung; nimm sie auf Dich, laß die Reklame spielen; verfasse oder finde in Molières Nachlaß eine neue Szene Don Juans mit Herrn Dimanche, denn ich brauche um jeden Preis einen Sonntagsstaat. Ich habe nur noch Lumpen: darnach richte Dich! Wir stehen im August, es ist prächtiges Wetter; sorge also dafür, daß ich zu Ende dieser Woche im Besitz eines famosen Straßenanzuges bin. Ich brauche einen kurzen Rock in dunklem Orangegrün, drei Westen, die eine schwefelgelb, die zweite eine schottische Phantasieweste, die dritte ganz weiß; dann drei Paar Hosen, die das Entzücken der Frauen sein müssen, die eine aus weißem englischem Stoff, die zweite aus Nanking, die dritte aus schwarzem Kasimir; endlich einen schwarzen Rock und eine schwarze Atlasweste für den Abend. Hast Du irgendeine neue Florine gefunden, dann empfehle ich mich ihr für zwei Phantasiehalsbinden. Das ist eine Kleinigkeit; ich rechne auf Dich, auf Deine Geschicklichkeit: der Schneider macht mir weiter keine Sorge. Lieber Freund, wir haben es so oft beklagt: die Intelligenz des Elends, das sicher das stärkste Gift ist, von dem der Mensch par excellence, der Pariser, gepeinigt wird, diese Intelligenz,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

deren Stärke und Energie selbst Satan überraschen müßte, hat noch nicht das Mittel gefunden, einen Hut auf Kredit zu bekommen! Wenn wir erst einmal Hüte in Mode gebracht haben, die tausend Franken kosten, werden die Hüte erschwinglich sein; aber bis dahin müssen wir immer so viel Geld in der Tasche haben, um einen Hut bezahlen zu können. Oh! Was hat uns die Comédie Française für einen Schaden getan mit diesem ‚Lafleur, du mußt Geld in meine Taschen tun!' Ich habe also das tiefe Gefühl für all die Schwierigkeiten, die sich der Ausführung der folgenden Bitte entgegenstellen: füge der Sendung des Schneiders ein Paar Stiefel, ein Paar Schuhe, einen Hut und sechs Paar Handschuhe hinzu! Ich weiß, ich verlange Unmögliches. Aber ist nicht das literarische Leben die zur Regel, nämlich zum regelrechten Geldabknöpfen gemachte Unmöglichkeit?... Ich gebe Dir nur einen Wink: vollziehe das Wunder, indem Du einen großen Artikel oder eine kleine Niedertracht schreibst, und dann bist Du Deiner Schuld gegen mich quitt und ledig. Und es ist eine Ehrenschuld, mein Lieber, die schon zwölf Monate ansteht: Du müßtest darüber rot werden, wenn Du erröten könntest. Mein lieber Lousteau, Scherz beiseite, ich bin in sehr ernster Lage. Urteile darüber nur aus diesem kurzen Wort: der ‚Stockfisch' hat Fett angesetzt, ist die Frau des ‚Reihers' geworden, und der Reiher ist Präfekt von Angoulême. Dieses schreckliche Paar kann viel für meinen Schwager tun, den ich in eine furchtbare Lage gebracht habe: er soll wegen des Wechsels in Schuldhaft kommen und lebt in einem Versteck! Ich muß mich vor der Frau Präfektin sehen lassen können und um jeden Preis Einfluß auf sie bekommen. Ist es nicht grauenhaft, zu denken, daß das Schicksal David Séchards von einem hübschen Paar Stiefel, grauseidenen, durchbrochenen Strümpfen — vergiß sie nicht! — und von einem neuen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hute abhängt? Ich werde mich für krank und leidend ausgeben, mich ins Bett legen wie Duvicquet, um dem Eifer meiner Mitbürger auszuweichen. Meine Mitbürger haben mir ein sehr hübsches Ständchen gebracht. Ich frage mich, wie viele Dumme dazu gehören, um dieses Wort ‚meine Mitbürger' zu bilden, seit ich weiß, daß die Anführer dieser Begeisterung der Hauptstadt des Angoumois einige meiner Schulkameraden gewesen sind.

Wenn Du einige Zeilen über meinen Empfang unter den ‚Pariser Neuigkeiten' bringen wolltest, würdest Du meinen Ruhm hier noch um einige Zoll erhöhen. Ich könnte dann wenigstens dem ‚Stockfisch' zeigen, daß, wenn ich auch keine Freunde, so doch ein gewisses Ansehen in der Pariser Presse habe. Da ich noch auf keine meiner Hoffnungen verzichtet habe, werde ich Dir das vergelten. Wenn Du für irgendein Unternehmen einen schönen, tiefgründigen Artikel brauchen solltest, so habe ich genügend Zeit, einen auszudenken. Ich sage Dir nur noch ein Wort, lieber Freund: ich rechne auf Dich, so wie Du jederzeit rechnen kannst auf

Lucien von R.

P. S. Adressiere alles mit Eilpost, Poste restante."

Dieser Brief, in dem Lucien wieder den Ton der Überlegenheit annahm, den sein Erfolg ihm innerlich gab, rief ihm Paris wieder in die Erinnerung. Nachdem er sechs Tage in der absoluten Ruhe der Provinz hingebracht hatte, kehrten seine Gedanken zu der guten Zeit seines Pariser Elends zurück; ein vages Bedauern stieg in ihm auf, eine ganze Woche lang dachte er an nicht viel anderes als an die Gräfin du Châtelet; er legte seinem Wiedererscheinen so viel Wichtigkeit bei, daß er das ganze Bangen der Ungewißheit verspürte, als er bei einbrechender Dunkelheit nach Houmeau hinunterging, um an der Abgabe-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stelle nach den Paketen zu fragen, die er aus Paris erwartete, wie eine Frau, die ihre letzte Hoffnung auf eine Toilette gesetzt hat und daran verzweifelt, sie zu bekommen.

‚O Lousteau! ich verzeihe dir all deinen Verrat,' sagte er bei sich, als er an der Form der Pakete sah, daß sie alles enthalten mußten, was er gewünscht hatte.

In der Hutschachtel fand er den folgenden Brief:

„Bei Florine.

Liebes Kind!

Der Schneider hat sich sehr gut benommen; doch wie Dein rückwärts gewandter Scharfblick richtig erraten hat: die Krawatten, der Hut, die seidenen Strümpfe haben unsere ganze Besorgnis aufgerüttelt, denn in unserer Börse gab es nichts aufzurütteln. Wir sagten mit Blondet: Man kann reich dabei werden, wenn man ein Geschäft gründet, wo die jungen Leute für billiges Geld finden, was sie brauchen. Denn wir zahlen schließlich sehr teuer, was wir anfangs gar nicht bezahlen. Der große Napoleon, der auf seinem Marsch nach Indien aus Mangel an einem Paar Stiefel aufgehalten wurde, hat gesagt: ‚Was leicht ist, geschieht nie!' Es ging also alles glatt bis auf das Schuhwerk ... Ich sah Dich in Toilette ohne Hut! mit feiner Weste ohne Schuhe! und ich war schon drauf und dran, Dir ein Paar indianische Mokassins zu schicken, die ein Amerikaner der Kuriosität halber Florine geschenkt hat. Florine hat einen Grundstock von vierzig Franken gegeben, mit denen wir für Dich spielten. Nathan, Blondet und ich sind so glücklich gewesen, da wir einmal nicht für uns selbst spielten, daß wir die alte Flamme von des Lupeaulx, die Maus, mit zum Soupieren nehmen konnten. Florine hat die Einkäufe besorgt; sie legt noch drei schöne Hemden bei. Nathan schickt Dir einen Stock; Blondet,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der dreihundert Franken gewonnen hat, eine goldene Kette; die ‚Maus' macht Dir eine goldene Uhr zum Geschenk, die so groß ist wie ein Vierzigfrankenstück, aber leider nicht geht; sie hat sie von irgendeinem Schafskopf. ‚Das Zeug rührt sich nicht, wie alles, was er an sich hatte,' hat sie gesagt. Bixiou, der uns in den Rocher de Cancale nachgekommen ist, wollte der Sendung, die Dir Paris macht, noch eine Flasche Eau de Portugal beilegen. Unser erster Komiker sagte: ‚Wenn das sein Glück machen kann, sei's drum!' — mit der tiefen Baßstimme und den Bourgeoisallüren, die er so gut kopiert. Dies alles, liebes Kind, beweist Dir, wie sehr man seine Freunde im Unglück liebt. Florine, der zu verzeihen ich schwach genug war, bittet Dich, uns einen Artikel über das letzte Buch von Nathan zu schicken. Lebwohl, mein Sohn! Ich kann Dich nur beklagen, daß Du wieder in das Nest zurückgekehrt bist, aus dem Du geschlüpft warst, als Du der Kamerad wurdest

Deines Freundes

Etienne L."

‚Die guten Jungen! Sie haben für mich gespielt,' sagte er ganz gerührt.

Er kam aus den ungesunden Ländern, die von jenen Dünsten erfüllt sind, die den Wohlgerüchen des Paradieses gleichen. In einem einförmigen Dasein ist die Erinnerung an Leiden ein undefinierbarer Genuß. Eva war starr vor Erstaunen, als ihr Bruder in seinen neuen Kleidern herunterkam; sie erkannte ihn nicht.

„So, ich kann jetzt in Beaulieu spazierengehen," sagte er; „man wird nicht von mir sagen: ‚Er ist in Lumpen zurückgekommen!' Da hast du eine Uhr, sie gehört mir; außerdem gleicht sie mir, sie ist auch aus dem richtigen Gang gekommen." „Was für ein Kind du bist! ..." sagte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Eva. „Man kann dir über nichts böse sein.“ „Glaubst du denn, mein liebes Kind, daß ich mir das alles in der lächerlichen Absicht habe kommen lassen, um in den Augen Angoulêmes zu glänzen? Daraus mache ich mir gerade so viel!“ sagte er und strich mit seinem Spazierstock, der einen goldenen Griff hatte, durch die Luft. Ich will wieder gutmachen, was ich verdorben habe, und ich habe mich unter die Waffen begeben.“

Der Erfolg Luciens als Modejüngling war der einzige wirkliche Triumph, den er erlangte, aber er war vollkommen. Der Neid löst die Zungen, die die Bewunderung erstarren macht. Die Frauen vernarrten sich in ihn, die Männer machten ihn schlecht, und er konnte singen, wie es in dem Lied heißt: ‚O mein Rock, ich danke dir!‘ Er gab in der Präfektur zwei Karten ab und machte Petit-Claud einen Besuch, traf ihn aber nicht zu Hause. Am folgenden Tage, an dem das Bankett stattfand, standen in allen Pariser Zeitungen unter der Rubrik ‚Angoulême‘ die folgenden Zeilen: „Angoulême. Die Rückkehr eines jungen Dichters, dessen erstes Auftreten so verheißungsvoll war, des Verfassers des ‚Bogenschützen Karls IX.‘, des einzigen historischen Romans in Frankreich, der keine Nachahmung von Walter Scott ist, und dessen Vorrede ein literarisches Ereignis bedeutet, ist durch eine Huldigung ausgezeichnet worden, die für Herrn von Rubempré wie für die Stadt gleich schmeichelhaft ist. Die Stadt hat sich beeilt, ihm zu Ehren ein patriotisches Bankett zu geben. Der kürzlich ernannte neue Präfekt ist der öffentlichen Kundgebung beigetreten, die den Dichter der ‚Margueriten‘ feiern soll, dessen Talent schon bei seinen ersten Proben von der Frau Gräfin du Châtelet so beifällig aufgenommen worden ist.“

Wenn in Frankreich einmal der erste Anstoß gegeben worden ist, so kann niemand mehr den Schwung aufhalten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Regimentsoberst stellte das Musikkorps. Der Hotelwirt der ‚Glocke', dessen getrüffelte Puten in kostbaren Porzellangefäßen bis nach China verschickt werden, dieser berühmte Gastwirt des Houmeau, der das Mahl übernommen hatte, hatte seinen großen Saal mit Tüchern drapiert, auf denen Kränze von Lorbeeren sich mit Sträußen zu prächtiger Wirkung vereinten. Um fünf Uhr waren vierzig Personen, alle in feierlicher Toilette, da versammelt. Eine Menschenmenge von einigen hundert Einwohnern, die hauptsächlich von der Musik angezogen worden war, repräsentierte die Mitbürgerschaft.

„Ganz Angoulême ist da!" sagte Petit-Claud, der sich ans Fenster setzte. „Ich weiß nicht, was los ist," sagte Postel zu seiner Frau, die erstaunt nach der Musik hörte. „Wie! Der Präfekt, der Obersteuereinnehmer, der Oberst, der Direktor der Pulverfabrik, unser Deputierter, der Bürgermeister, der Direktor des Lyzeums, der Direktor der Gießerei von Ruelle, der Präsident, der königliche Prokurator, Herr Milaud, alle Behörden sind da! ..."

Als man sich zu Tische setzte, spielte die Militärmusik Variationen über die Melodie ‚Heil dem König, Frankreich Heil!' die nicht populär geworden ist. Es war fünf Uhr. Um acht Uhr gab ein Dessert von fünfundzwanzig Platten, dessen Hauptstück ein Olymp aus Zuckerwerk war, auf dem eine Frankreich darstellende Figur aus Schokolade thronte, das Zeichen zu den Trinksprüchen.

„Meine Herren," sagte der Präfekt und erhob sich: „Auf den König! ... die Legitimität! Verdanken wir nicht dem Frieden, den die Bourbonen uns gebracht haben, die Generation der Dichter und Denker, die den Händen Frankreichs das Zepter der Literatur sichert?! ..." „Es lebe der König!" riefen die Gäste, unter denen die Ministeriellen in der Überzahl waren.

Der ehrwürdige Direktor des Lyzeums erhob sich.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Dem jungen Dichter," sagte er, „dem Helden des Tages, der mit der Anmut und der Kunst eines Petrarca auf einem Gebiet, das Boileau so schwierig nannte, das Talent des Prosaschriftstellers vereinigt!" „Bravo, Bravo!"

Der Oberst erhob sich.

„Meine Herren, dem Royalisten! Denn der Held dieses Festes hat den Mut gehabt, die guten Prinzipien zu verteidigen." „Bravo!" sagte der Präfekt, der den Ton für den Beifall angab.

Petit-Claud erhob sich.

„Alle Kameraden Luciens dem Ruhm des Lyzeums von Angoulême, dem ehrwürdigen Direktor, der uns so teuer ist, und dem wir den Tribut für den Anteil zollen, den er an unsern Erfolgen hat! ..."

Der alte Schuldirektor, der diesen Trinkspruch nicht vermutet hatte, wischte sich die Augen.

Lucien erhob sich: die tiefste Stille herrschte, und der Dichter erblaßte. In diesem Augenblick setzte ihm der alte Direktor, der zu seiner Linken saß, einen Lorbeerkranz auf. Man klatschte in die Hände. Lucien kamen die Tränen in die Augen und in die Stimme.

„Er ist betrunken," sagte der künftige königliche Prokurator von Nevers zu Petit-Claud. „Aber nicht vom Wein," erwiderte der Advokat.

„Meine teuren Mitbürger, meine teuren Kameraden," sagte Lucien endlich, „ich möchte ganz Frankreich zum Zeugen dieser Szene haben. Das ist die Art, wie man Männer erhebt und in unserem Lande große Werke und große Taten hervorruft. Aber wenn ich das Wenige bedenke, das ich getan habe, und die großen Ehren, die ich dafür empfange, so gerate ich in Verwirrung und muß es der Zukunft vorbehalten sein lassen, die Aufnahme, die Sie mir heute bereiten, zu rechtfertigen. Die Erinnerung an diesen Augenblick wird mir in neuen Kämpfen Kräfte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

verleihen. Gestatten Sie mir, daß ich Ihre Huldigungen auf diejenige übertrage, die meine erste Muse und Gönnerin war, und daß ich auch auf meine Geburtsstadt mein Glas erhebe und rufe: Es lebe die schöne Gräfin Sixtus du Châtelet und die edle Stadt Angoulême!"

„Er hat sich nicht schlecht aus der Affäre gezogen," sagte der Prokurator und nickte zum Zeichen der Zustimmung mit dem Kopfe; „denn unsere Trinksprüche waren vorbereitet, und der seine ist improvisiert."

Um zehn Uhr entfernten sich die Gäste in Gruppen. Als David Séchard diese außergewöhnliche Musik hörte, sagte er zu Basine: „Was geht denn in Houmeau vor?" „Man gibt Ihrem Schwager Lucien ein Fest ..." antwortete sie. „Es hat ihm sicher leid getan, daß ich nicht dabei war!" meinte er.

Um Mitternacht begleitete Petit-Claud Lucien bis auf die Place du Mûrier. Dort sagte Lucien zu dem Advokaten: „Mein Lieber, unter uns gesagt, es geht auf Leben und Tod." „Morgen", sagte der Advokat, „wird bei Frau von Senonches mein Heiratsvertrag mit ihrem Mündel, Fräulein de la Haye, unterzeichnet; mach mir das Vergnügen, hinzukommen. Frau von Senonches hat mich gebeten, dich aufzufordern, und du triffst dort die Präfektin, die sich gewiß über deinen Trinkspruch, von dem man ihr doch sicher erzählt, sehr geschmeichelt fühlt." „Ich hatte so meine Absichten dabei," erwiderte Lucien. „Du wirst David bestimmt retten!" „Ich bin dessen sicher," sagte der Dichter.

In diesem Augenblick tauchte wie durch Hexerei David auf. Das kam so. Er befand sich in einer recht schwierigen Lage: seine Frau verwehrte ihm streng, sowohl Lucien zu empfangen wie ihm seinen Zufluchtsort mitzuteilen, während Lucien ihm die zärtlichsten Briefe schrieb und ihm versicherte, er hätte in wenigen Tagen allen Schaden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wieder gutgemacht. Nun hatte Fräulein Clerget David die beiden folgenden Briefe zugestellt und ihm gesagt, was das Fest, dessen Musik an sein Ohr drang, zu bedeuten hätte:

„Geliebter, tu, als ob Lucien nicht hier wäre; beunruhige Dich über nichts und präge Deinem lieben Kopf den Satz ein: unsere Sicherheit beruht ganz und gar darauf, daß Deine Feinde nicht wissen können, wo Du bist. Leider kann ich zu Kolb, Marion und Basine mehr Vertrauen haben wie zu meinem Bruder. Ach! mein armer Lucien ist nicht mehr der unschuldige und zarte Dichter, als den wir ihn früher gekannt haben! Gerade weil er sich in Deine Angelegenheiten einmischen will und sich einredet, er müsse unsere Schulden zahlen — aus Stolz, mein David —, fürchte ich ihn. Er hat von Paris schöne Anzüge und fünf Goldstücke in einer schönen Börse bekommen. Er hat sie zu meiner Verfügung gestellt, und wir leben von diesem Geld. Wir haben endlich einen Feind weniger: Dein Vater hat uns verlassen, und wir verdanken seine Abreise Petit-Claud, der die Absichten Vater Séchards gemerkt und sie sofort vereitelt hat, indem er ihm gesagt hat, Du würdest nichts mehr ohne ihn tun; er, Petit-Claud, ließe Dich nichts von Deiner Entdeckung ohne vorhergehende Zahlung von dreißigtausend Franken abtreten: die ersten fünfzehntausend Franken, um Dich schuldenfrei zu machen, und weitere fünfzehntausend, die Du auf alle Fälle, ob die Sache Erfolg hätte oder nicht, bekommen solltest. Petit-Claud ist mir ein Rätsel. Ich umarme Dich, wie eine Frau ihren unglücklichen Mann umarmt. Unserem kleinen Lucien geht es gut. Es ist seltsam, zu sehen, wie diese Blume mitten in unserem häuslichen Unglück aufblüht und gedeiht! Meine Mutter betet für Dich wie immer und küßt Dich so zärtlich wie

Deine Eva."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Petit-Claud und Cointet hatten sich, wie man sieht, da sie die Bauernschlauheit des alten Séchard fürchteten, seiner entledigt, und das war ihnen um so leichter gelungen, als die Weinlese ihn nach Marsac rief.

Der Brief Luciens, der dem Evas beigeschlossen war, lautete so:

„Lieber David!

Alles geht gut. Ich bin von Kopf bis zu Fuß gewappnet; heute beginne ich den Feldzug; in zwei Tagen werde ich viel erreicht haben. Mit welcher Freude werde ich Dich umarmen, wenn Du frei und nicht mehr wegen meiner Schulden verfolgt bist! Aber das Mißtrauen, das meine Schwester und meine Mutter mir noch immer entgegenbringen, kränkt mich tödlich. Weiß ich nicht schon, daß Du Dich bei Basine verbirgst? Jedesmal, wenn Basine ins Haus kommt, bekomme ich Nachricht von Dir und Deine Antwort auf meine Briefe. Es ist überdies klar, daß die Schwester sich auf niemand als auf ihre Arbeitskollegin verlassen konnte. Heute werde ich sehr nahe bei Dir und sehr betrübt sein, daß Du nicht bei dem Fest sein kannst, das man mir gibt. Die Eitelkeit von Angoulême hat mir einen kleinen Triumph eingebracht, der in wenigen Tagen völlig vergessen sein wird: wärst Du dabei, wäre Deine Freude die einzig aufrichtige. Wie auch immer, noch wenige Tage, und Du verzeihst alles dem, der jedem Ruhm der Welt vorzieht, zu sein

Dein Bruder

Lucien."

Davids Herz wurde von diesen beiden Kräften, so ungleich sie waren, hin und her gezogen: er betete seine Frau an, und seine Freundschaft für Lucien hatte sich um so viel verringert, als er ihn weniger achten konnte. Aber in der Einsamkeit verwandelt sich die Kraft der Gefühle.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Wenn jemand allein ist und von Gefühlen und Gedanken so wie David bestürmt wird, dann gibt er Stimmungen nach, gegen die er im gewöhnlichen Gang des Lebens gefeit wäre. Als er daher den Brief Luciens las und dazu die Fanfaren dieses unerwarteten Triumphes hörte, war er tief gerührt, darin die Reue ausgedrückt zu lesen, die er erwartet hatte. Die schönen Seelen haben in sich keinen Widerstand gegen diese Gefühlswallungen, die sie bei anderen für ebenso mächtig halten wie bei sich selbst. Es ist schon so: wenn der Krug voll ist, läuft er über ... und so konnte gegen zwölf Uhr nachts Basine mit allen flehentlichen Bitten David nicht abhalten, Lucien aufsuchen zu wollen.

„Niemand", sagte er zu ihr, „ist zu dieser Stunde in den Straßen Angoulêmes zu finden, man wird mich nicht sehen, man kann mich in der Nacht nicht verhaften; und sollte ich getroffen werden, kann ich mich immer noch des Mittels bedienen, das Kolb erfunden hat, um in mein Versteck zurückzukehren. Überhaupt ist es viel zu lange her, daß ich Frau und Kind nicht umarmt habe."

Basine gab all diesen Gründen, die recht vernünftig klangen, nach und ließ David hinaus. Und so rief er in dem Augenblick ‚Lucien', wo Lucien und Petit-Claud einander guten Abend sagten. Die beiden Brüder sanken sich schluchzend in die Arme.

Es gibt im Leben nicht viele solche Augenblicke. Lucien fühlte eine Freundschaft in sich einströmen, die fest und treu war, eine von denen, auf die man nicht hoffen kann, und die man sich vorwirft, getäuscht zu haben. David spürte das Bedürfnis, zu verzeihen. Dieser großmütige und edle Erfinder wollte vor allem Lucien ermahnen und die Wolken verscheuchen, die zwischen Schwester und Bruder getreten waren. Vor diesen Bedürfnissen des Ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fühls waren alle Gefahren, die der Geldmangel erzeugt hatte, verschwunden.

Petit-Claud sagte zu seinem Klienten: „Gehen Sie nach Hause, benutzen Sie wenigstens Ihre Unvorsichtigkeit, umarmen Sie Frau und Kind ... und lassen Sie sich nicht sehen!" ‚Wie schade!' sagte Petit-Claud für sich, als er allein auf der Place du Mûrier stand. ‚Wenn jetzt Cérizet da wäre ...'

Als der Advokat so mit sich selbst sprach und dem Bretterzaun entlang ging, der um den Platz herum angebracht war, wo sich heute stolz der Justizpalast erhebt, hörte er hinter sich ein Geräusch auf einem der Bretter, wie wenn einer mit dem Finger an eine Tür anklopft.

„Ich bin es," sagte Cérizet, dessen Stimme aus der Ritze zwischen zwei Brettern, die schlecht gefugt waren, hervorkam. „Ich habe David von Houmeau herkommen sehen. Ich argwöhnte endlich, wo er versteckt war, jetzt weiß ich es sicher und weiß, wo er zu erwischen ist; aber um ihm eine Falle zu stellen, ist es nötig, daß ich etwas von Luciens Projekten erfahre, und Sie müssen dafür sorgen, daß sie bei mir vorbeikommen! Bleiben Sie wenigstens unter irgendeinem Vorwand hier in der Nähe. Wenn David und Lucien kommen, führen Sie sie so, daß sie bei mir vorbeikommen; sie werden glauben, allein zu sein, und ich höre dann die letzten Worte, wie sie sich verabschieden." „Du bist ein Teufelskerl," sagte Petit-Claud ganz leise. „Zum Donner!" rief Cérizet, „was täte man nicht, um zu bekommen, was Sie mir versprochen haben."

Petit-Claud verließ den Bretterzaun und ging auf der Place du Mûrier auf und ab, sah nach den Fenstern des Zimmers, wo die Familie beisammen war, und dachte an seine Zukunft, wie um sich Mut zu machen; denn die Gewandtheit Cérizets erlaubte ihm nun, den letzten Schlag zu führen. Petit-Claud war eine der durch und durch

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

verschlagenen und verräterisch doppelzüngigen Naturen, die sich niemals vom Köder des Gegenwärtigen und von der Lockspeise irgendeiner momentanen Verbindung gefangennehmen lassen, da sie den Wankelmut des menschlichen Herzens und die Strategie des Interessenkampfes kennen. Daher hatte er zuerst wenig auf Cointet gerechnet. Für den Fall, daß das Unternehmen mit seiner Verheiratung gescheitert wäre, ohne daß er das Recht gehabt hätte, den großen Cointet der Verräterei zu beschuldigen, hatte er sich schon gerüstet, ihm das Spiel zu verderben; aber seit seinem Erfolg im Hotel Bargeton spielte Petit-Claud ein offenes Spiel. Sein Plan, den er im Hinterhalt gehalten hatte, und der nun unnütz geworden war, wäre für die politische Rolle, die er anstrebte, verhängnisvoll gewesen. Die Grundlage, auf der er seine künftige Macht hatte aufbauen wollen, war diese: Gannerac und einige Großkaufleute hatten angefangen, in Houmeau ein liberales Komitee zu bilden, das sich auf Grund der bestehenden Handelsbeziehungen mit den Führern der Opposition in Verbindung gesetzt hatte. Die Einsetzung des Ministeriums Villèle, das Ludwig XVIII. als Sterbender akzeptiert hatte, war die Veranlassung zu einem Frontwechsel der Opposition geworden, die seit dem Tode Napoleons auf das gefährliche Mittel der Verschwörungen verzichtete. Die liberale Partei organisierte in allen Provinzen ihr System des gesetzlichen Widerstandes: sie war bestrebt, sich der Wählermassen zu bemächtigen, um durch die Überzeugung der Menge zu ihrem Ziel zu gelangen. Petit-Claud war — als wütender Liberaler und Sprößling des Houmeau — der Förderer, die Seele und der geheime Ratgeber der Opposition der Unterstadt, die sich von der Aristokratie der Oberstadt unterdrückt fühlte. Er war der erste, der auf die Gefahr hinwies, daß die Cointet für sich allein über die Presse im Departement der Charente

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verfügten, wo die Opposition ebenfalls ein Organ haben müßte, um nicht hinter andern Städten zurückzubleiben.

„Jeder von uns gebe Gannerac fünfhundert Franken, wir haben dann etliche zwanzigtausend Franken, um die Druckerei Séchard zu kaufen, deren Herren wir dann sind, indem wir dem Käufer ein Darlehen geben," hatte Petit-Claud gesagt.

Der Advokat hatte diesen Gedanken vorgebracht, um seine doppelte Stellung gegenüber Cointet und Séchard zu verstärken, und er hatte natürlich seine Augen auf so eine Sorte Mensch wie Cérizet geworfen, um aus ihm den Mann zu machen, der der ergebene Diener der Partei sein sollte.

„Wenn du deinen alten Herrn entdecken und mir in die Hände spielen kannst," hatte er zu Séchards früherem Faktor gesagt, „wird man dir zwanzigtausend Franken leihen, um seine Druckerei zu kaufen, und wahrscheinlich wirst du der Leiter eines Blattes werden. Also los!"

Petit-Claud war sich der Energie und Schlauheit eines Menschen wie Cérizet sicherer als der Tätigkeit aller Doublons der Welt und hatte so dem großen Cointet versprochen, Séchard würde verhaftet werden. Aber seitdem Petit-Claud die Hoffnung hegte, die Beamtenlaufbahn einzuschlagen, sah er die Notwendigkeit voraus, den Liberalen den Rücken zu kehren, und dabei hatte er schon die Geister in Houmeau so gut bearbeitet, daß das Kapital, das zur Erwerbung der Druckerei gehörte, zusammengebracht war.

‚Ach was!' sagte er sich, ‚Cérizet wird sich irgendein Preßvergehen zuschulden kommen lassen, und ich werde es benutzen, um zu zeigen, was ich kann ...'

Er ging zur Tür der Druckerei und sagte zu Kolb, der Posten stand: „Sage David, er soll die Stunde benutzen und fortgehen, und seid recht vorsichtig; ich gehe nach Hause, es ist ein Uhr."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Als Kolb die Tür verließ, nahm Marion seinen Platz ein. Lucien und David kamen herunter, Kolb ging ihnen hundert Schritte voraus, und Marion folgte ihnen hundert Schritte hinterher. Als die beiden Brüder den Bretterzaun entlang gingen, sprach Lucien hitzig auf David ein.

„Mein Lieber," sagte er zu ihm, „mein Plan ist überaus einfach; aber wie sollte ich vor Eva von ihm sprechen, da sie für solche Mittel nie ein Verständnis haben kann? Ich bin sicher, daß Louise im Grunde ihres Herzens ein Verlangen hat, ich werde es wecken, ich will sie einzig und allein haben, um mich an diesem albernen Präfekten zu rächen. Wenn wir uns lieben, und wäre es nur für eine Woche, werde ich dafür sorgen, daß im Ministerium eine Unterstützung von zwanzigtausend Franken für dich erwirkt wird. Morgen soll ich dieses Weib in dem kleinen Boudoir wiedersehen, wo unsere Liebe begonnen hat, und wo sich, wie Petit-Claud sagt, nichts verändert hat. Dort werde ich die Komödie spielen. Ich werde dir also übermorgen früh durch Basine eine Zeile schicken, woraus du erfährst, wie die Sache steht ... Wer weiß, vielleicht wirst du frei! Verstehst du jetzt, warum ich einen Anzug aus Paris brauchte? In Lumpen kann man nicht die Rolle des ersten Liebhabers spielen."

Um sechs Uhr morgens war Cérizet bei Petit-Claud.

„Morgen mittag kann Doublon seinen Schlag vorbereiten; er kann unsern Mann fassen, ich bürge dafür," sagte der Pariser zu ihm; „ich habe mir eine der Arbeiterinnen von Fräulein Clerget gesichert, verstehen Sie?"

Petit-Claud hörte Cérizets Plan an und eilte dann zu Cointet.

„Sorgen Sie dafür, daß heute abend Herr du Hautoy sich entschlossen hat, Françoise das bloße Eigentum seiner Güter ohne den Nießbrauch zu übertragen, binnen zwei Tagen unterzeichnen Sie einen Gesellschaftsvertrag mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Séchard. Ich heirate erst acht Tage nach dem Vertrage; wir halten uns also an die Bedingungen unserer Abmachung: Zug um Zug. Aber wir müssen heute abend herausbekommen, was bei Frau von Senonches zwischen Lucien und der Gräfin du Châtelet vorgeht, darauf kommt alles an ... Wenn Lucien die Hoffnung hat, bei der Präfektin Glück zu haben, gehört David mir." „Sie werden, glaube ich, Justizminister," sagte Cointet. „Und warum nicht? Herr von Peyronnet ist es ja auch!" sagte Petit-Claud, der die liberale Haut noch nicht ganz abgestreift hatte.

Ihrem zweifelhaften Personenstande verdankte es Fräulein de la Haye, daß bei der Unterzeichnung ihres Ehevertrags fast der ganze Adel von Angoulême vertreten war. Die Armut dieses künftigen Haushalts — Françoise hatte nicht einmal den üblichen Brautkorb bekommen — belebte das Interesse, das die Welt zu bezeigen liebt; denn es ist mit der Wohltätigkeit wie mit den Triumphen: man übt gern eine Barmherzigkeit, die der Eitelkeit wohltut. So hatten die Marquise von Pimentel, die Gräfin du Châtelet, Herr von Senonches und zwei oder drei Stammgäste des Hauses Françoise ein paar Geschenke gemacht, von denen man in der Stadt viel sprach. Diese hübschen Kleinigkeiten, zusammen mit der Aussteuer, die Zéphirine seit einem Jahre vorbereitet hatte, mit den Schmucksachen des Paten und den üblichen Geschenken des Bräutigams, trösteten Françoise und riefen die Neugier mehrerer Mütter hervor, die ihre Töchter mitgebracht hatten. Petit-Claud und Cointet hatten schon bemerkt, daß die Adligen von Angoulême sie beide als eine unvermeidliche Notwendigkeit auf ihrem Olymp duldeten: der eine war der Vermögensverwalter, der Gegenvormund von Françoise; der zweite war zur Unterzeichnung des Ehevertrags notwendig wie der Gehängte am Galgen; aber

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

am Tage nach der Ehe hätte zwar Frau Petit-Claud noch das Recht, zu ihrer Patin zu kommen, aber für den Gatten könnte es schwer werden, Zutritt zu erlangen, und er nahm sich vor, sich aus dieser hochmütigen Welt nicht vertreiben zu lassen. Der Advokat schämte sich seiner armen Verwandten und hatte daher seine Mutter, die nach Mansle übersiedelt war, veranlaßt, dort zu bleiben, zu sagen, sie wäre krank, und ihre Zustimmung schriftlich zu geben. Petit-Claud, der recht gedemütigt gewesen wäre, bei dem Akt ohne Verwandte, ohne Gönner, ohne Unterschrift von seiner Seite zu bleiben, war also sehr glücklich, in dem berühmten Manne einen Freund, mit dem man sich sehen lassen konnte, und den die Gräfin wiederzusehen wünschte, mitzubringen. Und so nahm er Lucien in seinen Wagen. Für diesen denkwürdigen Abend hatte der Dichter eine Toilette gemacht, die ihm eine unstreitbare Überlegenheit über alle Männer geben mußte. Frau von Senonches hatte überdies angekündigt, daß der Held des Tages kommen würde; und die Wiederbegegnung zwischen zwei Liebenden, die in Unfrieden auseinander gegangen sind, ist eine Szene, auf die man in der Provinz besonders erpicht ist. Lucien war ein Salonlöwe geworden: man sagte, er sei so schön, so verändert, so wunderbar geworden, daß die Frauen des aristokratischen Angoulême alle gierig waren, ihn wiederzusehen. Nach der Mode jener Zeit, der man den Übergang von der alten Kniehose zu den häßlichen Beinkleidern unserer Tage verdankt, trug er eng anliegende schwarze Hosen. Die Formen der Männer zeichneten sich zur großen Verzweiflung der Mageren oder schlecht Gebauten noch ab; und die Luciens waren wie die eines Apoll. Seine grauen, durchbrochenen Seidenstrümpfe, seine eleganten Schuhe, seine schwarze Atlasweste, seine Halsbinde, alles stand ihm wundervoll und machte den Eindruck, als ob es zu ihm gehörte. Seine blonden, wallen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Haare hoben sich schön von seiner weißen Stirne ab, auf die mit entzückender Anmut die Locken fielen. Seine strahlenden Augen blickten stolz und kühn. Seine kleinen Frauenhände, die unter dem Handschuh noch schön waren, durften nicht enthüllt werden. Er ahmte in seiner Haltung Herrn von Marsay nach, den berühmten Pariser Stutzer, hielt in der einen Hand Stock und Hut, die er nicht ablegte, und machte mit der andern spärliche Gesten zur Illustrierung seiner Worte. Lucien hatte den Wunsch, nach dem Beispiel der berühmten Männer, die sich aus falscher Bescheidenheit unter dem Tor von Saint-Denis bücken möchten, unbemerkt in den Salon zu treten. Aber Petit-Claud, der nur den einen Freund hatte, verdarb ihm das. Fast pomphaft führte er Lucien durch die ganze Gesellschaft bis zu Frau von Senonches. Als der Dichter so hindurchschritt, hörte er Gemurmel, durch das er früher den Kopf verloren hätte, das ihn aber jetzt kalt ließ; er war sich sicher, daß er allein so viel wert war wie der ganze Olymp von Angoulême.

„Gnädige Frau," sagte er zu Frau von Senonches, „ich habe schon meinen Freund Petit-Claud, der aus dem Holze ist, aus dem man Justizminister schnitzt, beglückwünscht, zu Ihnen zu gehören, wie schwach auch das Band zwischen einer Patin und ihrem Patenkind sein mag." Das wurde mit einer Miene gesagt, die einen gewissen spöttischen Ausdruck hatte, was die Frauen, die zuhörten, obwohl sie so taten, als ob sie sich nicht um die Szene kümmerten, wohl merkten. „Aber ich für mein Teil", fuhr er fort, „muß einen Umstand froh begrüßen, der mir erlaubt, Ihnen meine Huldigungen darzubringen."

Dies wurde ohne Verlegenheit und mit der Haltung eines großen Herrn gesagt, der bei kleinen Leuten zu Besuch ist. Lucien warf, während er die verwirrte Antwort, die ihm Zéphirine gab, anhörte, einen Siegerblick

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

über den Salon, um seine Wirkungen in ihm vorzubereiten. Dabei konnte er mit Grazie und fein abgestuftem Lächeln Francis du Hautoy und den Präfekten begrüßen, die ihm dankten, und schließlich ging er zu Frau du Châtelet, indem er so tat, als ob er sie jetzt erst bemerkte. Diese Begegnung war so sehr das Ereignis des Abends, daß der Ehevertrag, unter den die hervorragenden Personen ihre Unterschrift setzen sollten, zu welchem Zwecke sie bald vom Notar, bald von Françoise ins Schlafgemach geleitet wurden, darüber vergessen wurde. Lucien ging mit ein paar Schritten auf Louise von Nègrepelisse zu, und dann sagte er mit der pariserischen Anmut, nach der sie sich seit ihrer Rückkehr zurückgesehnt hatte, ziemlich laut zu ihr: „Frau Gräfin, verdanke ich Ihnen die Einladung, die mir das Vergnügen verschafft, morgen zum Diner in der Präfektur zu sein?" „Sie verdanken sie nur Ihrem Ruhme," erwiderte Louise trocken; sie war etwas betroffen über die angriffslustige Fassung des Satzes, den Lucien sich ausgedacht hatte, um den Hochmut seiner früheren Freundin zu kränken. „O, Frau Gräfin," sagte Lucien und setzte dabei eine Miene auf, die zugleich fein und herablassend war, „es ist mir unmöglich, Ihnen den Mann ins Haus zu bringen, wenn er bei Ihnen in Ungnade steht."

Und ohne eine Antwort abzuwarten, wandte er sich ab, um den Bischof, den er jetzt eben zu gewahren schien, sehr respektvoll zu grüßen.

„Euer Gnaden waren fast prophetisch," sagte er in überaus verbindlichem Tone, „und ich will versuchen, daß Sie es ganz und gar werden mögen. Ich schätze mich glücklich, heute abend hier zu sein, da ich Sie begrüßen und Ihnen meine Verehrung aussprechen darf."

Lucien verwickelte den Bischof in eine Unterhaltung, die zehn Minuten dauerte. Alle Frauen sahen Lucien wie eine wunderbare Erscheinung an. Seine unerwartete

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Dreistigkeit hatte Frau du Châtelet sprachlos gemacht. Sie sah, wie Lucien Gegenstand der Bewunderung aller Frauen war; sie folgte von Gruppe zu Gruppe dem Bericht, den jede der anderen über die Worte, die sie gewechselt, ins Ohr flüsterte, wonach Lucien sie wie auf den Mund geschlagen und eine Miene gemacht hätte, als ob er sie verachtete. Ihr Herz zog sich vor gekränkter Eigenliebe zusammen.

‚Wenn er nach diesem Wort nicht in die Präfektur käme, was für ein Skandal wäre das!' dachte sie. ‚Woher kommt ihm dieser Stolz? Sollte sich Fräulein des Touches in ihn verliebt haben?... Er ist so schön! Es heißt, daß sie nach dem Tode der Schauspielerin in Paris zu ihm geeilt sei! ... Vielleicht ist er hierher gekommen, um seinen Schwager zu retten, und befand sich in Mansle nur durch einen Zufall, wie er auf der Reise vorkommen kann, hinter unserer Kalesche. An jenem Morgen hat Lucien Sixtus und mir einen seltsamen Blick zugeworfen.'

So gingen Louise tausend Gedanken durch den Kopf, und zum Unglück für sie sah sie, während sie sich ihnen hingab, immer auf Lucien, der mit dem Bischof plauderte, als wäre er der König des Salons: er grüßte niemanden und wartete, bis man zu ihm kam, sah sich mit einem mannigfach abgestuften Ausdruck und mit einer heitern Leichtigkeit überall um, die des Herrn von Marsay, seines Vorbildes, würdig gewesen wäre. Er verließ den Bischof nicht einmal, um Herrn von Senonches zu begrüßen, der ganz in seiner Nähe stand.

Nach zehn Minuten hielt es Louise nicht mehr aus. Sie erhob sich, trat auf den Bischof zu und sagte zu ihm: „Womit unterhält man Sie, Monseigneur, daß Sie so häufig lächeln?"

Lucien trat einige Schritte zurück, um Frau du Châtelet diskret mit dem Prälaten allein zu lassen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Ah, Frau Gräfin, der junge Mann hat viel Geist! ... Er hat mir auseinandergesetzt, wie er Ihnen all seine Kraft verdankt ...“ „Ich bin nicht undankbar, Frau Gräfin, ich nicht!“ sagte Lucien und warf der Gräfin einen vorwurfsvollen Blick zu, der sie entzückte. „Verständigen wir uns,“ sagte sie und berief Lucien mit einem Wink ihres Fächers an ihre Seite. „Kommen Sie mit Monseigneur hier herein! ... Seine Gnaden soll unser Richter sein.“

Und sie wies auf das Boudoir und führte den Bischof hinein.

‚Sie läßt Monseigneur ein kurioses Handwerk treiben,‘ sagte eine Dame aus dem Lager der Chandour so laut, daß es gehört werden konnte.

„Unser Richter!“ sagte Lucien und blickte nacheinander auf den Prälaten und die Präfektin; „gibt es denn also hier einen Schuldigen?“

Louise von Nègrepelisse setzte sich auf das Kanapee ihres früheren Boudoirs. Sie ließ Lucien und den Bischof links und rechts von ihr Platz nehmen und fing an zu sprechen. Lucien erwies seiner früheren Geliebten die Ehre, die Überraschung und das Glück, nicht zuzuhören. Er hatte die Haltung, die Gesten der Pasta im Tankred, wie sie sagt: ‚O patria!‘ Seine Mienen schienen die berühmte Kavatine del Rizzo zu singen. Und schließlich machte der Schüler Coralies es möglich, daß ihm ein paar Tränen in die Augen traten.

„Ach, Louise, wie habe ich dich geliebt!“ sagte er ihr in dem Augenblick, wo er sah, daß seine Tränen von der Gräfin gesehen worden waren, ins Ohr, ohne sich um den Prälaten oder das Gespräch zu kümmern. „Trocknen Sie Ihre Tränen, oder Sie richten mich hier in diesem Boudoir noch einmal zugrunde,“ sagte sie und beugte sich so nah zu ihm hinüber, daß der Bischof betreten war. „Und es ist genug mit einemmal,“ versetzte Lucien lebhaft. „Dieses

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wort der Cousine der Marquise d'Espard müßte alle Tränen einer Magdalena trocknen. Mein Gott! Ich habe für einen Augenblick meine Erinnerungen, meine Illusionen, meine zwanzig Jahre wiedergefunden, und Sie wollen sie mir..."

Der Bischof stand rasch auf und ging in den Salon zurück. Er sah ein, daß seine Würde zwischen diesem Paare gefährdet werden könnte. Alle ließen absichtlich die Präfektin und Lucien allein in dem Boudoir. Aber eine Viertelstunde später trat Sixtus, dem die Reden, das Kichern und die Art, wie die Damen sich immer wieder dem Eingang zum Boudoir näherten, mißfielen, mit einer mehr als bekümmerten Miene hinein und fand Lucien und Louise in sehr angeregtem Gespräch.

„Du kennst", sagte Sixtus seiner Frau ins Ohr, „Angoulême besser als ich, möchtest du dich nicht auf die Frau Präfektin und auf die Regierung besinnen?" „Mein Lieber," sagte Louise und sah ihren verantwortlichen Redakteur mit einem solchen Hochmut von oben bis unten an, daß er zitterte, „ich spreche mit Herrn von Rubempré von Dingen, die wichtig für dich sind. Es handelt sich darum, einen Erfinder zu retten, der zum Opfer der niedrigsten Ränke ausersehen ist, und du mußt uns dabei helfen... Was diese Damen angeht, und was sie von mir denken, so sollst du sehen, was ich tue, damit das Gift auf ihren Zungen gefriert."

Sie ging, auf Luciens Arm gestützt, aus dem Boudoir und führte ihn zur Unterzeichnung des Ehevertrags. Mit dem ganzen Hochmut der großen Dame rauschte sie an seinem Arm durch den Salon.

„Unterschreiben wir zusammen," sagte sie und reichte Lucien die Feder.

Lucien ließ sich von ihr die Stelle zeigen, wo sie unterschreiben würde, damit ihre Unterschriften nebeneinander zu stehen kämen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Herr von Senonches, hätten Sie Herrn von Rubempré noch erkannt?" sagte die Gräfin und zwang den anmaßenden Jägersmann, Lucien zu begrüßen.

Sie führte Lucien in den Salon und veranlaßte ihn, sich zwischen sie und Zéphirine auf das gefürchtete Kanapee in der Mitte des Raumes zu setzen. Dann begann sie, wie eine Königin auf ihrem Thron, zunächst mit leiser Stimme eine lebhafte Unterhaltung, an der sich einige ihrer alten Freunde und mehrere Frauen, die ihr den Hof machten, beteiligten. Bald wurde Lucien der Held eines Kreises, der sich um ihn bildete; die Gräfin brachte ihn auf das Leben von Paris zu sprechen, das er mit unglaublichem Witz satirisch darstellte. Er streute Anekdoten über die Berühmtheiten ein und verteilte richtige Leckerbissen von der Art, auf die die Provinzialen so erpicht sind. Man bewunderte den Geist, wie man vorher den Mann bewundert hatte. Die Frau Gräfin sah so beglückt drein, sie spielte so gut die Frau, die über ihr Werkzeug entzückt ist, sie replizierte ihm so geschickt, sie suchte mit so kompromittierenden Blicken Anerkennung für ihn, daß mehrere Frauen anfingen, in der gleichzeitigen Rückkehr Luciens und Louisens eine tiefe Liebe sehen zu wollen, die über irgendein doppeltes Mißverständnis den Sieg davongetragen hätte. Ein Ärger hätte vielleicht zu der unseligen Heirat mit Châtelet geführt, gegen die jetzt der Rückschlag gekommen wäre.

„Also", sagte Louise um ein Uhr morgens leise zu Lucien, ehe sie sich erhob, „auf übermorgen. Wollen Sie recht pünktlich sein."

Die Präfektin verabschiedete sich von Lucien, indem sie ihm überaus freundschaftlich zunickte, und sagte zum Grafen Sixtus, der ihren Hut holte, ein paar Worte.

„Wenn das, was meine Frau mir gesagt hat, wahr ist, lieber Lucien, dann zählen Sie auf mich," sagte der Präfekt,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

als er später seiner Frau folgte, die, wie es in Paris üblich ist, ohne ihn weggegangen war. „Von heute abend an kann sich Ihr Schwager als frei betrachten." „Der Herr Graf ist mir das wohl schuldig," erwiderte Lucien lächelnd. „Nun haben wir verspielt," sagte Cointet Petit-Claud, der Zeuge dieser Verabschiedung war, ins Ohr.

Petit-Claud war durch Luciens Erfolg wie vor den Kopf gestoßen und durch den Glanz seines Geistes und durch die Anmut, die er entwickelte, geradezu verblüfft. Er sah auf Françoise de la Haye und las auf ihren Mienen die Bewunderung für Lucien; sie schien ihrem Verlobten zu sagen: ‚Sei wie dein Freund.'

Ein Strahl der Freude zeigte sich auf Petit-Clauds Gesicht.

„Das Diner des Präfekten ist erst übermorgen; wir haben noch einen Tag Zeit, ich bürge für alles."

„Nun, lieber Freund," sagte Lucien um zwei Uhr morgens zu Petit-Claud, als sie zu Fuß nach Hause gingen, „ich kam, sah und siegte! In ein paar Stunden wird Séchard ein glücklicher Mann sein." ‚Nun weiß ich alles, was ich brauche,' dachte Petit-Claud. „Ich dachte, du wärest bloß ein Dichter, und du bist auch ein Weltmann, das heißt, noch einmal ein Dichter sein," antwortete er dann und schüttelte Lucien die Hand — zum letztenmal.

„Liebe Eva," sagte Lucien und weckte seine Schwester, „gute Nachricht! In einem Monat hat David keine Schulden mehr!" „Wieso?" „Nun, siehst du, Frau du Châtelet trug unter ihrem Kleide meine alte Louise; sie liebt mich mehr als je und läßt durch ihren Mann einen Bericht ans Ministerium über unsere Entdeckung machen! So haben wir also nur noch einen Monat zu leiden, die Zeit, in der ich mich an dem Präfekten rächen und ihn zum glücklichsten Ehemann machen will."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Eva glaubte, noch zu träumen, als sie ihren Bruder so reden hörte.

„Als ich den kleinen grauen Salon wiedersah, in dem ich vor zwei Jahren wie ein Kind gezittert habe, als ich diese Möbel, die Gemälde und die Gesichter sah, fiel es mir wie Schuppen von den Augen! Wie Paris einem einen andern Kopf aufsetzt!" „Ist das ein Glück?" fragte Eva, die endlich ihren Bruder zu verstehen anfing. „Gute Nacht, du schläfst noch; morgen beim Frühstück reden wir weiter," antwortete Lucien. —

Cérizets Plan war überaus einfach. Obwohl er zu dem Rüstzeug gehört, dessen sich die Gerichtsvollzieher in der Provinz bedienen, um ihre Schuldner zu packen, und obwohl sein Erfolg im allgemeinen zweifelhaft ist, mußte er diesmal gelingen: denn er beruhte ebensosehr auf der Kenntnis der Charaktere Luciens und Davids wie auf ihren Hoffnungen. Unter den jungen Arbeiterinnen, deren Don Juan der im Augenblick in außerordentlichen Diensten beschäftigte Faktor der Cointet war, und die er beherrschte, indem er eine gegen die andere ausspielte, befand sich eine Plätterin von Basine Clerget, ein Mädchen, das fast ebenso schön war wie Frau Séchard. Sie hieß Henriette Signol, und ihre Eltern waren kleine Winzer, die auf einem Gut, zwei Meilen von Angoulême, an der Straße nach Saintes wohnten. Die Signol waren, wie alle Landleute, nicht reich genug, um ihr einziges Kind bei sich zu behalten, sie hatten sie also dazu bestimmt, in einen Dienst zu treten, das heißt Zofe zu werden. In der Provinz muß eine Zofe waschen und plätten können. Frau Prieur, deren Nachfolgerin Basine wurde, stand in so gutem Rufe, daß die Signol ihr ihre Tochter in die Lehre gaben und Kost und Logis bezahlten. Frau Prieur war eine von den alten Dienstherrinnen, die in der Provinz an ihren Schutzbefohlenen Mutterstelle vertreten. Sie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lebte mit ihren Lehrmädchen, als ob sie ihre Töchter wären, führte sie zur Kirche und wachte sorgsam über sie. Henriette, eine schöne, schlanke, kräftige Brünette mit kühnem Blick und starken, langen Haaren, hatte eine lichte Gesichtsfarbe wie die Töchter des Südens, licht wie eine Magnolie. So war Henriette eins der ersten Wäschermädchen, die Cérizet ins Auge faßte; aber da sie die Tochter ehrbarer Landleute war, ergab sie sich erst, als die Eifersucht, das schlechte Beispiel und das verführerische Wort: ‚Ich heirate dich!' das Cérizet ihr gesagt hatte, als er zweiter Faktor bei der Firma Cointet geworden war, sie herumbekommen hatten. Als der Pariser erfuhr, daß die Signol für etliche zehn- bis zwölftausend Franken Weinberge und ein recht wohnliches Häuschen hatten, beeilte er sich, dafür zu sorgen, daß Henriette nicht die Frau eines anderen werden konnte. So weit war es mit der Liebe der schönen Henriette und dem jungen Cérizet gediehen, als Petit-Claud ihm davon sprach, er sollte Besitzer der Druckerei Séchard werden, wobei er ihm eine Art stille Teilhaberschaft mit einer Beteiligung von zwanzigtausend Franken in Aussicht stellte, die ein Strick werden sollte. Diese Zukunft blendete den Faktor und verdrehte ihm den Kopf. Fräulein Signol schien ihm für seinen Ehrgeiz ein Hindernis, und er vernachlässigte das arme Kind. Henriette war in Verzweiflung und klammerte sich um so enger an den jungen Faktor der Cointet, als er sie verlassen zu wollen schien. Als der Pariser entdeckte, daß David bei Fräulein Clerget versteckt war, änderte er seine Absichten mit Henriette, aber ohne sein Verhalten zu ändern; denn er nahm sich vor, die Art Wahnsinn, die ein Mädchen befällt, wenn sie, um ihre Schande zu verbergen, ihren Verführer heiraten muß, sich zunutze zu machen. Am Morgen des Tages, an dem Lucien seine Louise wiedererobern sollte, teilte Cérizet Henriette das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Geheimnis Basinens mit und sagte ihr, ihr Glück und ihre Verheiratung hingen von der Entdeckung des Ortes ab, in dem David versteckt war. Nachdem Henriette soweit unterrichtet war, machte es ihr keine Mühe, herauszubekommen, daß der Buchdrucker nur in dem Ankleidezimmer von Fräulein Clerget sein konnte; sie glaubte, nicht im geringsten etwas Schlimmes getan zu haben, als sie sich zu dieser Spionage hergab, aber Cérizet hatte sie mit diesem Anfang der Beihilfe schon in seinen Verrat verwickelt.

Lucien schlief noch, als Cérizet, der das Ergebnis des Abends kennen lernen wollte, bei Petit-Claud den Bericht der wichtigen kleinen Ereignisse vernahm, die Angoulême in Aufruhr bringen mußten.

„Hat Ihnen Lucien seit seiner Rückkehr schon irgend etwas geschrieben?" fragte der Pariser, der zum Zeichen, daß er mit dem Bericht des Advokaten zufrieden war, mit dem Kopf nickte. „Weiter habe ich nichts," erwiderte der Anwalt und gab ihm einen Brief, in dem Lucien auf dem Briefpapier, dessen sich seine Schwester bediente, ein paar Zeilen geschrieben hatte. „Also gut," sagte Cérizet, „zehn Minuten vor Sonnenuntergang soll Doublon am Palet-Tor im Hinterhalt liegen, er soll seine Gendarmen verstecken und seine Leute verteilen: sie sollen unsern Mann haben." „Bist du der Sache, die nun dir überlassen bleibt, sicher?" fragte Petit-Claud und sah Cérizet forschend an. „Ich verlasse mich auf den Zufall," erwiderte Cérizet mit einem Grinsen, das an die Zeit erinnerte, wo er noch der Pariser Gassenjunge gewesen war; „aber das ist ein komischer Herr, er mag die ehrlichen Leute nicht." „Es muß gelingen," sagte der Anwalt trocken. „Ich werd es schon recht machen," erwiderte Cérizet. „Sie haben mich in diesen Schmutzhaufen gestoßen, Sie können mir schon ein paar Scheine zum

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Abtrocknen geben ... Aber hören Sie," sagte der Pariser, der auf dem Gesicht des Advokaten einen Ausdruck wahrnahm, der ihm nicht gefallen wollte, „wenn Sie mich betrogen haben, wenn Sie mir nicht binnen acht Tagen die Druckerei kaufen, wissen Sie, Sie hinterlassen dann eine junge Witwe," sagte er leise und warf ihm einen tödlichen Blick zu. „Wenn wir David um sechs Uhr im Gefängnis haben, dann sei um neun Uhr bei Herrn Gannerac, und da wird dein Geschäft in Ordnung gebracht," antwortete der Advokat im Tone der Unumstößlichkeit. „Abgemacht. Sie sollen richtig bedient werden, Meister," sagte Cérizet.

Cérizet verstand schon die Kunst, die heute die Interessen des Fiskus in Gefahr bringt, aus dem Papier Tinte zu entfernen. Er entfernte die vier Zeilen, die Lucien geschrieben hatte, und schrieb an ihrer Stelle folgende, wobei er die Schrift mit einer Vollendung nachahmte, die ein trostloses Licht auf die Zukunft warf, die diesem Faktor bevorstand:

„Lieber David! Du kannst ohne Furcht zum Präfekten gehen, Deine Sache ist in Ordnung; und überdies kannst Du zu dieser Stunde ausgehen, ich komme Dir entgegen, um Dir zu erklären, wie Du Dich dem Präfekten gegenüber zu verhalten hast.

Dein Bruder

Lucien."

Gegen zwölf Uhr schrieb Lucien einen Brief an David, in dem er ihm den Erfolg des Abends mitteilte, ihn der Protektion des Präfekten versicherte, der, sagte er, noch heute einen Bericht über die Entdeckung, für die er begeistert sei, ans Ministerium machte. In dem Augenblick, in dem Marion Fräulein Basine unter dem Vorwand, ihr die Hemden Luciens zum Waschen zu geben, diesen Brief brachte, holte Cérizet, dem Petit-Claud gesagt hatte, daß

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

dieser Brief wahrscheinlich kommen würde, Fräulein Signol ab und ging mit ihr am Ufer der Charente spazieren. Es gab ohne Zweifel einen Kampf, in dem die Ehrenhaftigkeit Henriettens sich lange wehrte, denn der Spaziergang dauerte zwei Stunden. Es stand nicht nur das Interesse eines Kindes, sondern noch eine ganze glückliche Zukunft, ein Vermögen auf dem Spiel; und was Cérizet verlangte, war eine Kleinigkeit; er hütete sich übrigens wohl, ein Wort von dem verlauten zu lassen, was die Kleinigkeit zur Folge haben würde. Nur der außerordentlich hohe Preis, der für diese Kleinigkeit bezahlt werden sollte, schreckte Henriette. Trotzdem setzte es Cérizet schließlich bei seiner Geliebten durch, daß sie sich seinem Kriegsplan zur Verfügung stellte. Um fünf Uhr sollte Henriette weggehen, und bei der Rückkehr sollte sie Fräulein Clerget sagen, Frau Séchard lasse sie bitten, sofort zu ihr zu kommen. Dann sollte sie eine Viertelstunde nach Basinens Weggehen hinaufgehen, an die Kammertür pochen und David den gefälschten Brief von Lucien geben. Was weiter kam, überließ Cérizet dem Zufall.

Zum erstenmal seit über einem Jahre fühlte Eva den eisernen Reif, mit dem die Not sie umklammerte, lockerer werden. Sie hatte endlich Hoffnung. Auch sie wollte nun ihres Bruders froh werden, sich am Arm des Mannes zeigen, der in seiner Vaterstadt gefeiert, von den Frauen angebetet, von der stolzen Gräfin du Châtelet geliebt wurde. Sie zog sich schön an und wollte nach dem Essen am Arm ihres Bruders in Beaulieu spazierengehen. Um diese Stunde ergeht sich da im Monat September ganz Angoulême.

„Oh! da ist ja die schöne Frau Séchard," sagten einige Stimmen, als man Eva sah. „Ich hätte das nie von ihr gedacht," sagte eine Frau. „Der Mann versteckt sich, die Frau zeigt sich," sagte Frau Postel so laut, daß die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

arme Frau es hörte. „Oh! gehen wir nach Hause, ich hatte unrecht," sagte Eva zu ihrem Bruder.

Einige Minuten nach Sonnenuntergang drang von der Treppe, die nach Houmeau hinabführt, ein Lärm her, wie ihn eine Menschenansammlung hervorbringt. Lucien und seine Schwester wurden neugierig und wandten sich dahin, denn sie hörten, wie einige Menschen, die von Houmeau kamen, so untereinander sprachen, als ob irgendein Verbrechen aufgedeckt worden wäre.

„Wahrscheinlich ist es ein Dieb, den man verhaftet hat ... er ist leichenblaß," sagte ein Vorübergehender zu den Geschwistern, als sie zu der immer größer werdenden Menge herzueilten.

Weder Lucien noch seine Schwester hatten die geringste Ahnung. Sie betrachteten die etlichen dreißig Kinder und alten Weiber, die Arbeiter, die von ihrer Werkstatt kamen, wie sie vor den Gendarmen hergingen, deren bunte Hüte aus der Hauptgruppe hervorglänzten. Diese Gruppe, der eine Menge von ungefähr hundert Menschen folgte, näherte sich wie eine Gewitterwolke.

„Ach!" rief Eva, „mein Mann!" „David!" schrie Lucien. „Seine Frau!" flüsterte die Menge und wich zurück. „Was hat dich dazu gebracht, daß du ausgingst?" fragte Lucien. „Dein Brief!" antwortete David, der leichenblaß war. „Ich wußte es!" rief Eva und fiel ohnmächtig hin.

Lucien richtete seine Schwester auf, und zwei Männer halfen ihm sie nach Hause tragen, wo Marion sie zu Bett brachte. Kolb stürzte fort, um einen Arzt zu holen. Bei der Ankunft des Doktors war Eva noch nicht wieder zu sich gekommen. Lucien mußte jetzt seiner Mutter gestehen, daß er die Schuld an Davids Verhaftung trüge, denn er konnte sich das Mißverständnis, das der falsche Brief hervorgerufen hatte, nicht erklären. Lucien empfing einen flammenden Blick seiner Mutter und sah darin

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ihren Fluch, stieg in sein Zimmer hinauf und schloß sich ein.

Wenn man den folgenden Brief liest, den Lucien in der Nacht schrieb, langsam, sich immer wieder unterbrechend, Satz für Satz einzeln hingeworfen, dann versteht man die leidenschaftliche Erschütterung, von der Lucien gepackt war:

„Meine geliebte Schwester!

Wir haben uns jetzt zum letztenmal gesehen. Mein Entschluß ist unwiderruflich. Höre: in vielen Familien gibt es einen Unheilvollen, der für seine Angehörigen wie eine Krankheit ist. So einer bin ich für Euch. Diese Bemerkung stammt nicht von mir, sondern von einem Manne, der viel von der Welt gesehen hat. Wir waren eines Abends in einem Kreis von Freunden im Rocher de Cancale zum Souper. Unter den tausend Späßen, die hin und her gingen, machte dieser Diplomat die Bemerkung, das und das junge Mädchen, von der man sich wunderte, daß sie nicht heiratete, wäre an ihrem Vater erkrankt. Und dann setzte er uns seine Theorie über die Familienkrankheiten auseinander. Er erklärte uns, wie ohne diese Mutter dieses Haus glücklich gewesen wäre, wie jener Sohn seinen Vater zugrunde gerichtet hätte, wie wiederum ein Vater die Zukunft und das Ansehen seiner Kinder zerstört hätte. Obwohl dieses Gesellschaftsprinzip lachend verfochten wurde, war es doch binnen zehn Minuten mit so vielen Beispielen belegt, daß ich betroffen war. Diese Wahrheit entschädigte für all die verrückten, aber witzig bewiesenen Paradoxe, mit denen die Journalisten sich untereinander amüsieren, wenn sich niemand findet, der mystifiziert werden kann. Ich nun bin das Unheil unserer Familie. Mein Herz ist voller Zärtlichkeit, aber was ich tue, ist die Tat eines Feindes. Auf all Eure Opfer habe ich mit Schlimmem erwidert. Der letzte Streich ist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

obwohl er unwillkürlich geschah, der grausamste von allen. Während ich in Paris ein würdeloses Leben voller Genuß und Elend führte, während ich die Clique für Freundschaft nahm, wahrhafte Freunde für Menschen aufgab, die mich ausbeuten wollten und mußten, während ich Euch vergaß und mich nur an Euch erinnerte, um Euch Kummer zu machen, verfolgtet Ihr den bescheidenen Weg der Arbeit und ginget mit Mühen, aber sicher, dem Glück entgegen, das ich so rasend erobern wollte. Während Ihr besser wurdet, brachte ich ein Element des Unheils in mein Leben. Ja, ich habe maßlosen Ehrgeiz, der mich hindert, mich in ein bescheidenes Leben zu fügen. Ich habe Neigungen und Gelüste, und die Erinnerung an das, was ich genossen habe, vergiftet mir die Freuden, die für mich erreichbar sind, und die mich früher befriedigt hätten. O, geliebte Eva, ich beurteile mich strenger als irgendwer. Denn ich verdamme mich ganz und gar und ohne Gnade. Der Kampf in Paris verlangt eine anhaltende Kraft, und mein Wille funktioniert nur im Übermaß, mein Hirn setzt manchmal aus. Die Zukunft schreckt mich so, daß ich keine will, und die Gegenwart ist mir unerträglich. Ich habe Euch wiedersehen wollen, ich hätte besser getan, meine Heimat für immer zu meiden. Aber die Verbannung ohne Existenzmittel wäre eine Torheit, und ich werde sie nicht zu all den andern hinzufügen. Der Tod scheint mir besser als ein verpfuschtes Leben; und in welcher Lage ich mich auch denke, meine maßlose Eitelkeit müßte mich immer zu Torheiten bringen. Manche Menschen sind wie Nullen, sie brauchen eine Zahl, die vor ihnen steht, und ihr Nichts erlangt dann zehnfachen Wert. Ich könnte nur durch eine Verheiratung mit einem starken, unbarmherzigen Willen Wert erlangen. Frau von Bargeton wäre meine Frau geworden und wäre die rechte gewesen; ich habe mein Leben verpfuscht, als

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ich Coralie nicht um ihretwillen verließ. David und Du, Ihr könntet treffliche Lotsen für mich sein; aber Ihr seid nicht stark genug, um meine Schwäche zu zwingen, die sich bis zu einem gewissen Punkte gegen die Herrschaft auflehnt. Ich liebe ein leichtes Leben ohne Sorgen; und wenn es gilt, eine Widerwärtigkeit loszuwerden, bin ich von einer Erbärmlichkeit, die mich weit führen kann. Ich bin zum Prinzen geboren. Mein Geist hat mehr Gewandtheit, als man braucht, um ans Ziel zu kommen. Aber ich habe ihn immer nur einen Augenblick lang, und der Preis in einer Rennbahn, in der so viele Ehrgeizige laufen, gehört dem, der nur so viel Geist anwendet, wie nötig ist, und am Ende des Tages immer noch etwas übrig hat. Ich täte das Schlimme, wie ich es hier getan habe, mit den besten Absichten von der Welt. Es gibt Menschen wie Eichbäume; ich bin vielleicht nur eine elegante Staude und mache den Anspruch, eine Zeder zu sein. Hier hast Du meine Bilanz und meine Bankrotterklärung. Dieses Mißverhältnis zwischen Können und Wollen, dieser Mangel an Gleichgewicht wird immer mein Ringen vergeblich machen. Es gibt in der Klasse der Intellektuellen viele solche Charaktere: es ist ein dauerndes Mißverhältnis zwischen dem Geist und dem Charakter, dem Wollen und dem Begehren. Was wäre mein Schicksal? Ich kann es voraussehen, wenn ich mich an einige alte Pariser Berühmtheiten erinnere, die ich in völliger Vergessenheit gesehen habe. Kaum an der Schwelle des Alters, wäre ich älter als meine Jahre, ohne Glück und ohne Ansehen. Mein ganzes jetziges Sein wendet sich von einem solchen Alter mit Entsetzen ab; ich will nicht ein weggeworfener Lumpen der Gesellschaft sein. Liebe Schwester, die ich wegen Deiner Härte der letzten Zeit ebenso lieb habe wie für die früheren Zärtlichkeiten, wenn wir die Freude, die mir das Wiedersehen mit Dir gemacht hat, teuer bezahlt haben, dann

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

werdet Ihr, Du und David, später vielleicht denken, daß kein Preis für die letzten Freuden eines armen Burschen, der Euch lieb hatte, zu hoch war! ... Stellt keine Nachforschungen nach mir an, sucht nicht zu erfahren, wohin ich gekommen bin: zum mindesten soll mein Geist mir bei der Ausführung meines Willens dienen. Die Entsagung, geliebte Schwester, ist ein täglicher Selbstmord; ich aber habe nur Entsagung für einen Tag, ich will sie heute üben ...

Zwei Uhr.

Ja, ich bin fest entschlossen. Lebwohl also für immer, geliebte Eva. Ich verspüre eine sanfte Freude bei dem Gedanken, von jetzt ab nur noch in Euren Herzen zu leben. Da wird mein Grab sein ... ich will kein anderes. Noch einmal, lebwohl! Es ist das letzte von Deinem Bruder

Lucien."

Nachdem Lucien diesen Brief geschrieben hatte, stieg er geräuschlos die Treppe hinunter, legte ihn auf die Wiege seines Neffen, drückte auf die Stirn seiner schlafenden Schwester einen letzten Kuß, auf den seine Tränen fielen, und ging. Es dämmerte; er löschte seine Kerze, sah das alte Haus noch ein letztes Mal an und öffnete sehr leise die Haustür; aber trotz seiner Vorsicht weckte er Kolb, der auf einer Matratze auf dem Fußboden der Werkstatt schlief.

„Wer geht da?" rief Kolb. „Ich bin es," erwiderte Lucien. „Ich gehe fort, Kolb." „Sie hätten besser getan, niemals zu kommen," sagte Kolb für sich, aber laut genug, daß Lucien es hörte. „Ich hätte wohl getan, nie zur Welt zu kommen," antwortete Lucien. „Lebwohl, Kolb, ich bin dir wegen eines Gedankens nicht böse, den ich selbst hege. Sage David, meine letzte Regung sei mein Bedauern gewesen, ihn nicht umarmen zu können."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Als der Elsässer aufgestanden und angezogen war, hatte Lucien die Haustür geschlossen. Er stieg über die Beaulieu-Promenade zum Ufer der Charente hinab, aber wie wenn er zu einem Fest ginge, denn er hatte sich aus seinem Pariser Anzug und seiner reizenden Stutzerrüstung das Leichentuch gemacht. Kolb war über Luciens Ton und seine letzten Worte betroffen und wollte fragen, ob seine Herrin von der Abreise ihres Bruders Kenntnis und ob sie sich von ihm verabschiedet hatte; aber als er merkte, daß im ganzen Hause tiefes Schweigen herrschte, dachte er, diese Abreise wäre ohne Frage verabredet worden, und legte sich wieder hin.

Man hat, wenn man den Ernst des Gegenstandes bedenkt, sehr wenig über den Selbstmord geschrieben, man hat ihn nicht beobachtet. Vielleicht entzieht sich diese Krankheit der Beobachtung. Der Selbstmord ist die Wirkung eines Gefühls, das man, wenn man will, die Achtung vor sich selbst nennen kann, um es nicht mit dem Wort Ehre zu verwechseln. An dem Tage, wo der Mensch sich verachtet, an dem Tage, wo er sich verachtet sieht, in dem Augenblick, wo die Wirklichkeit des Lebens nicht mehr mit seinen Hoffnungen übereinstimmt, tötet er sich und huldigt damit der Gesellschaft, in der er, seiner Tugenden oder seines Glanzes entkleidet, nicht bleiben will. Man mag darüber sagen, was man will, unter den Atheisten — der Christ begeht keinen Selbstmord — ertragen nur die Feiglinge ein schimpfliches Leben. Es gibt dreierlei Arten Selbstmord: zunächst den Selbstmord, der nur der letzte Anfall einer langen Krankheit ist, und der sicher ins Bereich der Pathologie gehört; dann den Selbstmord aus Verzweiflung und schließlich den Selbstmord aus Überlegung. Lucien wollte sich aus Verzweiflung und aus Überlegung töten, das sind die zwei Arten, von denen man zurückkommen kann; denn unwiderruflich ist nur

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der pathologische Selbstmord; aber oft treffen sich die drei Ursachen vereint wie bei Jean Jacques Rousseau. Nachdem Lucien seinen Entschluß einmal gefaßt hatte, fing er an, die Art der Ausführung zu überlegen. Der Dichter wollte ein poetisches Ende haben. Er hatte anfangs vorgehabt, sich ganz einfach in die Charente zu werfen; aber als er zum letztenmal die Stufen von Beaulieu hinabstieg, hörte er im voraus den Skandal, den sein Selbstmord machen würde, sah er das scheußliche Bild seiner entstellten Leiche, die wieder aus dem Wasser hochgekommen wäre und Gegenstand einer gerichtlichen Untersuchung bildete: er hatte, wie manche Selbstmörder, eine posthume Eitelkeit. An dem Tage, den er in der Mühle von Courtois verbracht hatte, war er den Fluß entlang gewandelt und hatte nicht weit von der Mühle eine der runden, seeartigen Wasserflächen bemerkt, wie sie sich bei kurzen Wasserläufen finden, deren ruhige Oberfläche eine außerordentliche Tiefe anzeigt. Das Wasser ist nicht mehr grün oder blau, oder licht oder gelb: es ist wie ein Spiegel aus glänzendem Stahl. An den Ufern dieser Ausbuchtung wuchsen keine Schwertlilien und blauen Blumen mehr, die breiten Blätter der Seerose waren nicht mehr auf dem Wasser zu sehen; das Gras auf der Böschung war kurz und dicht, und malerisch standen hier und da Gruppen von Trauerweiden. Man ahnte, es war da eine furchtbar tiefe Wasserschlucht. Wer den Mut hatte, seine Taschen mit Steinen zu füllen, mußte dort unausbleiblich den Tod finden und konnte nie wieder gefunden werden.

Als der Dichter diese reizende Landschaft bewundert hatte, hatte er sich gesagt: ‚Das ist ein Ort, der einem Lust macht, sich zu ertränken.'

Diese Erinnerung kam ihm in dem Augenblick, wo er Houmeau erreicht hatte. Er wandelte also nach Marsac, überließ sich seinen letzten düsteren Gedanken und war

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

fest entschlossen, auf diese Weise das Geheimnis seines Todes zu schützen, nicht Gegenstand einer Untersuchung zu werden, nicht bestattet zu werden, nicht in dem furchtbaren Zustande gesehen werden zu wollen, in dem die Ertrunkenen sind, wenn sie wieder auf die Oberfläche des Wassers kommen. Er gelangte bald zum Fuß eines der Hügel, die man auf den Straßen Frankreichs und besonders zwischen Angoulême und Poitiers so häufig trifft. Der Postwagen von Bordeaux nach Paris kam schnell herangefahren, die Reisenden würden ohne Frage aussteigen, um diese lange Erhebung zu Fuß hinaufzugehen. Lucien, der nicht gesehen sein wollte, schlug einen kleinen Kreuzweg ein und pflückte in einem Weinberg Blumen. Als er wieder auf die Landstraße zurückkehrte, hielt er einen großen Strauß Mauerpfeffer in der Hand, die gelbe Blume, die auf dem steinigen Grund der Weingärten wächst. Unmittelbar vor ihm ging ein Reisender, der ganz in Schwarz gekleidet war. Seine Haare waren gepudert, an den Schuhen trug er silberne Schnallen. Sein Gesicht war braun und war so mit Narben bedeckt, als wenn er als Kind ins Feuer gefallen wäre. Dieser Reisende, der so offenbar wie ein Geistlicher aussah, ging langsam und rauchte eine Zigarre. Als der Unbekannte Lucien hörte, wie er von dem Weinberg auf die Straße herabsprang, drehte er sich um und schien von der tief melancholischen Schönheit des Dichters, seinem symbolischen Strauß und seiner eleganten Kleidung wie ergriffen zu sein. Dieser Reisende glich einem Jäger, der eine lange und vergebens gesuchte Beute findet. Er ließ, um es seemännisch auszudrücken, Lucien zu sich heransegeln und ging langsamer, wobei er so tat, als ob er den Abhang des Hügels betrachtete. Lucien, der auch hinblickte, sah dort eine kleine, mit zwei Pferden bespannte Kalesche und einen Postillon zu Fuß.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Sie haben den Postwagen fortfahren lassen, Sie werden Ihren Platz verlieren, wenn Sie nicht in meine Kalesche steigen wollen, um ihn einzuholen; wir fahren schneller als der Postwagen," sagte der Reisende zu Lucien. Er sprach diese Worte mit einem unverkennbaren spanischen Akzent und brachte dieses Anerbieten mit außerordentlicher Freundlichkeit vor.

Ohne Luciens Antwort abzuwarten, zog der Spanier ein Zigarrenetui aus der Tasche und hielt es Lucien geöffnet hin, damit er sich eine Zigarre nähme.

„Ich bin kein Reisender," erwiderte Lucien, „und bin zu nahe am Ziel meines Weges, um mir das Vergnügen des Rauchens zu gestatten." „Sie sind sehr streng gegen sich," versetzte der Spanier; „obwohl ich Domherr der Kathedrale von Toledo bin, genehmige ich mir von Zeit zu Zeit eine kleine Zigarre. Gott hat uns den Tabak gegeben, damit wir unsere Leidenschaften und unsere Schmerzen einschläfern. Sie scheinen mir Kummer zu haben, wenigstens tragen Sie das Zeichen des Kummers in der Hand wie der traurige Gott der Ehe. Nehmen Sie ... all Ihr Kummer wird mit dem Rauche verwehen." Und der Priester streckte noch einmal sein aus Stroh geflochtenes Etui verführerisch hin, wobei er Lucien einen teilnehmenden Blick zuwarf. „Verzeihen Sie, ehrwürdiger Vater," versetzte Lucien hart, „Zigarren können meinen Kummer nicht verscheuchen," und während er das sagte, traten Tränen in seine Augen. „Oh! junger Mann, war es also die göttliche Vorsehung, die mir den Wunsch eingab, mit einer kleinen Fußwanderung den Schlaf abzuschütteln, der am Morgen alle Reisenden befällt, damit ich Ihnen Trost bringen und so meine Aufgabe hienieden erfüllen könnte? Und was für einen großen Kummer können Sie in Ihren Jahren haben?" „Ihr Trost, ehrwürdiger Vater, wäre sehr unnütz: Sie sind Spanier, ich bin Franzose;

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Sie glauben an die Gebote der Kirche, ich bin Atheist ..." „Santa Virgen del Pilar! Sie sind Atheist!" rief der Priester und legte mit mütterlicher Zärtlichkeit seinen Arm auf den Luciens. „Wahrhaftig! Das ist eine der Sehenswürdigkeiten, die ich in Paris aufsuchen wollte. Wir in Spanien glauben nicht an die Atheisten. Nur in Frankreich kann man mit neunzehn Jahren solche Anschauungen haben." „Oh! ich bin ein völliger Atheist; ich glaube weder an Gott noch an die Gesellschaft noch an das Glück. Sehen Sie mich wohl an; in ein paar Stunden bin ich nicht mehr ... Diese Sonne ist die letzte, die ich sehe!" sagte Lucien pathetisch und wies auf den Himmel. „Wie! was haben Sie getan, um sterben zu müssen. Wer hat Sie zum Tode verurteilt?" „Das oberste Gericht, ich selbst!" „Kind," rief der Priester, „haben Sie einen Menschen getötet? Wartet das Schafott auf Sie? Überlegen wir ein bißchen. Wenn Sie, wie Sie es nennen, ins Nichts zurückkehren wollen, dann ist Ihnen wohl alles auf Erden gleichgültig?"

Lucien nickte zum Zeichen der Zustimmung.

„Dann können Sie mir also erzählen, was Sie quält? Es handelt sich gewiß um eine Liebschaft, die Ihnen Kummer macht?"

Lucien zuckte mit bezeichnender Gebärde mit den Schultern.

„Sie wollen sich töten, um der Schande zu entgehen oder weil Sie am Leben verzweifeln? Schön. Sie können sich ebensogut in Poitiers töten wie in Angoulême, und in Tours ebensogut wie in Poitiers. Der Flugsand der Loire gibt seine Opfer nicht wieder her ..." „Nein, ehrwürdiger Vater," antwortete Lucien, „ich habe schon meinen Platz. Vor zwanzig Tagen habe ich das entzückendste Ufer gesehen, von dem aus ein Mensch, der dieser Welt überdrüssig ist, in die andere Welt fahren kann ..."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Eine andere Welt? Sie sind kein Atheist." „Oh! was ich mit der andern Welt meine, ist meine künftige Verwandlung in ein tierisches oder pflanzliches Leben ..." „Haben Sie eine unheilbare Krankheit?" „Ja, ehrwürdiger Vater." „Ah, da haben wir's," rief der Priester, „und welche?" „Die Armut."

Der Priester sah Lucien lächelnd an und sagte zu ihm überaus anmutig und mit einem fast ironischen Lächeln:

„Der Diamant kennt seinen Wert nicht." „Nur ein Priester kann einem armen Menschen, der in den Tod gehen will, noch schmeicheln!" rief Lucien. „Sie werden nicht sterben," sagte der Priester in entschiedenem Tone. „Ich habe wohl sagen hören," versetzte Lucien, „daß man die Menschen auf der Landstraße ausgeplündert hat, ich wußte nicht, daß man sie reicher machte." „Sie sollen es erfahren," erwiderte der Priester, nachdem er sich vergewissert hatte, daß der Wagen noch weit genug weg war, daß sie noch einige Schritte allein gehen konnten. „Hören Sie mich," sagte der Priester und kaute an seiner Zigarre, „Ihre Armut wäre kein Grund, zu sterben. Ich brauche einen Sekretär, der meine ist vor kurzem in Barcelona gestorben. Ich bin in der Lage, in der der Baron von Görtz war, der berühmte Minister Karls XII., der, als er nach Schweden reiste, wie ich nach Paris reise, in einer kleinen Stadt ohne Sekretär ankam. Der Baron traf den Sohn eines Goldschmieds, der durch eine Schönheit sich auszeichnete, die der Ihrigen gewiß nicht gleichkam ... Der Baron von Görtz findet in dem jungen Menschen Intelligenz, wie ich finde, daß Ihnen die Poesie auf der Stirn geschrieben steht; er nimmt ihn in seinen Wagen, wie ich Sie in den meinen nehmen werde; und aus diesem jungen Menschen, der bisher dazu verdammt gewesen war, in einer kleinen Provinzstadt, wie Angoulême

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

es ist, Bestecke zu polieren und Schmucksachen herzustellen, macht er seinen Günstling, wie Sie der meine sein sollen. In Stockholm angelangt, setzt er seinen Sekretär an die Arbeit und gibt ihm furchtbar viel zu tun. Der junge Sekretär verbringt die Nächte mit Schreiben; und wie alle, die stark arbeiten, nimmt er eine Gewohnheit an: er fängt an, Papier zu kauen. Der verstorbene Herr von Malesherbes hatte die Gewohnheit, den Leuten brennendes Papier unter die Nase zu halten, und er tat das, nebenbei bemerkt, auch mit einer gewissen Persönlichkeit, deren Prozeß von seinem Berichte abhing. Unser schöner junger Mann fängt mit unbeschriebenem Papier an, aber er gewöhnt sich daran und geht bald zu beschriebenem Papier über, das er schmackhafter findet. Man rauchte damals noch nicht. Endlich kommt unser junger Mann immer mehr auf den Geschmack und fängt an, Pergamente zu zerkauen und sie zu essen. Man beschäftigte sich damals mit einem Friedensvertrag zwischen Rußland und Schweden, den die Stände Karl XII. auferlegen wollten, wie man 1814 Napoleon zwingen wollte, Frieden zu schließen. Die Grundlage der Verhandlungen war der Vertrag, den die zwei Mächte über Finnland abgeschlossen hatten. Görtz vertraut seinem Sekretär das Original an; aber als es so weit ist, den Plan den Ständen vorzulegen, ergibt sich die kleine Schwierigkeit, daß der Vertrag nicht zu finden ist. Die Stände kommen auf die Vermutung, der Minister habe dieses Stück, um den Leidenschaften des Königs dienstbar zu sein, verschwinden lassen wollen. Der Baron von Görtz wird angeklagt und sein Sekretär gesteht jetzt, den Vertrag aufgegessen zu haben. Man strengt einen Prozeß an, die Tatsache wird bewiesen, der Sekretär wird zum Tode verurteilt. Aber da Sie noch nicht so weit halten, nehmen Sie eine Zigarre und rauchen Sie sie, bis unsere Kalesche kommt."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lucien nahm eine Zigarre und steckte sie, wie man das in Spanien tut, an der Zigarre des Priesters an. Er sagte sich: ‚Er hat recht, ich habe immer noch Zeit, mich zu töten.'

„Es trifft sich oft," fuhr der Spanier fort, „daß in dem Augenblick, wo die jungen Leute am meisten an ihrer Zukunft verzweifeln, ihr Glück beginnt. Das wollte ich Ihnen sagen, ich zeigte es Ihnen lieber an einem Beispiel. Der schöne Sekretär, der zum Tode verurteilt war, war in einer um so verzweifelteren Lage, als der König von Schweden ihn nicht begnadigen konnte, weil sein Urteil von den schwedischen Ständen gesprochen worden war; aber er drückte ein Auge zu und ließ ihn entfliehen. Der hübsche junge Sekretär rettet sich mit ein paar Talern in der Tasche und kommt an den Hof von Kurland. Görtz hatte ihn dem Herzog empfohlen und ihm das Abenteuer und die Manie seines Schützlings auseinandergesetzt. Der Herzog bringt den schönen Jungen als Sekretär bei seinem Intendanten unter. Der Herzog war ein Verschwender, hatte eine hübsche Frau und einen Intendanten, das sind drei Gründe zum Ruin. Wenn Sie glauben, der hübsche Mensch, der zum Tode verurteilt worden war, weil er den finnländischen Vertrag aufgegessen hatte, habe seine perverse Neigung aufgegeben, dann wissen Sie nichts von der Herrschaft des Lasters über den Menschen; die Todesstrafe hält es nicht auf, wenn es sich um einen Genuß handelt, den es sich geschaffen hat! Woher kommt diese Herrschaft des Lasters? Ist sie eine Macht, die ihm eigen ist, oder kommt sie von der menschlichen Schwäche? Gibt es Neigungen, die an der Grenze des Wahnsinns wohnen? Ich kann mich des Lachens über die Moralisten nicht erwehren, die solche Krankheiten mit schönen Worten bekämpfen wollen! ... Es gab einen Moment, in dem der Herzog, der erschreckt darüber war, daß sein Ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

walter ihm ein Ersuchen um Geld abschlägig beschieden hatte, Abrechnung verlangte, — was eine Dummheit war! Es gibt nichts Leichteres, als eine Rechnung zu schreiben; das macht nie eine Schwierigkeit. Der Verwalter übergab seinem Sekretär alle Stücke, damit er eine Aufstellung über die Zivilliste von Kurland machen sollte. Mitten in der Nacht, als er dabei war, seine Arbeit fertig zu machen, merkt unser kleiner Papieresser, daß er eine Quittung des Herzogs über eine beträchtliche Summe zerkaut: die Angst packt ihn, mitten in der Unterschrift hält er inne, er läuft tief in der Nacht zur Herzogin, wirft sich ihr zu Füßen, erklärt ihr seine Manie, fleht den Schutz seiner Fürstin an und fleht und fleht mitten in der Nacht. Die Schönheit des jungen Sekretärs machte einen solchen Eindruck auf diese Frau, daß sie ihn, als sie Witwe geworden war, heiratete. So wurde im achtzehnten Jahrhundert in einem Lande, wo der Adel regierte, ein Goldschmiedssohn souveräner Fürst ... Und er ist noch Besseres geworden! Er war beim Tode der ersten Katharina Regent, er beherrschte die Kaiserin Anna und wollte der Richelieu Rußlands sein. Und nun, junger Mann, hören Sie, was ich sage: Sie sind schöner als Biron, und ich bin, obwohl ich ein einfacher Domherr bin, viel mehr wert als der Baron von Görtz. Also steigen Sie ein! Wir finden für Sie in Paris ein Herzogtum Kurland, und in Ermanglung des Herzogtums werden wir ganz sicher die Herzogin finden."

Der Spanier unterstützte Lucien und zwang ihn buchstäblich, in seinen Wagen zu steigen, worauf der Postillon den Schlag zuwarf.

„Jetzt reden Sie, ich höre zu," sagte der Domherr von Toledo zu dem verblüfften Lucien. „Ich bin ein alter Priester, dem Sie ohne Gefahr alles sagen können. Sie haben ohne Zweifel noch nichts aufgegessen als Ihr väter-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

liches Erbe oder das Geld der Frau Mama. Wir sind heimlich durchgebrannt und haben Ehre bis in die Spitzen unserer reizenden kleinen Stiefelchen ... Also los, beichten Sie keck, es wird genau so sein, wie wenn Sie mit sich selbst sprechen."

Lucien befand sich in der Lage jenes Fischers aus — ich weiß nicht mehr welchem arabischen Märchen, der sich im Meere ertränken will und in unterseeische Länder fällt und dort König wird. Der spanische Priester schien so wahrhaft liebevoll, daß der Dichter nicht zögerte, ihm sein Herz zu eröffnen: er erzählte ihm also zwischen Angoulême und Ruffec sein ganzes Leben, ließ keine seiner Verfehlungen aus und schloß mit dem letzten Unheil, an dem er schuld war. In dem Augenblick, wo er mit diesem Bericht fertig war, den er um so poetischer vorbrachte, als er ihn seit vierzehn Tagen schon zum drittenmal machte, fuhr der Wagen an der Stelle vorbei, wo sich an der Straße, in der Nähe von Ruffec, die Besitzung der Familie Rastignac befindet, bei deren Namen, als Lucien ihn zum erstenmal nannte, der Spanier eine Bewegung gemacht hatte.

„Von hier", sagte er, „ist der junge Rastignac ausgegangen, der sicher weniger taugt als ich, der aber mehr Glück gehabt hat." „Ah!" „Ja, dieser armselige Edelhof ist das Haus seines Vaters. Er ist, wie ich Ihnen sagte, der Geliebte der Frau von Nucingen geworden, der Frau des berühmten Bankiers. Ich habe mich der Poesie überlassen; er war geschickter und hat sich ans Positive gehalten."

Der Priester ließ seine Kalesche halten, er wollte aus Neugier die kleine Allee hinaufgehen, die von der Straße zu dem Hause führte, und betrachtete alles mit mehr Interesse, als Lucien von einem spanischen Priester erwartet hatte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Sie kennen also die Rastignac?" fragte ihn Lucien. „Ich kenne ganz Paris," sagte der Spanier und stieg wieder in seinen Wagen. „Also weil Ihnen zehn- oder zwölftausend Franken fehlten, wollten Sie sich töten? Sie sind ein Kind, Sie kennen weder die Menschen noch die Dinge. Ein Schicksal ist soviel wert, als der Mensch es schätzt; und Sie veranschlagen Ihre Zukunft nur auf zwölftausend Franken. Schön, ich kaufe Sie sofort. Was die Gefangensetzung Ihres Schwagers angeht, so ist das eine Lappalie. Wenn der gute Herr Séchard eine Entdeckung gemacht hat, so wird er reich werden. Wer reich ist, ist nie in Schuldhaft gewesen. Sie scheinen mir nicht stark in der Geschichte zu sein. Es gibt zweierlei Geschichte: die offizielle, verlogene Geschichte, die man lehrt, die Geschichte ad usum delphini; dann die geheime Geschichte, die die wirklichen Zusammenhänge der Geschehnisse berichtet, eine schmachvolle Geschichte. Lassen Sie mich Ihnen in Kürze ein anderes Histörchen erzählen, das Sie nicht kennen: Ein ehrgeiziger junger Priester will in den öffentlichen Dienst treten, er kriecht vor dem Günstling, dem Günstling einer Königin; der Günstling interessiert sich für den Priester und verschafft ihm den Rang eines Ministers und Sitz im Staatsrat. Eines Abends schreibt einer der Menschen, die einen Dienst zu erweisen glauben — erweisen Sie nie einen Dienst, den man nicht von Ihnen begehrt! —, dem jungen Ehrgeizigen, das Leben seines Wohltäters sei bedroht. Der König ist wütend geworden, daß er einen Herrn hat; morgen soll der Günstling, wenn er sich in den Palast begibt, getötet werden. Nun, junger Mann, was hätten Sie nach Empfang dieses Briefes getan?" „Ich hätte auf der Stelle meinen Wohltäter gewarnt!" rief Lucien lebhaft. „Sie sind noch ganz das Kind, das aus der Erzählung von Ihrem Leben spricht," erwiderte der Priester. „Unser Mann sagte sich: ‚Wenn der König

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bis zum Verbrechen geht, ist mein Wohltäter verloren; ich muß diesen Brief zu spät bekommen haben!' Und er schlief bis zu der Stunde, wo man den Günstling getötet hatte ..." „Das ist ein Ungeheuer," sagte Lucien, der den Priester im Verdacht hatte, er wollte ihn auf die Probe stellen. „Alle großen Menschen sind Ungeheuer; dieser war der Kardinal von Richelieu," erwiderte der Domherr, „und sein Wohltäter war der Marschall von Ancre. Sie sehen, Sie kennen Ihre französische Geschichte nicht. Hatte ich nicht recht, als ich Ihnen sagte, daß die Geschichte, welche man in den Gymnasien lehrt, eine dazu noch überaus zweifelhafte Sammlung von Daten und Tatsachen ist, aber nicht den geringsten Sinn hat? Was nützt es Ihnen, daß Sie wissen, daß es eine Jeanne d'Arc gegeben hat? Haben Sie je den Schluß daraus gezogen, daß, wenn Frankreich damals die Anjou-Linie der Plantagenet akzeptiert hätte, die zwei vereinigten Völker heute die Herrschaft über die Welt hätten, und daß die zwei Inseln, wo die politischen Unruhen des Kontinents geschmiedet werden, zwei französische Provinzen wären?... Oder haben Sie erforscht, mit welchen Mitteln die Medici, einfache Kaufleute, dazu gelangt sind, Großherzoge von Toskana zu werden?" „Ein Dichter", erwiderte Lucien, „ist in Frankreich nicht verpflichtet, so gelehrt wie ein Benediktiner zu sein." „Nun, junger Mann, sie sind Großherzoge geworden, wie Richelieu Minister wurde. Hätten Sie in der Geschichte die menschlichen Ursachen der Ereignisse gesucht, anstatt die Etiketten auswendig zu lernen, dann hätten Sie daraus Lehren für Ihre Lebensführung gezogen. Aus dem, was ich hier aus der Sammlung der wirklichen Tatsachen beliebig herausgegriffen habe, ergibt sich das Gesetz: Sehen Sie in den Menschen und insbesondere in den Frauen nur Werkzeuge; aber sorgen Sie dafür, daß sie es nicht merken. Verehren Sie den

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wie einen Gott, der höher gestellt ist als Sie und Ihnen nützlich sein kann, und verlassen Sie ihn erst, wenn er Ihre Demut sehr teuer bezahlt hat. Im Verkehr mit der Welt seien Sie gierig wie ein Jude und so niedrig wie er: tun Sie um der Macht willen alles, was er um des Geldes willen tut. Aber ebenso kümmern Sie sich um einen Menschen, der gefallen ist, nicht mehr; als ob er niemals existiert hätte. Wissen Sie, warum Sie sich so benehmen sollen? Sie wollen die Welt beherrschen, nicht wahr? Sie müssen damit anfangen, der Welt zu gehorchen und sie gut zu studieren. Die Gelehrten studieren die Bücher, die Politiker studieren die Menschen: ihre Interessen, die treibenden Ursachen ihrer Handlungen. Die Welt nun, die Gesellschaft, die Menschen als Ganzes genommen sind Fatalisten: sie beten die Tatsachen an. Wissen Sie, warum ich Ihnen diesen kleinen Geschichtsvortrag halte? Es geschieht darum, weil ich Sie für maßlos ehrgeizig halte." „Ja, ehrwürdiger Vater!" „Ich habe es wohl gesehen," fuhr der Domherr fort. „Aber in diesem Augenblick sagen Sie sich: ‚Dieser spanische Domherr erfindet Anekdoten und plündert die Geschichte, um mir zu beweisen, daß ich zu tugendhaft bin ...'"

Lucien lächelte, als er seine Gedanken so gut erraten sah.

„Nun also, junger Mann, nehmen wir Tatsachen, die ganz banal geworden sind," sagte der Priester. „Eines Tages ist Frankreich von den Engländern fast erobert worden, der König hat nur noch eine Provinz. Aus der Tiefe des Volkes erheben sich zwei Gestalten: ein armes junges Mädchen, eben die Jeanne d'Arc, von der wir sprachen; und zweitens ein Bürgersmann namens Jacques Coeur. Die eine leiht ihren Arm und den Nimbus ihrer Jungfräulichkeit, der andere gibt sein Gold: das Königreich ist gerettet. Aber das Mädchen ist gefangen! Der König, der sie auslösen kann, läßt sie lebendig verbrennen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Den heldenhaften Bürger läßt der König von seinen Höflingen, die es nach seinem Reichtum gelüstet, der schwersten Verbrechen bezichtigen. Die Beute des Unglücklichen, der von der Justiz gehetzt, umstellt und niedergeworfen wird, bereichert fünf Adelshäuser ... Und der Vater des Erzbischofs von Bourges verläßt das Reich, um nie wieder zurückzukehren, nimmt von seinen Besitzungen in Frankreich keinen Heller mit und hat für sich weiter kein Geld, als was er den Arabern und Sarazenen in Ägypten anvertraut hatte. Sie können immer noch sagen: ‚Diese Beispiele sind sehr alt, seit all diesen Undankbarkeiten hatten wir dreihundert Jahre öffentlichen Unterrichts, und die Gestalten jenes Zeitalters sind für uns Fabelwesen.' Nun, junger Mann, glauben Sie an den letzten Halbgott Frankreichs, an Napoleon? Einer seiner Generale stand bei ihm in Ungnade, er hat ihn nur unwillig zum Marschall gemacht, nie hat er sich seiner gern bedient. Dieser Marschall heißt Kellermann. Wissen Sie, warum? Kellermann hat Frankreich und den ersten Konsul bei Marengo durch einen kühnen Angriff, der inmitten von Blut und Feuer bejubelt wurde, gerettet. In dem Bulletin war von diesem heldenhaften Angriff nicht mit einem Wort die Rede. Die Ursache von Napoleons Kälte gegen Kellermann ist auch die Ursache der Ungnade von Foucher und dem Fürsten von Talleyrand: es ist die Undankbarkeit des Königs Karl VII., Richelieus, die Undankbarkeit ..." „Aber, ehrwürdiger Vater, vorausgesetzt, daß Sie mir das Leben retten und daß Sie mein Glück begründen," sagte Lucien, „machen Sie mir mit diesen Gründen die Dankbarkeit sehr leicht." „Kleiner Schlingel," sagte der Abbé lächelnd und zog Lucien mit einer fast königlichen Vertraulichkeit am Ohr, „wenn Sie undankbar gegen mich wären, dann wären Sie ein starker Mann, und ich beugte mich vor Ihnen; aber Sie halten noch nicht so weit, denn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sie sind erst ein Schüler und wollten zu früh Meister werden. Das ist der Fehler der Franzosen in unserer Zeit. Sie reichen Ihre Entlassung ein, weil Sie nicht die Epauletten bekommen können, die Sie wünschen ... Aber haben Sie all Ihr Wollen, all Ihr Handeln einer Idee gewidmet?" „Ach, nein," sagte Lucien. „Sie waren, was die Engländer ‚inconsistent' nennen," fuhr der Domherr lächelnd fort. „Was liegt daran, was ich gewesen bin, wenn ich nichts mehr werden kann," antwortete Lucien. „Wenn hinter all Ihren schönen Eigenschaften eine Kraft steht, die semper virens ist," sagte der Priester, der wohl gern zeigte, daß er etwas Lateinisch konnte, „dann wird Ihnen nichts in der Welt widerstehen. Ich liebe Sie jetzt schon ..."

Lucien lächelte mit einer ungläubigen Miene.

„Ja," fuhr der Unbekannte in Erwiderung auf Luciens Lächeln fort, „Sie interessieren mich, wie wenn Sie mein Sohn wären, und ich kann zu Ihnen frei heraus reden, wie Sie zu mir gesprochen haben. Wissen Sie, was mir an Ihnen gefällt? Sie haben in sich selbst reinen Tisch gemacht, und Sie können daher jetzt einen Moralunterricht empfangen, wie er nirgends erteilt wird; denn wenn die Menschen in einer gewissen Anzahl beisammen sind, sind sie noch heuchlerischer, als wenn ihr Interesse sie zwingt, Komödie zu spielen. So verbringt man einen guten Teil seines Lebens damit, auszujäten, was man in der Jugend in seinem Herzen hat wachsen lassen. Diese Operation nennt man: Erfahrungen machen."

Lucien hörte dem Priester zu und sagte sich im stillen: ‚Das ist so ein alter Politiker, dem es Vergnügen macht, sich auf der Reise zu amüsieren. Er gefällt sich darin, einen armen Kerl, den er am Rande des Selbstmords trifft, umzustimmen, und wenn er mit seinem Spaß zu Ende ist, wird er mich laufen lassen: aber er versteht

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sich gut auf die Paradoxie, und er scheint mir ebenso stark wie Blondet oder Lousteau.'

Trotz dieser klugen Überlegung bohrte sich die Verderbnis, mit der es der Diplomat gegen ihn versuchte, tief in Luciens Seele ein, die für sie gut vorbereitet war, und wirkte in ihr um so verheerender, als sie sich auf berühmte Beispiele stützte. Lucien war von dem Reiz dieser zynischen Unterhaltung gefesselt und klammerte sich um so williger ans Leben an, als er sich von einem starken Arm aus dem Schlunde seines Selbstmords auf die Oberfläche gehoben fühlte.

Darüber war der Priester offenbar vergnügt. Und so hatte er denn auch von Zeit zu Zeit seine historischen Sarkasmen mit einem boshaften Lächeln begleitet.

„Wenn Ihre Art, die Moral zu behandeln, Ähnlichkeit mit Ihrer Geschichtsauffassung hat," sagte Lucien, „wäre ich neugierig, zu erfahren, was in diesem Augenblick die Triebfeder Ihrer scheinbaren Barmherzigkeit ist." „Dieses, junger Mann, ist der letzte Punkt meiner Predigt, und Sie müssen mir gestatten, ihn mir aufzusparen; dann verlassen wir uns heute noch nicht," antwortete er mit der Schlauheit eines Priesters, der sieht, daß sein Plan gelingt. „Gut also, predigen Sie mir Moral," versetzte Lucien, der sich innerlich sagte: ‚Ich will ihn zum besten haben.' „Die Moral, junger Mann, beginnt mit dem Gesetz," fing der Priester an. „Wenn es überall Religion gäbe, wären die Gesetze unnötig: die religiösen Völker haben wenig Gesetze. Über dem bürgerlichen Gesetz steht das politische Gesetz. Wollen Sie nun wissen, was für einen Politiker auf der Stirn Ihres neunzehnten Jahrhunderts geschrieben steht? Die Franzosen haben im Jahre 1793 die Souveränität des Volkes erfunden, die in einem absoluten Kaiser gegipfelt hat. Soviel für die Geschichte Ihrer Nation. Zu den Sitten: Frau Tallien und Frau von Beau-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

harnais haben dasselbe Leben geführt, Napoleon heiratet die eine und macht sie zu Ihrer Kaiserin, die andere aber hat er nie empfangen wollen, obwohl sie eine Prinzessin war. Napoleon ist 1793 Sansculotte und setzt sich 1804 die eiserne Krone auf. Die wilden Liebhaber der Gleichheit, die 1792 ‚Die Gleichheit oder den Tod' rufen, werden 1806 die Verbündeten einer Aristokratie, die Ludwig XVIII. legitimiert hat. Im Ausland hat die Aristokratie, die heute in ihrem Foubourg Saint-Germain thront, Schlimmeres getan: sie ist Wucherer gewesen, sie war Kaufmann, sie hat kleine Pasteten gebacken, sie war Koch, Pächter und Schafhirt. In Frankreich hat also das politische Gesetz ebenso wie das Moralgesetz, hat all und jeder seinen Beginn im selben Augenblick, wo er ans Ziel gelangte, verleugnet, seine Anschauungen durch das Verhalten oder das Verhalten durch die Anschauungen. Es gab keine Logik, weder bei der Regierung noch bei den Privatleuten. Und daher haben Sie keine Moral mehr. Heutzutage ist bei Ihnen der Erfolg die letzte Erklärung für alles, was Sie tun, was es auch sei. Die Tatsache ist also nichts mehr an sich selbst, sie existiert ausschließlich in der Idee, die die andern sich von ihr bilden. Daraus, junger Mann, ergibt sich eine zweite Regel: Habe ein schönes Äußeres! Verbirg die Kehrseite deines Lebens und zeige eine glänzende Außenseite! Die Verschwiegenheit, die Regel unseres Ordens, ist auch die Regel der Ehrgeizigen: machen Sie die Verschwiegenheit zu Ihrer Regel. Die Großen begehen fast ebenso viele Gemeinheiten wie die, denen es schlecht geht; aber sie begehen sie im Dunkel und tragen ihre Tugenden zur Schau: sie bleiben groß. Die Kleinen üben ihre Tugenden im Dunkel und lassen ihr Elend und ihre Kläglichkeit alle Welt sehen: sie werden verachtet. Sie haben Ihre Größe verborgen und haben Ihre Wunden gezeigt. Sie hatten vor aller Öffentlichkeit eine Schauspielerin zur

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Geliebten, Sie haben bei ihr und mit ihr gelebt; man konnte Ihnen in nichts einen Vorwurf machen, jeder fand, daß Sie beide völlige Freiheit hatten; aber Sie boten den Anschauungen der Welt Trotz, und Sie genossen nicht das Ansehen, das die Welt denen zukommen läßt, die ihren Gesetzen gehorchen. Hätten Sie Coralie diesem Herrn Camusot gelassen, hätten Sie Ihre Beziehungen zu ihr verhehlt, dann hätten Sie Frau von Bargeton geheiratet, wären Präfekt von Angoulême und Marquis von Rubempré. Sie müssen Ihre Lebensführung umkehren, Sie müssen Ihre Schönheit, Ihre Anmut, Ihren Geist, Ihre Poesie nach außen wenden. Wenn Sie sich kleine Gemeinheiten erlauben, tun Sie es zwischen den vier Wänden. Dann laden Sie nicht mehr die Schuld auf sich, Flecken auf die Dekorationen des großen Theaters zu bringen, das die Welt heißt. Napoleon nennt das: seine schmutzige Wäsche im Hause waschen. Aus der zweiten Regel ergibt sich die Anmerkung: Alles liegt an der Form. Verstehen Sie recht, was ich die Form nenne! Es gibt ungebildete Leute, die, von der Not getrieben, einem andern irgendeinen Betrag gewaltsam wegnehmen; man nennt sie Verbrecher, und sie machen mit der Justiz Bekanntschaft. Ein armes Genie entdeckt ein Geheimnis, dessen Ausbeutung ein Vermögen bedeutet, Sie leihen ihm dreitausend Franken — so wie die Cointet, die Ihre dreitausend Franken in die Finger bekamen und Ihren Schwager jetzt plündern werden —, Sie foltern ihn auf eine Weise, daß er Ihnen sein Geheimnis ganz oder teilweise abtreten muß, Sie haben nur mit Ihrem Gewissen zu tun, und Ihr Gewissen schleppt Sie nicht vor das Kriminalgericht. Die Feinde der Gesellschaftsordnung nutzen diesen Gegensatz aus, um gegen die Justiz zu kläffen und im Namen des Volkes darüber zu toben, daß man einen, der nachts in eine geschlossene Wohnung einbricht, auf die Galeeren schickt, während

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

man einen Menschen, der durch betrügerischen Bankrott ganze Familien zugrunde richtet, kaum für ein paar Monate ins Gefängnis steckt; aber diese Heuchler wissen ganz gut, daß die Richter, wenn sie den Dieb verurteilen, die Schranke zwischen den Armen und den Reichen schützen, die nicht umgeworfen werden darf, weil sonst das Ende der Gesellschaftsordnung gekommen wäre; während der Bankrottierer, der geschickte Erbschleicher, der Bankier, der ein Geschäft zu seinem Vorteil erledigt und dabei über Leichen geht, nur Verschiebungen der Vermögen hervorbringen. So, mein Sohn, ist die Gesellschaft gezwungen, ihrerseits zu unterscheiden, was Sie für sich ebenfalls auseinanderhalten sollen. Die große Hauptsache ist, sich der ganzen Gesellschaft gleichzustellen. Napoleon, Richelieu, die Medici haben sich ebenso hoch wie ihr Jahrhundert eingeschätzt. Sie schätzen sich auf zwölftausend Franken! ... Ihre Gesellschaft betet nicht mehr den wahrhaften Gott an, sondern das goldene Kalb. So ist die Religion Ihrer Charte geschaffen, die in der Politik nur noch das Eigentum berücksichtigt. Heißt das nicht, allen Untertanen sagen: ‚Seht zu, daß ihr reich werdet'? Wenn Sie auf gesetzlichem Wege ein Vermögen erworben haben, ein reicher Mann und Marquis von Rubempré sind, dann können Sie sich den Luxus der Ehre erlauben. Sie können dann so viel Herzensgüte an den Tag legen, daß niemand wagen wird, Sie zu beschuldigen, es hätte Ihnen je daran gefehlt, — wenn es Ihnen auch daran fehlen sollte, während Sie noch auf dem Wege zu Ihrem Vermögen sind, was ich Ihnen aber nicht raten möchte." Dabei ergriff der Priester Luciens Hand und tätschelte sie. „Was müssen Sie sich also in Ihren schönen Kopf setzen? Lediglich den folgenden Vorsatz: man setze sich ein glänzendes Ziel und verberge die Mittel, mit denen man es erreicht; verberge seinen Weg. Sie haben wie ein Kind gehandelt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Seien Sie ein Mann, seien Sie ein Jäger, stellen Sie sich auf den Anstand, wählen Sie sich in der Welt von Paris einen Hinterhalt, warten Sie auf eine Beute und einen Zufall, wahren Sie weder Ihre Person noch was man die Würde nennt; denn wir gehorchen alle irgendeiner Sache, einem Laster, einer Notwendigkeit; aber wahren Sie das höchste Gesetz: das Geheimnis." „Sie erschrecken mich!" rief Lucien. „Das klingt mir wie die Theorie des Straßenraubes." „Sie haben recht," sagte der Domherr, „aber sie stammt nicht von mir. Nach dieser Regel haben sich alle gerichtet, die emporgekommen sind, das Haus Österreich und das Haus Frankreich. Sie haben nichts, Sie sind in der Lage der Medici, Richelieu, Napoleon, im Beginn der Laufbahn Ihres Ehrgeizes. Diese Leute, kleiner Freund, haben ihre Zukunft auf den Preis der Undankbarkeit, des Verrats und der heftigsten Widersprüche eingeschätzt. Man muß alles wagen, um alles zu bekommen. Überlegen wir: Wenn Sie Hasard spielen, wenn Sie sich an den Bouillotte-Tisch setzen, diskutieren Sie über die Bedingungen? Die Regeln sind gegeben, Sie akzeptieren sie."

‚Sieh mal,' dachte Lucien, ‚er kennt die Bouillotte.'

„Wie benehmen Sie sich bei der Bouillotte?" fragte der Priester, „üben Sie da die schönste der Tugenden, die Aufrichtigkeit? Sie halten nicht nur Ihr Spiel verborgen, sondern Sie suchen auch, wenn Sie sicher sind, zu gewinnen, den Glauben zu erwecken, daß Sie alles verlieren werden. Kurz, Sie heucheln, nicht wahr? Sie lügen, um fünf Louisdor zu gewinnen! Was würden Sie zu einem Spieler sagen, der so großmütig wäre, dem andern mitzuteilen, er hätte drei Karten, die mit dem Umschlag gleich sind? Der Ehrgeizige aber, der den Vorschriften der Tugend gemäß in einem Wettkampf kämpfen will, während sich seine Gegner ihrer entschlagen, ist ein Kind, zu dem die alten Politiker dasselbe sagen, was die Spieler zu einem sagen, der seine

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Trümpfe nicht ausnutzt: ‚Lieber Herr, spielen Sie nie Bouillotte.' Haben Sie die Spielregeln des Ehrgeizes gemacht? Warum habe ich Ihnen gesagt, Sie müßten sich der Gesellschaft gleichsetzen? Weil heutzutage, junger Mann, die Gesellschaft sich unmerklich so viel Rechte über die Individuen angemaßt hat, daß das Individuum sich genötigt sieht, die Gesellschaft zu bekämpfen. Es gibt keine Gesetze mehr, es gibt nur noch Sitten, das heißt: äußeres Getue, immer die Form."

Lucien gab Zeichen des Erstaunens von sich.

„Ah! mein Kind," sagte der Priester, der fürchtete, Luciens Unschuld in Empörung gebracht zu haben, „erwarteten Sie denn in einem Abbé, der alle schlimmen Streiche der Konterdiplomatie auszuführen hat — ich bin der Vermittler zwischen Ferdinand VII. und Ludwig XVIII., zwei großen ... Königen, die alle beide die Krone sehr starken ... Kombinationen verdanken —, glaubten Sie in mir den Erzengel Gabriel zu finden? Ich glaube an Gott, aber ich glaube noch mehr an unsern Orden, und unser Orden glaubt nur an die weltliche Macht. Um die weltliche Macht sehr stark zu machen, stützt unser Orden die apostolische katholische und römische Kirche, das heißt das Ganze der Gefühle, die das Volk im Gehorsam halten. Wir sind die Tempelherren unserer Zeit: wir haben eine Lehre. Wie der Templerorden wurde unser Orden zerstört und aus den nämlichen Gründen: er hatte seinen Wert der Welt gleichgestellt. Wollen Sie Soldat sein, so will ich Ihr Hauptmann werden. Gehorchen Sie mir, wie eine Frau ihrem Manne, ein Kind seiner Mutter gehorcht, und ich garantiere Ihnen, daß Sie in weniger als drei Jahren Marquis von Rubempré sein werden. Sie heiraten eine der vornehmsten Töchter des Faubourgs Saint-Germain und sitzen eines Tages in der Pairskammer. Wenn ich Sie nicht in diesem Augenblick mit meiner

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unterhaltung aufgeheitert hätte, was wären Sie? Ein Leichnam, der unauffindbar in einem tiefen Schlammbette liegt; also strengen Sie einmal Ihre Poesie an!"

Hier sah Lucien seinen Gönner neugierig an.

„Der junge Mann, der hier in dieser Kalesche neben dem Abbé Carlos Herrera sitzt, dem Ehrendomherrn des Kapitels von Toledo, dem geheimen Botschafter Seiner Majestät Ferdinands VII. an Seine Majestät den König von Frankreich, der ihm eine Depesche bringt, in der vielleicht steht: ‚Wenn Sie mich befreit haben, lassen Sie alle, die ich in diesem Augenblick zärtlich behandle, insbesondere aber diesen Botschafter, damit er wahrhaft verschwiegen sei, aufhängen,' — dieser junge Mann", sagte der Abbé, „hat nichts mehr mit dem Dichter gemein, der jetzt gestorben ist. Ich habe Sie aufgefischt, ich habe Ihnen das Leben gegeben, und Sie gehören mir wie das Geschöpf dem Schöpfer, wie in den orientalischen Märchen der Ifrit dem Geiste, wie der Itschoglan dem Sultan, wie der Körper der Seele! Ich will Sie mit mächtiger Hand auf dem Wege der Macht halten; ich verspreche Ihnen trotzdem ein Leben der Genüsse, der Ehren, der fortwährenden Feste ... Niemals wird es Ihnen an Geld fehlen ... Sie werden glänzen, Sie werden prangen, während ich, in den Schmutz der Gründungen gebückt, das glänzende Gebäude Ihres Glückes sichern werde. Ich für mein Teil liebe die Macht um der Macht willen! Ich werde mich immer über Ihre Genüsse, die mir versagt sind, freuen. Kurz, ich will mit Ihnen eins werden! Und wenn Ihnen einmal der Pakt zwischen Mensch und Dämon, zwischen Kind und Diplomat nicht mehr zusagt, können Sie immer noch ein kleines Fleckchen aufsuchen wie das, von dem Sie sprachen, und sich ins Wasser stürzen: ein bißchen mehr oder ein bißchen weniger werden Sie sein, was Sie jetzt sind: unglücklich oder entehrt." „Für einen würdigen Geistlichen in höheren

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Jahren keine üble Leistung!" rief Lucien, der in einem seltsam benommenen Zustande war. Die Kalesche war an einer Poststation stehengeblieben. „Ich weiß nicht, welchen Namen Sie diesem kurzen Unterrichte geben wollen, mein Sohn. Ich nenne Sie meinen Sohn, denn ich adoptiere Sie und mache Sie zu meinem Erben. Was ich Ihnen sagte, ist das Gesetzbuch des Ehrgeizes. Es gibt nur eine kleine Zahl auserwählter Kinder Gottes. Von zwei Dingen eines: entweder muß man in ein Kloster gehen — und da finden Sie oft die große Welt im kleinen! —, oder man muß sich diesem Gesetzbuch fügen." „Vielleicht wäre es besser, nicht so klug zu sein," sagte Lucien, der versuchte, der Seele dieses schrecklichen Priesters auf den Grund zu gehen. „Wie!" versetzte der Domherr, „nachdem Sie gespielt haben, ohne die Spielregeln zu kennen, verlassen Sie jetzt die Partie, wo Sie stark geworden sind und sich mit einem kräftigen Geleitsmann einstellen? Und haben nicht einmal den Wunsch, Revanche zu nehmen? Wie! Sie haben keine Lust, die zu Ihren Füßen zu sehen, die schuld daran sind, daß Sie von Paris verjagt wurden?"

Lucien schauderte, wie wenn ein bronzenes Instrument, ein chinesischer Gong, die schrecklichen Töne von sich gegeben hätte, die so auf die Nerven fallen.

„Ich bin nur ein demütiger Priester," fuhr der Mann fort, und auf seinem Gesicht, das von der Sonne Spaniens wie kupferfarben geworden war, zeigte sich ein schrecklicher Ausdruck, „aber wenn Menschen mich gedemütigt, gefoltert, verraten, verkauft hätten, wie es Ihnen von den Menschen geschehen ist, von denen Sie mir erzählten, ich wäre wie der Araber der Wüste! Jawohl, Leib und Seele weihte ich der Rache. Ich würde mir nichts daraus machen, mein Leben am Galgen, in der Garrotte, am Pfahl oder, wie bei Ihnen, unter der Guillotine zu enden; aber ich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gäbe meinen Kopf nur her, nachdem ich meine Feinde zu Boden getreten hätte."

Lucien blieb still, er verspürte keine Lust mehr, diesen Priester aufzuziehen.

„Die einen stammen von Abel ab, die andern von Kain," fuhr der Domherr wieder fort; „ich bin von gemischtem Geblüt; Kain für meine Feinde, Abel für meine Freunde; und wehe dem, der Kain erweckt! Schließlich, Sie sind Franzose, ich bin Spanier und dazu noch Domherr!"

‚Was für eine wilde Natur,' sagte sich Lucien und sah den Schutzherrn an, den der Himmel ihm geschickt hatte.

Der Abbé Carlos Herrera trug keine Kennzeichen an sich, die den Jesuiten oder überhaupt den Ordensgeistlichen verraten hätten. Er war breit und kurz, hatte mächtige Hände, eine gedrungene Gestalt, eine herkulische Kraft, einen schrecklichen Blick, der nur durch eine gewisse angenommene Sanftmut gemildert war; dazu kam die bronzene Hautfarbe, die nichts aus dem Innern nach außen durchschimmern ließ. Das alles stieß mehr ab, als es anzog. Lange, schöne, gepuderte Haare in der Art, wie der Fürst von Talleyrand sie trug, gaben dem seltsamen Diplomaten das Aussehen eines Bischofs, und auch das blaue, weiß eingefaßte Band, an dem ein goldenes Kreuz hing, verkündete einen geistlichen Würdenträger. Seine schwarzseidenen Strümpfe schmiegten sich eng an wahrhaft athletische Beine. Sein peinlich sauberes Gewand sprach von der Sorgfalt, die er auf seine Person verwandte, was die einfachen Priester, insbesondere in Spanien, selten tun. Ein Dreispitz lag auf dem Vordersitz des Wagens, der das spanische Wappen trug. Trotzdem der Mann so viel Abstoßendes an sich hatte, schwächten seine Manieren, die zugleich heftig und schmeichlerisch waren, den Eindruck seiner Physiognomie ab; und für Lucien hatte sich der Priester offenbar kokett, sanft und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fast katzenhaft gemacht. Lucien betrachtete die geringsten Kleinigkeiten mit sorgenvoller Miene. Er fühlte: es handelte sich in diesem Augenblick um Leben oder Tod. Sie waren schon auf der zweiten Umspannstation hinter Ruffec. Die letzten Sätze des spanischen Priesters hatten viele Saiten in seinem Herzen zum Mitklingen gebracht, und, zur Schande Luciens und des Priesters, der das schöne Gesicht des Dichters scharf im Auge behielt, sei es gesagt: diese Saiten waren die schlechtesten, waren die, die nur erzittern, wenn entartete Gefühle sie bestürmen. Lucien sollte Paris wiedersehen, er sollte die Zügel der Herrschaft, die seinen ungeschickten Händen entfallen waren, wieder ergreifen, er sollte sich rächen! Der Vergleich zwischen dem Provinzleben und dem Leben von Paris, der ihn gequält hatte, der eine der stärksten Ursachen zu seinen Selbstmordgedanken gewesen war, verschwand: er sollte wieder in sein Element kommen, aber unter dem Schutze eines Politikers, der, bis zur Ruchlosigkeit eines Cromwell, tief und stark war.

‚Ich war allein, wir werden zu zweit sein,' sagte er sich.

Je mehr der Geistliche in Luciens früherem Leben Fehler entdeckt hatte, um so mehr Interesse hatte er gezeigt. Die Teilnahme dieses Menschen hatte sich im Verhältnis des Unglücks vermehrt, und er wunderte sich über nichts. Trotzdem fragte sich Lucien, was der Beweggrund dieses Mittelsmannes königlicher Intrigen sein könnte. Er begnügte sich zunächst mit einer sehr gewöhnlichen Begründung: Die Spanier sind großmütig! Der Spanier ist großmütig, wie der Italiener Giftmischer und eifersüchtig ist, wie der Franzose leichtsinnig, der Deutsche offen, der Jude gemein und der Engländer edel ist. Man kehre diese Behauptungen um, und man kommt zur Wahrheit. Die Juden haben Gold aufgehäuft, sie schreiben ‚Robert den Teufel', sie spielen ‚Phädra', sie singen ‚Wilhelm Tell',

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie bestellen Bilder, sie errichten Paläste, sie schreiben die ‚Reisebilder' und wundervolle Gedichte, sie sind mächtiger als je, ihre Religion ist anerkannt, und sie geben dem Papst Kredit! In Deutschland fragt man wegen der geringsten Kleinigkeiten einen Fremden: ‚Haben Sie einen Vertrag geschlossen?' so vielen Schikanen ist man dort ausgesetzt. In Frankreich klatscht man seit fünfzig Jahren der Aufführung der nationalen Dummheiten Beifall, man fährt fort, unerklärliche Hüte zu tragen, und die Regierung wechselt nur unter der Bedingung, daß sie stets dieselbe bleibt! England entfaltet angesichts der ganzen Welt Perfidien, deren Greuel nur mit seiner Habgier verglichen werden können. Der Spanier, der einmal das Gold beider Indien gehabt hat, hat nichts mehr. Es gibt kein Land der Erde, in dem weniger Giftmorde vorkommen als in Italien, und in dem gefälligere und freundlichere Sitten wären. Die Spanier haben vielfach vom Ruhme der Mauren gelebt.

Als der Spanier wieder in die Kalesche stieg, sagte er dem Postillon ins Ohr: „Es muß schnell gehen, es gibt drei Franken Trinkgeld." Lucien zögerte, einzusteigen, der Priester sagte zu ihm: „Nur zu, kommen Sie!"

Und Lucien stieg ein, indem er sich einredete, er wollte gegen ihn ein argumentum ad hominem loslassen.

„Ehrwürdiger Vater," sagte er zu ihm, „ein Mann, der mit so kaltem Blute Lehren entwickelt hat, die viele gute Bürger für äußerst unmoralisch halten würden ..." „Und die es sind," fiel der Priester ein; „darum wollte Jesus Christus, daß das Ärgernis sei, mein Sohn; und darum zeigt die Welt einen so großen Abscheu vor dem Ärgernis." „Ein Mann Ihres Charakters wird sich nicht über die Frage wundern, die ich ihm stellen will?" „Aber, mein Sohn!" versetzte Carlos Herrera, „Sie kennen mich nicht. Glauben Sie, ich würde einen Sekretär nehmen, ehe ich wüßte, ob

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er Prinzipien hat, die zuverlässig genug sind, daß ich keinen Schaden erleide? Ich bin mit Ihnen zufrieden. Sie haben noch die ganze Unschuld des Jünglings, der sich mit zwanzig Jahren tötet. Ihre Frage?..." „Warum interessieren Sie sich für mich? Welchen Preis wollen Sie für meinen Gehorsam? Warum geben Sie mir alles? Was ist Ihr Anteil?"

Der Spanier sah Lucien an und lächelte.

„Warten wir ab, bis es bergauf geht, wir können dann aussteigen und zu Fuß gehen und im Freien sprechen. Das Innere eines Wagens ist nicht der Ort für solche Enthüllung."

Es trat einige Zeit Schweigen zwischen die beiden Reisegefährten, und die Schnelligkeit der Fahrt trug noch zu dem moralischen Rausch Luciens bei.

„Hier ist die Steigung," sagte Lucien, der wie aus einem Traum erwachte. „Schön, gehen wir," sagte der Priester und rief mit lauter Stimme dem Postillon zu, er sollte halten. Sie stiegen beide aus und gingen zu Fuß auf der Straße weiter. „Kind," sagte der Spanier und legte seinen Arm auf den Luciens, „hast du über das ‚Gerettete Venedig' von Otway nachgedacht? Hast du die tiefe Freundschaft zwischen Mann und Mann verstanden, die Pierre und Jaffier verbindet, die für sie eine Frau zu einer unbedeutenden Kleinigkeit macht, und die alle sozialen Unterschiede zwischen ihnen aufhebt?... Soviel für den Dichter." ‚Der Domherr kennt auch das Theater,' sagte Lucien für sich selbst. „Haben Sie Voltaire gelesen?" fragte er ihn. „Ich habe Besseres getan," erwiderte der Domherr, „ich setze ihn in Wirklichkeit um." „Sie glauben nicht an Gott?" „Sieh da, jetzt bin ich der Atheist!" sagte der Priester lächelnd. „Halten wir uns an das Positive, kleiner Freund," fuhr er fort und legte seinen Arm um ihn. „Ich bin sechsundvierzig Jahre alt,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

bin der natürliche Sohn eines spanischen Granden, also sozusagen ohne Familie, und ich habe ein Herz ... Aber lerne eines, grabe es in dein Hirn, das noch so weich ist: Der Mensch hat ein Grauen vor der Einsamkeit. Und von allen Einsamkeiten ist die moralische die schrecklichste. Die ersten Einsiedler lebten mit Gott, sie bewohnten die Welt, die am bevölkertsten ist, die Welt der Geister. Die Geizigen bewohnen die Welt der Phantasie und der Genüsse. Der Geizige hat alles in seinem Hirn, sogar sein Geschlecht. Der erste Gedanke des Menschen, sei er ein Aussätziger oder ein Galeerensträfling, ein Frevler oder ein Kranker, ist: einen Genossen seines Schicksals zu haben. Um diesem Trieb, der das Leben selbst ist, zu genügen, wendet er alle Kräfte, alle Macht, die ganze Energie seines Lebens an. Hätte ohne dieses beherrschende Verlangen Satan Gefährten finden können? Darüber wäre eine ganze Dichtung zu schreiben, die das Vorspiel zum ‚Verlorenen Paradies' wäre, denn dieses ist nichts als die Apologie der Empörung." „Und dieses neue Gedicht wäre die Iliade der Verderbnis," meinte Lucien. „Gut also, ich bin allein, ich lebe allein! Ich trage das Gewand, aber nicht das Herz eines Priesters. Ich liebe, mich aufzuopfern; das ist mein Laster. Ich lebe von der Aufopferung; darum bin ich Priester. Ich fürchte nicht die Undankbarkeit, und ich bin dankbar. Die Kirche ist für mich nichts; sie ist eine Idee. Ich habe mich dem König von Spanien zu eigen gemacht; aber man kann den König von Spanien nicht lieben. Er ist mein Schutzherr, er schwebt über mir. Ich will mein Geschöpf lieben, will es modeln, es zu meinem Dienst kneten, um es zu lieben, wie ein Vater sein Kind liebt. Ich werde neben dir in deinem Tilbury fahren, lieber Junge, werde mich an deinen Erfolgen bei den Weibern laben, werde sagen: ‚Dieser schöne junge Mensch bin ich! Diesen Marquis von Rubempré habe ich geschaffen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

und in die Welt der Aristokratie gestellt; seine Größe ist mein Werk; er schweigt oder spricht mit meiner Stimme, er berät sich mit mir über alles.' Der Abbé von Vermont war das für Marie-Antoinette." „Er hat sie zum Schafott geführt!" „Er liebte nicht die Königin! ..." erwiderte der Priester, „er liebte nur den Abbé von Vermont." „Soll ich die Verzweiflung hinter mir lassen?" „Ich habe Schätze, sie stehen dir zur Verfügung." „In diesem Augenblick täte ich viel, wenn ich Séchard freimachen könnte," erwiderte Lucien mit einer Stimme, aus der nichts mehr von Selbstmord klang. „Sprich ein Wort, mein Sohn, und er empfängt morgen früh die Summe, die zu seiner Befreiung notwendig ist." „Wie! Sie wollten mir zwölftausend Franken geben?" „Höre, mein Kind! Du siehst, wir machen vier Meilen in der Stunde. Wir werden zum Diner in Poitiers sein. Wenn du dort den Vertrag besiegeln willst, mir einen einzigen Beweis des Gehorsams geben willst — er ist groß, ich will ihn! — dann trägt die Eilpost nach Bordeaux fünfzehntausend Franken zu deiner Schwester ..." „Wo sind sie?"

Der spanische Priester antwortete nichts, und Lucien sagte sich: ‚Da habe ich ihn, er hat sich über mich lustig gemacht.' Einen Augenblick später waren der Spanier und der Dichter schweigend wieder in den Wagen gestiegen. Schweigend steckte der Priester die Hand in die Wagentasche, zog den in drei Fächer geteilten ledernen Sack heraus, den alle Reisenden so gut kennen, und entnahm ihm, indem er dreimal seine breite Hand hinein steckte, die jedesmal mit Gold gefüllt wieder auftauchte, hundert Portugalesen.

„Vater, ich gehöre Ihnen," sagte Lucien, der von diesem Goldstrom geblendet war. „Kind," versetzte der Priester und küßte Lucien zärtlich auf die Stirn, „das ist nur der dritte Teil des Goldes, das in diesem Säckchen steckt

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Dreißigtausend Franken, ohne das Reisegeld zu zählen." „Und Sie reisen allein!" rief Lucien. „Was bedeutet das?" versetzte der Spanier, „ich habe für mehr als hunderttausend Taler Wechsel auf Paris bei mir. Ein Diplomat ohne Geld ist dasselbe wie das, was du jetzt eben noch gewesen bist: ein Dichter ohne Willen." —

In dem Augenblick, in dem Lucien mit dem angeblichen spanischen Diplomaten in den Wagen stieg, stand Eva auf, um ihrem Kinde zu trinken zu geben. Sie fand den verhängnisvollen Brief und las ihn. Kalter Schweiß brach ihr aus, es wurde ihr dunkel vor den Augen, sie rief Marion und Kolb.

Auf die Frage: „Ist mein Bruder fortgegangen?" antwortete Kolb: „Ja, Frau, vor Tagesanbruch!" „Bewahrt mir das tiefste Geheimnis über das, was ich euch anvertraue," sagte Eva zu den beiden Bediensteten, „mein Bruder ist ohne Zweifel weggegangen, um seinem Leben ein Ende zu machen. Eilt ihr beide fort, zieht vorsichtig Erkundigungen ein und seht euch am Ufer des Flusses um."

Eva blieb in einem entsetzlichen Zustand der Erstarrung zurück. Während sie sich in dieser furchtbaren Verfassung befand, kam um sieben Uhr morgens Petit-Claud, um mit ihr von Geschäften zu sprechen. In solchen Lagen hört man all und jeden an.

„Frau Séchard," sagte der Anwalt, „unser lieber armer David ist im Gefängnis, und es ist nun zu dem gekommen, was ich von Anfang an gesehen habe. Ich riet ihm damals, sich zur Ausbeutung der Entdeckung mit seinen Konkurrenten, den Cointet, zusammenzutun, die die Mittel in ihren Händen haben, das zur Wirklichkeit zu machen, was bei Ihrem Gatten noch im Zustand der Konzeption ist. Sowie ich also gestern abend die Nachricht von seiner Verhaftung erhielt, was tat ich da? Ich suchte die Herren Cointet in der Absicht auf, sie zu Bedingungen zu bewegen, mit denen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Sie einverstanden sein könnten. Wenn Sie diese Entdeckung selbst ausnutzen wollen, wird Ihr Leben dauernd sein, was es jetzt ist: ein Leben der Schikanen, in denen Sie unterliegen müssen, oder Sie machen schließlich, erschöpft und aufgerieben, vielleicht zu Ihrem Nachteil, mit einem Geldmann, was Sie nach meinem Rat gleich heute mit der Firma Gebrüder Cointet machen sollen. Sie ersparen sich so die Entbehrungen und Qualen des Kampfes, den der Erfinder gegen die Habgier des Kapitalisten und die Gleichgültigkeit der Gesellschaft führen muß. Sehen Sie einmal zu: wenn die Herren Cointet Ihre Schulden zahlen; wenn sie, nachdem die Schulden bezahlt sind, Ihnen noch eine Summe geben, die Ihnen sicher ist, gleichviel, welchen Wert, welche Zukunft oder Ausbeutungsmöglichkeit die Entdeckung hat; wenn sie Ihnen, wohlverstanden, außerdem einen bestimmten Anteil an den Gewinnen des Unternehmens bewilligen, wären Sie dann nicht glücklich? Sie, Frau Séchard, werden Eigentümerin der Druckereieinrichtung, und Sie werden sie ohne Frage verkaufen. Das bringt Ihnen zwanzigtausend Franken, zu diesem Preis garantiere ich Ihnen einen Käufer. Wenn Sie durch einen Gesellschaftsvertrag mit den Herren Cointet fünfzehntausend Franken bekommen, haben Sie ein Vermögen von fünfunddreißigtausend Franken, und zum gegenwärtigen Zinsfuß bringt Ihnen das zweitausend Franken Einkommen. Man kann mit zweitausend Franken in der Provinz leben. Und beachten Sie, Frau Séchard, daß Sie möglicherweise noch auf die Erträge Ihrer Assoziation mit der Firma Cointet rechnen können. Ich sage möglicherweise, denn man muß auch mit dem Mißerfolg rechnen. Jch bin nun also in der Lage, Ihnen folgendes vorzuschlagen: Erstens Bezahlung sämtlicher Schulden Davids, zweitens fünfzehntausend Franken Entschädigung für seine Forschungen, die er bekommt, ohne daß die Herren Cointet sie in irgend-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einer Weise zurückverlangen können, auch wenn die Entdeckung nichts einbringt; schließlich soll zwischen David und den Herren Cointet zur Ausbeutung des Erfinderpatents, das genommen werden soll, eine Gesellschaft gebildet werden; vorher soll gemeinsam und im geheimen ein Experiment über seine Herstellungsmethode gemacht werden. Folgendes sollen die Grundlagen des Vertrages sein: Der Anteil Davids besteht in dem Patent, das er einbringt, und er wird den vierten Teil der Gewinne bekommen. Sie sind eine einsichtige Frau, die Urteil hat, was bei so schönen Frauen nicht oft vorkommt; denken Sie über diese Vorschläge nach, und Sie werden sie sehr annehmbar finden." „Ach, Herr Petit-Claud," rief die arme Eva in Verzweiflung und weinend, „warum sind Sie nicht gestern abend gekommen, um mir dieses Geschäft vorzuschlagen? Wir hätten die Schande vermieden und ... Schlimmeres ..." „Meine Verhandlung mit den Cointet, die sich, Sie haben sich das denken müssen, hinter Métivier verstecken, kam erst um zwölf Uhr nachts zu Ende. Aber was hat denn seit gestern abend geschehen können, was schlimmer ist als die Verhaftung unseres armen David?" fragte Petit-Claud. „Diese schreckliche Botschaft fand ich bei meinem Erwachen," antwortete sie und reichte Petit-Claud Luciens Brief hin. „Sie beweisen mir in diesem Augenblick, daß Sie sich für uns interessieren, Sie sind Davids und Luciens Freund, ich brauche Sie nicht um Verschwiegenheit zu bitten." „Seien Sie unbesorgt," sagte Petit-Claud, nachdem er den Brief gelesen hatte, „Lucien tötet sich nicht. Nachdem er die Ursache zur Verhaftung seines Schwagers geworden war, brauchte er einen Vorwand, um Sie zu verlassen. Und ich betrachte das als eine Abgangsphrase im Kulissenstil."

Die Cointet waren an ihrem Ziel angelangt. Nachdem sie den Erfinder und seine Familie lange genug gequält

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

hatten, ergriffen sie den Augenblick, wo die Ermattung den Wunsch nach Ruhe schafft. Nicht alle Erforscher von Geheimnissen sind wie die Bulldogge, die mit der Beute zwischen den Zähnen stirbt, und die Cointet hatten den Charakter ihrer Opfer klug studiert. Für den großen Cointet war die Verhaftung Davids die letzte Szene im ersten Akt dieses Dramas. Der zweite Akt begann mit dem Vorschlag, den Petit-Claud eben gemacht hatte. Als großer Meister betrachtete der Advokat den tollen Streich Luciens als eine der unerhofften Chancen, die in einem Spiel die Entscheidung herbeiführen. Er sah, daß Eva von diesem Ereignis so niedergeschlagen war, daß er beschloß, es sich zunutze zu machen, um ihr Vertrauen zu gewinnen, denn er hatte sich gemerkt, welchen Einfluß die Frau auf den Mann hatte. Anstatt also Frau Séchard noch tiefer in die Verzweiflung zu tauchen, versuchte er, sie zu beruhigen, und er brachte sie sehr geschickt dazu, in der Geistesverfassung, in der sie war, ins Gefängnis zu gehen. Er dachte, jetzt würde sie David dazu bestimmen, den Gesellschaftsvertrag mit den Cointet zu machen.

„Frau Séchard, David hat mir gesagt, er wünschte nur für Sie und für Ihren Bruder zu Vermögen zu kommen. Es muß Ihnen doch jetzt klar sein, daß es eine Torheit wäre, Lucien reich machen zu wollen. Der Junge könnte drei Vermögen durchbringen."

Evas Haltung sagte zur Genüge, daß die letzte Illusion über ihren Bruder verflogen war; und so machte der Anwalt eine Pause, um das Schweigen seiner Klientin in eine Art Zustimmung zu verwandeln.

„In dieser Sache also", fuhr er dann fort, „handelt es sich nur noch um Sie und Ihr Kind. Sie müssen wissen, ob zweitausend Franken Einkommen, ohne die Erbschaft des alten Séchard zu rechnen, Ihnen zu Ihrem Glück genügen. Ihr Schwiegervater hat seit langem ein Einkommen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von sieben- bis achttausend Franken, ohne die Zinsen zu rechnen, die er aus seinen Kapitalien zieht: also haben Sie schließlich eine schöne Zukunft vor sich. Warum also wollen Sie sich quälen?"

Der Advokat verließ Frau Séchard, um sie dem Nachdenken über diese Aussicht zu überlassen, die der große Cointet am Tage vorher so geschickt vorbereitet hatte.

„Zeigen Sie ihnen die Möglichkeit, irgendeine Summe in die Hand zu bekommen," hatte der große Spekulant von Angoulême zu dem Anwalt gesagt, als dieser ihm Mitteilung von der Verhaftung gemacht hatte; und wenn sie sich an den Gedanken gewöhnt haben, eine Summe einzuheimsen, gehören sie uns: wir handeln hin und her, und allmählich bringen wir sie zu dem Preis, den wir für das Geheimnis geben wollen."

Dieser Satz enthielt in kurzem den Inhalt des zweiten Aktes dieses Finanzdramas.

Als Frau Séchard, voller Angst über das Schicksal ihres Bruders, sich angezogen hatte und die Treppe hinabging, um sich in das Gefängnis zu begeben, quälte sie die Aufregung bei der Vorstellung, sie sollte allein durch die Straßen von Angoulême gehen. Ohne an die Ängstlichkeit seiner Klientin zu denken, kam Petit-Claud zurück, um ihr den Arm anzubieten. Ein recht macchiavellischer Gedanke hatte ihn zurückgeführt, und er bekam den Lohn für eine Aufmerksamkeit, für die Eva überaus erkenntlich war; denn er ließ sich dafür danken, ohne ihr ihren Irrtum zu benehmen. Diese kleine Aufmerksamkeit bei einem so harten und rauhen Menschen und in einem solchen Augenblick änderte die Meinung, die Frau Séchard bisher über Petit-Claud gehabt hatte.

„Ich führe Sie", sagte er zu ihr, „auf dem längsten Wege, aber hier begegnen wir niemandem." „Das ist das erstemal, daß ich nicht das Recht habe, mit erhobenem Kopfe durch

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

die Straßen zu gehen; man hat es mir gestern sehr hart beigebracht." „Es wird das erste- und das letztemal sein." „Oh, ich bleibe sicher nicht in dieser Stadt." „Wenn Ihr Mann in die Vorschläge, die so ziemlich zwischen den Cointet und mir vereinbart sind, willigt," sagte der Anwalt zu Eva, als sie am Gefängnis angelangt waren, „dann lassen Sie es mich wissen, ich komme dann sofort mit einer Autorisation von Cachan, die David erlauben wird, auszugehen; und wahrscheinlich wird er dann nicht ins Gefängnis zurück müssen."

Diese Worte, die Eva so mit dem Gefängnis vor Augen anhörte, waren, was die Italiener eine Kombination nennen. Bei ihnen bedeutet dieses Wort den undefinierbaren Akt, in dem sich eine Mischung aus Recht und Perfidie, erlaubter Betrug im günstigen Zeitpunkt und ein wohl vorbereiteter, sozusagen gesetzlicher Schurkenstreich begegnen; nach ihrer Ausdrucksweise ist die Bartholomäusnacht eine politische Kombination.

Aus den oben angeführten Gründen kommt die Schuldhaft in der Provinz so selten vor, daß es in den meisten Städten Frankreichs kein besonderes Arresthaus für diesen Zweck gibt. In diesem Fall wird der Schuldner in das Gefängnis eingeliefert, wo man ihn mit den Verdächtigten, Beschuldigten, Angeklagten und Verurteilten zusammen einsperrt. Das sind die verschiedenen Namen, die bei uns in Frankreich auf Grund des Gesetzes hintereinander die bekommen, die das Volk ohne Unterschied Verbrecher nennt. Daher wurde David vorläufig in einer der niedrigen Zellen des Gefängnisses von Angoulême untergebracht, die vielleicht irgendein Verurteilter, der seine Zeit abgemacht hatte, eben verlassen hatte. Nachdem David eingeliefert war und die Summe erhalten hatte, die das Gesetz für die Verpflegung eines Gefangenen während eines Monats bestimmt, kam er vor einen dicken Mann, der über die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gefangenen eine unumschränktere Gewalt hatte, als ein König sie hat: den Gefangenwärter. In der Provinz kennt man keinen mageren Gefangenwärter. Einmal ist diese Stelle fast eine Pfründe; dann ist ein Gefangenwärter in der Lage eines Gastwirts, der für sein Haus keine Miete zu zahlen hat, er ernährt sich dadurch sehr gut, daß er seine Gefangenen, denen er übrigens, wie es der Gastwirt tut, je nach ihren Mitteln Zimmer anweist, sehr schlecht ernährt. Er kannte David, hauptsächlich von seinem Vater her, mit Namen und schenkte ihm so viel Vertrauen, daß er ihn, obwohl er keinen Heller bei sich hatte, für eine Nacht gut unterbrachte. Das Gefängnis von Angoulême stammt aus dem Mittelalter und hat nicht mehr Veränderungen erlitten als die Kathedrale. Es heißt noch Justizgebäude und stößt an das frühere Oberlandesgericht an. Die Einlaßpforte ist klassisch, es ist eine starke, abgenutzte, niedrige Tür, deren Bau um so mehr einen zyklopischen Eindruck macht, als das runde Fenster, durch das der Kerkermeister die Leute sehen kann, bevor er öffnet, aussieht wie ein einziges Auge auf der Stirn. Im Erdgeschoß zieht sich der Front entlang eine Flur, und auf diese Flur öffnen sich mehrere Kammern, deren hohe, vergitterte Fenster auf den Gefängnishof gehen. Der Gefängniswärter hat eine Wohnung, die von diesen Kammern durch ein Gewölbe getrennt ist, das das Erdgeschoß in zwei Teile teilt, und an dessen Ende man von der Eingangspforte aus ein Gitter sieht, das den Gefängnishof abschließt. David wurde von dem Kerkermeister in eine Kammer geführt, die neben dem Gewölbe lag und deren Tür sich seiner Wohnung gegenüber befand. Der Gefängniswärter wollte einen Mann zum Nachbar haben, der ihm in Anbetracht seiner besondern Lage Gesellschaft leisten konnte.

„Das ist die beste Kammer," sagte er, als er sah, daß David beim Anblick dieses Raumes starr war.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Die Wände dieser Kammer waren aus Stein und ziemlich feucht. Die Fenster lagen sehr hoch und waren mit starken Eisenstangen vergittert. Die Steinfliesen des Fußbodens atmeten eine grimmige Kälte aus. Man hörte den regelmäßigen Schritt der Schildwache, die auf der Flur hin und her ging. Dieses Geräusch, das eintönig war wie das der Flut, bewirkt, daß einen keinen Augenblick lang der Gedanke verläßt: Man bewacht dich! Du bist nicht mehr frei! Alle diese Einzelheiten und der Gesamteindruck versetzen anständige Menschen in eine gräßliche Stimmung. David sah ein abscheuliches Bett; aber die Gefangenen sind in der ersten Nacht so aufgeregt, daß sie die Härte ihres Lagers erst in der zweiten bemerken. Der Wärter war liebenswürdig und schlug natürlich seinem Sträfling vor, bis zum Anbruch der Nacht auf dem Hof spazierenzugehen. Davids Qual begann erst, als er schlafen ging. Es war verboten, den Gefangenen Licht zu geben, es bedurfte also einer Erlaubnis des Prokurators, um den Mann, der in Schuldhaft saß, von der Gefängnisordnung, die ohne Zweifel nur für die eines Verbrechens Überführten gemacht war, auszunehmen. Der Kerkermeister nahm zwar David mit in seine Wohnung; aber schließlich mußte er zur Schlafenszeit eingeschlossen werden. Evas armer Mann lernte jetzt die Schrecknisse des Gefängnisses und die Roheit seiner Einrichtungen, die ihn empörten, kennen. Aber es trat die Gegenwirkung ein, die den Denkern vertraut ist: er zog sich in diese Einsamkeit zurück und rettete sich aus ihr in einen der Träume, in denen die Dichter auch im Wachen leben können. Der Unglückliche richtete schließlich seine Gedanken auf seine Angelegenheiten. Das Gefängnis befähigt außerordentlich zu scharfer Prüfung des Gewissens. David fragte sich, ob er seine Pflichten als Hausvater erfüllt hätte. Wie verzweifelt mußte seine Frau sein! Warum hatte er nicht, wie Marion ihm gesagt hatte, erst soviel

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Geld verdient, bis er in Muße seiner Entdeckung nachgehen konnte?

‚Wie', fragte er sich, ‚können wir nach einem solchen Skandal in Angoulême bleiben? Was soll aus uns werden, wenn ich aus dem Gefängnis komme? Wohin sollen wir gehen?'

Selbst über das Verfahren, das er entdeckt hatte, kamen ihm einige Zweifel. Das war eine Angst, die nur Erfinder verstehen können! Von Zweifel zu Zweifel sah David immer klarer in seine Lage, und er sagte sich selbst, was die Cointet dem alten Séchard gesagt hatten, was Petit-Claud eben Eva gegenüber geäußert hatte: ‚Vorausgesetzt, daß alles gut geht; wie wird es in der Anwendung sein? Ich brauche ein Erfinderpatent, dazu ist Geld nötig! ... Ich brauche eine Fabrik, in der ich meine Versuche im großen machen kann, das heißt mein Geheimnis preisgeben! ... Oh, wie recht Petit-Claud hatte!'

Die dunkelsten Gefängnisse spenden sehr lebhaftes Licht.

‚Ach was!' sagte David, als er im Begriff war, auf dem primitiven Feldbett, das eine schreckliche Matratze aus sehr grobem braunen Stoff hatte, einzuschlafen, ‚ohne Zweifel besucht mich Petit-Claud morgen früh.'

David hatte sich also selbst darauf vorbereitet, die Vorschläge anzuhören, die seine Frau ihm von seiten seiner Feinde überbrachte. Nachdem sie ihren Mann umarmt und sich auf das Bett gesetzt hatte, denn es stand nur ein einziger, sehr gewöhnlicher Holzstuhl da, fiel der Blick der armen Frau auf den gräßlichen Kübel, der in einer Ecke stand, und auf die Wände, auf die Davids Vorgänger in großer Zahl ihre Namen und allerlei Sprüche geschrieben hatten. Jetzt fingen aus ihren geröteten Augen die Tränen von neuem an zu fließen. Nach all den Tränen, die sie schon vergossen hatte, mußte sie auch

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

jetzt wieder weinen, als sie ihren Mann wie einen Verbrecher behandelt sah.

„Dahin also kann der Drang nach dem Ruhme führen!" rief sie aus. „O Geliebter, verlaß diesen Weg ... Wir wollen zusammen auf der breiten Landstraße gehen, wir wollen nicht plötzlich zu großem Vermögen zu kommen suchen ... Ich brauche wenig, um glücklich zu sein, besonders nachdem ich so viel gelitten habe! ... Und wenn du wüßtest! Diese schimpfliche Verhaftung ist nicht unser größtes Unglück! Lies!"

Sie übergab ihm Luciens Brief, den David bald gelesen hatte; und um ihn zu trösten, berichtete sie ihm das häßliche Wort des Advokaten über Lucien.

„Wenn Lucien sich getötet hat, ist es jetzt geschehen," sagte David; „und wenn es jetzt nicht geschehen ist, wird er sich nicht töten: er kann, wie er selbst sagte, nicht länger als einen Morgen lang Mut haben." „Aber kann man denn in dieser Angst bleiben?" rief die Schwester, die bei dem Gedanken an den Tod schon fast alles verziehen hatte.

Sie berichtete ihrem Manne die Anträge, die Petit-Claud angeblich von den Cointet erhalten hatte, und David nahm sie sofort mit sichtlicher Freude auf.

„Wir werden in einem Dorf in der Nähe von Houmeau, wo die Fabrik der Cointet gelegen ist, unser Auskommen finden, und ich will nichts mehr als Ruhe," rief der Erfinder. „Wenn Lucien sich den Tod gegeben hat, haben wir genug Vermögen, um die Erbschaft meines Vaters abzuwarten; und wenn er lebt, wird der arme Junge lernen müssen, sich unserem bescheidenen Leben anzubequemen. Die Cointet werden sicher an meiner Entdeckung Geld verdienen; aber was bin ich schließlich im Vergleich zu meinem Vaterlande? Ein einzelner Mensch. Wenn meine Erfindung allen nützt, so will ich zufrieden sein. Siehst du, liebe Eva, wir sind alle beide nicht zum Kaufmann

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geschaffen. Wir kennen beide weder die Liebe zum Gewinn noch die Bedenklichkeit, sich zum Geldausgeben zu entschließen, selbst wenn das Geld noch so ehrlich verdient ist, und das sind vielleicht die Tugenden des Kaufmanns, denn man nennt diese zwei verschiedenen Formen des Geizes Vorsicht und Geschäftsgeist."

Eva war entzückt über diese Übereinstimmung der Ansichten, die eine der köstlichsten Blüten der Liebe ist; denn die Interessen und der Geist brauchen bei zwei Menschen, die sich lieben, nicht im Einklang zu stehen. Sie bat nun den Kerkermeister, an Petit-Claud eine Zeile zu schicken, durch die sie ihm mitteilte, er solle für Davids Freilassung sorgen, da sie beide mit den Grundlagen der geplanten Vereinbarung einverstanden wären. Zehn Minuten später trat Petit-Claud in Davids schreckliches Gemach und sagte zu Eva: „Gehen Sie nach Hause, Frau Séchard, wir kommen nach. — Nun, lieber Freund," sagte er dann zu David, „du hast dich also fangen lassen! Und wie hast du den Fehler begehen können, auszugehen?" „Wie hätte ich nicht ausgehen sollen? Sieh hier, was mir Lucien geschrieben hat."

David übergab Petit-Claud den Brief Cérizets; der Advokat nahm ihn, las ihn, strich über das Papier und plauderte von den Geschäften, während er den Brief wie aus Zerstreuung zusammenfaltete und in die Tasche steckte. Dann nahm er David untern Arm und ging mit ihm, denn die Erlaubnis des Gerichtsvollziehers war während dieses Gesprächs dem Gefängniswärter überbracht worden.

David glaubte sich, als er zu Hause war, im Himmel. Er weinte wie ein Kind, als er seinen kleinen Lucien küßte und sich nach zwanzig Tagen der Einschließung, deren letzte Stunden nach der Auffassung der Provinz schimpfliche waren, wieder in seinem Schlafzimmer sah. Kolb und Marion waren zurückgekommen. Marion hatte in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Houmeau erfahren, daß man Lucien jenseits Marsac auf der Straße nach Paris gesehen hatte. Sein stutzerhafter Anzug war den Landleuten, die ihre Produkte in die Stadt fuhren, aufgefallen. Kolb war auf die Straße hinausgeritten und hatte schließlich in Mansle erfahren, daß Lucien, den Herr Marron erkannt hatte, in einer Kalesche mit Postpferden gesessen wäre.

„Was habe ich gesagt?" rief Petit-Claud, „der Junge ist kein Dichter, er ist ein fortwährender Roman." „Mit Postpferden?" rief Eva, „und wo will er diesmal wieder hin?" „Jetzt", sagte Petit-Claud zu David, „kommen Sie zu den Herren Cointet, sie erwarten Sie." „Ach, Herr Petit-Claud," rief die schöne Frau Séchard, „bitte wahren Sie unsere Interessen gut, Sie haben unsere ganze Zukunft in der Hand." „Frau Séchard," antwortete Petit-Claud, „wollen Sie, daß die Konferenz bei Ihnen stattfindet? Ich lasse Ihnen David. Die Herren können heute abend hierherkommen, und Sie sollen sehen, ob ich Ihre Interessen verteidigen kann." „Ach, das wäre mir sehr recht," erwiderte Eva. „Gut," versetzte Petit-Claud, „heute abend um sieben Uhr hier." „Ich danke Ihnen," erwiderte Eva mit einem Blick und einer Betonung, die dem Advokaten bewiesen, welche Fortschritte er inzwischen in dem Zutrauen seiner Klientin gemacht hatte.

„Fürchten Sie nichts! Sie sehen, ich hatte recht," fügte er hinzu. „Ihr Bruder ist dreißig Meilen vom Selbstmord entfernt. Und schließlich werden Sie vielleicht noch heute abend ein kleines Vermögen haben. Es bietet sich ein ernsthafter Reflektant auf Ihre Druckerei." „Wenn das wäre," sagte Eva, „warum wollen wir nicht warten, bevor wir uns mit den Cointet einlassen?" „Sie vergessen, Frau Séchard," erwiderte Petit-Claud, der die Gefahr, die in seiner Mitteilung lag, merkte, „daß Sie nicht in der Lage sind, Ihre Druckerei zu verkaufen, bevor Sie Herrn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Métivier bezahlt haben, denn ihre ganze Einrichtung ist immer noch gepfändet."

Als Petit-Claud zu Hause war, ließ er Cérizet kommen. Er führte den Faktor, der in sein Arbeitszimmer eingetreten war, in eine Fensternische.

„Du bist morgen abend Eigentümer der Druckerei Séchard und hast genügende Protektion, um die Übertragung des Druckereipatents zu erlangen," sagte er ihm ins Ohr; „aber du willst nicht auf den Galeeren enden?" „Was! was! Auf den Galeeren!" rief Cérizet. „Dein Brief an David ist eine Fälschung, und er ist in meiner Hand. Wenn man Henriette in Verhör nähme, was würde sie sagen? ... Ich will dich nicht zugrunde richten," fügte Petit-Claud schnell hinzu, als er Cérizet blaß werden sah. „Sie wollen noch etwas von mir?" rief der Pariser. „Jawohl, folgendes erwarte ich von dir," fuhr Petit-Claud fort. „Höre gut zu! Du wirst binnen zwei Monaten Drucker in Angoulême sein, aber du mußt deine Druckerei schuldig bleiben, und du wirst sie in zehn Jahren noch nicht bezahlt haben! Du wirst lange für deine Kapitalisten arbeiten, und überdies wirst du genötigt sein, der Strohmann der liberalen Partei zu sein ... Ich werde deinen Gesellschaftsvertrag mit Gannerac abfassen; ich mache ihn so, daß du eines Tages die Druckerei für dich allein besitzest ... Aber wenn sie eine Zeitung gründen, wenn du ihr verantwortlicher Verleger bist, und wenn ich hier erster Substitut bin, mußt du dich mit dem großen Cointet verständigen, daß du in dein Blatt Artikel aufnimmst, die dazu führen, daß es beschlagnahmt und unterdrückt wird ... Die Cointet werden dich gut bezahlen, wenn du ihnen diesen Dienst leistest. Ich weiß wohl, du wirst verurteilt werden, du wirst ins Gefängnis kommen, aber du wirst als bedeutender Mann gelten, der ungerecht verfolgt wird. Du wirst eine Persönlichkeit im Lager der Liberalen, ein Mercier, ein Paul-Louis Courier,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ein Manuel im kleinen. Ich werde nie beantragen, daß dir dein Patent entzogen wird. Und schließlich an dem Tage, wo die Zeitung unterdrückt wird, verbrenne ich diesen Brief vor deinen Augen. Dein Vermögen wird dich nicht viel kosten."

Die Leute aus dem Volke haben sehr irrtümliche Ideen über die verschiedenen Urkundenfälschungen, die das Gesetz unterscheidet, und Cérizet, der sich schon auf der Anklagebank vor dem Schwurgericht sah, atmete auf.

„Ich werde binnen drei Jahren königlicher Prokurator in Angoulême sein," fuhr Petit-Claud fort, „du wirst mich brauchen können, denke daran." „Abgemacht," sagte Cérizet; „aber Sie kennen mich nicht. Verbrennen Sie diesen Brief vor meinen Augen, verlassen Sie sich auf meine Dankbarkeit."

Petit-Claud sah Cérizet an. Es war eins der Duelle von Auge zu Auge, in dem der Blick dessen, der beobachtet, wie ein Skalpell ist, mit dem er die Seele zu eröffnen versucht, und in den Augen dessen, der seine Tugenden zur Schau stellt, sich ein ganzes Drama abspielt.

Petit-Claud antwortete nichts; er zündete eine Kerze an und verbrannte den Brief, wobei er sich sagte: ‚Er hat ein Vermögen in Aussicht.'

„Sie haben eine verdammte Seele," sagte der Faktor.

David erwartete die Besprechung mit einer unbestimmten Ungeduld, ihn beschäftigte weder die Erörterung seiner Interessen noch der Vertrag, der geschlossen werden sollte, sondern die Meinung, die die Fabrikanten von seinen Arbeiten haben würden. Er war in der Lage des Dramatikers vor seinen Richtern. Der empfindliche Erfinderstolz und seine Angst in dem Augenblick, wo er vielleicht am Ziel angelangt war, drängten jede andere Empfindung zurück. Endlich um sieben Uhr abends, genau zu der Zeit, wo die Frau Gräfin du Châtelet sich unter dem Vorwand

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der Migräne ins Bett legte und ihren Mann seine Gäste allein empfangen ließ — so sehr hatten sie die widersprechenden Nachrichten, die über Lucien umliefen, mitgenommen —, traten der große und der dicke Cointet mit Petit-Claud bei ihrem Konkurrenten ein, der sich ihnen, an Füßen und Händen gebunden, überliefert hatte. Es erhob sich zunächst die Schwierigkeit: wie sollte man einen Gesellschaftsvertrag machen, ohne Davids Verfahren zu kennen? Und wenn das Verfahren Davids bekannt war, war er völlig in Cointets Händen. Petit-Claud erlangte, daß der Vertrag vorher gemacht würde. Der große Cointet bat jetzt David, ihm etwas von seinen Papieren zu zeigen, und der Erfinder überreichte ihm die letzten Bogen, die er hergestellt hatte und für deren Herstellungspreis er sich verbürgte.

„Nun," sagte Petit-Claud, „da ist die Grundlage des Vertrags schnell gefunden: Sie können sich auf Grund dieser Proben assoziieren und können für den Fall, daß die Bedingungen des Patents bei der fabrikmäßigen Herstellung nicht eingehalten werden, eine Klausel einfügen, wonach dann das Vertragsverhältnis aufgelöst wird."

„Sehen Sie, Herr Séchard," sagte der große Cointet, „es ist ganz etwas anderes, im kleinen in seinem Zimmer mit einer kleinen Form Papierproben herzustellen, als die Fabrikation in großem Maßstab zu betreiben. Nehmen Sie eine einzige Tatsache! Wir stellen farbige Papiere her und kaufen, um sie zu färben, große Posten Farbstoff von genau derselben Farbe. Der Indigo also, mit dem wir unser Muschelpapier färben, wird aus einer Kiste genommen, deren Stücke sämtlich zu gleicher Zeit hergestellt worden sind. Wir haben aber trotzdem nie zwei Bütten von genau derselben Farbe bekommen können. In der Verarbeitung der Rohstoffe gehen Erscheinungen vor sich, die wir nicht verstehen und beeinflussen können. Die Menge und die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Qualität des Breies können alles verändern. Wenn Sie in einem Kessel einen Teil Ihrer Zutaten haben, die ich gar nicht zu kennen wünsche, sind Sie darüber Herr, Sie können auf alle Teile gleichmäßig einwirken, können Sie verbinden, durcharbeiten, nach Belieben kneten und aus ihnen eine einheitliche Masse machen. Aber wer kann Ihnen garantieren, daß es bei einer Bütte von fünfhundert Ries ebenso ist, und daß Ihr Verfahren gelingt?"

David, Eva und Petit-Claud sahen sich an und sagten sich mit diesem Blick allerlei.

„Nehmen Sie ein Beispiel, bei dem es einigermaßen entsprechend zugeht," fuhr der große Cointet nach einer Pause fort. „Sie machen auf einer Wiese etwa zwei Bündel Heu, und Sie bringen sie ordentlich zusammengepreßt in Ihr Zimmer, ohne daß das Gras heiß geworden ist, wie die Bauern sagen; die Gärung findet statt, aber sie verursacht keinen Zwischenfall. Wollten Sie sich auf dieses Experiment stützen und zweitausend Bündel in einer Holzscheuer fest zusammenpacken? Sie wissen wohl, daß dieses Heu sich entzünden, und daß Ihre Scheuer wie ein Zündholz niederbrennen würde. Sie sind ein Gelehrter, ziehen Sie daraus Ihren Schluß... Sie haben bisher zwei Bündel Heu geschnitten, und wir fürchten unsere Papierfabrik in Brand zu stecken, wenn wir zweitausend hineinstopfen. Wir können, mit andern Worten, mehr als eine Bütte verlieren, Verluste haben, viel Geld ausgeben, ohne schließlich ein Resultat in Händen zu haben."

David war niedergeschmettert. Die Praxis sprach ihre positive Sprache zur Theorie, deren Wort immer der Zukunft gehört.

„Hol mich der Teufel, wenn ich einen solchen Gesellschaftsvertrag unterzeichne," rief der dicke Cointet brutal. „Du kannst dein Geld verlieren, wenn du willst, Boniface, ich behalte meines. Ich bin bereit, die Schulden des Herrn

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Séchard und sechstausend Franken zu zahlen ... Aber dreitausend Franken davon in Wechseln," verbesserte er sich, „die auf zwölf und fünfzehn Monate laufen. Wir haben zwölftausend Franken für Métiviers Rechnung zu bezahlen; das macht fünfzehntausend Franken! Aber mehr zahle ich nicht für das Geheimnis, und dann will ich die Erfindung für mich allein ausbeuten. Ah! Ist das die Entdeckung, von der du mir sprachst, Boniface? Ich danke schön, ich hielt dich für gescheiter. Nein, das nennt man kein Geschäft ..." „Die Frage für Sie", sagte jetzt Petit-Claud, der sich von diesem Ausbruch nicht schrecken ließ, „ist folgende: Wollen Sie zwanzigtausend Franken riskieren, um ein Geheimnis zu kaufen, das Sie reich machen kann? Bedenken Sie, meine Herren, das Risiko steht immer im Verhältnis zum Gewinn. Es ist ein Einsatz von zwanzigtausend Franken, um ein Vermögen zu verdienen. Der Spieler setzt einen Louis, um dafür auf dem Roulett sechsunddreißig zu bekommen, aber er weiß, daß sein Louis verloren ist. Machen Sie es ebenso." „Ich verlange Bedenkzeit," sagte der dicke Cointet; „ich bin nicht so gescheit wie mein Bruder. Ich bin ein beschränkter, aufrichtiger Mensch, der nur eine einzige Sache versteht: ein Gebetbuch für zwanzig Sous herstellen und für vierzig Sous verkaufen. Ich sehe in einer Erfindung, die nicht über den ersten Versuch hinausgekommen ist, den Anfang des Ruins. Man hat Erfolg mit einer ersten Bütte, bei der zweiten geht es schief, man hört nicht auf, man läßt sich weiterreißen, und wenn man erst mit dem Arm in das Räderwerk gekommen ist, wird der Körper nachgezogen ..."

Er erzählte die Geschichte eines Kaufmanns von Bordeaux, der nach einem Rezept eines Gelehrten die Heide urbar machen wollte und sich dabei zugrunde gerichtet hatte; er fand in der Umgegend, im Departement der Charente und der Dordogne, sechs ähnliche Beispiele

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

in Industrie und Landwirtschaft; er wurde hitzig, wollte nichts mehr hören, die Einwände Petit-Clauds steigerten seinen Unwillen, anstatt ihn zu beruhigen.

„Ich kaufe lieber eine sichere Sache teurer, als diese Entdeckung, wenn ich auch nur einen kleinen Nutzen daran habe," sagte er, zu seinem Bruder gewandt. „Nach meiner Meinung ist die Sache nicht weit genug vorgerückt, um ein Geschäft zu versprechen," rief er schließlich. „Aber Sie sind doch gewiß hierhergekommen, um etwas auszurichten," warf Petit-Claud ein. „Was bieten Sie?" „Herrn Séchards Schulden zu bezahlen und ihm für den Fall des Erfolgs dreißig Prozent vom Gewinn zu geben," antwortete der dicke Cointet lebhaft. „Aber, Herr Cointet," sagte nun Eva, „wovon sollen wir während der ganzen Zeit der Versuche leben? Mein Mann hat nun mal die Schande der Verhaftung gehabt, er kann wieder ins Gefängnis gehen, die Schande wird darum nicht größer und nicht kleiner, und wir zahlen unsere Schulden ..."

Petit-Claud sah Eva an und legte den Finger auf die Lippen.

„Sie überlegen nicht richtig," sagte er zu den beiden Brüdern: „Sie haben das Papier gesehen; der alte Séchard hat Ihnen gesagt, daß sein Sohn in einer einzigen Nacht, wo er ihn eingeschlossen hatte, aus Stoffen, die nicht viel kosten können, vortreffliches Papier gemacht hat ... Sie sind doch hier, um zur Erwerbung zu kommen. Wollen Sie die Erfindung erwerben, ja oder nein?" „Also," sagte der große Cointet, „ob mein Bruder will oder nicht, ich für mein Teil riskiere die Bezahlung der Schulden des Herrn Séchard; ich zahle überdies sechstausend Franken in bar, und Herr Séchard bekommt dreißig Prozent vom Gewinn; aber verstehen Sie wohl: wenn er im Zeitraum eines Jahres die Bedingungen nicht erfüllt hat, die er selbst in den Vertrag setzen wird, muß er uns die sechstausend

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Franken zurückgeben, das Patent gehört uns, und wir sehen, was wir damit anfangen können." „Bist du deiner Sache sicher?" fragte Petit-Claud David, den er beiseite genommen hatte. „Ja," erwiderte David. Er ließ sich von dieser Taktik der beiden Brüder fangen und fürchtete, diese Besprechung, von der seine Zukunft abhing, könnte am Widerstand des dicken Cointet scheitern.

„Schön, ich will den Vertrag aufsetzen," sagte Petit-Claud zu den Cointet und zu Eva; „jeder von Ihnen bekommt noch heute abend ein Exemplar, Sie können es sich morgen vormittag überlegen; morgen nachmittag um vier Uhr, nach Schluß der Gerichtssitzung, können Sie unterzeichnen. Sie, meine Herren, ziehen die Wechsel von Métivier zurück. Ich schreibe an das Berufungsgericht, um dem Prozeß ein Ende zu machen, und wir unterzeichnen unsere gegenseitigen Verzichtleistungen."

Folgendes war der Inhalt der Verpflichtungen, die Séchard auf sich nahm:

„Zwischen den Unterzeichneten usw.

Herr David Séchard jr., Drucker in Angoulême, behauptet, ein Mittel gefunden zu haben, das Papier in der Bütte gleichmäßig zu leimen, und das Mittel, den Herstellungspreis für jede Art Papier um mehr als fünfzig Prozent zu verringern, und zwar durch Einführung von pflanzlichen Stoffen in den Papierbrei, entweder indem sie den Lumpen, die bisher verwandt wurden, beigemengt werden, oder indem sie ohne Zutat von Lumpen benutzt werden. Es hat sich zur Ausbeutung des Erfinderpatents, das auf Grund dieses Verfahrens genommen werden soll, zwischen Herrn David Séchard jr. und den Herren Gebrüder Cointet auf Grund der folgenden Bestimmungen und Bedingungen eine Gesellschaft gebildet ..."

Ein Artikel des Vertrags beraubte David Séchard völlig seiner Rechte für den Fall, daß er die Versprechungen,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

die in diesem Schriftstück niedergelegt waren, nicht erfüllte. Der große Cointet hatte diese Punkte sorgfältig abgefaßt, und David hatte zugestimmt.

Als Petit-Claud am nächsten Morgen um halb acht Uhr David den Vertrag überbrachte, teilte er den beiden Gatten mit, daß Cérizet zweiundzwanzigtausend Franken in bar für die Druckerei böte. Der Kaufvertrag könnte noch am Abend unterzeichnet werden.

„Aber", sagte er, „wenn die Cointet von diesem Verkauf erfahren würden, wären sie imstande, Ihren Vertrag nicht zu unterzeichnen, Sie weiter zu drangsalieren, hier alles versteigern zu lassen..." „Sind Sie sicher, daß die Zahlung geleistet wird?" fragte Eva, die erstaunt war, daß ein Geschäft, auf das sie keine Hoffnung mehr gesetzt hatte und das vor drei Monaten alles gerettet hätte, jetzt zustande kommen sollte. „Ich habe den Betrag bei mir zu Hause," antwortete er kurz. „Aber das ist Zauberei," rief David und bat Petit-Claud, ihm dieses Glück zu erklären. „Nein, es ist sehr einfach, die Handelsherren von Houmeau wollen eine Zeitung gründen," erwiderte Petit-Claud. „Aber ich habe sie nicht halten können," rief David. „Sie! ... Aber Ihr Nachfolger ... Überdies", fuhr er fort, „beunruhigen Sie sich über nichts, verkaufen Sie, stecken Sie das Geld ein und überlassen Sie es Cérizet, wie er sich zurechthelfen will, er wird sich schon herauswickeln." „O ja," sagte Eva. „Wenn Sie auch Ihr Blatt in Angoulême nicht halten konnten," fuhr Petit-Claud fort, „die Geldgeber Cérizets werden es in Houmeau schon machen."

Eva, die von der Aussicht, dreißigtausend Franken zu besitzen und aus aller Not heraus zu sein, geblendet war, betrachtete den Gesellschaftsvertrag nur noch als eine Hoffnung, die in zweiter Reihe stand. Und so gaben Herr und Frau Séchard in einem Punkte dieses Vertrags, der noch Gegenstand einer letzten Erörterung wurde, nach.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der große Cointet verlangte das Recht, das Erfinderpatent auf seinen Namen zu nehmen. Es gelang ihm, die Bestimmung durchzusetzen, daß in dem Augenblick, wo Davids Nutzungsrechte in dem Schriftstück völlig auseinandergesetzt würden, das Patent auf den Namen jedes der Teilhaber genommen werden konnte. Sein Bruder sagte schließlich: „Er gibt das Geld für das Patent, er trägt die Reisekosten, und das sind noch einmal zweitausend Franken! Er soll es auf seinen Namen nehmen, oder es wird nichts aus der Sache."

Der Wucherer von Angoulême triumphierte also auf der ganzen Linie. Der Gesellschaftsvertrag wurde um halb fünf Uhr unterzeichnet. Der große Cointet bat Frau Séchard galant — wie es üblich ist, bei Geschäftsabschlüssen der Frau ein Geschenk zu geben —, von ihm ein Dutzend Messer und Gabeln und einen schönen Kaschmirschal anzunehmen, damit sie, wie er sagte, die Unannehmlichkeiten der Auseinandersetzung vergessen möchte. Kaum waren die unterzeichneten Verträge ausgetauscht, kaum hatte Cachan Petit-Claud die Quittungen und die Schriftstücke sowie die drei schrecklichen, von Lucien hergestellten Wechsel zurückgegeben, als Kolbs Stimme auf der Treppe ertönte, nachdem man vorher den betäubenden Lärm eines Postpackwagens gehört hatte, der vor der Tür angefahren war.

„Frau! Frau! Fünfzehntausend Franken!" rief er. „In wirklichem Silber hat sie Herr Lucien aus Poitiers geschickt." „Fünfzehntausend Franken!" rief Eva und hob die Arme hoch. „Ja, Frau Séchard," sagte der Packmeister, der jetzt eintrat, „fünfzehntausend Franken, die mit der Eilpost nach Bordeaux angekommen sind, die wahrhaftig daran zu schleppen hatte! Ich habe zwei Leute unten, die die Säcke heraufbringen. Die Sendung ist aufgegeben von Herrn Lucien Chardon von Rubempré.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ich bringe Ihnen ein Ledersäckchen, in dem für Sie fünfhundert Franken in Gold sind und wahrscheinlich ein Brief."

Eva glaubte zu träumen, als sie den folgenden Brief las:

„Liebe Schwester!

Hier erhältst Du fünfzehntausend Franken. Anstatt mich zu töten, habe ich mein Leben verkauft. Ich gehöre mir nicht mehr: ich bin nicht der Sekretär eines spanischen Diplomaten, ich bin seine Kreatur.

Ich gehe einem schrecklichen Leben entgegen. Vielleicht wäre es besser gewesen, mich ins Wasser zu stürzen.

Lebt wohl! David wird alles bezahlen und frei werden, und mit viertausend Franken kann er ohne Zweifel eine kleine Papiermühle kaufen und zu Vermögen kommen.

Denkt nicht mehr, ich will es, an

Euren armen Bruder

Lucien."

„Es ist schon so," rief Frau Chardon, die eben dazukam, wie die Säcke abgeladen wurden, „daß mein armer Sohn immer Unglück bringt, wie er es schrieb, selbst wenn er Gutes tut."

„Wir sind noch gut davongekommen," rief der große Cointet, als er auf der Place du Mûrier war. „Eine Stunde später hätte der Glanz dieses Silbers diesen Vertrag beleuchtet, und unser Mann hätte es sich überlegt. In drei Monaten wissen wir, wie er uns versprochen hat, woran wir uns zu halten haben."

Abends um sieben Uhr kaufte Cérizet die Druckerei und bezahlte sie, wobei er die Miete des letzten Vierteljahrs zu zahlen übernahm. Am nächsten Tage brachte Eva dem Obereinnehmer vierzigtausend Franken, um im Namen ihres Mannes zweitausendfünfhundert Franken Rente zu kaufen. Dann schrieb sie ihrem Schwiegervater, er sollte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ihr in Marsac ein k'eines Anwesen von zehntausend Franken suchen, auf dem sie ihr persönliches Vermögen anlegen wollte.

Der Plan des großen Cointet war erschreckend einfach. Zunächst hielt er das Leimen in der Bütte für unmöglich. Die Vermengung billiger pflanzlicher Stoffe mit dem Lumpenbrei schien ihm das wahre, das einzige Mittel zu sein, zu Vermögen zu kommen. Er nahm sich daher vor, die Billigkeit des Zeuges gar nicht zu betonen und außerordentlich viel Wert auf das Leimen in der Bütte zu legen. Das hing so zusammen. Die Papierfabrikation in Angoulême beschäftigte sich damals fast ausschließlich mit Schreibpapieren, die den Namen Schildpapier, Hennenpapier (das war ein Papier mit Goldrand, das besonders für Liebesbriefe beliebt war), Schülerpapier, Muschelpapier führten, und diese mußten natürlich alle geleimt sein. Diese Papiere waren lange Zeit der Ruhm der Angoulêmer Papierindustrie. So gab die Spezialität, die seit langen Jahren das Monopol der Fabrikanten von Angoulême war, den Ansprüchen der Cointet gewonnenes Spiel; dieses geleimte Papier brachte er aber, wie man sehen wird, bei seiner Spekulation gar nicht in Anschlag. Der Bedarf an Schreibpapieren ist überaus begrenzt, während der an nichtgeleimten Druckpapieren fast schrankenlos ist. Auf der Reise, die der große Cointet nach Paris machte, um dort das Patent auf seinen Namen zu nehmen, bereitete er Geschäftsabschlüsse vor, die in seiner Fabrikationsweise große Veränderungen hervorbringen mußten. Er wohnte bei Métivier und gab ihm Anweisungen, die dazu führen mußten, binnen einem Jahre den Papierhändlern, die bisher die Zeitungen mit Papier versorgten, die Lieferung abzunehmen, indem er den Preis für das Ries so billig stellte, daß keine Fabrik konkurrieren konnte, und dabei allen Zeitungen ein Weiß und sonstige Eigenschaften versprach,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

die allen bisher angewandten Sorten überlegen waren. Da die Verträge der Zeitungen alle für eine bestimmte Frist lauten, bedurfte es einer gewissen Zeit, in der die Administrationen unterirdisch bearbeitet wurden, um dieses Monopol wirklich durchzuführen; aber Cointet rechnete darauf, daß er Zeit hatte, Séchard abzuschütteln, während Métivier die Verträge mit den wichtigsten Pariser Zeitungen abschloß, deren Bedarf damals zweihundert Ries täglich betrug. Cointet beteiligte natürlich Métivier mit einem gewissen Prozentsatz an diesen Lieferungen, um einen geschickten Vertreter auf dem Pariser Platz zu haben und seine Zeit nicht mit Reisen zu verlieren. Das Vermögen Métiviers, das zu den beträchtlichsten im Papierhandel gehört, stammt aus diesem Geschäft. Zehn Jahre lang hat er, ohne daß eine Konkurrenz möglich war, die Papierlieferungen für die Pariser Zeitungen gehabt. Der große Cointet kehrte, ohne über diese künftigen Aussichten auf Absatz ein Wort fallen zu lassen, gerade rechtzeitig nach Angoulême zurück, um der Verheiratung Petit-Clauds beizuwohnen, dessen Praxis verkauft war, und der die Bestätigung seines Nachfolgers abwartete, um die Stelle des Herrn Milaud einzunehmen, die dem Schützling der Gräfin du Châtelet versprochen war. Der zweite Substitut des Prokurators von Angoulême wurde zum ersten Substituten in Limoges ernannt, und der Justizminister schickte einen seiner Schützlinge an die Staatsanwaltschaft von Angoulême, wo der Posten des ersten Substituten zwei Monate lang frei war. Diese Zwischenzeit waren Petit-Clauds Flitterwochen. Während der Abwesenheit des großen Cointet machte David zunächst eine erste Bütte ohne Leim, die ein Zeitungspapier ergab, das dem bisher von den Zeitungen angewandten sehr überlegen war, dann eine zweite Bütte mit prächtigem Velinpapier, das für schöne Drucke bestimmt war und von der Druckerei Cointet für eine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ausgabe des Gebetbuches der Diözese benutzt wurde. Die Materialien waren von David selbst im geheimen zugerüstet worden, denn er wollte keine anderen Arbeiter bei sich als Kolb und Marion.

Als der große Cointet zurückgekehrt war, nahm alles ein anderes Aussehen an. Er besah sich die Proben der hergestellten Papiere und war nur mäßig damit zufrieden.

„Lieber Freund," sagte er zu David, „die Hauptsache für unsern Papierhandel in Angoulême ist das Schreibpapier, hauptsächlich unser Muschelpapier. Es handelt sich vor allem darum, ein möglichst schönes Muschelpapier fünfzig Prozent unter dem Preis des jetzigen herzustellen."

David versuchte eine Bütte Muschelpapier zu machen, und er bekam ein Papier, das rauh wie eine Bürste war und bei dem der Leim überall in kleinen Klümpchen saß. An dem Tage, an dem der Versuch zu Ende war und David einen der Bogen in der Hand hielt, ging er in einen Winkel, er wollte allein sein, um seinen Gram zu überwinden; aber der große Cointet trieb ihn auf und war zu ihm reizend liebenswürdig. Er tröstete seinen Teilhaber.

„Lassen Sie sich nicht entmutigen," sagte Cointet, „gehen Sie immer weiter! Mit mir kann man reden, ich verstehe Sie und halte bis zum Ende aus!"

„Wahrhaftig," sagte David zu seiner Frau, als er zum Essen nach Hause kam, „wir haben es mit wackern Leuten zu tun, und ich hätte nie den großen Cointet für so großmütig gehalten!"

Und er erzählte seine Unterhaltung mit seinem perfiden Teilhaber.

Drei Monate gingen über Versuchen hin. David schlief in der Papierfabrik, er beobachtete die Ergebnisse der verschiedenen Zusammensetzungen seines Zeuges. Bald schrieb er seinen Mißerfolg dem Gemenge aus Lumpen und seinen Pflanzenstoffen zu, und er stellte eine Bütte her,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

die nur aus seinen neuen Stoffen zusammengesetzt war; und bald versuchte er, eine Bütte zu leimen, die nur aus Lumpen zusammengesetzt war. Und so verfolgte er sein Werk weiter mit bewundernswerter Hartnäckigkeit und immer unter den Augen des großen Cointet, gegen den der Bedauernswerte kein Mißtrauen hatte, und so ging er von Zusammensetzung zu Zusammensetzung, bis er all seine verschiedenen Gemenge mit allen verschiedenen Leimen durchprobiert hatte.

Während der ersten sechs Monate des Jahres 1823 lebte David Séchard mit Kolb in der Fabrik, wenn das leben heißen konnte; denn er vernachlässigte seine Ernährung, seine Kleidung und seine Person. Er schlug sich so verzweifelt mit den Schwierigkeiten herum, daß es für andere Menschen als die Cointet ein erhabenes Schauspiel gewesen wäre: kein Gedanke an Interessen lebte in diesem tapfern Kämpfer. Es gab einen Augenblick, wo er nichts als den Sieg wünschte. Er beobachtete mit wunderbarem Scharfsinn die absonderlichen Ergebnisse der Stoffe. die vom Menschen nach seinem Gefallen in Produkte verwandelt werden, wo die Natur bis zu gewissem Grade in den geheimen Widerständen, die sie leistet, gezähmt ist, und er leitete daraus schöne Gesetze für die Industrie ab, indem er beobachtete, daß man diese Art Schöpfungen nur erlangen konnte, wenn man den sonstigen Beziehungen der Dinge gehorchte, dem, was er die zweite Natur der Stoffe nannte. Endlich gelang es ihm im August, ein in der Bütte geleimtes Papier zu erlangen, das dem, das die Industrie gegenwärtig herstellt und das in den Druckereien zu Korrekturabzügen benutzt wird, völlig ebenbürtig war. Aber die Sorten dieses Papiers fallen nie gleich aus, und ihre Leimung ist auch nicht immer zuverlässig. Dieses Resultat, das im Jahre 1823 in Anbetracht des Standes der Papierfabrikation so hervorragend war, hatte zehntausend

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Franken gekostet, und David hoffte, die letzten Schwierigkeiten des Problems lösen zu können. Aber es verbreiteten sich jetzt in Angoulême und in Houmeau sonderbare Gerüchte: David Séchard sollte die Gebrüder Cointet ruinieren. Nachdem er dreißigtausend Franken für Experimente verpulvert hatte, war es ihm schließlich, sagte man, gelungen, ein sehr schlechtes Papier zu machen. Die andern Fabrikanten waren ängstlich und hielten sich an ihr altes Verfahren; und aus Eifersucht auf die Cointet verbreiteten sie das Gerücht von dem bevorstehenden Zusammenbruch dieses ehrgeizigen Hauses. Der große Cointet seinerseits ließ Maschinen zur Herstellung des endlosen Papiers kommen, wobei er glauben ließ, diese Maschinen wären für die Versuche David Séchards notwendig. Aber der Jesuit mengte in sein Zeug die Zutaten, die er durch Séchard kennen gelernt hatte, und drängte ihn immer weiter, sich nur um das Leimen in der Bütte zu kümmern, während er an Métivier Tausende Ries Zeitungspapier expedierte.

Im September nahm der große Cointet David Séchard beiseite, und als er von ihm hörte, er überlege ein Experiment, das ihm endlich den Sieg bringen müßte, riet er ihm, diesen Kampf nicht fortzusetzen.

„Lieber David, suchen Sie Ihre Frau in Marsac auf und ruhen Sie sich von Ihren Anstrengungen aus; wir wollen uns nicht ruinieren," sagte er freundschaftlich. „Was Sie als einen großen Sieg ansehen, ist immer nur wieder ein Anfang. Wir wollen jetzt warten, ehe wir weitere Experimente machen. Seien Sie gerecht! Sehen Sie, wie weit wir es gebracht haben. Wir sind nicht bloß Papierfabrikanten, wir sind Drucker, Bankiers, und man sagt, Sie ruinieren uns ..."

David Séchard machte eine reizend naive Handbewegung, um seine ehrlichen Absichten zu beteuern.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Wenn wir fünfzigtausend Franken in die Charente werfen, sind wir noch lange nicht ruiniert," fuhr der große Cointet in Erwiderung auf Davids Handbewegung fort, „aber wir wollen nicht wegen der Verleumdungen, die über uns im Umlauf sind, genötigt sein, alles bar zu zahlen, das würde unsere Bewegungsfreiheit lähmen. Wir müssen uns also an die Bestimmungen unseres Vertrags halten, daran müssen beide Teile denken."

‚Er hat recht,' sagte sich David, der sich nur um seine großen Versuche gekümmert und auf das, was sonst in der Fabrik vorging, nicht geachtet hatte.

Und er ging heim nach Marsac, wohin er seit einem halben Jahre jeden Sonnabend abend gekommen war, um Dienstag früh wieder zu gehen. Eva hatte, von dem alten Séchard wohlberaten, ein Haus gekauft, das die Verberie hieß. Es lag unmittelbar vor den Weinbergen ihres Schwiegervaters, und es gehörten drei Morgen Gartenlandes und ein Weinberg dazu, der von dem Weingut des alten Séchard eingeschlossen war. Sie lebte mit ihrer Mutter und Marion sehr sparsam, denn sie hatte für dieses reizende Anwesen, das in ganz Marsac das hübscheste war, noch einen Restkaufschilling von fünftausend Franken zu zahlen. Das Haus, das zwischen Hof und Garten lag, war aus weißem Tuff gebaut, mit Schiefer gedeckt und mit Skulpturen geschmückt, die man sich, da sich der Tuffstein so gut bearbeiten läßt, ohne viel Kosten erlauben konnte. Die hübschen Möbel, die aus Angoulême gekommen waren, schienen auf dem Lande, wo damals in diesen Gegenden niemand den geringsten Luxus entfaltete, noch hübscher. Hinter dem Hause, im Garten, standen eine Reihe Granat- und Orangenbäume und seltene Pflanzen, die der frühere Besitzer, ein alter General, der von der Hand des Herrn Marron gestorben war, selbst gepflanzt hatte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

David spielte mit Eva und dem kleinen Lucien in Anwesenheit seines Vaters unter einem Orangenbaum, als der Gerichtsvollzieher von Mansle ihm eine Aufforderung der Gebrüder Cointet an ihren Teilhaber zur Bestellung des Schiedsgerichts brachte, dem nach den Bestimmungen ihres Gesellschaftsvertrags ihre Streitigkeiten vorgelegt werden sollten. Die Gebrüder Cointet verlangten die Zurückgabe der sechstausend Franken und das Eigentum des Patents und ebenso die etwaigen künftigen Ergebnisse von dessen Ausbeutung als Entschädigung für die ungeheuren Ausgaben, die sie ohne Ergebnis gehabt hätten.

„Man sagt, du richtest sie zugrunde!" sagte der alte Winzer zu seinem Sohn. „Das ist wahrhaftig von allem, was du gemacht hast, das einzige, was mir gefällt."

Am nächsten Morgen um neun Uhr waren Eva und David im Vorzimmer des Herrn Petit-Claud, der der Verteidiger der Witwen und der Vormund der Waisen geworden war, und dessen Ratschlägen allein sie folgen wollten.

Der Beamte empfing seine früheren Klienten mit größter Liebenswürdigkeit und wollte durchaus, daß Herr und Frau Séchard ihm das Vergnügen machten, mit ihm zu frühstücken.

„Die Cointet verlangen sechstausend Franken von Ihnen?" sagte er lächelnd. „Wieviel schulden Sie noch vom Kaufpreis der Verberie?" „Fünftausend Franken, aber zwei davon habe ich," antwortete Eva. „Behalten Sie Ihre zweitausend Franken," versetzte Petit-Claud. „Also fünftausend! ... Und zehntausend Franken täten Ihnen noch gut, um Ihren Landbesitz hübsch wohnlich zu machen. Also schön! In zwei Stunden sollen Ihnen die Cointet fünfzehntausend Franken bringen ..."

Evas Überraschung war unverkennbar.

„Gegen Ihren Verzicht auf alle Gewinne aus dem Gesellschaftsvertrag, den Sie durch gütliche Verständigung

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

lösen," fuhr der Beamte fort. „Paßt Ihnen das?" „Und würden wir damit gesetzlich handeln?" fragte Eva. „Durchaus gesetzlich," erwiderte der Beamte lächelnd. „Die Cointet haben Ihnen genug zugesetzt, ich will ihren Ansprüchen ein Ende machen. Hören Sie, ich bin jetzt Beamter, ich schulde Ihnen die Wahrheit. Die Wahrheit ist, daß die Cointet Sie in diesem Augenblick überlisten, aber Sie sind in ihren Händen. Wollten Sie den Kampf aufnehmen, so könnten Sie den Prozeß, den sie Ihnen anhängen wollen, gewinnen. Aber es wäre Gefahr, daß Sie nach zehn Jahren noch kein Urteil hätten. Man wird endlos Sachverständige vernehmen und Gutachten einholen, und Sie müßten mit den Zufällen der entgegengesetztesten Ansichten rechnen. Und", fügte er lächelnd hinzu, „ich sehe keinen Anwalt, der Ihre Sache hier führen könnte. Mein Nachfolger taugt nichts. Ich meine also, ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozeß." „Jeder Vergleich, der uns Ruhe gibt, wird mir recht sein," sagte David. „Paul," rief Petit-Claud seinem Diener zu, „holen Sie Herrn Ségaud, meinen Nachfolger! — Während wir frühstücken, soll er zu den Cointet gehen," sagte er zu seinen alten Klienten, „und in ein paar Stunden kehren Sie nach Marsac zurück, haben ein Vermögen verloren, aber können zufrieden sein. Die zehntausend Franken bringen Ihnen noch weitere fünfhundert Franken Rente, und in Ihrem hübschen kleinen Anwesen leben Sie glücklich."

Nach Verlauf von zwei Stunden brachte der Advokat Ségaud, wie Petit-Claud es vorausgesagt hatte, von den Cointet in aller Form unterzeichnete Schriftstücke und fünfzehn Tausendfrankenscheine.

„Wir verdanken dir viel," sagte Séchard zu Petit-Claud. „Aber ich habe euch um ein Vermögen gebracht," sagte Petit-Claud seinen erstaunten Klienten. „Ich habe euch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

um ein Vermögen gebracht, ich wiederhole es, ihr werdet es mit der Zeit sehen; aber ich kenne euch, ihr bleibt besser in eurer bescheidenen Lage, als daß ihr um ein Vermögen kämpft, das vielleicht zu spät in eure Hände käme." „Wir sind nicht geldgierig, Herr Petit-Claud, wir danken Ihnen, daß Sie uns die Mittel zum Glück verschafft haben," sagte Frau Eva, „und Sie werden uns immer dankbar dafür finden." „Mein Gott! Segnen Sie mich nur nicht," rief Petit-Claud, „Sie machen mir Gewissensbisse; aber ich glaube, heute alles wieder gutgemacht zu haben. Ich verdanke es euch, daß ich Beamter geworden bin, und wenn einer erkenntlich sein muß, bin ich es. Lebt wohl!"

Mit der Zeit änderte der Elsässer seine Meinung über den alten Séchard, der seinerseits den Elsässer liebgewann, weil er, wie er, nicht lesen und schreiben konnte und leicht einen kleinen Rausch bekam. Der alte Bär lehrte den alten Kürassier im Weinberg arbeiten und seine Erträge verkaufen; er bildete ihn in dem Gedanken aus, seinen Kindern einen vernünftigen Menschen zu hinterlassen; denn in seinen letzten Tagen gab er sich über das Schicksal seiner Ländereien kindischen Befürchtungen hin. Der Müller Courtois war sein Vertrauter geworden.

„Sie werden sehen," pflegte er zu ihm zu sagen, „wie bei meinen Kindern alles gehen wird, wenn ich drunten im Loch bin. Ach, lieber Gott, ich zittere, wenn ich an ihre Zukunft denke."

Im März des Jahres 1829 starb der alte Séchard und hinterließ ungefähr für zweimalhunderttausend Franken liegende Güter, die, mit der Verberie vereinigt, ein prächtiges Gut gaben, das Kolb schon seit zwei Jahren sehr gut verwaltete.

David und seine Frau fanden im Hause ihres Vaters fast hunderttausend Taler in Gold. Die Volksstimme vergrößerte wie immer den Schatz des alten Séchard

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

dermaßen, daß man im ganzen Departement der Charente von einer Million sprach. Eva und David hatten ungefähr dreißigtausend Franken Rente, wenn sie ihr kleines Vermögen mit dieser Erbschaft zusammentaten; denn sie warteten einige Zeit, ehe sie ihr Kapital anlegten, und konnten es zur Zeit der Julirevolution in Staatspapieren anlegen. Erst um diese Zeit erfuhren das Departement der Charente und David Séchard, wie es mit dem Vermögen des großen Cointet bestellt war. Der große Cointet ist mehrfacher Millionär, ist Deputierter und Pair von Frankreich geworden und wird, wie man sagt, im nächsten Ministerium Handelsminister werden. Im Jahre 1842 hat er die Tochter eines der einflußreichsten Staatsmänner geheiratet, Fräulein Popinot, die Tochter des Herrn Anselme Popinot, der Deputierter von Paris und Maire eines Arrondissements ist.

Die Entdeckung David Séchards ist in die französische Papierfabrikation eingegangen wie die Nahrung in einen großen Körper. Dank der Einführung von Ersatzstoffen für die Lumpen kann Frankreich das Papier billiger als irgendein Land Europas herstellen. Aber es gibt, wie David Séchard vorausgesagt hatte, kein holländisches Papier mehr. Früher oder später wird man ohne Zweifel eine königliche Papiermanufaktur errichten müssen, wie man les Gobelins, Sèvres, die Teppichfabrik Savonnerie und die Königliche Druckerei errichtet hat, die bisher den Schlägen trotzen konnten, die ihnen die Bourgeoisvandalen versetzt haben.

David Séchard wird von seiner Frau geliebt, ist Vater von zwei Söhnen und einer Tochter und hat den guten Geschmack gehabt, von seinen Versuchen nie zu sprechen. Eva war klug genug, ihn dazu zu bringen, auf den furchtbaren Beruf der Erfinder, dieser Mosesnaturen, die von ihrem feurigen Busch auf dem Horeb verzehrt werden,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu verzichten. Er beschäftigt sich zur Erholung mit den Wissenschaften, aber er führt das glückliche, behagliche Leben des Grundbesitzers, der sein Gut bewirtschaftet. Nachdem er dem Ruhm ein für allemal den Rücken gekehrt hatte, begab er sich tapfer in die Reihen der Träumer und Sammler: er widmet sich der Entomologie, studiert die bisher so wenig bekannten Metamorphosen der Insekten, die die Wissenschaft nur in ihrem letzten Stadium kennt.

Alle Welt hat von den Erfolgen Petit-Clauds als Generalprokurator gehört; er ist der Rivale des berühmten Vinet de Provins, und sein Ehrgeiz geht dahin, erster Präsident des Appellationsgerichts in Poitiers zu werden.

Cérizet wurde oft wegen politischer Vergehen verurteilt und hat viel von sich reden machen. Er war der kühnste unter den vorgeschobenen Posten der liberalen Partei und wurde ‚der tapfere Cérizet' genannt. Als der Nachfolger Petit-Clauds ihn zwang, seine Druckerei in Angoulême zu verkaufen, suchte er auf der Bühne in der Provinz eine neue Existenz, die sein Talent als Schauspieler hätte glänzend machen können. Eine erste Liebhaberin zwang ihn, nach Paris zu gehen, um bei der Wissenschaft Mittel gegen die Liebe zu suchen, und er versuchte dort, aus der Gunst der liberalen Partei Kapital zu schlagen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

INHALT DES FÜNFTEN BANDES

VERLORENE ILLUSIONEN. ZWEITER TEIL
EIN GROSSER MANN AUS DER PROVINZ IN PARIS. ZWEITER TEIL . . . . . 1—184
DIE LEIDEN DES ERFINDERS . . . . . 185—435

DIE VERLORENEN ILLUSIONEN SIND ENTSTANDEN 1835—1843

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DIE ÜBERSETZUNG DIESES BANDES
BESORGTE HEDWIG LACHMANN. DER
DRUCK ERFOLGTE IN DER SPAMER-
SCHEN BUCHDRUCKEREI ZU LEIPZIG

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf